Helene Charlotte von Friedland

geb: v. Lestwitz.

geb: 1755. gest: d. 23ten Febr: 1803.

D. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische

Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,

und der Kunstgeschichte,
in alphabetischer Ordnung;

Zuerst fortgesetzt
von

Friedrich Jakob Floerken,
nunmehr von
Heinrich Gustav Flörke,
Mitgliede einiger gelehrten Gesellschaften.

Hundert und siebenter Theil,

welcher die Artikel Papieradel bis Pasternak enthält.
Nebst 6 Kupfertafeln auf $1\frac{3}{4}$ Bogen.

Mit Königl. Preußischen und Königl. Sächsischen Privilegien.

Berlin, 1807.
In der Buchhandl. des Königl. Preuß. Geh. Commercien-Rathes
Joachim Pauli.

E IV 10/18

P. P.

Papieradel, der Adel, d. i. die adeliche Würde, welche sich nicht auf Geburt, sondern auf Erhebung vermittelst einer Urkunde gründet; der Briefadel, Buchadel. Ingleichen mehrere auf diese Art geadelte Personen.

Papierbaum, ein Nahme der gemeinen Seetraube, Coccoloba uvifera Linn., eines Baumes, welcher auf den Caraibischen Inseln wächst, und auf dessen Blätter man vermittelst eines eisernen Griffels schreiben kann.

Papierbirke, der Nahme einer nordamerikanischen Birkenart, Betula papyracea Aiton., deren Rinde dem Papiere ähnlich ist.

Papierbleiche, eine Anstalt, den Lumpenbrey, welcher zum Papiermachen bestimmt ist, oder auch

die schon geformten Bogen vermittelst der oxygenirten Salzsäure oder auf andere Art zu bleichen, d. i. ihnen einen größeren Grad von Weiße zu geben. S. im Art. Papier, Th. 106, S 586 fl.

Papierblume, Xeranthemum Linn., s. Spreublume.

Papiercyperngras, oder **Papierschilf**, Cyperus Papyrus Linn., s. im Art. Papier, Th. 106, S. 492 fl.

Papierdrucker, darunter versteht man nicht die Buchdrucker, Kupferdrucker ꝛc. sondern diejenigen, welche mit in Holz geschnittenen oder metallenen Formen auf Papier drucken. Diese haben ihren Ursprung den im Reiche florirenden Kattunfabriken zu danken, indem sie sich ehemahls der abgesetzten Kattunformen bedienten, und sie aufs Papier gebracht haben, als welches noch auf den alten fabricirten Papieren, wo zu einem Papier die Form mehr als einmahl aufgesetzt wurde, zu sehen ist. Nach der Zeit haben sich Verleger und Fabrikanten gefunden, welche mit Formen, die nach der Größe des Papiers eingerichtet waren, haben drucken lassen; wozu sie hernach mehr als eine Form, je nachdem viele Farben auf den Bogen kommen sollen, gebrauchten. Man findet auch Sorten, vornehmlich in Frankreich, wo die Farben nach dem Drucke eingemahlt sind; und dann wieder andere, wo durch geschnittene Patronen, nach Art der Kartenmacher, die bunten Farben auf den Grund gelegt werden. Und eben hiervon hat man auch in Sachsen Gebrauch gemacht. Nächst dieser Sorte werden nicht weniger sowohl einfarbige als auch bunte, marmorirte, gewässerte, geflößerte, und englische Sorten verfertiget, worin die Blumen nicht nur aus freyer

Hand,

Hand, sondern auch mit Formen eingedruckt werden. Alle diese Sorten sind von dem Türkischen Papier und von dem Goldpapier verschieden. Letztere Sorten werden ebenfalls zum Theil mit metallenen Formen gedruckt, nachdem die Papiere erstlich einen farbigen Grund, und zwar entweder einen einfarbigen oder einen vielfarbigen Grund durch Patronen (und dieses nennt man Broccatpapier) bekommen. Diese werden mit geschlagenem Metall belegt, und warm eingepreßt, wie etwa die Buchbinder ihre goldenen Figuren auf die Bücher machen. Noch ist eine zweyte Sorte Goldpapier vorhanden, welches von dem Abgang des obgedachten Metalls, der auf dem Reibstein zu einer Masse gemacht worden, auf Formen getragen, und auf einen einfarbigen Grund gebracht wird, seinen Nahmen hat. Von den feinsten Drap d'Or- und Drap d'Argentpapieren wäre noch zu gedenken, daß nach dem Drucke die Blumen und Figuren mit bunten Farben nach der Schattirung aus freyer Hand gemahlt werden.

Papierer, im Oberdeutschen, so viel als Papiermacher.

Papierfabrike, richtiger, **Papiermanufaktur**, ein Ort oder eine Anstalt, wo Papier in Menge bereitet wird. Unter **Papiermühle** denkt man sich gewöhnlich eine kleinere Anstalt dieser Art. S. den Art. **Papier**, Th. 106, S. 790 fl.

Papierfärber, s. im Art. **Papier**, Th. 106, S. 724. 734. 745. Auch die sogenannten Briefmahler werden öfters **Papierfärber** genannt.

Papierfilze, s. im Art. **Papier**, Th. 106, S. 656 fl.

Papierformen, s. daselbst S. 648 fl.

Papiergeld, hierunter versteht man überhaupt diejenigen Papiere, welchen die Eigenschaft des von

Hand zu Hand, ohne förmliche Uebertragung, gehenden Geldes beygelegt ist. Im eigentlichen Sinne des Wortes sind es Anweisungen auf baares Geld, gegen welche jeder Besitzer bey der Bank bares Geld einwechseln kann; oder vielmehr können sollte. Wenn es von einer Bank in Umlauf gesetzt ist, von welcher Private Eigener sind, so ist es ein **Privat-Papiergeld**; wenn es aber von einer Bank in Umlauf gesetzt wird, von welcher der Staat Eigener ist, so ist es ein **Staatspapiergeld**. Es hat bloß einen Nenn- oder Zahlwerth, keinen dem Nennwerthe entsprechenden inneren Werth, und ist nicht eine allgemein beliebte Waare für die ganze cultivirte Welt; deshalb wird bey dem Staatspapiergelde Credit des Staats erfordert, um es im Umlaufe zu erhalten, und deshalb ist es an die Grenzen seines Staats gebunden. Weil es an die Grenzen des Staates gebunden ist, so muß so viel baares Geld aus dem inneren Verkehre des Staates hinausgehen, als Papiergeld in Umlauf gesetzt ist, und das Papiergeld kann in einem Staate nur bis zu der Summe des baaren Geldes, die mit der ganzen Masse Waaren im Gleichgewichte steht, vermehrt werden, ohne sich von dem baaren Gelde loszureißen.

Im weiteren Sinne begreift man unter **Papiergeld** außer den genannten Bankzetteln aber auch die eigentlichen Staatspapiere, als die **Steuerscheine, Rescriptions-Pfandbriefe**, so wie die **Actien** und alle die **Obligationen**, welche als Geld cursiren, und ein Gegenstand des Handels sind. Sie gründen sich auf Anleihen von Handelsgesellschaften, Regierungen, auswärtigen Mächten, Staaten und Herrschaften, deren erborgtes Capital unter einer gewissen An-

zahl

zahl Theilnehmer vertheilt ist. Ihr Werth beruhet vornähmlich auf dem Credit des Ausstellers, der sich auf dessen Vermögensstand und gute Verwaltung gründet. Unter Actien versteht man gewöhnlich solche, wo die Theilnehmer an allen Vortheilen der Gesellschaft, als diejenigen der Ostindischen und andern Handelsgesellschaften sind, Antheil haben, aber auch allen Verlust derselben tragen müssen, indem sie keine andre Sicherheit haben, als den Fond der Gesellschaft. Der Gewinn oder die Ausbeute, die sie davon ziehen, ist steigend und fallend, und wird die Dividende genannt. Die Actien von jährlichen Zinsen haben ein sicheres und gewisses jährliches pro Cent, welches der Staat garantiret hat. Es heißen daher Coupons diejenigen Interessenquittungen, die z. E. einer Actienobligation, Rentenobligation, einem herrschaftl. oder landschaftl. Versicherungsschein und so weiter angefügt sind, und die man von Zeit zu Zeit, so wie die Interessen verfallen sind, und gezahlet worden, von der Obligation oder dem Versicherungsschein abschneidet, um gegen Auslieferung einer solchen abgeschnittenen Quittung das Geld vom Cassierer in Empfang zu nehmen.

Nachdem die Cultur in Europa eine höhere Stufe erreicht hatte, die drey Gewerbe, Gewinnung, Veredlung und Handel, sich in den Staaten von einander abgesondert hatten, und jedes Gewerbe eine Menge Menschen ausschließlich beschäftigte: so setzte sich der Handel vorzüglich an den Küsten des Mittelländischen Meeres fest, ließ hier mehrere große Handelsstädte, vorzüglich Venedig und Genua entstehen, und dehnte seinen Wirkungskreis über die ganze Welt aus. In diesen Handelsstädten fing man nun

zuerst an, die außerordentlichen Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten zu fühlen, welche, bey einem ausgebreiteten Handel, mit dem Gebrauche der edlen Metalle als Geld verbunden sind, und man erfand mehrere Mittel die eine Erleichterung gewährten. Zur Erleichterung auswärtiger Zahlungen wurden Wechsel, und zur Erleichterung der Zahlungen in den Städten, wurde zuerst in Venedig eine Girobank, und hernach in Genua 1407. eine Zettelbank errichtet. Es wurde von den Kaufleuten in diesen Handelsorten das baare Geld, welches sie zu ihrem Handel gebrauchten, größten Theils an einen sichern Ort hingelegt, und dann entweder über das Geld, welches die Interessenten niedergelegt hatten, Rechnung geführet; demjenigen, der etwas zu bezahlen hatte, von seinem Gelde, welches er in der Bank liegen hatte, so viel, als er zu bezahlen hatte, abgeschrieben, und dem, dem mußte bezahlt werden, zu seinem Gelde so viel zugeschrieben; oder es wurden anstatt des niedergelegten Geldes bloße Zettel, mit der Anweisung auf eine gewisse Summe Geldes, die bey der Bank gegen baares Geld konnten umgewechselt werden, in Umlauf gesetzt. Durch die erstere Einrichtung entstand dann eine Girobank, und durch die letztere eine Zettelbank. Die genauere Einrichtung der Zettelbank in Genua war folgende: eine Gesellschaft von Kaufleuten vereinigte sich, und ein jeder gab eine Actie, d. h. eine gewisse Summe Geldes her, wofür er Miteigener der Bank wurde. Diese ganze Summe baaren Geldes wurde an einen sichern Ort niedergelegt, und anstatt des baaren Geldes, welches ruhig in der Bank liegen blieb, wurden nun Anweisungen

auf

auf eine eben so große Summe, in Zetteln in Umlauf gesetzt; und auf den Bankzetteln wurde den Besitzern derselben angezeigt, daß sie gegen diese Zettel bey der Bank eben so viel baares Geld einwechseln könnten, als der Zahlwerth des Bankzettels anzeigte. Wenn nun einer seine Bankzettel der Bank präsentirte und baares Geld dafür verlangte, so zahlte die Bank ohne Anstand aus. Durch diese Zettelbank entstand also ein wahres **Papiergeld**; das baare Geld lag ruhig in der Bank, und anstatt seiner circulirte ein leichtes Zeichen des baaren Geldes, Papierstückchen mit dem Nenn- oder Zahlwerthe oder mit der Anweisung auf baares Geld.

Von Genua aus, wo, wie gesagt, die erste Zettelbank errichtet wurde, verbreitete sich dieses Institut, nach der Entdeckung von Amerika, und des Weges nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung, nach mehreren Handelsorten von Europa, und außer Europa, und die Zettelbanken an diesen Handelsorten wurden alle nach dem Muster der genuesischen errichtet. Alle diese Zettelbanken waren aber nur bloß **Privatzettelbanken**, weil sie von einer Gesellschaft Privaten errichtet waren, welche die Eigener der Bank waren, und das Papiergeld, welches von ihnen in Umlauf gesetzt wurde, war nur ein Privatpapiergeld, es hatte zwar allgemeinen Gebrauch für den ganzen Staat, aber es war von einer Bank in Umlauf gesetzt, von welcher Private Eigener waren.

Im vorigen Jahrhunderte wurde nun aber dieses zur Erleichterung des Handels ursprünglich errichtete Institut von mehreren Staaten nachgeahmt, und es wurden Zettelbanken errichtet, von welchen der Staat Eigener war. Staats-

schulden gaben die Hauptveranlassung zur Errichtung dieser Banken. Man wollte entweder durch Hülfe der Bank die Staatsschulden tilgen, oder in der Bank eine unerschöpfliche Geldquelle haben. Die Zettelbanken wurden entweder so errichtet, daß von der Staatsgewalt eine gewisse Summe baaren Geldes als Fond in die Bank niedergelegt wurde, und nun Anweisungen auf eine weit größere Summe, in Bankzetteln, oder Banknoten, Transportzetteln, Assignationen, oder wie sonst die Zettel benannt waren, in Umlauf gesetzt wurden, oder daß der Staat eine Privatbank, die er schon auf das äußerste gemißbraucht hatte, in ihren letzten Zügen an sich nahm, und den Eigenern der Bank ihre Actien auszahlte. In beyden Fällen wurde der Staat Eigener der Zettelbank, die Zettelbank eine Staatszettelbank, und das Papiergeld, welches von derselben in Umlauf gesetzt wurde, ein Staatspapiergeld.

Staatspapiergeld ist also weiter nichts, als Anweisungen auf baares Geld, welche von einer Zettelbank, von welcher der Staat Eigener ist, in Zetteln in Umlauf gesetzt sind, und welche jeder Besitzer bey der Bank gegen baares Geld umwechseln kann, oder doch können sollte.

Der ganze Unterschied zwischen Privatpapiergeld und Staatspapiergeld besteht also darin, daß das Privatpapiergeld von einer Zettelbank in Umlauf gesetzt wird, von welcher Private, die den Fond dazu hergegeben haben, Eigener sind, das Staatspapiergeld aber von einer Zettelbank in Umlauf gesetzt wird, von welcher der Staat Eigener ist.

So unbedeutend dieser Unterschied auch auf den ersten Blick scheinen mag, so ist er doch

in

in seinen Folgen von der größten Wichtigkeit. Eine Privatzettelbank kann für den Staat nie die nachtheiligen Folgen haben, wenn sie gemißbraucht wird, wie eine Staatszettelbank. Sie kann wenn sie ihr Geschäft übertrieben hat, ihr Fond erschöpft ist, und sie nicht mehr realisiren kann, nicht fortdauern auf bloßen Credit der Bank; so bald sie aufhört zu realisiren ist sie bankerott. Eine Staatszettelbank kann aber ohn Realisement auf bloßen Credit des Staates fortbestehen, und den ganzen Staat zu Grunde richten.

Aus dem Begriffe des Staatspapiergeldes ergibt sich nun auch der Unterschied, zwischen Staatspapiergelde, und Staatsobligationen oder Staatspapieren. Staatspapiergeld, sind bloße Anweisungen auf baares Geld, hingegen Staatspapiere sind Bescheinigungen, daß dem Staate Geld geliehen ist, und bringen Zinsen ein.

Durch eine Staatszettelbank entsteht nun also ein wahres Staatspapiergeld, welches mit dem baaren Gelde gleich circuliret; es ist aber von dem baaren Gelde sehr unterschieden. Das baare Geld hat einen Nennwerth, und einen dem Nennwerthe entsprechenden inneren Werth, der an demselben haftet, das Papiergeld hat aber bloß einen Nennwerth, keinen dem Nennwerthe entsprechenden inneren Werth, der an demselben haftet, sondern statt des inneren Werthes, der bey dem baaren Gelde an dem Gelde haftet, hat es bloß eine Anweisung auf den, dem Nennwetthe entsprechenden inneren Werth in baarem Gelde. Es haftet an demselben kein anderer Werth, als der des Stückchens Papier, auf welches die Anweisung gedruckt ist. Wenn

baares Geld gegen Waaren ausgehandelt wird, so wird Werth gegen Werth ausgehandelt, je nachdem der Preis einige Abweichungen macht; wenn aber Waaren gegen Papiergeld ausgehandelt werden, so wird nicht Werth gegen Werth ausgehandelt, sondern Werth gegen eine bloße Anweisung auf einen Werth, gegen welche der wahre Werth an baarem Gelde nur kann eingewechselt werden.

Weil nun an dem Staatspapiergelde kein dem Nennwerthe entsprechender innerer Werth haftet, sondern bloß eine Anweisung auf einen Werth an baarem Gelde: so ist durchaus nöthig, daß, wenn diese bloße Anweisung auf baares Geld dem baaren Gelde gleich circuliren soll, der Besitzer dieses bloßen Zeichens des baaren Geldes, die größte Wahrscheinlichkeit hat, daß gegen diese Anweisung der wahre Werth an baarem Gelde auch wird ausbezahlt werden. Diese Wahrscheinlichkeit von Seiten des Besitzers eines Bankzettels, ist nun der Credit des Staates Je näher diese Wahrscheinlichkeit an Gewißheit grenzt, je weniger Gründe nähmlich da sind, die an der Bezahlung zweifeln lassen, desto größer ist der Credit des Staates. Je näher aber von der andern Seite diese Wahrscheinlichkeit an Ungewißheit grenzt, je mehr Gründe nähmlich da sind, die an der Bezahlung zweifeln lassen, desto geringer ist der Credit des Staates.

Wenn also ein Staat eine Zettelbank errichten will, und das Papiergeld dem baaren Gelde gleich circuliren soll, so ist durchaus nöthig, daß dem Papiergelde Credit verschafft werde, daß nähmlich bey den Besitzern der Bankzettel die größte Wahrscheinlichkeit hervorgebracht wer-

werde, gegen die Bankzettel baares Geld einwechseln zu können. Diese Wahrscheinlichkeit bey den Besitzern der Bankzettel, oder überhaupt der Credit der Bankzettel kann nur dadurch hervorgebracht werden, daß die Staatsbank offene Casse hält, und jedem, der Papiergeld bringt, um dagegen baares Geld einzuwechseln, das baare Geld ohne allen Anstand hingibt, oder realisirt. Durch das prompte Realisement, und durch die mit dem Papiergelde verbundene Bequemlichkeit wird dann erst bewirkt, daß gegen die Auswechselung gar kein Zweifel mehr herrscht, und das Papiergeld mit dem baaren Gelde gleich circulirt. Wenn nun aber nicht durch eine offene Casse der Credit begründet wird, so ist es nicht möglich, daß das Papiergeld mit dem baaren Gelde gleich circuliren kann. Denn so groß auch die Bequemlichkeit ist, die mit dem Papiergelde verbunden ist, so fehlet ihm doch der Credit, die Wahrscheinlichkeit, daß baares Geld dafür kann eingewechselt werden, und diese Ungewißheit bey den Besitzern der Bankzettel muß dann natürlich bewirken, daß der Preis derselben unter Pari mit dem baaren Gelde fällt, oder daß sich das Papiergeld von dem baaren Gelde losreißt. Denn das baare Geld hat einen dem Nennwerthe entsprechenden inneren Werth, das Papiergeld hat aber anstatt des inneren Werthes bloß eine Anweisung auf einen inneren Werth, und bey dieser Anweisung ist es noch ungewiß, ob das baare Geld je dagegen wird bezahlt werden. Es ist alsdann kein eigentliches Papiergeld da, sondern vielmehr Staatsschuldscheine, von denen es ungewiß ist, ob und wann sie werden bezahlt werden. Der Preis des Papiergeldes muß

so

so tief unter Pari mit dem baaren Gelde fallen, als die Ungewißheit von Seiten der Besitzer an Gewißheit der Nichtbezahlung grenzt. Die nach dem siebenjährigen Kriege in Churſachſen in Umlauf geſetzten Caſſenſcheine riſſen ſich gleich von dem baaren Gelde los, und ihr Preis fiel 60 p. C. unter Pari mit dem baaren Gelde, weil keine Caſſe da war, bey welcher ſie gegen baares Geld konnten umgewechſelt werden. Eben ſo fielen die Aſſignaten in Frankreich gleich unter Pari mit dem baaren Gelde, und auch das Papiergeld welches von mehreren Staaten in Nordamerika ohne offene Caſſe in Umlauf geſetzt wurde.

Wenn ſich nun aber die Staatszettelbank, durch promptes Realiſement, in dem ganzen Staate Credit verſchafft hat: ſo bewirkt die Bequemlichkeit, die mit dem Papiergelde verbunden iſt, daß es keinem Beſitzer eines Bankzettels mehr einfällt, daß er nur den bloßen Nennwerth des Geldes in Händen hat. Die Bankzettel circuliren ungehindert durch den ganzen Staat mit dem baaren Gelde pari, ohne daß irgend einer Realiſement bey der Bank fordert. Die Bequemlichkeit kann ſogar bewirken, daß man anſtatt Papiergeld zu der Bank zu bringen, um baares Geld dafür einzuwechſeln, baares Geld zu der Bank hinbringt, um Papiergeld dafür einzuwechſeln. Als die Wiener Stadtbank, welche aber unter dieſem Nahmen Zettelbank des ganzen öſtreichiſchen Kaiſerthums iſt, weil das ganze öſtreichiſche Kaiſerthum Eigener der Bank iſt, noch in ihrem vollen Flore ſtand, ſo kamen Leute genug zu der Bank, die gegen baares Geld Bankzettel von der Bank einwechſeln wollten, aber keine die gegen Bankzettel

zettel baares Geld einwechseln wollten. Eben dieses war auch der Fall bey der in Frankreich 1716. von Law errichteten Bank, wie sie noch in ihrem Flore war.

Es kann endlich der Credit der Banknoten durch die Bequemlichkeit die mit ihrem Gebrauche verbunden ist, so hoch steigen, daß sie im Verkehre gegen baares Geld mit Agio verwechselt werden. Die Bankzettel der Lawbank in Frankreich thaten eine Zeitlang 2 p C. Agio gegen baares Geld, und die österreichischen Bankzettel schwankten, bevor die Bank noch gemißbraucht war, gegen das baare Geld mit einem Agio von 2 bis 3 p. C.

Aus diesem folgt nun: daß, wenn das Staatspapiergeld einmahl den allgemeinen Credit für sich hat, dasselbe mehr durch den Credit des Staates überhaupt, d. h. durch die große Wahrscheinlichkeit, daß der Staat bezahlen kann, mit dem baaren Gelde gleich erhalten wird, als durch eine offene Casse; weil bey einer Staatsbank nie wie bey einer Privatbank gänzlicher Bankerott zu befürchten ist. Sachsen liefert hiervon ein merkwürdiges Beyspiel. Die Cassenscheine wurden in Umlauf gesetzt zur Zeit, wie der Staat mit Schulden beladen, und der Credit des Staates sehr schwach war. Sie rissen sich deshalb auch gleich von dem baaren Gelde los, und ihr Preis fiel 60 p. C. unter Pari mit dem baaren Gelde. Durch Abbezahlung der Schulden, hob sich aber der Staatscredit allmählich wieder, und mit steigendem Credite des Staates stieg auch der Preis der Cassenscheine allmählich dem Pari mit dem baaren Gelde näher, und vor diesem letzten Kriege, wo der Credit des Staates ganz wieder hergestellt war, circulir-

culirten sie mit dem baaren Gelde ganz pari, ungeachtet keine Casse da war, bey welcher sie gegen bares Geld hätten umgewechselt werden können.

Eine Privatzettelbank hingegen muß ihren Credit, so wie der Kaufmann, durch eine offene Casse und promptes Realisement erhalten; so bald sie aufhört zu realisiren, so ist der Bankerott da. Es ist dann, wenn der Fond der Bank erschöpft ist, gar keine Hoffnung mehr da, daß das Papiergeld je wird realisirt werden, und es muß nothwendig in sein Nichts zurückfallen. Hierin liegt der wichtige Unterschied zwischen einer Privatzettelbank und einer Staatszettelbank.

Weil nun das baare Geld einen dem Nennwerthe entsprechenden inneren Werth hat, weil es die allgemein beliebte Waare für die ganze Welt ist, weil die in einem Staate circulirende Geldmasse ein Theil der Universal-Geldmasse der ganzen Welt ist, und weil im großen Handel der Staaten unter einander, das Geld bloß nach dem reinen Gehalte an feinem Metalle gerechnet wird, Schlagschatz und Legierung für nichts gelten: so ist das ausgemünzte Geld eines Staates nicht an die Grenzen desselben gebunden, sondern kann durch die ganze Welt circuliren; wie dieses denn auch bey mehreren Münzsorten der Fall ist, wie z. B. bey den holländischen Ducaten, bey den spanischen Piastern u. d. m. Wenn nun in einem Staate das Gleichgewicht zwischen Geld und Waaren zerstört ist, und der Geldpreis des baaren Geldes unter dem Metallpreise desselben steht; so wird dieses Gleichgewicht dadurch wieder hergestellt, daß baares Geld aus dem inneren Verkehre des Staates weggeschafft wird. — Ganz anders verhält es

sich

sich aber mit dem Staatspapiergelde. Das Staatspapiergeld hat nur einen Nennwerth, keinen dem Nennwerthe entsprechenden inneren Werth, sondern statt dessen nur eine Anweisung auf einen inneren Werth in baarem Gelde. Es ist nicht die allgemein beliebte Waare für die ganze cultivirte Welt, sondern nur eine Anweisung auf diese allgemein beliebte Waare, und wenn Waaren gegen Papiergeld ausgehandelt werden, so wird nicht, wie bey dem baaren Gelde, Werth gegen Werth ausgehandelt, sondern ein Werth gegen eine bloße Anweisung auf einen Werth in baarem Gelde. Weil nun das Papiergeld keinen dem Nennwerthe entsprechenden inneren Werth mit in den Verkehr bringt, sondern bloß eine Anweisung auf einen inneren Werth: so kann es auch nur da allgemein mit dem baaren Gelde gleich circuliren, wo es allgemein bekannt ist, wo es Credit hat, und wo es gegen baares Geld kann umgewechselt werden. Dieses ist nun bloß der Fall in dem Staate, von dessen Bank es in Umlauf gesetzt ist. Es kann folglich nur bloß in seinem Staate um die Bank, bey welcher es gegen baares Geld kann umgewechselt werden, und um die Staatscassen, bey welchen es mit dem baaren Gelde gleich angenommen wird, circuliren. Außerhalb seines Staates kann es mit dem baaren Gelde nicht gleich fortkommen, sondern ist strenge an die Grenzen desselben gebunden.

So wie nun aber jede Waare in einem Staate, wo sie gar nicht gebraucht wird, doch einen Handelsartikel ausmachen kann, dort gekauft wird, um sie mit Vortheil wieder zu verkaufen: so kann auch das Papiergeld, obwohl es im Auslande nicht als Geld circuliren kann,

doch als Handelsartikel im auswärtigen Handel vorkommen. Es wird wohl von ausländischen Kaufleuten gekauft, aber diese kaufen es nur, um es mit Vortheil wieder zu verkaufen. So kann man z. B. fast an allen bedeutende Handelsorten Staatspapiergeld von allen Staaten, die Zettelbanken haben, kaufen. Weil nun die ausländischen Kaufleute an dem Papiergeld gewinnen wollen, so ist ganz natürlich, daß der Preis desselben im Auslande unter Pari mit dem baaren Gelde fallen muß. Folglich kann man die Regel aufstellen: daß das Papiergeld gegen das baare Geld im ausländischen Verkehre verliert.

Wenn nun in einem Staate baares Geld und Papiergeld zugleich, und gleich circuliren, so sind auch beyde zugleich dem Schwanken des Geldpreises unterworfen, welches dadurch bewirkt wird, daß das Gleichgewicht zwischen Geld und Waaren zerstört ist. So bald nun das Gleichgewicht zwischen Geld und Waaren im inneren Verkehre eines Staates zerstört ist, und der Metallpreis der ganzen Masse Geldes, welches gegen Waaren angebothen wird, größer ist, als der Werth der ganzen Masse Waaren, welche gegen Geld angebothen werden: so fällt der Geldpreis des Geldes unter den Metallpreis, und der Preis der Waaren steigt über ihren Werth hinaus. Das Gleichgewicht wird dann dadurch wieder hergestellt, daß Geld aus dem inneren Verkehre des Staats weg, und Waaren hineingeschafft werden. Jetzt ist nun Papiergeld und baares Geld zugleich da, das Papiergeld ist an seine Grenzen gebunden, es muß also baares Geld aus dem inneren Verkehre weggeschafft werden, und dadurch stellt

sich

sich dann das Gleichgewicht zwischen Geld und Waaren wieder her.

Aus diesem folgt nun weiter, daß, wenn in einem Staate Gleichgewicht zwischen Geld und Waaren vorhanden ist, und nun die Staatszettelbank eine etwas bedeutende Quantität Papiergeldes in Umlauf setzt, ohne von der Masse baaren Geldes, welche im Verkehre ist, eben so viel heraus zu nehmen, auch dadurch das Gleichgewicht zwischen Geld und Waaren muß zerstört werden, und der Geldpreis des Geldes überhaupt fallen muß. Dieses Gleichgewicht wird alsdann dadurch wieder hergestellt, daß durch den Grenz- und Haupthandel baares Geld ins Ausland, oder überhaupt aus dem Verkehre weggeschafft wird, weil das Papiergeld an die Grenzen des Staates gebunden ist. Und weil nur das Gleichgewicht durch Wegschaffung des baaren Geldes wieder hergestellt wird, so folgt hieraus der Grundsatz: daß jedesmahl, wenn von der Staatszettelbank neues Papiergeld in Umlauf gesetzt wird, ohne eben so viel baares Geld aus dem Verkehre wegzunehmen, so viel baares Geld ins Ausland, oder überhaupt aus der Circulation herausgehen muß, als die Masse Geldes, die mit der Masse Waaren im Gleichgewichte stand, durch dieses neue Papiergeld vermehrt ist. Wenn die ganze Masse Geldes, die im inneren Verkehre eines Staates mit den Waaren im Gleichgewichte steht, 50 Millionen Fl. beträgt, und wenn von diesen 50 Millionen 10 Mill. Fl. aus der Circulation herausgehoben, und anstatt dieser, 10 Millionen Fl. in Bankzettel in Umlauf gesetzt werden: so wird das Gleichgewicht nicht zerstört, es bleiben 50 Millionen Fl. im Umlaufe. Wenn nun aber nach-

her noch 10 Millionen Fl. in Bankzettel in Umlauf gesetzt werden, ohne 10 Mill. baares Geld aus der Circulation zu heben: so ist dadurch das Gleichgewicht zwischen Geld und Waaren zerstört, und es sind nun 10 Mill. Fl. zu viel im Umlaufe. Diese 10 Mill. Fl., die nun zu viel im Umlaufe sind, müssen durch baares Geld aus dem inneren Verkehre weggeschafft werden, und dann stellt sich das Gleichgewicht wieder her. Und so muß dann von den 50 Mill. Fl. baaren Geldes, die im Umlaufe sind, jedesmahl, wenn die Staatszettelbank neues Papiergeld in Umlauf setzt, so viel baares Geld aus dem Verkehre hinausgehen, als Papiergeld in Umlauf gesetzt wird.

Aus diesem ergibt sich nun die Beantwortung der Frage, **wie sehr die Masse Staatspapiergeldes in einem Staate kann vermehrt werden, ohne daß der Preis des Papiergeldes unter Pari mit dem baaren Gelde fällt,** oder ohne daß sich das Papiergeld von dem baaren Gelde losreißt, d. h., nicht mehr mit dem baaren Gelde zu gleichem Preise circulirt. Nähmlich: in einem jeden Staate kann nur eine so große Masse Geldes im Verkehre seyn, als das Gleichgewicht zwischen Geld und Waaren erfordert. Wenn diese Masse dadurch vermehrt wird, daß von der Staatszettelbank neues Papiergeld in Umlauf gesetzt wird, so wird das Gleichgewicht zwischen Geld und Waaren zerstört, und es muß dann, um dasselbe wieder herzustellen, immer so viel baares Geld ins Ausland gehen, oder doch aus dem inneren Verkehre herausgezogen, und in den Geldkasten der Privaten verborgen werden, als die Geldmasse durch das neue Papiergeld vermehrt ist. Wenn nun

immer

immer so viel baares Geld aus dem inneren Verkehre eines Staats hinausgeht, als Papiergeld hineinkommt; so kann also nur so lange baares Geld aus der Circulation herausgehoben werden, bis gar keins mehr da ist. Und es folgt also hieraus, daß die Masse Papiergeldes auf diese Art zu der Summe des baaren Geldes, welche mit der Masse Waaren im inneren Verkehre im Gleichgewichte steht, kann vermehrt werden, ohne daß das Gleichgewicht zwischen Geld und Waaren zerstört wird, und ohne daß der Preis des Papiergeldes unter Pari mit dem baaren Gelde fällt, oder sich von dem baaren Gelde losreißt. Wenn also im inneren Verkehre eines Staats 50 Millionen Fl. mit der ganzen Masse Waaren im Gleichgewichte stehen, so können diese 50 Mill. Fl. so lange aus dem inneren Verkehre ins Ausland und in die Geldkasten der Privaten verdrängt werden, bis 50 Mill. Fl. Papiergeld an ihre Stelle getreten sind.

Ist nun das Papiergeld in einem Staate bis zu dieser größten Summe vermehrt, so besteht zwar das Gleichgewicht zwischen Geld und Waaren noch fort, aber es steht sehr gefährlich, und der Staat hat eine große Schwäche erhalten. Das baare Geld ist das kräftigste Mittel, mit welchem der Staat seine Macht in und außerhalb seiner Grenzen kann geltend machen, und alle Mittel schnell und wirksam herbeyschaffen kann, welche sein Zweck fordert. Ist dieses nun aus dem Staate verschwunden, und fordert eine unvorhergesehene Kriegsgefahr durchaus baares Geld, so ist schon die größte Verlegenheit da. — Dann ferner: das Gleichgewicht zwischen Geld und Waaren ist zwar noch da, aber wie äußerst schwach sind die Stützen, auf welchen

es ruhet. Wie leicht kann nicht ein Zufall eintreten, der den Credit des Staats schwächt! wie leicht kann ein Zufall in den Welthändeln dem Handel eine andere Richtung geben, welche die Grenzen dieses Staats nicht berührt! In beyden Fällen wird das Gleichgewicht zerstört, und das Papiergeld muß sich von dem baaren Gelde losreißen; und mit dem Losreißen des Papiergeldes von dem baaren Gelde sinkt dann der Staat in einen Wirbel, aus welchem er ohne gewaltsame Mittel nicht zu retten ist.

Wenn nun aber das Papiergeld über die Summe, die mit den Waaren im Gleichgewichte steht, von der Staatszettelbank vermehrt wird, so muß, weil das baare Geld an die Grenzen des Staats gebunden ist, das Gleichgewicht zwischen Geld und Waaren zerstört werden, und zerstört bleiben; das Papiergeld muß sich von dem baaren Gelde losreißen, und der Preis desselben unter Pari mit dem baaren Gelde stehen bleiben. Nun fängt für den Staat eine Reihe von Folgen an, an deren Ende, wenn nicht früh genug Hülfe geschafft wird, der Ruin des Staates steht.

Zu diesen nachtheiligen Folgen gehören nun

1. **Das Steigen aller Preise.** So bald sich das Papiergeld in einem Staate von dem baaren Gelde losgerissen hat, und der Preis desselben unter Pari mit dem baaren Gelde gefallen ist, so wirken drey Ursachen zusammen, daß die Preise aller Waaren steigen; 1 die zu große Masse Geldes, die im inneren Verkehre des Staates circuliret; 2. weil die inländischen Waaren die Concurrenz für sich erhalten, und 3. weil die Abgaben erhöht werden müssen.

Im

Im inneren Verkehre eines jeden Staates muß der Metallpreis der ganzen Masse Geldes (oder wenn Papiergeld da ist, die Anweisungen auf den Metallpreis), welches gegen Waaren angebothen wird, mit dem Werthe der ganzen Masse Waaren, welche gegen Geld angebothen werden, im Gleichgewichte stehen. So bald dieses Gleichgewicht auf der einen, oder andern Seite zerstört ist, so wird durch den Preis ersetzt, was an Werth oder Metallpreis fehlet. Ist nun das Gleichgewicht auf der Seite der Waaren zerstört, so daß der Werth der Masse Waaren gröſser ist, als der Metallpreis der Masse Geldes: so steigt der Preis des Geldes, und der Preis der Waaren fällt. Wenn aber umgekehrt der Metallpreis der ganzen Masse Geldes gröſser ist, als der Werth der ganzen Masse Waaren, so fällt der Preis des Geldes, und der Preis der Waaren steigt. Wenn nun dadurch, daß die Staatszettelbank das Papiergeld über die Summe des baaren Geldes, die mit den Waaren im Gleichgewichte steht, vermehrt hat, das Gleichgewicht zwischen Geld und Waaren zerrissen ist, und jetzt der Metallpreis, oder vielmehr die Anweisungen auf den Metallpreis, der ganzen Masse Geldes, gegen den Werth der ganzen Masse Waaren, die gegen Geld angebothen werden, zu groß ist: so bewirkt diese zu große Masse Geldes, und der sinkende Credit des Staates, daß der Preis des Papiergeldes unter Pari mit dem baaren Gelde fällt, der Wechselcurs über Pari hinaussteigt, und sich allgemein gegen den Staat wendet. Die Kaufleute, die Waaren aus dem Auslande kaufen, berechnen den Preis um welchen sie die Waaren wieder verkaufen, immer nach dem Wechselcurse;

dieser Preis ist nun über Pari gestiegen, sie müssen also auch das, was sie am Curse verlieren, auf ihre Waaren schlagen, und die Preise der Waaren erhöhen. Die übrigen Gewerbe, Gewinner und Veredler sind nun diejenigen, an welche die Kaufleute ihre Waaren größten Theils absetzen, diese müssen nun alle Waaren, die sie von den Kaufleuten kaufen, theurer bezahlen, sie müssen also auch die Preise ihrer Producte erhöhen, und zwar um so viel, als sie die Waaren, die sie von den Kaufleuten kaufen, theurer bezahlen müssen; oder wenn sie zu befürchten haben daß sie ihren Absatz durch das Steigern der Preise verlieren, ihre Producte um so viel schlechter machen. Der Arbeiter der nun Alles, was er zu seinen Bedürfnissen gebraucht, theurer bezahlen muß, kann nun mit seinem Arbeitslohne nicht mehr seine Bedürfnisse bestreiten, er muß also auch mehr Arbeitslohn fordern. Und so müssen denn, so bald der Preis des Papiergeldes unter Pari mit dem baaren Gelde gefallen ist, alle Preise um so viel steigen, als der Preis des Papiergeldes unter Pari mit dem baaren Gelde gefallen ist. Dadurch wird denn im inneren Verkehre wieder ein Gleichgewicht, aber nur ein Gleichgewicht des Preises, zwischen Geld und Waaren hergestellt. Die Geschichte der Staaten, welche Zettelbanken haben, bestätigt dieses hinlänglich. So bald sich in Frankreich, Dännemark, Schwedeu, Oestreich und in Nordamerika das Papiergeld von dem baaren Gelde losgerissen hatte, stiegen die Preise aller Waaren von dem Diamanten bis zu dem Schwefelholze. Die Preise der Waaren in diesen Staaten stiegen aber nicht in dem Verhältnisse, wie der Wechselcurs über Pari hinausstieg, sondern

dern immer höher. Im Juni 1804 war der Wiener Wechselcurs noch erst 35 p. C. über Pari hinaus gestiegen, die Preise aller Waaren waren aber schon über 50 p. C. gestiegen. Vor dem Jahre 1798 schwankte der Preis eines Pfundes Rindfleisch in Wien und Linz zwischen 6 und 7 Kreutzern, der Preis eines Pfundes Lichter zwischen 16 und 18 Kreuzer, und im Juni 1804 kostete das Pfund Rindfleisch in den beyden Städten schon 11 Kreutzer und das Pfund Lichter schon 27 Kreutzer, also schon über die Hälfte mehr; und in diesem Verhältnisse waren alle Preise gestiegen. In Schweden stiegen nach dem Jahre 1734 die Preise der Waaren nicht in dem Verhältnisse, in welchem der Wechselcours über Pari stieg, sondern immer höher. Auch in Frankreich nach dem Jahre 1788, und wahrscheinlich wird dieses auch in Spanien der Fall gewesen seyn. Der niedrige Preis des Geldes, kann also nicht die alleinige Ursache seyn, die das Steigen der Preise bewirkt; denn, wenn dieses wäre, so müßten die Preise der Waaren in dem Verhältnisse steigen, wie der Wechselcurs über Pari hinaussteigt. Es müssen also noch andere Ursachen zugleich wirken, welche die Preise in die Höhe treiben; und diese sind denn: daß die inländischen Waaren die Concurrenz für sich erhalten, und daß die Auflagen müssen erhöht werden.

So bald das Papiergeld sich von dem baaren Gelde losgerissen hat, so wirken drey Ursachen zusammen, daß die inländischen Waaren die Concurrenz für sich bekommen, nähmlich: die Stockung des Grenzhandels, die Einschränkung einer Classe von Unterthanen, und die Stockung des großen Handels mit dem Auslande. Und die

Concurrenz für die inländischen Waaren bewirkt, daß die Preise steigen.

a. Stockung des Grenzhandels.

Das baare Geld eines Staates ist ein Theil der Geldmasse der ganzen Welt. Es ist eine allgemein beliebte Waare mit welcher die Unterthanen eines Staates auf ausländischen Märkten erscheinen können. Wenn nun in einem Staate das Papiergeld so sehr vermehrt ist, daß sich das Papiergeld schon von dem baaren Gelde losgerissen hat, so ist alles baare Geld aus dem inneren Verkehre verdrängt; es circulirt theils im Auslande, theils schimmelt es in den Geldkasten der Privaten. Die Unterthanen haben folglich kein Geld mehr in Händen, welches allgemein beliebt ist, sondern bloß Papiergeld, welches strenge an die Grenzen seines Staates gebunden ist, und mit diesem können sie nicht auf auswärtigen Märkten erscheinen. Jeder Staat steht nun aber mit fremden Staaten auf eine zweyfache Art im Verkehre; durch einen großen Handel, und durch einen Grenzhandel. Der große Handel beschäftigt sich vorzüglich mit dem Einkaufe und Verkaufe größerer Massen von Waaren zur Befriedigung der Bedürfnisse, und des Luxus, und die Bezahlung in diesem Handel geschieht größten Theils durch Wechsel, nur in sehr wenigen Fällen mit baarem Gelde. Der Grenzhandel, der gewöhnlich bedeutender ist, als allgemein geglaubt wird, beschränkt sich aber bloß auf den Kauf und Verkauf von kleineren Partien Waaren, vorzüglich solcher, die zu den nothwendigeren Bedürfnissen gehören. Zu diesem Handel ist durchaus baares Geld nöthig, denn die Partien Waaren sind zu klein, und diejenigen, die ihn treiben, zu wenig mit dem

Wech-

Wechselgeschäfte bekannt, als daß hierbey das Wechselgeschäft könnte angewendet werden. Die Unterthanen an der Grenze haben nun aber kein anderes Geld in Händen, als Papiergeld, oder allenfalls noch etwas unbedeutende Scheidemünze, welches von den Ausländern im Handel nicht angenommen wird. Baares Geld kann aus dem Auslande nicht wieder auf die Grenzen zurückkehren; denn, weil in dem Staate schon eine übergroße Masse Papiergeldes circulirt, so wird durch Reisende, und durch nothwendigen Verkehr mit dem Auslande immer so viel Papier und schlechte Scheidemünze über die Grenzen gebracht, daß, wenn Inländer im Auslande etwas verkaufen, sie mit dem Gelde ihres Staates bezahlt werden, und wenn Ausländer im Inlande etwas kaufen, sie mit dem Gelde dieses Staates bezahlen; folglich kann kein baares Geld zurückkehren. Auf den Grenzen aller Länder um das Kaiserthum Oestreich ist genug von dem östreichischen Gelde zu haben (in Regensburg sind mehrere die sich fast allein damit beschäftigen, den Reisenden das baare Geld gegen östreichische Bankzettel umzuwechseln), aber auf den östreichischen Grenzen ist kein baares Geld der benachbarten Länder zu haben; es ist wohl da, aber es ist nicht im Umlaufe. Weil nun die Inländer auf den Grenzen kein baares Geld haben, und keins auf die Grenzen zurückkehren kann, so können sie auch aus dem Auslande keine Waaren kaufen, die Ausländer bringen auch keine Waaren in den Staat hinein, weil sie mit schlechtem Gelde bezahlt werden; folglich muß der Grenzhandel mit dem Auslande ganz aufhören. Der Grenzhandel von Oestreich hat auch fast ganz aufgehört. Weil nun durch den

Grenzhandel keine Producte aus dem Auslande eingeführt werden, und alle Waaren, die sonst im Auslande gekauft wurden, jetzt müssen im Inlande selbst gekauft werden: so müssen natürlich auch die inländischen Waaren dadurch die Concurrenz mehr für sich bekommen. In der Stockung des Grenzhandels liegt also eine Ursache, daß die inländischen Waaren die Concurrenz für sich haben.

b. An die Stockung des Grenzhandels schließt sich nun an, daß die Classe von Unterthanen, welche bestimmte Einkünfte in Gelde haben, sich einschränken müssen. So bald sich das Papiergeld von dem baaren Gelde losgerissen hat, so ist das gewöhnliche Mittel, um das Papiergeld dem baaren Gelde gleich zu erhalten, daß durch strenge Agiotage-Gesetze alles Agiotiren mit dem Papiergelde untersagt wird, und das Papiergeld dem baaren Gelde ganz gleich gesetzt wird. Dieses ist wenigstens in allen Staaten, in welchen sich das Papiergeld von dem baaren Gelde losgerissen hat, Rußland und Nordamerika ausgenommen, geschehen. In Schweden wurde sogar der Wechselcurs durch Gesetze festgesetzt. Solche Gesetze sind nun natürlich in Rücksicht des Preises des Papiergeldes ohne alle Wirkung, weil der Gegenstand der Gesetze außer den Grenzen der Macht der gesetzgebenden Gewalt liegt; aber sie haben für die Classe von Unterthanen, welche von bestimmten Einkünften in Gelde leben, eine ganz außerordentliche Wirkung. Durch Gesetze ist nähmlich das Papiergeld dem baaren Gelde gleich gesetzt; diejenigen, die in Gelde bestimmte Einkünfte haben, dürfen sich also auch nicht weigern das Papiergeld dem baaren Gelde gleich anzunehmen; wenigstens ist

ihre

ihre Weigerung ohne Wirkung. Sie werden nun, weil nichts als Papiergeld im Umlaufe ist, mit Papiergeld bezahlt, der Preis des Papiergeldes ist aber schon unter Pari mit dem baaren Gelde gefallen, folglich erhalten sie um so viel weniger, als der Preis des Papiergeldes unter Pari mit dem baaren Gelde gefallen ist. Die Preise aller Waaren, die sie zu ihren Bedürfnissen gebrauchen, sind nun aber gestiegen, sie können also mit ihren Einkünften ihre Ausgaben nicht mehr bestreiten, und sind gezwungen, sich einzuschränken. Die erste Einschränkung fällt nun natürlich darauf, daß sie anstatt der ausländischen theuren Waaren zu ihren Lebensbedürfnissen und zum Luxus, inländische wohlfeilere gebrauchen. Dadurch, daß nun inländische Waaren an die Stelle der ausländischen gesetzt werden, wird die Consumtion der inländischen Waaren größer, und die größere Consumtion der inländischen Waaren bewirkt, daß die inländischen Waaren die Concurrenz mehr für sich bekommen. Folglich bewirkt die Einschränkung der Classe von Unterthanen, die von in Gelde bestimmten Einkünften leben, daß die inländischen Waaren die Concurrenz mehr für sich bekommen. Seit dem Jahre 1798 hat in Oestreich die Consumtion der ausländischen Weine und anderer ausländischen Waaren um die Hälfte abgenommen, die Consumtion des Cichorien = Caffee's und anderer wohlfeilerer inländischen Producte hat aber dagegen unglaublich zugenommen. Auch in Schweden war, nach dem Stockholmer Zollregister, in den Jahren, wo das Papiergeld so tief unter dem baaren Gelde stand, die Einfuhr der ausländischen Waaren zu den Lebensbedürfnissen und zum Luxus über die

Hälfte

Hälfte geringer, als in den vorherigen Jahren, die Consumtion inländischer Producte hatte aber außerordentlich zugenommen, vorzüglich die des Branntweins.

c. Stockung des großen Handels.

Mit den beyden angeführten Ursachen wirkt nun die dritte, die Stockung des größeren Handels zugleich. Weil nähmlich eine große Classe von Unterthanen da ist, die sich einschränken muß, und diese Einschränkung vorzüglich auf ausländische Waaren fällt; so können auch die Kaufleute nicht mehr so viel ausländische Waaren absetzen, und sie schaffen also auch nicht mehr so viel von denselben herbey. Dann tritt noch eine Ursache ein, welche den größeren Handel hemmt und diese ist: daß in allen Staaten, in welchen sich das Papiergeld von dem baaren Gelde losgerissen hat, die Auflagen auf die Einfuhr ausländischer Waaren müssen sehr erhöhet werden, aus Ursachen, die erst in der Folge deutlich werden; in Oestreich und in Schweden sind die Auflagen auf die Einfuhr ausländischer Waaren verdoppelt. Weil nun durch die Einschränkung der Classe von Unterthanen, die von bestimmten Einkünften in Gelde leben, und durch die erhöhten Auflagen auf die Einfuhr fremder Waaren, der größere Handel sehr gehemmt ist: so werden auch durch den größeren Handel nicht mehr so viel ausländische Waaren eingeführt, die mit den inländischen concurriren können, und die inländischen Waaren müssen also auch durch diese Hemmung des größeren Handels die Concurrenz mehr für sich gewinnen.

Die drey Ursachen, die Stockung des Grenzhandels, die Einschränkung der Classe von Unterthanen, die von bestimmten Einkünften in

Gelde

Gelde leben, und die Stockung des größeren Handels, wirken also zusammen, daß die inländischen Waaren die Concurrenz immer mehr für sich gewinnen. Es ist nun die Regel, daß so bald Waaren die Concurrenz für sich haben, die Preise derselben steigen müssen, folglich muß auch diese Ursache, daß die inländischen Waaren die Concurrenz für sich gewinnen, mit dem niedrigen Preise des Papiergeldes zusammen wirken, daß alle Preise in die Höhe getrieben werden.

An diese beyden Ursachen des Steigens der Preise schließt sich nun die dritte Ursache des Steigens der Preise, nähmlich die Erhöhung der Abgaben. Es ist schon angeführt worden, daß, so bald der Preis Papiergeldes unter Pari mit dem baaren Gelde fällt, die Staatsgewalt durch Agiotage Gesetze das Papiergeld mit dem baaren Gelde im Preise gleich erhalten will. So unwirksam diese Gesetze auch in Hinsicht des Pageldes sind, so haben sie doch für den Staat die Folge, daß dem Staate seine Einkünfte nach dem Nennwerthe mit Papiergeld bezahlt werden, ungeachtet das Papiergeld schon unter Pari mit dem baaren Gelde gefallen ist, und der Staat muß es für voll annehmen. Weil nun das Papiergeld schon unter Pari mit dem baaren Gelde gefallen ist, so erhält der Staat zwar noch eben so viel Einkünfte, dem Nennwerthe nach, aber nicht mehr so viel dem inneren Werthe nach, sondern um so viel weniger, als der Preis des Papiergeldes unter Pari mit dem baaren Gelde gefallen ist. Der Staat hat nun aber zweyerley Ausgaben, in Gelde bestimmte, und unbestimmte, die sich nach den Preisen der Waaren und Arbeit richten. Die bestimmten Ausgaben kann er nun zwar noch nach dem Nennwerthe

bezahlen, aber die unbestimmten sind jetzt, weil alle Preise gestiegen sind, um so viel größer, als die Preise gestiegen sind; die Einkünfte sind nun aber noch dieselben wie vorhin, der Staat kann also mit der zu den unbestimmten Ausgaben bestimmten Summe die Ausgaben nicht mehr bestreiten, es muß nothwendig ein Deficit bey den Finanzen entstehen. Dieses Deficit muß nun dadurch gedeckt werden, daß die Abgaben erhöht werden. Die Abgaben können nun nicht von den letzten Verzehrern gehoben werden, sie müssen von Kaufleuten und Gewinnern gehoben werden, und diese schlagen sie denn wieder auf ihre Waaren. Dadurch, daß die Abgaben auf die Waaren geschlagen werden, muß natürlich der Preis der Waaren auch wieder steigen; und so ist also die Erhöhung der Abgaben wieder eine Ursache des Steigens der Preise.

So bald sich also das Papiergeld von dem baaren Gelde losgerissen hat, so wirken drey Ursachen, die zu große Masse Geldes im Verkehre, die Concurrenz für die inländischen Waaren, und die erhöhten Abgaben zusammen, daß alle Preise in die Höhe getrieben werden.

Die hohen Preise können nun nicht nur nicht wieder zurückfallen, weil der Grund ihrer Höhe darin liegt, daß das Gleichgewicht zwischen Geld und Waaren zerstört ist, und daß, weil das Papiergeld an die Grenzen seines Staates gebunden ist, das Gleichgewicht nicht wieder hergestellt werden kann; sondern die Preise müssen immer noch höher steigen, weil, wenn sich einmahl das Papiergeld von dem baaren Gelde losgerissen hat, die Ursachen, welche das Steigen bewirken, immer vergrößert werden; welches sich aus dem Folgenden deutlich ergeben wird.

wird. Die Geschichte der Staaten, in welchen sich das Papiergeld von dem baaren Gelde losgerissen hat, bestätigt auch hinlänglich, daß die Preise, so bald die Ursache ihres Steigens in der zu großen Masse Papiergeldes liegt, immer höher steigen. Nachdem sich 1734 in Schweden das Papiergeld von dem baaren Gelde losgerissen hatte, stiegen die Preise aller Waaren, und stiegen nach und nach immer höher, ohne wieder zurück zu fallen, bis durch Anstalten des Staates das Gleichgewicht zwischen Geld und Waaren wieder hergestellt wurde; und nachdem das Gleichgewicht wieder zerrissen wurde, stiegen auch die Preise wieder, und zwar immer höher. In Frankreich fingen nach dem Jahre 1788, wo die Assignaten zuerst in Curs kamen, die Preise aller Waaren an zu steigen, und stiegen immer höher, so daß im Jahre 1795 1 Pfund Brot schon gegen 50 Livres und 1 Pfund Fleisch gegen 200 Livres kostete. Nach dem Jahre 1798 fingen die Preise im ganzen Kaiserthum Oestreich an zu steigen, und stiegen immer höher, so daß sie 1804 schon über die Hälfte höher standen, als vor dem Jahre 1798.; und diejenigen Waaren, deren Preise nicht gesteigert sind, sind auch um so viel schlechter geworden. Die seit mehreren Jahren fortdauernden Klagen über Theurung und Hungersnoth aus Spanien, können wohl keinen anderen Grund haben, als daß wegen der ungeheuren Menge Papiergeldes, welche in Spanien circulirt, die Preise sehr gestiegen sind, und der Handel in Stockung gerathen ist.

Da nun das Papiergeld immer tiefer unter Pari mit dem baaren Gelde fällt, die Preise aller Waaren immer höher steigen; so dringt sich atens die Frage auf: **welche nachtheilige Folgen**

da-

dadurch für den Staat entstehen, in welchem das Papiergeld übermäßig vermehret ist?

Wenn in einem Staate das Papiergeld sich wegen der übergroßen Masse, und wegen des sinkenden Credits des Staates von dem baaren Gelde losgerissen hat, die Preise aller Waaren wegen des niedrigen Preises des Papiergeldes, wegen der Concurrenz für die inländischen Waaren, und wegen der Erhöhung der Abgaben gestiegen sind, und strenge Agiotagegesetze da sind, die mit Gewalt das Papiergeld mit dem baaren Gelde in gleichem Preise erhalten wollen: so erhält der Staat, weil die Abgaben gewöhnlich mit Gelde bezahlt werden, seine Abgaben jetzt mit Papiergelde bezahlt. Der Preis des Papiergeldes ist nun aber schon unter Pari mit dem baaren Gelde gefallen, folglich erhält der Staat zwar noch eben so viel Einkünfte dem Nennwerthe nach in Papiergeld, aber nach dem Preise des baaren Geldes um so viel weniger, als das Papiergeld unter Pari mit dem baaren Gelde gefallen ist.

Nun hat aber ein Staat, wie schon gesagt, zweyerley Ausgaben, feste, in Gelde bestimmte, und unbestimmte, die sich nach dem jedesmahligen Preise der Waaren und der Arbeit richten. Die unbestimmten Ausgaben sind in den verschiedenen Staaten sehr verschieden, in jedem Staate betragen sie aber über die Hälfte aller Staatsausgaben. Weil nun die unbestimmten Ausgaben sich nach den Preisen richten, so muß der Staat auch, wenn die Preise der Waaren gestiegen sind, zur Bestreitung seiner unbestimmten Ausgaben, um so viel mehr ausgeben, als die Preise gestiegen sind. Wenn nun in einem Staate der Preis des Papier-

piergeldes unter Pari mit dem baaren Gelde gefallen ist, so steigen alle Preise. Durch das Steigen der Preise werden also auch die unbestimmten Ausgaben des Staates vergrößert, der Staat nimmt aber nicht mehr ein wie vorher, vielmehr noch weniger; er kann also auch mit dem zu den unbestimmten Einkünften bestimmten Theil seiner Einkünfte die Ausgaben nicht mehr bestreiten, und es muß nothwendig bey den Finanzen ein Deficit entstehen.

Das Fallen des Papiergeldes, und das Steigen der Preise bewirkt also, daß der Staat bey seinen unbestimmten Ausgaben ein Deficit hat. Die bestimmten Ausgaben, werden nun zwar noch nach dem alten Nennwerthe bezahlt, aber es wird um so viel weniger bezahlt, als der Preis des Papiergeldes unter Pari mit dem baaren Gelde gefallen ist.

Das entstandene Deficit muß nun auf eine doppelte Art gedeckt werden: zuerst für das Jahr, in welchem es entstanden ist, und dann für die Zukunft; es muß nähmlich dafür gesorgt werden, daß das Deficit in den folgenden Jahren nicht wieder entsteht. Für das Jahr in welchem es entstanden ist, kann es nur auf eine zweyfache Art gedeckt werden; entweder durch Anleihen, oder durch neues Papiergeld. Anleihen machen, hat seine große Schwierigkeiten, weil, wenn das Papiergeld schon so tief unter dem baaren Gelde steht, der Credit des Staates in Rücksicht der verzinslichen Schulden auch schon sehr geschwächt ist, und die verzinslichen Staatspapiere auch schon unter ihrem Zahlwerthe stehen. Jeder weigert sich dem Staate Geld zu leihen, theils wegen des sinkenden Credits, theils weil alte Staatspapiere weit wohlfeiler sind;

die östreichischen Obligationen stehen z. B., abgerechnet daß sie mit Banknoten bezahlt werden, doch alle wenigstens 10 p. C. unter ihrem Zahlwerthe. — Der Staat muß also wohl zu dem anderen Mittel schreiten, um sein Deficit zu decken, welches ohnehin auch viel bequemer ist als das erstere und so viel neues Papiergeld in Umlauf setzen, als das Deficit beträgt.

Nun muß aber auch das Deficit für die Folge gedeckt werden, es müssen Einrichtungen gemacht werden, welche die Einkünfte des Staates um so viel vergrößern, als das Deficit beträgt. Dieses kann nur dadurch geschehen, daß um so viel mehr Abgaben von den Unterthanen gehoben werden, als das Deficit beträgt. Die Auflagen müssen also erhöht werden.

Um das durch das Fallen des Papiergeldes, und Steigen der Preise entstandene Deficit zu decken, muß also neues Papiergeld in Umlauf gesetzt werden, und die Auflagen müssen erhöht werden. Die zu große Masse Papiergeldes im Verkehre, und die hohen Abgaben sind nun aber zwey Hauptursachen, daß der Preis des Papiergeldes unter Pari mit dem baaren Gelde fällt, und daß alle Preise steigen; denn durch die zu große Masse Papiergeldes wird das Gleichgewicht zwischen Geld und Waaren zerstört, der Preis des Geldes fällt, und der der Waaren steigt; und die hohen Abgaben werden auf die Waaren geschlagen. Wenn also der Staat neues Papiergeld in Umlauf setzt, und die Auflagen erhöht, so gibt er dadurch zwey der Hauptursachen, daß das Papiergeld wieder tiefer fallen, und die Preise höher steigen müssen; denn dadurch daß das Papiergeld vermehret wird, fällt der Preis desselben auch wieder tiefer

tiefer unter Pari mit dem baaren Gelde, und das Fallen des Papiergeldes, und daß die Abgaben auf die Waaren geschlagen werden, bewirken daß die Preise steigen. In dem Fallen des Papiergeldes, und in der Erhöhung der Abgaben liegen nun aber auch alle drey Ursachen, die bewirken, daß die inländischen Waaren die Concurrenz mehr für sich bekommen, und daß also auch aus diesem Grunde die Preise wieder steigen müssen. Folglich bringt der Staat, dadurch daß er das entstandene Deficit auf die nöthige Art deckt, selbst wieder alle drey Ursachen hervor, welche die Preise in die Höhe treiben. Die erhöhten Preise bewirken dann wieder, daß der Staat mit seinen Einkünften die Ausgaben nicht bestreiten kann, und daß also wieder ein neues Deficit bey den Finanzen entsteht. Um dieses Deficit zu decken, muß der Staat nun wieder alle drey Ursachen setzen, die die Preise in die Höhe treiben, die erhöhten Preise bewirken wieder ein neues Deficit, und so muß immer fort bey den Finanzen ein neues Deficit entstehen, und der Staat muß immer fort, um das Deficit zu decken, wieder selbst die Ursachen geben *), daß ein neues Deficit entsteht. Der Staat befindet sich also mit seinen Finanzen in einem Wirbel, er arbeitet immer fort aus demselben herauszukommen, durch die Arbeit werden aber die Kräfte immer mehr geschwächt; er muß sich um neue Kräfte zu erhalten immer tiefer in den Wirbel hinein begeben, und muß so zuletzt nothwendig von dem Wirbel verschlungen werden, wenn er nicht

*) Zu den Ursachen die der Staat selbst gibt, gesellen sich nun auch noch Unterschleife, und Verfälschungen des Papiergeldes, und helfen auch mit das Deficit vergrößern.

durch wirksame Mittel aus demselben herausgerissen wird.

Die Geschichte bestätigt nun auch wieder die Wahrheit von diesem. In Schweden fand sich nach dem Jahre 1734, in welchem die Preise wegen des zu sehr vermehrten Papiergeldes zuerst anfingen zu steigen, jährlich bey den Finanzen ein Deficit von wenigstens 2 Millionen Thaler Silberm., und von der Zeit an sind die außerordentlichen Abgaben auch immerfort erhöht. Seit dem Jahre 1799, vielleicht noch früher, hat sich bey den östreichischen Finanzen jährlich ein Deficit gefunden, welches sehr bedeutend gewesen seyn muß, weil seit der Zeit die Abgaben im ganzen Kaiserthum Oestreich außerordentlich erhöht sind. Auch in Dännemark fand sich von 1780 bis zur Zeit wo der Preis des Papiergeldes durch Einrichtungen der Regierung wieder gebessert wurde, jährlich ein Deficit bey den Finanzen, und die Abgaben wurden von Jahr zu Jahr erhöht. Zur Zeit der Assignate in Frankreich kann kaum von einem Deficit die Rede seyn, weil das Deficit größer war, als die Einnahme.

Das unausbleiblich wieder entstehende Deficit bey den Finanzen, muß nun natürlich zur Folge haben, daß, da das Deficit immerfort durch neues Papiergeld, und durch erhöhte oder neue Abgaben gedeckt wird, die Schuldenlast des Staates sich immerfort anhäuft, und die Quellen, aus welchen die Abgaben gehoben werden, immer mehr erschöpft werden.

So wie nähmlich das Papiergeld sich anhäuft, so häuft sich auch die Schuldenlast des Staates an; denn das Papiergeld ist jetzt, da es nicht mehr realisirt wird, in Staatsschuldscheine aus-

ausgeartet. Und so wie nun die Schuldenlast des Staates sich anhäuft, wird auch die Wahrscheinlichkeit, daß die Schulden werden bezahlt werden, schwächer, sie nähert sich immer mehr der Gewißheit der Nichtzahlung; der Credit des Staates muß also auch immer tiefer sinken. Mit dem Zunehmen der Masse des Papiergeldes, und mit dem Sinken des Credits des Staates, muß denn auch der Preis des Papiergeldes immer tiefer fallen, und endlich muß der Credit des Staates, unter dem Drucke der ungeheuren Schuldenlast, ganz absterben, und das Papiergeld in sein Nichts zurückfallen, und bloß den Werth behalten, den die Stückchen Papier haben, auf welchen die Anweisung gedruckt ist.

Weil nun die Einkünfte des Staates von den Staatsschulden, und von dem immer wieder entstehenden Deficite verschlungen werden: so bleibt von ihnen zur Errichtung solcher Anstalten, durch welche das schnellere Fortschreiten des Nationalreichthums befördert wird, nichts übrig. Die Hindernisse, die seinem Wachsthume entgegen stehen, werden nicht nur nicht gehoben, sondern ihm vielmehr noch neue entgegen gestellt. Der Gewinn der Unterthanen kann also auch nicht vergrößert werden; die Abgaben werden aber immer erhöht, folglich müssen diese immer empfindlicher werden. Und weil nun die Abgaben müssen immerfort erhöht werden, der Nationalreichthum, welcher die Quellen zu den Abgaben darbiethet, nicht im gleichen Maße gehoben wird: so müssen die Quellen aus welchen die Abgaben gehoben werden, auch immer mehr ausgeleert, und zuletzt ganz erschöpft werden.

Dadurch nun also, daß beständig ein neues Deficit bey den Finanzen entsteht, und dieses

Deficit gedeckt wird, wird der Staatscredit immer mehr geschwächt, dem Staate wird also auch das Mittel, durch welches in unvorhergesehenen Fällen die Staatszwecke nur allein mit einiger Sicherheit erreicht werden können, immer mehr benommen, und er wird immer mehr außer Stand gesetzt, um drohenden Kriegsstürmen mit der nöthigen Kraft trotzen zu können. — Dann werden auch dadurch, daß die Abgaben immer erhöht werden, die Mittel immer mehr verbraucht, durch welche der Staat seine Macht kann geltend machen. Und wenn nun endlich der Staatscredit unter dem Schutte des Papiergeldes begraben liegt, und alle Quellen der Einkünfte erschöpft sind: so tritt der Tausch an die Stelle des Handels, das Geld, das Hauptmittel, durch welches der Staat seine Macht kann geltend machen, ist verschwunden, und der Staat steht ohne Credit, ohne Kraft dem Spiele der Feinde und der Anarchie Preis. —

Dieses sind nun die Folgen, die dadurch entstehen, daß bey dem einen Theile der Staatsausgaben, bey den unbestimmten, immerfort ein neues Deficit entsteht.

Weil nun ferner die Staatsdiener, wenn sich das Papiergeld schon von dem baaren Gelde losgerissen hat, noch nach dem Nennwerthe des Papiergeldes bezahlt werden, alle Preise aber immer höher steigen: so können sie mit ihrem Einkommen, ihren Aufwand nicht mehr bestreiten, sie müssen sich entweder einschränken, oder Schulden machen, oder ein Nebengewerbe wählen. Welchen Weg sie nun auch einschlagen, so trennen sie sich doch immer mehr von dem Interesse des Staates, bis endlich die Staatsgewalt ohne Hülfe dasteht. Dieses sind vorzüglich die

die Folgen davon, daß die bestimmten Ausgaben noch immer nach dem alten Nennwerthe bezahlt werden, und nicht um so viel vermehrt werden, als der Preis des Papiergeldes unter Pari mit dem baaren Gelde gefallen ist.

Nun ist noch zu entwickeln übrig, welche Folgen durch die übergroße Masse Papiergeldes für den Nationalreichthum entstehen.

Je tiefer der Preis des Papiergeldes unter Pari mit dem baaren Gelde fällt, desto weniger kann der Nationalreichthum vermehrt werden; denn ein Theil der Capitalisten verarmet immer mehr, der andere Theil wird immer mehr verschuldet, und die Gewerbe, der Ackerbau und die Gewerbe, die inländische Producte verarbeiten, ausgenommen, gerathen immer mehr in Stocken. Zuletzt kann der Nationalreichthum nicht nur nicht mehr vergrößert werden, sondern er muß angegriffen werden.

Dieses alles ist so einleuchtend, daß es hier keiner weitläufigen Ausführung bedarf; denn weil, sobald das Papiergeld sich von dem baaren Gelde losgerissen hat, nur eine Classe von Unterthanen, die gewinnende, da ist, die so viel gewinnt, daß ihr Reichthum zunehmen kann, dagegen aber eine andere, die Capitalisten, theils ganz verarmt, theils sehr verschuldet wird, und durch die übrigen Gewerbe nicht so viel gewonnen wird, daß der Reichthum der Einzelnen dadurch vermehrt werden kann: so muß der Nationalreichthum auch immer mehr in seinem Wachsthume aufgehalten werden, und zuletzt, wenn das Papiergeld seinem Ruine nahe ist, wenn die Gewerbe, die Gewinnung ausgenommen, größten Theils ganz stocken, und wenn die Capitalisten dem Bettelstabe nahe sind, abnehmen. —

Dieses wird nun auch noch durch den Zinsfuß der Staaten, in welchen sich das Papiergeld von dem baaren Gelde losgerissen hat, bestätigt. Nähmlich: der Zinsfuß in einem Staate zeigt, so bald der Nationalreichthum nicht wächst, und steigt immer höher, je mehr jener abnimmt; hingegen fällt er, wenn der Nationalreichthum zunimmt, und fällt immer niedriger, je mehr er zunimmt. In Frankreich stieg zur Zeit der Assignate der Zinsfuß immer höher, so wie der Preis der Assignate fiel. In Schweden ist er auch immer höher gestiegen, und in Oestreich ist er seit 1798 schon über 3 p. C. gestiegen.

Weil nun der Nationalreichthum immer weniger zunimmt, und zuletzt abnimmmt: so versiegen auch der Staatsgewalt die Quellen, aus welchen sie die Mittel, ihre Macht geltend zu machen, ihre Einkünfte schöpfen kann, immer mehr. Es stehen ihr also auch immer weniger Einkünfte zu Gebothe, und sie kann auch immer weniger Anstalten treffen, die Staatszwecke zu erreichen.

Wenn nun Sicherheit gegen auswärtige und innere Feinde der Hauptzweck, und Cultur der Menschen und Erwerbung des Nationalreichthums die untergeordneten Zwecke des Staates sind, und wenn diese Zwecke von der obersten Staatsgewalt durch Einkünfte, durch treue und geschickte Staatsdiener, und durch Credit des Staates, nur allein, so viel wie sie überhaupt zu erreichen sind, können erreicht werden: so werfe man einen Blick auf einen Staat, in welchem die Staatszettelbank eine so große Masse Papiergeldes in Umlauf gesetzt hat, daß das Papiergeld sich von dem baaren Gelde losgerissen hat, und erwäge dann, wie sehr durch die

die Folgen der zu großen Masse Papiergeldes die Staatszwecke verfehlet werden. — Der Preis des Papiergeldes fällt immer tiefer, und die Preise aller Waaren steigen dagegen immer höher. Der Staat hat bey seinen Finanzen von Jahr zu Jahr ein neues Deficit, und um dieses Deficit zu decken, muß er selbst wieder Ursache geben, daß ein neues Deficit entsteht. Statt seine Schulden zu tilgen, und seinen Credit zu befestigen, muß der Staat sich von Jahr zu Jahr eine größere Schuldenlast aufbürden, und seinen Credit selbst immer mehr untergraben, bis er endlich ganz hinfällt, und in dem Schutte des in sein Nichts zurückgefallenen Papiergeldes vergraben wird.

Statt daß die Staatsdiener, welche die Staatsgewalt umgeben, immer festere Stützen derselben werden sollten, die von Kraft und Patriotismus beseelt, vereint dahin streben, die Staatszwecke zu erreichen, trennen sie sich immer mehr von dem Interesse des Staates. Ihr Mißvergnügen wird immer größer, ihre Anhänglichkeit an den Staat wird immer schwächer, ihr Eifer stirbt immer mehr ab, und ihre Geschicklichkeit tritt immer mehr in Widerspruch mit der, welche das Interesse des Staates fordert; bis endlich ihr Misvergnügen in Verzweiflung, ihre Anhänglichkeit in Haß, ihr Eifer in Hartnäckigkeit ausartet, und nun die Staatsgewalt ohne Stütze, ohne Hülfe, umgeben von einigen Schwächlingen, kraftlos da steht, und die scheußlichsten Leidenschaften zügellos um sie wüthen.

Statt den Nationalreichthum so viel möglich zu heben, ihn so viel möglich mit Auflagen zu verschonen, und nur so viel Abgaben zu heben, als der Hauptzweck des Staates fordert,

und zu den Anstalten, durch welche dem schnelleren Fortschreiten der Cultur und des Nationalreichthums der Weg gebahnt wird, nöthig ist: werden alle Kräfte, welche sein Fortrücken antreiben, immer mehr gelähmt, und er noch oben drein immerfort mit neuen drückenden Auflagen belegt. — Ein Gesetz, welches den Lauf der Natur hemmen will, macht aus Capitalisten theils Schuldner, theils Bettler. Statt daß alle drey Staatsgewerbe zugleich blühen sollten, steht eins in seiner vollen Blüthe da, und die beyden andern stehen zur Seite und darben.

Wenn man nun einen Blick auf die oberste Staatsgewalt wirft, und beherzigt, wie durch das Sinken des Preises des Papiergeldes ihr nach und nach die Mittel, durch welche sie die Staatszwecke erreichen kann, mehr aus den Händen gewunden werden, wie der Credit des Staates immer tiefer sinkt, wie die Staatsdiener sich immer mehr von ihrem Interesse trennen, und wie der Nationalreichthum, die Quelle, aus welcher sie die Mittel zu ihren Zwecken schöpfen kann, immer mehr erschöpft wird: so muß sich die Ueberzeugung aufdringen, daß sie immer mehr entkräftet wird, um den Hauptzweck des Staates (die Sicherheit) zu erreichen; was kann nun noch für die untergeordneten Zwecke des Staates übrig bleiben? Wenn nun, während dem die Stützen des Staates immer mehr unterwühlt werden, Stürme von feindlichen Mächten hinzutreten, und den Staat antoben, wo ist dann die Kraft, die stark genug ist, um solche Stürme zurück zu drängen? Muß dann nicht die Staatsgewalt den Staat der Willkühr der Feinde Preis geben? Wird dann nicht das schwache Staatsgebäude zusammentrümmern, und

bald

bald in Trümmern unter den benachbarten Zeptern umherliegen? — Aber wenn auch alle Feinde ruhen, und den immer tiefer sinkenden Staat seinem eigenen Schicksale überlassen, oder gar nur 12 bis 15 Millionen Gulden anwenden, — um den Ruin des Staates zu beschleunigen, und nun endlich alle Stützen des Staates vermodert hinfallen; der Staatscredit im Schutte des Papiergeldes vergraben wird, die Staatsdiener voll Verzweiflung gegen die Staatsgewalt sich empören, alle Quellen der Einkünfte erschöpft sind, ein dumpfes Mißvergnügen den größten Theil der Nation niederdrückt, und die Staatsgewalt ohne Kraft, verlassen da steht: muß dann nicht die Anarchie alle Bande zerreißen? muß dann nicht der Staat zusammenstürzen, und sich in ein anarchisches Gewühl auflösen?

Wenn man nun einen Blick auf einen Staat wirft, in welchem der Preis des Papiergeldes immer tiefer fällt, und alle Folgen, die damit verbunden sind, immer mehr eintreten; so muß sich die Frage aufdringen: **ist denn ein Staat, der auf diese Art seinem Ruine immer näher tritt, gar nicht zu retten?** Aus der Entwickelung der Folgen einer zu großen Masse Staatspapiergeldes ergibt sich von selbst die Antwort auf diese Frage: daß, wenn die Grundursache aller nachtheiligen Folgen gehoben wird, auch die Folgen aufhören müssen. Die Grundursache aller nachtheiligen Folgen die aus dem Mißbrauche einer Staatszettelbank entstehen, liegt nun in der gar zu großen Masse Papiergeldes, die im Umlaufe ist; wenn also so viel Papiergeld aus dem inneren Verkehre des Staates weggeschafft wird, daß der Preis des Papiergeldes

geldes dem Pari mit dem baaren Gelde wieder gleich kommt, und das Papiergeld und baares Geld wieder zugleich circuliren können: so hören auch alle nachtheilige Folgen von selbst wieder auf, und der Staat bekommt seine Kräfte bald wieder. **Durch welche Mittel aber das überflüssige Papiergeld aus dem Verkehre kann weggeschafft werden:** das ist eine ganz andere Frage. Es würde sehr viel gewagt seyn, wenn man es unternehmen wollte hier allgemeine Mittel vorzuschlagen, weil ein Staat tiefer gesunken ist, wie der andere, die Kräfte eines Staates ganz verschieden sind von den Kräften des anderen Staates, und fast jeder Staat andere Mittel darbiethet, die ihn von dem gänzlichen Ruine retten können. Daß solche Palliativmittel, wie gewöhnlich gebraucht werden, als Verringerung des Gehalts des baaren Geldes, strenge Agiotage-Gesetze, öffentliches Verbrennen einer unbedeutenden Summe Papiergeldes und Festsetzung der Preise durch Gesetze, nichts wirken können, vielmehr das Gegentheil bewirken müssen, bedarf kaum einer Erwähnung. Wir wollen uns deshalb auf die Beantwortung der Frage einschränken: **ob es möglich ist das Papiergeld allmählich zu tilgen?** nähmlich so: ob, wenn jährlich von den Einkünften des Staates ein Theil angewendet wird, um damit Papiergeld zu tilgen, ein wirksamer Erfolg kann gehofft werden?

Soll eine allmähliche Tilgung vorgenommen werden, so muß dieses natürlich dadurch geschehen, daß dahin gestrebt wird, daß von den Einkünften des Staates jährlich ein Ueberschuß bleibt, mit welchem Papiergeld kann getilgt werden. Aus der Entwickelung der Folgen des Papiergeldes ergibt sich nun aber, daß im ruhigen

gen Gange der Dinge, so bald das Papiergeld sich von dem baaren Gelde losgerissen hat, jährlich ein neues Deficit bey den Finanzen des Staates entstehen muß. Soll also das Papiergeld allmählich getilgt werden, so muß zuerst dahin gestrebt werden, daß das Deficit verhüthet wird, und dann daß ein Ueberschuß bey den Finanzen erlangt wird. Wenn dieses geschehen soll, so muß dafür gesorgt werden, daß die Einkünfte des Staates um so viel vergrößert werden, daß dadurch das Deficit verhüthet wird, und noch ein Ueberschuß zur Tilgung des Papiergeldes bleibt. Alle Einkünfte eines Staates fließen entweder aus den Abgaben, oder aus den Regalien und Domainen. Wenn nun ein Staat mehr Einkünfte haben will, so muß er diese aus den angeführten Quellen schöpfen, und dieses ist nur auf dreyerley Art möglich: entweder durch Erhöhung der Abgaben, oder durch Verbesserung der Regalien und Domainen, oder durch Ersparung. Soll also das Deficit verhüthet, und noch obendrein zur Tilgung des Papiergeldes ein Ueberschuß bey den Finanzen gewonnen werden, so muß sich der Staat auf einer dieser drey Arten mehr Einkünfte zu verschaffen suchen, sonst ist keine Möglichkeit da.

Wollte der Staat das erste Mittel wählen, und sich durch Erhöhung der Abgaben so viel Einkünfte mehr verschaffen, daß dadurch das Deficit verhüthet würde, und ein Ueberschuß zur Tilgung des Papiergeldes bliebe: so würde unausbleiblich die Folge davon seyn, daß, weil die Abgaben eine Hauptursache sind, daß die Preise aller Waaren steigen, so bald die Abgaben erhöht würden, diese auf die Waaren geschlagen, und die Preise wieder höher steigen würden. Der

Staat

Staat würde also dadurch auch bey seinen Finanzen, ein größeres Deficit bekommen, und nun das, was er an Einkünften mehr hebt, zur Deckung des Deficits gebrauchen müssen, und es würde nicht nur kein Ueberschuß zur Tilgung des Papiergeldes da seyn, sondern sogar noch ein neues Deficit; und durch dieses Deficit würden alle Folgen nur noch vergrößert werden. Durch Erhöhung der Abgaben ist also nicht möglich einen Ueberschuß zu gewinnen.

Wenn aber der Staat durch Verbesserung der Regalien und Domainen sich mehr Einkünfte verschaffen wollte, so würde dieses nicht minder Schwierigkeit haben. Es müßte nähmlich, wenn irgend ein Erfolg sollte zu hoffen seyn, zu den Verbesserungen vorher ein großes Capital angewendet werden, welches dann in der Folge immer einen größeren Gewinn abwerfen würde. In einem Staate, dessen Credit schon im Sinken ist, würde es schon immer eine sehr schwierige Frage seyn: woher dieses Capital sollte genommen werden? Durch Anleihen würde wohl schwerlich ein so großes Capital zu bekommen seyn; und gesetzt auch es würde mit Mühe aufgetrieben, so würde diese neue Schuldenlast dem Staatscredite auch wieder einen neuen Ruck geben (eben dieses würde erfolgen, wenn zu diesen Verbesserungen neues Papiergeld geschaffen würde), und die Einkünfte von den Verbesserungen würden doch nicht gleich in den ersten Jahren können gehoben werden. Und wenn auch der Staat nach einigen Jahren eine bedeutende Revenüe aus diesen Verbesserungen ziehen würde, so würden alsdann diese zur Deckung des Deficits müssen gebraucht werden, und zur Tilgung des Papiergeldes würde kein

Rest

Rest bleiben. Auf diese Art ist also auch nicht möglich einen Ueberschuß zu gewinnen.

Was nun die Ersparung betrifft, so bedarf es wohl kaum einer Erwähnung, daß dadurch kaum ein Ueberschuß zu gewinnen ist. Denn wenn der Staat, da er sich mit seinen Finanzen schon in dem Wirbel befindet, daß jährlich ein neues Deficit entsteht, und die Staatsdiener immer schlechter besoldet werden, auch eine Summe von einiger Bedeutung ersparen würde: so könnten dadurch für die Staatsverwaltung böse Folgen entstehen, und die Summe müßte am Ende doch zur Deckung des Deficits, und zur besseren Besoldung der Staatsdiener gebraucht werden.

Weil nun keine allmähliche Tilgung des Papiergeldes kann vorgenommen werden, so stehen einem Staate, in welchem sich das Staatspapiergeld, wegen der zu großen Masse die im Umlaufe ist, von dem baaren Gelde losgerissen hat, nur zwey Wege offen: entweder muß durch eine Finanzoperation, wozu jeder Staat eigene Mittel darbiethet, mit einem Mahle so viel Papiergeld weggeschafft werden, daß das Papiergeld mit dem baaren Gelde wieder zugleich und gleich circuliren kann, oder die Stützen des Staates werden immer mehr unterwühlt, und der Staat fällt zuletzt zusammen.

Eine Finanzoperation der Art macht man jetzt unter andern in Oesterreich, welche darin besteht, daß die Ungarischen Stände 20 Millionen Gulden von den Staatsschulden übernehmen, welchem Beyspiele die andern Provinzen wahrscheinlich auch folgen, und so den Credit des Staates wieder empor bringen werden, der durch

durch den letzten unglücklichen Krieg von 1805 noch tiefer, als im Jahre 1804 gesunken ist.

Außer diesen allgemeineren Betrachtungen über die Nützlichkeit und Schädlichkeit des Papiergeldes, welche ich aus dem unten genannten Werke des Herrn van Coeverden*) entlehnt habe, wird man hier noch die Gedanken des Herrn Geheimen Kriegsrathes von Beguelin mit Vergnügen lesen, der auf Veranlassung der öffentlich zur Sprache gebrachten Frage, ob die Einführung des Papiergeldes für den Preußischen Staat nicht nützlich sey? im Märzstücke der Jahrbücher der Preußischen Monarchie vom Jahre 1799 über diese Materie einen Aufsatz abdrucken ließ. Er sagt:

Ob es rathsam sey Papiergeld in einem Staate einzuführen, ist eine Frage die so wenig von einem Staatsmanne im Allgemeinen beantwortet werden kann, als von einem Arzte die Frage: ob China oder Antimonium gesund sey.

Papiergeld ist eine Medicin, die zu gehöriger Zeit, von einem vernünftigen Arzte, in verhältnißmäßiger Dosis eingegeben, einen kranken Staatskörper heilen, von einem Fuscher verschrieben, ihn tödten kann.

Papiergeld ist ein Zeichen, aber deswegen kann es nicht mit dem Gelde verwechselt werden, wenn gleich letzteres auch ein Zeichen ist; die Eigenschaften beyder sind völlig verschieden.

Das Geld ist in der ganzen Welt als das Zeichen von Waare und Arbeit angenommen worden, folglich gilt es allgemein. Das Papiergeld gilt eigentlich nur in dem Lande, wo es fabricirt wird. Die Metalle können nicht nach Gutdünken vermehrt werden. Von dem Gelde ist daher nicht zu befürchten, daß es durch überströmende Menge seinen Werth (sehr) verlieren werde. Ein Befehl des Fürsten kann dage-

*) Versuch einer Entwicklung der nachtheiligen Folgen einer gar zu grosen Masse Staatspapiergeldes für einen Staat. Von A. van Coeverden. Göttingen, bey Heinrich Dieterich, 1805. 176 S. 8.

dagegen Millionen und abermahls Millionen in Papiergeld hervorbringen.

Wenn man bedenkt, wie viel die Bergwerke von Amerika *) den Werth des Geldes in Europa haben sinken lassen, und wie der Ueberfluß der Werthzeichen den Besitzern der neuen Schätze gerade am schädlichsten geworden ist: so wird man daraus analogisch schließen können, was von einer übermäßigen Anhäufung des Papiergeldes zu befürchten sey.

Man sagt zwar, Papiergeld behalte seinen Werth, sobald die Hypothek desselben, das heißt, das Geld, welches durch das Papier repräsentirt wird, irgendwo sich befindet, und stets realisirt werden kann.

Aber man sey aufrichtig. Die wahre Politik erfordert, stets offen zu handeln, und der Unterthan trauet derjenigen Regierung, welche die Sprache der Wahrheit führt, am meisten. Der Regent, welcher dem Volke eine ganz feste sichere Hypothek für das ausgegebene Papiergeld geben kann, und die heilige Versicherung hinzufügen darf, daß er das Geld, welches durch das Papiergeld vorgestellt wird und anjetzt zur Hypothek im Schatze liegt, nie angreifen werde, der braucht gar kein Papiergeld.

Es gibt zwar hin und wieder Papiergeld, dessen Hypothek stets bereit liegt Dieses entstand aber bloß aus der Absicht, den Handel und die großen Remessen zu erleichtern. Die handelnde Welt weiß sehr richtig über das Zutrauen, das es verdient, und die Sicherheit die es gewährt, zu urtheilen; die Berliner Banknoten z. B. werden zuweilen mit Aufgelde bezahlt. Wollte man jedoch den Versuch machen, für 10 Millionen unter das Publikum zu bringen, so wäre ihr Credit verloren.

Wenn daher der Verfasser der Abhandlung über das Papiergeld in den Jahrbüchern behauptet; „daß, „wenn in dem Preußischen Staate dem Papiergelde „eine Hypothek auf den königlichen Schatz gegeben „würde, auch des furchtsamsten und geizigsten Men„schen Besorgnisse schwinden müßten;" so geht er offenbar zu weit. Auch ohne der geizigste und furchtsamste zu seyn, wird ein jeder leicht den Schluß ma-

*) Montesquieu beweist sehr deutlich, daß das Gold und Silber (Espr. de Loix LXXI Ch. 22) von Peru und Mexico Schuld an der Armuth Spaniens geworden.

machen, daß das Geld, das im Schatze liegt, und die Hypothek des cursirenden Papiergeldes ausmacht, zu irgend einem gegenwärtigen oder künftigen Gebrauche gesammelt sey. Die wahrscheinlichste Bestimmung ist, sich damit im Fall des Angriffs gegen seine Feinde zu vertheidigen. Gesetzt also, daß ein Krieg ausbräche, so würde die Hypothek des Papiergeldes allmählig vermindert werden, und mit der Zeit gänzlich verschwinden. Hätte man auch letzteres bis dahin in den königlichen Cassen gegen Metalle discontirt, so würde dieses doch aufhören müssen, und das Papiergeld schleunig sinken. Die Geschichte liefert uns mehrere dergleichen Beyspiele. Man weiß wie sehr der Credit der Amsterdammer Bank fiel, als Ludwig der XIV sich Holland näherte, und wenn im J. 1794 nur der Verdacht entstanden wäre, daß der Preußische Staat einen Thaler aus der Berliner Bank genommen, so würden augenblicklich alle Inhaber der Banknoten und Banco-Obligationen gesucht haben, sich davon los zu machen *).

Diese Materie zu erschöpfen, ist hier der Ort nicht. Stewart hat die Grundsätze derselben vortrefflich aus einander gesetzt, und die Geschichte liefert hinlänglich warnende Erfahrungen, welches Elend der Misbrauch dieses Hülfsmittels nach sich ziehen kann. So viel scheint mir ausgemacht, daß ein Staat, welcher eine ungünstige Balance wider sich hat und nicht etwa durch die Besorgniß eines bevorstehenden Krieges jede auch noch so mißliche Hülfsquelle zu benutzen genöthigt ist, ohne Papiergeld eine größere Wahrscheinlichkeit der Heilung für sich hat, als mit demselben, weil er eher wird gezwungen werden, über seinen wahren Zustand die Augen zu öffnen. Ein solcher Staat könnte, wenn er eine große Masse Papiergeld in Umlauf bringt, am Ende so weit kommen, daß nicht ein Thaler in edeln Metallen in demselben vorhanden bliebe. Er würde

*) Die im Frühlinge 1806 zuerst ausgegebenen Preußischen Treforscheine verlohren nach ausgebrochenem Kriege, besonders nach der Schlacht von Jena gleich etwas, und sanken im Laufe des Krieges bis auf 20 Procent Verlust herab. Jetzt, im Aug. 1807 verlieren sie noch 10 Procent, obgleich der Frieden schon seit mehreren Wochen geschlossen ist.

würde alsdann einem Kaufmanne gleichen, der in seinen Geschäften rückwärts geht. durch Wechselreuterey den Bankerot zwar verhindert, dagegen aber auch vergrößert.

Ein großer Nachtheil des Papiergeldes besteht ferner darin, daß die Werthszeichen dadurch vermehrt, folglich wohlfeiler werden oder eine Theurung entsteht, welches das nähmliche ist; diese Theurung ist zwar auch ein Nachtheil, der sich in einem immer blühender werdenden Staate zeigt, aber die Vortheile, die dieser genießt, entbehrt jener; die Wirkungen sind gleich, aber der Grund ist ganz verschieden. Bey einem Menschen kann der Hunger Folge der Gesundheit seyn; bey dem andern ist er Folge der Krankheit. Die Anhäufung der Werthszeichen, die aus der vortheilhaften Bilanz entsteht, steht auch im Verhältniß mit der zunehmenden Industrie, und mit den Quellen des Erwerbs. Die nach Gutdünken bewirkte Vermehrung der Werthszeichen beweist dagegen bloß Mangel, und steht mit der Industrie in umgekehrtem Verhältnisse. Man würde einen großen Fehler begehen, wenn man das Gegentheil meiner Behauptung aus dem Nutzen, den die Pfandbriefe dem Preußischen Staate gestiftet, beweisen zu können glaubte. Pfandbriefe, Obligationen, Hypotheken, sind kein Papiergeld. Der Unterschied ist einleuchtend. Jene sind erfunden worden, um das immobile Vermögen des Staats mobil und zur Circulation fähig zu machen; sie bezeichnen das bis dahin unbezeichnete reelle Vermögen des Staats, und beweisen ein Recht auf den nunmehr bezeichneten Theil desselben. Willkührlich vermehren sie aber keinesweges die Werthszeichen.

Die Güther, worauf Pfandbriefe lauten, haben vor Creirung der letzteren ihren eigenen des Umsatzes fähigen Werth gehabt; nach Creirung der Pfandbriefe kann man aber nicht sagen, daß selbige einen gleichen des Umsatzes fähigen Werth behalten, und die Hypothek denselben ebenfalls erlange, folglich das Grundstück und dessen Zeichen zwey verschiedene Valeurs darstellen. Denn von dem Augenblicke an, daß der Guthsbesitzer eine Hypothek gibt, ist er in so weit, als er dies gethan, eigentlich nicht mehr Herr seines Guthes, und der hypothecirte Theil desselben gehöret dem Gläubiger, wenn auch der Pfand-

brief nachmahls durch 50 Hände gehen sollte. Dies ist auch der Fall der Actien, und aller Papiere, die ein Recht auf den Gewinn eines Handels, den Nutzen eines Versuchs, oder den Genuß einer Einnahme zusichern. Daß einige solcher Papiere zu jeder Stunde realisirt werden können, hat zu dem Irthume Anlaß gegeben, sie für Papiergeld zu halten. Da aber diese Papiere keinesweges den Werth aller verkäuflichen Dinge bezeichnen, sondern bloß das Recht an dem Gewinne einer Entreprise ꝛc., so beweist die Leichtigkeit dieser Realisirung weiter nichts, als daß die Entreprise selbst vortheilhaft ist. Da die Erfindung dieser Papiere die Circulation erleichtert, hiedurch die Wohlhabenheit vermehrt, und der Zinsfuß erniedrigt wird, von der andern Seite aber jede Vermehrung der Geldmasse gleiche Folgen hervorbringt, so hat diese Aehnlichkeit der Wirkungen den Irthum noch mehr bestärkt, als ob jene Papiere wirkliches Papiergeld wären. Bey dem Papiergelde findet aber der große Unterschied statt, daß wenn es gleich durch die Autorität der Regierung Geld vorstellt, dennoch das im Staate bereits vorhandene baare Geld seinen Werth ebenfalls behält, folglich statt eines Zeichens zwey entstehen. Nur auf diese Weise können Pfandbriefe, Actien u. s. w. einem Staate, der eine widrige Balance hat, nachtheilig werden, daß mit diesem mobil gemachten Vermögen des Staats die auswärtigen Gläubiger bezahlt und am Ende der Staat durch Versendung der Zeichen ganz vom Gelde entblößt wird, welches bey particulären Hypotheken, denen ein Fremder nicht so gewiß trauen wird, weit weniger zu befürchten steht. Diesen Nachtheil haben Pfandbriefe, Actien u. s. w. mit dem wirklichen Papiergelde gemein. Um über diese Materie nicht ganz schwankend zu urtheilen, scheinen mir vorzüglich folgende zwey Fragen unterschieden werden zu müssen. Die eine: Ist es für den Regenten vortheilhaft Papiergeld zu machen? Die zweyte: Kann der Unterthan ein völliges Vertrauen zu dem Papiergelde hegen?

Ad 1. findet ein durch vorübergehende Umstände in Verlegenheit gebrachter, übrigens von einem weisen Fürsten regierter und durch die Handelsbalance begünstigter Staat allerdings in dem Papiergelde eins der zweckmäßigsten Mittel, sich aus jener

Ver-

Verlegenheit zu ziehen, und öfters von dem Untergange zu retten. Angenommen, daß solcher keinen Schatz gehabt, oder durch Kriege denselben erschöpft habe, gleichwohl aber von mächtigen Nachbarn umringt sey, die nur einen günstigen Zeitpunct abwarten, um ihm Gesetze vorzuschreiben, so wird ein jeder zugeben, daß dieser Staat zu seinem eigenen Wohl darauf bedacht seyn müsse, sich für den Fall des Angriffs in Vertheidigungsstand zu setzen, hinfolglich da das Geld das wesentlichste Erforderniß hiezu ist, einen Schatz zu bilden. Gesetzt, die Summe die zu zwey, drey oder vier Campagnen nöthig wäre, betrüge x, und der Regent könnte im gewöhnlichen Laufe der Dinge nur den 15ten Theil von x jährlich in den Schatz legen, so sieht man, daß der Staat wegen des zu befürchtenden Angriffs erst in 15 Jahren beruhigt seyn könnte, und wenn er früher zum Kriege genöthigt wird, solchen durch seinen Schatz zu führen außer Stande sey.

Dem Regenten stehen alsdann drey Wege offen:

1) Anleihen von Fremden —
2) Erhöhung der Abgaben, oder Anleihen im Staate selbst, und
3) Papiergeld.

Die Anleihen von Fremden sind schwer, und in den itzigen Zeitläuften schwieriger als jemahls, würden nur gegen hohe Zinsen erlangt werden können, und sind nur einem Staate anzurathen, dessen Handlungsbalanz in einem sehr hohen Grade günstig ist. Wenn also nur die zwey andern Mittel übrig bleiben, so frage ich: ist es besser durch vermehrte Abgaben oder Anleihen im Lande gleich die Summe x aus der Circulation zu nehmen, und dadurch allem Fleiß, aller Indüstrie einen tödtlichen Stoß beyzubringen, oder vielmehr indem jenes geschieht, für die Summe x Papiergeld zu schaffen, welches die Stelle des aus der Circulation genommenen Numeraires einstweilig einnimmt? ich glaube, daß niemand sich über die Antwort in Verlegenheit befinden werde.

Ad 2. Was die zweyte Frage anlangt, so gebe ich zu, daß der Inhaber des Papiergeldes nicht ganz so ruhig seyn werde, als wenn er Metall besäße. Was aber unter den vorausgesetzten Umständen dazu beytragen muß, des Unterthans Zutrauen

zu dem Papiergelde zu vergrößern, und ihn zur Anerkennung desselben als Werthszeichen bereitwilliger zu machen, ist 1) daß wenn der Regent eine verhältnißmäßige Summe in den Schatz legt, die Werthszeichen nicht vermehrt, folglich die Preise der Dinge dadurch nicht gesteigert werden. 2) daß jährlich eine Quantität der imaginairen Werthszeichen amortisirt werden wird: 3) daß durch diese Operation sein Regent die Mittel erhalte, ihn vor feindlichen Anfällen zu sichern; und 4) daß auch bey einem Kriege, die aus dem Schatze genommenen Summen größtentheils im Lande bleiben, nicht unwiederbringlich verloren sind, und das Amortissement nur verspätet wird.

Der Credit endlich und das Zutrauen sind etwas persönliches. Es ist ein großer Unterschied, ob der Regent, der das Papiergeld creirt, ein weiser, fester, sparsamer König, oder ein schwacher, verschwenderischer Fürst ist, den habsüchtige Günstlinge umringen und plündern; ob es Heliogabal oder Marc Aurel, ob es Philipp von Orleans oder ein Fürst ist, wie ihn Rousseau beschreibt.

Un roi que l'équité guide
Et dont les vertus font l'appui;
Qui prenant Titus pour Modele
Du bonheur d'un Peuple fidele
Fait le plus cher de ses souhaits;
Qui fuit la basse flaterie,
Et qui pere de la Patrie
Compte ses jours par ses bienfaits.

Die Geschichte des Papiergeldes in den vornehmsten europäischen Staaten ist ein Gegenstand von großem Umfange, der aber bey weitem nicht so bearbeitet ist, als er es verdiente. Hier wird man wegen des beschränkten Raumes darüber keine ausführliche Nachrichten erwarten können; einige Notizen muß ich indeß hinzufügen, um denjenigen, welche sich hiermit bekannt zu machen wünschen, einige Fingerzeige zu geben.

I. Von dem Papiergelde in England ist im Art. London, Th. 80, S. 524 fl. gehandelt

delt worden. In den sieben Jahren, die seit der Herausgabe des 80sten Theils der Encyklopädie verflossen sind, ist die englische Bank von den Ministern noch immer weiter zu den Absichten des Staates benutzt oder gemißbraucht worden, woher es endlich so weit kam, daß durch eine Parlamentsacte die baaren Zahlungen der Bank oder das Realisiren ihrer Noten erst auf einige Monathe und hernach wieder auf längere Zeit suspendirt werden mußte, wenn sie sich nicht für banquerot erklären sollte. Wer also Banknoten, d. i. englisches Staatspapiergeld präsentirte, erhielt dafür wieder Banknoten, welches die englischen Papiere natürlich immer mehr herunter brachte.

Um eine vollständige Uebersicht von dem Zustande des englischen Papiergeldes zu geben, schrieb ein angesehener Banquier in London, der Herr Thornton, vor einigen Jahren, ein eignes Buch darüber; allein dieses Werk erfüllt seine Absicht nicht, indem es nicht nur verworren abgefaßt ist, sondern augenscheinlich auch die partheyische Nebenabsicht hat, die Suspendirung des baaren Realisirens als eine für das Ganze sehr heilsame Maßregel darzustellen. Dieses genannte Werk hat folgenden Titel:

Der Papier-Kredit von Großbrittanien, nach seiner Natur und seinen Wirkungen untersucht von Heinrich Thornton, Esq. M. P. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von k. H. Jakob, Doct. und Prof. d. Phil. in Halle. Nebst einer Zugabe und Prüfung zweyer Briefe eines Französischen Kapitalisten über den englischen Kredit. Halle, 1803. in der Ruffschen Verlagshandlung. 1 Alph. 12½ B. 8. (Auf Schreibpap. 2 Thal. und broschirt auf Postpap. 2 Thal. 20 Gr.) Hiermit vergleiche man besonders die gründliche Kritik in dem Journal für Fabrik, Manufactur ꝛc. 1804. Jul. S. 36—65.

Dieſes Thorntenſche Werk iſt auch in England ſelbſt nicht ohne Widerſpruch geblieben, wie unter andern aus folgenden Schriften erhellet:

Serious Reflections on Paper Money in general, particularly on the alarming Inundation of *forged* Bank Notes. With Hints for remedying an Evil threatening Deſtruction on the internal Trade of the Kingdom. In wich are included Obſervations on Mr. Thornton's Enquiry etc. London, 1802. 8.

Remarks on Currency and Commerce, by John Whoatly. London, 1803. 8.

Inveſtigation into the Principles and Credit of the Circulation of Paper Money, or Bank Notes, in Great Britain, as protected or enforced by legislative Authority, under the ſuſpenſion of paying them in Caſh; in the Extent of ſuch Paper Money, the Reſponſibility attached to it, and its Effects upon prices of Commodities, individual Income, etc. by William Howiſon. London, 1803. 8.

A Letter to the R. H. Henry Addington, on the Principles of Paper Loans, and their Influence on National Power. London. 1803—8.

Außer dieſem Staatspapiergelde, womit England überſchwemmt iſt, gibt es dort aber auch noch eine ungeheure Maſſe Privatpapiergeldes, welches einzelne Wechsler und die Privatbänke in den Provinzen verbreiten, und welches hier noch beſonders betrachtet werden muß.

Ehe der Papierkredit erfunden war, mußten die Spekulationen auf einen reellen und ſoliden Fuß geſchehen; ja ſogar die Wohlhabendſten unter den Spekulanten waren in dem Umfange ihrer Spekulationen, und der Mittel wegen, die ſie dazu in Händen hatten, eingeſchränkt. Gleich im Anfange, als die Papiermünze an die Stelle des cirkulirenden Geldes kam, bediente man ſich derſelben nur mit Schüchternheit und Vorſorge, und ſie bezeichnete weiter nichts, als

den

den schon gegebenen Kredit. Sie enthielt ein von Seiten des kreditirten Theiles gethanes Versprechen, eine legale Schuld auf einen bestimmten Tag abzutragen; und dieses Versprechen war in eine so bequeme Form eingekleidet, daß derjenige, dem es gemacht wurde, seinen eigenen Schuldschein bey einem andern Gläubiger dadurch tilgen konnte.

Dieses war die Entstehung der so genannten merkantilischen oder Privatpapiermünze. Das Bankpapier, welches ursprünglich von reichen Privatleuten herrühret, wurde in einigen Fällen als Surrogat des Goldes und Silbers, weil es bequemer und leichter fortzubringen, und der Gefahr, gestohlen zu werden, weniger ausgesetzt ist, gebraucht, und ist auch seiner ersten Grundlage und Beschaffenheit nach ein vortreffliches, sicheres und nützliches Vehikel. Daher war jede dieser beyden Arten von Papiermünze in ihrem Ursprunge an sich gut, und würde so geblieben seyn, wenn man nur Eine erfunden hätte; aber die beyden verschiedenen Arten haben ihrer unschicklichen Ausbreitung wegen einander verfälscht und verdorben. Wären die Privatwechsel bloß zum Behuf reeller Geschäfte, oder wirklich ausstehender Schulden erfunden worden: so hätte dieses Privatpapier bey dem Diskontiren eben so gute Sicherheit für die Rückzahlung des Bankpapiers geleistet, als wenn man sein Vermögen dafür verpfändet hätte, und folglich würde das cirkulirende Bankpapier einen festen Fuß gehabt haben. Wäre andererseits das Bankpapier nie zum Vorschein gekommen, so wären diejenigen, welche das merkantilische Papier mit Gold diskontirten, bis auf einen bestimmten Betrag damit fortgefahren, jedoch nie ohne sorgfäl-

tige Untersuchung seiner Solidität. Die Leichtigkeit, das Diskontopapier, d. i. Bankpapier, auszufertigen, hatte die Privatkaufleute bewogen, eine andere Sorte Wechsel, die sich auf kein reelles Geschäft gründet, zu erfinden: weil man aber weder dem einen noch dem andern einige nothwendige physische Grenzen setzte, so entfernten sie sich weit von den Maßregeln der Klugheit und Sicherheit. Jedem, der mit Papiermünze handelt, ist bekannt, daß, so bald man sich in diesen Handel eingelassen hat, man nicht mehr freye Hand behalte, auch nicht Herr seines Vermögens bleibe. Die Associés verpflichten sich, bis zu einem gewissen Betrag einander zu unterstützen, und auf diese Weise wird Papiermünze nicht nur oft ausgestellt, um Andere in ihren Handelsspekulationen zu unterstützen, sondern sehr oft wird es auch ausgestellt, die Insolvenz zu verbergen, und dem Bankerotte vorzubeugen.

Folgendes Verzeichniß der Bankerotte in verschiedenen Perioden seit dem Jahre 1700 wird größten Theils diese Thatsachen bestätigen:

Bankerotte in den Jahren

1700	— 38	1773	— 562
1701	— 38	1774	— 360
1702	— 38	1778	— 675
1713	— 200	1779	— 544
1714	— 173	1780	— 449
1726	— 415	1781	— 438
1727	— 446	1782	— 537
1744	— 197	1783	— 528
1745	— 200	1784	— 517
1746	— 159	1791	— 604
1762	— 205	1792	— 628
1763	— 233	1793	— 1304
1772	— 525	1794	— 824
		1796	— 756

Aus dieser Angabe erhellet, daß obschon zugleich mit Englands Handlung auch die Bankerotte anwuchsen, dennoch Krieg und Frieden keinen wesentlichen Abstand im Allgemeinen verursachten: und daß die einzige Periode, wo die Anzahl der Bankeröteurs jedem natürlichen Verhältniß widersprach, in die Jahre 1726 und 1727 fiel, indem sie in Zeit von etwa 40 Jahren ihren gewöhnlichen Betrag dreyfach überschritten. Dieses geschah bald nach dem berühmten Bankplane des Hrn Law in Frankreich, mit dem es vermuthlich in Verbindung stand, und welcher seine schädlichen Folgen über mehrere Länder verbreitete. Das stufenweise Zunehmen der Bankerotte beweiset die stufenweise Vermehrung der Handlungsintereſſenten; aber jeder plötzliche Schlag hat eine geheime Ursache zum Grunde; und wenn gleich Mangel an Arbeit einen Taglöhner um sein Mittagessen bringen kann, so kommt doch ein Mann nicht dadurch auf der Stelle bis an den Bettelstab herunter. Eine jede sehr plötzliche Krisis muß vielmehr von einer zerrütteten Kette der Verbündnisse, und von erdichteten Hülfsquellen, die verstopft sind, als von einem Stocken in der Handlung herrühren, auch sogar ohne Ausnahme des 1781sten Jahres, wo die Handlung äußerst herab gesunken war. Das merkwürdigste ist, daß bloß in dem einzigen Jahre, wo das Gleichgewicht der Handlung um eine Million gegen England stand, wenigere Bankerotte als je, oder verschiedene Jahre zuvor gewesen sind, ausbrachen. Man muß daher die Ausdehnung des unächten Kredits vermittelst des Vehikels der Diskonto mehr als den Verfall der Handlung als die Ursache der vielen Bankerotte betrachten. Die Bankerotte also, die im Jahr

1793 ausbrachen, kann man nicht dem Kriege, sondern denen, die den Wechsel-Diskontohandel zu weit ausdehnten, Schuld geben; Herr Chalmers in seinem Briefe an Jasper Wilson (Vorrede zu seinen Berechnungen S. 65) beweiset deutlich, daß die unkluge Ausdehnung der Papiermünze, und nicht der Krieg diese Unglücksfälle im Handel verursachte; und daß zu Folge dieser Bankerotte nicht weniger als 71 Wechselbänke stockten Wenn man also die gewöhnliche Zahl der Bankerotte zu 650 rechnet, so waren mit diesen Wechselbänken noch 600 Handelsleute darüber im Verlust verwickelt, und diese Bankerotte würden eine viel größere Anzahl nach sich gezogen haben, hätte nicht die vermöge der königlichen Kammerwechsel (Exchequer Bills) verschaffte Hülfe Einige unterstützet, und Vielen wieder Zutrauen bewirkt.

Nach den pünktlichsten Berechnungen hat man den höchsten Betrag des in Großbritanien cirkulirenden Geldes auf 25 bis 30,000,000 Pfund Sterling und das Bankpapier der Wechsler mit Privatwechseln über 72,000,000 Pfund Sterl. geschätzt. Aus dieser Angabe erhellet, daß die erdichtete Cirkulation die wirklich existirende mehr als zweyfach übertrifft. Aber man muß erwägen, daß diese ganze Geldsumme auf keine Weise in der Gewalt derer stehe, die diese Papiermünze ausstellen. Die ganze ausgeprägte Geldsumme in England seit dem Antritt der Regierung der Königin Elisabeth, das abgeschlagene Silbergeld der drey vorhergehenden Regierungen mit eingeschlossen, war bis auf das Jahr 1793 folgende:

Unter der Königin Elisabeth	5,832,932	Pf. Sterl.
= König Jakob I.	2,500 000	= =
= = Carl I.	10,499,544	= =
= Cromwell	1,000,000	= =
= = Carl II.	7,524,105	= =
= = Jakob II.	2,737,637	= =
Vor der Revolution	30,094 218	Pf. Sterl.
Unter Wilhelm III. mit Einschlusse des umgemünzten Geldes	10,511,936	Pf. Sterl.
= der Königin Anna	2,691,626	= =
= König Georg I.	8,725,921	= =
= König Georg II.	11,966,576	= =
Vor der jetzigen Regierung	35,896,086	Pf. Sterl.

Während der jetzigen Regierung bis den 25. März 1793 mit Einschlusse des umgemünzten Geldes beträgt die ganze Summe 51,073,362 Pf. Sterl.

Vom Jahr 1558 bis 1793, also in einem Zeitraume von 235 Jahren, beträgt die ganze ausgeprägte Summe 117,063,666 Pf. Sterl. Von diesen 117,063,666 Pf. Sterl. waren lange vor der Revolution 32,000,000 Pf. Sterl. im Silbergelde vorräthig. Die ganze ausgeprägte Goldsumme reichte nicht über 6 Millionen, da alle Auszahlungen bis dahin meistens in Silbermünze geschahen; und so sehr hat es sich mit dem wesentlichen Zustande des in England ausgeprägten Geldes verändert, daß während der jetzigen Regierung die ganze ausgemünzte Silbersumme nur 63,101 Pf. Sterl. betrug.

Davenant schätzte im Jahr 1711 das im Königreiche ausgeprägte Geld etwa auf 12,000,000 Pf. Sterl. Anderson (Vol. II. p. 155) hält es im Jahr 1762 zu 10,000,000 Pf. Sterl. und Herr Chalmers glaubt, daß

es 1786 die Summe von 20,000,000 Pf. Sterl. und 1796 von 35,000,000 Pf. Sterl. ausmache. Wenn man aber annimmt, sie habe sich in Zeit von 7 Jahren beynahe verdoppelt, so ist es gewiß übertrieben, obschon es wahr ist, daß in dieser Zeit 20,000,000 Pf. Sterl. gemünzt worden sind. Man könnte zur Steuer dieser Behauptung viele Gründe verfolgen. Der Wahrheit kommt man aber am nächsten, wenn man die ganze Summe zu 30,000,000 Pf. Sterl. berechnet.

Man kann also die Summe von 30,000,000 Pf. Sterl. für den ganzen Betrag des bis 1796 im Königreiche ausgeprägten Geldes annehmen; davon ist mehr als die Hälfte in den Händen der Privatpersonen, die täglichen Ausgaben im Einzelnen, ihre Bedürfnisse, den Lohn der Arbeitsleute ꝛc. zu bestreiten, so daß sich höchstens 12,000,000 Pf. Sterl. auf eine redliche Art in den Bänken und Händen der Wechsler vorfinden.

Das ganze cirkulirende Papier muß entweder auf eine bestimmte Zeit im Umlauf, oder auf die Frage, oder bald nach Sicht zahlbar seyn, und da der längste Termin auf drey Monathe beschränkt ist: so würde, wenn ein wirkliches Lermgeschrei das die Erneuerung der Papiermünze hemmen möchte, entstehen sollte, beynahe Eine Million täglich erfordert, die Wechsel, wie sie fällig wären, pünktlich zu befriedigen.

Man muß zurückdenken, daß das Ganze, was möglicher Weise zu diesem Endzweck sich auftreiben läßt, in zwölf Millionen bestehe. Man nehme also an, daß die bey Ansicht zahlbaren Wechsel nicht eher als die auf bestimmte Termine

mine ausgestellten Papiere zur Zahlung eingelaufen wären: so würde eine 15tägige Auszahlung im baaren Gelde die ganze im Reiche cirkulirende Münzsumme erschöpfen, und mit dem Schlusse dieses Termins würden die Zahlungen gänzlich stocken.

Wenn dann ein Umstand sich ereignen sollte, wodurch ein allgemeines Lermgeschrei erreget würde, so daß man die neue Papiermünze zur Tilgung der Alten nicht diskontiren könnte: so würde alsdann das wirklich cirkulirende Geld, so lange als Zahlungen geschehen könnten, in die Hände der wahren Eigenthümer zurück fließen; und da es sich nicht vermuthen läßt, daß sie es so geschwind wieder in Umlauf setzen sollten, so würde das deficit so hoch anwachsen, daß in 15 Tagen ein allgemeines Stocken eintreten müßte.

Es beruht also auf der prekären Abwendung dieses leicht eintretenden Falles, daß die Engländer auf ihren zukünftigen Wohlstand rechnen können. Die Wechsler zeichnen sich sogar in Fällen der Insolvenz dadurch aus, daß sie den Folgen derselben sehr geschickt zu entgehen wissen; und die nähmliche hochgespannte Farce, die mit Equipage und einem Landhause anfängt, behält der Wechsler auch in dem letzten Auftritte seiner Karriere bey. Wenn einige solcher Wechselkipper (Paper Quacks) vermöge der Ausdehnung ihrer cirkulirenden Papiere, industriöse Staatsbürger zu Hunderten in Bankerott und Verderben hineinziehen, so heißt es nur, sie hemmen die Zahlung; da indessen diejenigen, die solche beym baaren Gelde erhielten, und ihren falschen Schimmer unterstützten, in den Zeitungen zum Vorschein kommen, und in das Gefängniß geworfen werden. Aber damit

ist

ist noch nicht alles gesaget. Die obige Berechnung nimmt an, daß die 12 Mill. Pf. Sterl. in den Händen der Wechsler lediglich zur Bezahlung der cirkulirenden Papiermünze verwendet werden. Dieß würde aber der Fall nicht seyn; denn weil dieses Kapital nicht ihr Eigenthum ist, so würden es diejenigen, die es bey ihnen niedergelegt hatten, auf der Stelle aufkündigen, so daß die Zahlungen nicht einmahl 15 Tage lang fortdauern könnten.

Die große Schwierigkeit ist also zu berechnen, wie kurz, und nicht wie lange die Zeit ihrer wirklichen Dauer seyn würde; denn Länge der Zeit scheint gar nicht in der Frage zu liegen, — weil, wie oben bemerkt worden, ein sehr geringer Antheil des Kapitals, das die Wechsler verwenden, ihr Eigenthum ist.

Auf einer solchen gefährlichen Stütze gründet sich sowohl der Privat- und Nationalkredit, als auch der Handlungswohlstand in England; denn weil eins von dem anderen abhängt, müssen sie alle zugleich zusammen stürzen. Wir wollen nun sehen, welche im Gewinne, welche im Verlust stehen, und bey wem Hülfsmittel liegen.

Der Gewinn ist auf Seiten der Wechsler, denn es cirkulirt von ihnen ein Kapital von 72 Mill. Pf. Sterl. zu fünf p Ct. auf ein Kapital von zwölf wirklichen Millionen, welches, im Fall es ihr Eigenthum wäre, jährlich dreyßig p Ct. für jener ihr Geld abwerfen würde. Da aber dieses Kapital nicht als ihr Eigenthum anzusehen ist, so beziehen sie fünf p Ct. auf 72 Mill. Pf. Sterl. oder 3,600,000, auf die in ihre Hände niedergelegten Depositen, wobey sie doch nicht mehr Gefahr laufen, als die Nation

im

im Ganzen; denn sollte es bey ihnen zum Bruche kommen, so geht das Ganze zu Grunde.

Das Publikum im Ganzen verliert, weil es den Vortheil nicht mit genießt, wohl aber an der Gefahr des Verlustes, welche des gekünstelten Kreditsystems wegen das Ganze bedroht, Antheil hat; ferner, weil es auch die Interessen, welche die Wechsler ziehen, bezahlt, und endlich, weil das Geld, wodurch sich ihre unermeßliche Schuld anhäufet, nicht den Wechslern zugehört, sondern ein Eigenthum der Individuen ist.

Die Mittel stehen in der Gewalt derer, die ihr Geld bey den Wechslern niederlegen. Diese sollten also ihrer selbst und der Gesellschaft wegen folgende Vorkehrungen treffen: Jeder, der mit einem Wechsler Rechnung hält, sollte sichs zur Regel machen, auf Johannis und Weihnachten seine ganze wahre Geldsumme auf 3 oder 4 Tage aufzukündigen, und da auf solche Weise Jedermann zu einer und der nähmlichen Zeit sein Geld abforderte, so würden sie in die Nothwendigkeit versetzt, ihr eigenes Kapital in die Handlung zu verwenden. Wenn man dieses Mittel in seiner Art für zu strenge hält, so muß man dessen Nothwendigkeit bedenken, und sich auch erinnern, daß vor 13 Jahren die Englische Bank und die Londner Wechsler kein Bedenken trugen, alle mögliche Kräfte aufzubieten, die Landwechsler zu stürzen; obschon es eine ausgemachte Sache ist, daß die Landbänke auf einen eben so festen Fuß gegründet, und vollkommen so nützlich sind, als selbst die Londner Wechsler waren.

II. Betrag des, während des französischen Revolutions-Krieges in Frankreich ausgegebenen Papiergeldes.

Esconto-Casse			401,556,578 Livr.
Assignate, mit dem Brustbilde des Königs			1,976,400,040 —
— mit dem Stempel der Republik			43,120,753,422 —
			45,578,310,040 Livr.
Rescriptionen		60,000,000	
Mandate		2400,000,000	2,460,000,000 Livr.
Hierzu das Kirchensilber			45,000,000 —
Die Glocken lieferten Metall	27,442,858 Pfund		15,000,000 —
Preis der verkauften Mobilien, und der Fonds von den Kriegs- und Marine-Magazinen			200,000,000 —
Verkauf der National-Güter			2,609,265,359 —

Die Assignate dienten dazu, um das Deficit in der Einnahme zu begränzen, die Gläubiger des Rückstandes, nahmentlich diejenigen, welche Gerichtsstellen besaßen, zu bezahlen, und die Aufhebung des Clerus zu vollenden, indem man die Mittel, dessen Eigenthum in andere Hände zu bringen, erleichterte. Ihre Emission wurde durch die Nothwendigkeit, die Kosten des geldverderndsten Krieges, der je Europa erschütterte, aufzubringen, vermehrt. Man unterhielt 14 Armeen, und sahe Etats, welche die Anzahl der Soldaten auf 1400,000 Menschen setzte. Die Fronte der Truppen, welche Frankreich auf der Seite von Osten vertheidigten, umfaßte eine Linie von 500 Stunden, und erstreckte sich vom adriatischen Meerbusen bis zum Ausfluß der Ems in die Nordsee. Der Mangel an hinlänglichen Steuern machte, daß die Fabricirung der Assignate bis zum Uebermaaß getrieben ward. Entgegengesetzte Maaßregeln vernichteten sie endlich wieder unter ihrer eigenen Masse.

Die Erschaffung der Assignate findet ihren ersten Ursprung im Jahr 1789; ein anderes Ge-

setz

seß von 1790 verordnete die Verfertigung von 400 Millionen, womit man Zinscoupons zu 3 pro Cent verband, die 6 Millionen kosteten. Ein anderes desselben Jahres fügte der bereits erschaffenen Summe noch 800 Millionen hinzu. Man hatte das Project gehabt, bey 1200 Millionen stehen zu bleiben; allein die Bedürfnisse machten, daß man 1791 weitere 600 Millionen erschuf. Diese Zugabe erhob die Totalsumme der von der constituirenden Versammlung erschaffenen Assignate auf 1800 Millionen. Die legislative Versammlung fügte 900 Millionen hinzu. Der Nationalconvent regulirte die Commission durch Gesetze, welche die Totalsumme des im Umlauf befindlichen Zeichens auf 9.978,006,618 Livr. erhoben. Allein da die Publicität seiner Verhandlungen dessen Herabwürdigung beschleunigte, so übertrug er den Regierungsausschüssen, an deren Stelle nachher das Vollziehungsdirectorium trat, das Recht, die Fabricirung, und die Emissionen der Assignate zu verfügen. Kraft ihrer Beschlüsse wurden 35,603,405,000 Livr. in dazu gehörigen Werkstätten verfertiget, welche in den letzten Zeiten 800 Arbeiter beschäftigten, die täglich 2—300 Millionen druckten, numerirten und stempelten; die Fabricirung der Assignate erhob sich durch diese Mittel auf die Totalsumme von 45,581,411,618 Livr. Diese Summe ward von dem Nationalschatzamt ausgegeben, und diente zu den Ausgaben, die man bestreiten mußte, bis auf 2,601,578 Livr., welche in der Casse blieben, und wozu man noch 1,051,800,000 Livr. setzen kann, die zur Einwechslung einiger Arten von Assignaten gebraucht wurden.

Zu der Zeit, als das Papiergeld in Frankreich am tiefsten gefallen war, ließ sich ein sachkundiger Mann deshalb in folgende Untersuchungen ein, die verschiedene Grundsätze der Staatswirthschaft, über die die Meinungen sehr getheilt sind, genauer beleuchten, und in so fern von Interesse sind.

Ist es dem Interesse der fränkischen Republik gemäß, sagt er *), den so sehr gesunkenen Werth ihres Papiergeldes wieder zu heben; erfordert es die Würde der Nation, die Gerechtigkeit, die Billigkeit; in wie fern ist überhaupt die Sache ausführbar; in wie fern ist sie wahrscheinlich, und was ist von dem Spiele zu halten, welches durch den Kauf und Verkauf jener republikanischen Münze getrieben wird? — Alles Fragen, deren Beantwortung überflüssig scheinen könnte, wenn man an das helle Licht denkt, welches in unsern Tagen über die Objekte der politischen Oekonomie und des Handels verbreitet ist. Indessen hört man dennoch täglich nicht nur im gemeinen Leben schiefe Urtheile über das fränkische Papiergeld, sondern auch in so manchen Flugschriften wird der Gesichtspunkt, woraus dasselbe betrachtet werden muß, durchaus verdrehet. Es dürfte daher wohl nicht ganz unnütz seyn, die gewöhnlichen Urtheile darüber zu berichtigen, zumahl sich auch einige bey uns auf Handlungsspekulationen in diesem Felde eingelassen haben. —

Rettet die Assignate und ihr werdet die Republik retten, ist fast die einmüthige Stimme der Journalisten, unter denen doch hoffentlich auch redliche Leute sind. Selbst in dem großen Volkssenate, dem übrigens in so mancher andern Rücksicht jeder Unpartheyische Beyfall zollen muß, erschallen von Tribünen der Gesetzgeber nicht selten ähnliche Worte.

Verstehet man unter dem Retten, den Cours der Assignate durch Finanzoperationen in die Höhe zu treiben, und jene ihrem ursprünglichen Nominalwerthe näher zu bringen, so würde nichts so verderblich für die Republik seyn, und wäre es möglich zu bewirken, daß der Cours wieder auf das Pari stiege,

*) S. Journal für Fabrik, 1796. Aug. S. 81 ff. Ueber französisches Papiergeld. Von B . . . n in H . . e.

stiege, so wäre der Bankerot der Nation im eigentlichen Verstande da.

Im Monath März dieses Jahres bey Einführungen der sogenannten Mandate, wurde von der niedergesetzten Finanzkommission öffentlich geäußert, daß 45 Milliarden an Assignaten ausgegeben wären, und daß noch 29 derselben wirklich zirkulirten. Wie wäre es möglich, diese ungeheuere Menge Papiere al Pari einzulösen, da in ganz Europa bey weitem nicht der vierte Theil so viel baaren Geldes existirt, als dazu nöthig seyn würde. Könnte man ganz Frankreich Acker- oder Morgenweise verkaufen, so würde vielleicht keine Summe herauskommen: welche jener gleich wäre. Auf der andern Seite, und wenn das Papiergeld nach dem gegenwärtigen Cours (in der Mitte des Jul. 1796.) eingewechselt werden sollte, könnte die ganze unermeßliche Schuldenlast mit einer Summe von hundert bis hundert und funfzig Millionen getilgt werden.

Ganz unstreitig haben die Assignate die Republik gerettet, aber nunmehr, nachdem sie ihre Periode durchlebt, nachdem die Umstände sich durchaus verändert haben, so wird die Republik durch ihren Fall so wenig leiden, daß sie vielmehr dadurch neue Stärke und Jugendkräfte gewinnt.

Vielleicht wäre es in gewissen Rücksichten besser für den Staat gewesen, wenn ihr starkes Herabsinken hätte können verhütet werden, aber thöricht würde es seyn, von dem gesunkenen Course keinen Gebrauch zu machen.

Man hat es schon unzählige Mahle der französischen Nation vorgeworfen, daß sie bey dem Anfange der Revolution die feyerliche Versicherung gegeben habe, keinen Bankerot machen zu wollen, und dennoch sey die Herabwürdigung ihres Papiergeldes im Grunde nichts anders als ein Nationalbankerott.

Vielleicht könnte man kurz und gut darauf antworten, daß, so lange Praxis und Theorie von vielen noch immer für ganz unvereinbare Dinge gehalten werden, und so lange das reine Sittengesetz noch keinen Weg aus den Hörsälen der Weltweisen in das Gebiet der Staatskunst gefunden habe, man auch jene Republikaner nicht über etwas schikaniren müsse, was zu allen Zeiten und so oft auch von andern mehr oder weniger in Ausübung ge-

bracht worden sey. Allein es bedarf dieser Ausflüchte nicht einmahl Auch vor dem Richterstuhl der strengsten Moral läßt es sich vollkommen rechtfertigen, wenn der Staat sich entschließet, die Assignate gegenwärtig zu dem niedrigsten Course einwechseln zu lassen, und also von dem Fall des Papiergeldes Vortheil zu ziehen. Zwar wurde dasselbe Anfangs für baare Münze nach dem Nennwerth ausgegeben, und, um es dabey zu erhalten, auf die Nationalgüter versichert, auch, was bey dem Verkaufe einiger Güter wieder einging, verbrannt Diese an und für sich weise Maasregel, wodurch zugleich das Interesse der Käufer mit dem Interesse der Revolution desto stärker verknüpft wurde, wirkte indessen nur auf kurze Zeit. Die Hypothek wurde zwar durch die Emigration vergrößert, aber in ungleichem Verhältniß vergrößerte man auch (durch die Umstände gezwungen) die Schulden. Der inzwischen ausgebrochene Krieg, Exportationen des baaren Geldes, unglückliche Vorfälle in den ersten Feldzügen, Unruhen im Innern des Staats, und kurz alle die Begebenheiten, welche in unsern Tagen so viele Theilnehmung und so viel Erstaunen erregt haben, verminderte das Zutrauen auf die Hypothek selbst, und verursachte den Fall der Papiere nach und nach dergestalt, daß die Emissionen immer vergrößert werden mußten, und daß daher bey der erzwungenen Anleihe, welche den 19. Frimaire 4. (10. Decemb. 95.) dekretirt wurde, der Unterschied zwischen dem baaren Gelde und dem Assignatenpreise schon wie 1 zu 200 und darüber war. Die Regierung mußte sich nun natürlicher Weise gefallen lassen, ihr Papiergeld zu eben diesem Course auszugeben, was sollte sie also verpflichten, dasselbe ungleich höher wieder anzunehmen? Wenn heute zum Beyspiel ein Lieferant für eine Million in baarem Gelde hundert oder zweyhundert Millionen in Assignaten nach dem Cours erhält, soll er alsdenn morgen für eben diese in Händen habenden Papiere die 100 oder 200 Millionen zum Nachtheil des Staats baar empfangen? wo ist da Gerechtigkeit? wo ist da Billigkeit?

Um dieses noch deutlicher zu machen wollen wir einmahl annehmen, von den ehemahligen Gewaltha-

bern der Republik, oder überhaupt von der Regie-

rung,

rung, wären ganz unrechte Wege eingeschlagen, die Finanzen fehlerhaft verwaltet, unnöthige Schulden gemacht, und sehr vielen Gliedern des Staats dadurch ein außerordentlicher Schaden zugefügt worden. Was kann nun die strengste Moral fordern? „daß der Schaden ersetzt werde.“ Gut: aber wie geschiehet das? Man bedenke doch, daß das Assignat, welches jetzt zur Einwechselung präsentirt wird, seit seiner ersten Emission in 40, 50 und mehr Händen gewesen ist. Von den vorigen Besitzern haben mehrere jeder etwas verlohren, dann hat einmahl einer beträchtlich daran gewonnen, dann haben wieder einige verlohren, und der letzte Inhaber würde von neuem so viel gewinnen, als der Staat über den gegenwärtigen Cours zahlte. Hieße das nicht gerade die Agioteurs für die verderblichen Künste, womit sie das ihrige zur Herabwürdigung des Papiergeldes ebenfalls beygetragen haben, belohnen? Es springt in die Augen, daß es eine unmögliche Sache sey, diejenigen, welche eigentlich durch den Umlauf des Papiergeldes mehr oder weniger verlohren haben, auszumitteln, und ihnen den Schaden zu ersetzen. Die weitern Folgen sind klar.

Aeußerst befremdlich bleibt es daher, daß bey Gelegenheit der gezwungenen Anleihe die Assignate nach dem Verhältniß wie 100 zu 1 angenommen werden sollten, da ihr Cours doch damahls wie 200 zu 1 war. Noch mehr aber ist es auffallend, daß die Mandate, welche der klingenden Münze gleich gelten und gezwungenen Cours haben sollen, auf das Verhältniß wie 30 zu 1 gesetzt wurden. Mit dem gezwungenen Course, der, wenn er auch durch die ärgste Tirannei eine Zeitlang erhalten wird, das totale Verschwinden des baaren Geldes allemahl zur Folge haben muß, war es nun freylich nichts, und jetzt, da sie bereits 94 von hundert verlieren, sind sie mit den Assignaten ungefähr in dem gleichen Verhältnisse.

Dieses ließ sich voraussehen; aber was konnte die erleuchteten Gesetzgeber der französischen Nation zu jenen Maaßregeln bestimmen? Daß diejenigen, welche solche vorzüglich bewirkten, durch einen Verkauf der Assignate zu höherm Course ihren Privatvortheil hätten befördern wollen, ist ein zu niederschlagender Gedanke, als daß ich ihm bey mir Raum

geben könnte. Auch ist dies schon deswegen nicht wahrscheinlich, weil so viele andere aufgeklärte Glieder in dem gesetzgebenden Senate, deren republikanische Tugend keineswegs zweifelhaft ist, sich nicht stärker dagegen gesetzt haben. Es müssen also andere Bewegungsgründe dazu gewesen seyn, welche ein Auswärtiger nicht gehörig beurtheilen kann, und die auch die gewöhnlichen Pamphletschreiber nicht zu entwickeln vermochten. Vielleicht daß man der ungestümen Stimme des Pariser Volks nachgeben zu müssen geglaubt hat. Dort hat man immer am meisten über Theurung geklagt, wiewohl diese Theurung nur eingebildet ist, wenn der wahre Maasstab, wornach solche beurtheilt werden muß, dabey gebraucht wird. Drey bis vierhundert Liv. für ein Pf. Zucker, hundert und funfzig für ein Pfund Fleisch u s. w. scheinen unerschwingliche Preise zu seyn; wird aber dabey erwogen, daß 3 bis 400 Livres dem Nahmen nach in der That nur Eins ausmachen, und daß auch ein Handarbeiter eben so viel für sein Tagelohn erhält, so verschwindet jener Schein völlig. Vielleicht gibt es keine andere große Stadt, wo man jetzt im Grunde so wohlfeil leben kann als in der Hauptstadt Frankreichs.

Vermindert sich der Preis des Papiergeldes unmerklich und nach und nach, so leidet auch die arbeitende Klasse so sehr dabey nicht, wohl aber wenn das Schwanken des Courses so groß ist, daß heute ein Louisd'or mit 6000, morgen mit 20000 und den folgenden Tag wieder mit 6 oder 7000 bezahlt wird, wie dieses wirklich der Fall gewesen ist. Alsdann haben die Agioteurs freyes Feld und die Preise aller Dinge werden ungewiß.

Man findet in verschiedenen Schriften die Behauptung, daß vorzüglich die geringere Volksklasse die Assignate in der Hoffnung aufbewahrt habe, um sie dereinst zu höhern Preisen wieder zu verwechseln. Von den Armen, die selten mehr erwerben, als ihr täglicher Unterhalt erfordert, läßt sich dieses wohl am wenigsten vermuthen, und bey denen, welche nicht in diese Klasse gehören, muß man doch wohl mehr Aufklärung voraussetzen, als daß man von ihnen glauben sollte, sie würden Papiere in ihre Koffer zur Aufbewahrung schließen, deren künftige Demonetisirung so leicht vorauszusehen ist.

Zwar

Zwar ist nicht zu läugnen, daß bey der franzö-sischen Nation, ihrer sonstigen Aufklärung ungeach-tet, von jeher über Kredit und Staatspapiere sehr unrichtige Begriffe herrschend gewesen sind. Selbst ihre besten Schriftsteller urtheilen mehrentheils falsch, wenn von dieser Sache die Rede ist. Calonne in seiner neuesten Schrift, le tableau de l'Europe, wor-in er, wie es von ihm zu erwarten ist, seine Na-tion auf das ärgste verleumdet, dringt zwar etwas tiefer in diese Materie ein und sieht oft richtiger als andere, aber dennoch nimmt er an, daß der Fall des Kredits der Papiere allein durch ihre Menge und durch ihr Mißverhältnis zu dem zirkulirenden baaren Gelde verursachet werde. Im Allgemeinen ist nichts falscher. Es kann weit mehr baare Mün-ze als Papiergeld in einem Staate seyn und das letztere wird dennoch im Preise fallen, wenn es nicht gut assekurirt ist. Wodurch übrigens das Zutrauen zu der gegebenen Versicherung in Frankreich sich verlohr, ist bekannt genug.

Daß die Regierung in Frankreich, weil einmahl die Assignate nicht in bessern Cours zu bringen wa-ren, (auch durchaus nicht gebracht werden mußten, wie ich oben bewiesen habe) andere Geldzeichen ein-führte, war nothwendig; denn mit Nationalgütern konnten die laufenden Ausgaben nicht bestritten wer-den. Aber für diese neuen Zeichen hätten die alten nach dem Course eingewechselt werden sollen, und selbst dadurch würde der Kredit jener verstärkt wor-den seyn. Auf die möglichste Erhaltung dieses Kre-dits kömmt jetzt sehr viel an. Ich gebe gern zu, daß dieses keine leichte Sache sey. Das gewählte Mittel, das für die Mandate Nationalgüter sogleich zugeschlagen werden sollten, scheint wenigstens nicht hinreichend zu seyn. Sobald die neuen vorstellenden Zeichen im Course fallen, müssen die Nationalgüter bey einer etwa anzustellenden Licitation steigen, und dieses Steigen, wenn es gleich in anderer Rücksicht der Nation vortheilhaft ist, wirkt von neuem un-ausbleiblich wieder zurück auf den Fall des Papiers. Durch eine Nationalbank, welche dasselbe einwech-selte, dürfte wohl am ersten zu helfen seyn; aber freylich ist dazu baares Geld nöthig. Eine neue ge-zwungene Anleihe wird vielleicht auch dazu Rath schaffen, und wenn Frankreich, wie Calonne in

seiner angeführten Schrift behauptet, von 3 Milliarden, welche ehedem dort in Zirkulation gewesen seyn sollen, wirklich noch zwey Milliarden besitzt, ja wenn es nur die Hälfte so viel ist, so wird ein guter Erfolg nicht ausbleiben. So wie das Papiergeld verschwindet, wird das vergrabene Metall wieder zum Vorschein kommen, zumahl wenn, wie jetzt vorauszusehen ist, ein erwünschter Friede allen von Zeit zu Zeit eingetretenen Verlegenheiten bald ein völliges Ende macht.“

Daß in der Folge nun wirklich das so sehr gesunkene Papiergeld ganz bey Seite gesetzt, und die Circulation des versteckt oder vergraben gewesenen baaren Geldes wieder befördert wurde, war ein Werk Napoleon's, weil er durch seine Siege dem Staate in Hinsicht seiner äußeren und inneren Verhältnisse Sicherheit und Ansehen verschaffte, so daß das allgemeine Zutrauen wieder aufleben konnte. Die Masse der edlen Metalle wurde auch überdem in Frankreich noch beträchtlich vermehrt, indem viele baare Summen theils als Kriegsbeute und Contributionen, theils als Subsidien von den angrenzenden Staaten nach Frankreich geschafft, und dort in Landesmünze umgeprägt wurden. So ist es dahin gekommen, daß die französischen Staatspapiere jetzt einen vortheilhafteren Cours als die englischen haben, wiewohl viele Tausende während der Stürme der Revolution alles ihrige einbüßten, und jedes Individuum, nach Verhältniß seiner Umstände, mehr oder weniger an dem Papiergelde hat verlieren müssen.

III. Das sächsische Papiergeld, oder die sogenannten sächsischen Kassenbillets.

Von den sächsischen Staatspapieren, als den sogenannten unverwechselten Steuerscheinen,

nen, den landschaftlichen Steuerscheinen, den Kammerscheinen, und den Spitzscheinen ist hier nicht die Rede, da diese im Art. Staatsschulden eine nähere Beschreibung finden werden *); allein die Kassenbillets haben mehr die Eigenschaften des eigentlich sogenannten Papiergeldes, und es ist folgendes davon zu bemerken.

Da die seit dem Jahr 1772 in Kursachsen im Umlaufe befindlichen Kassenbillets durch die Länge der Zeit und des Gebrauchs größten Theils so schadhaft und abgenutzt waren, daß sie nur mit vieler Unbequemlichkeit und Aufenthalte bey vorkommenden Zahlungen angewendet werden konnten: so wurde durch ein Edikt vom 1. Juli 1803 beschlossen, die sonstigen Kassenbillets gänzlich einzuziehen und an deren Stelle neue mit leichten Erkennungszeichen versehene, gleichwohl künstlicher als die sonstigen gefertigte und der Nachahmung weniger unterworfene Kassenbillets mit Anfange des Jahres 1804 ausgeben zu lassen.

Die wichtigsten, das in- und ausländische Publikum in allgemeiner und Kommerzialrücksicht sowohl, als in Absicht auf gewöhnlichen Handel und Wandel besonders interessirende Punkte dieser Verordnung sollen hier im Auszuge dargestellt werden.

1) Die neuen Kassenbillets werden im Geldwerthe dieselbe Summe, wie die zeitherigen Kassenbillets, und mithin 1,500,000 Thaler betragen, dagegen aber statt der bisherigen 6 Klassen à 1 Thlr., 2 Thlr., 5 Thlr., 10 Thlr., 50 Thlr. und 100 Thlr., die neuen Kassenbillets nur aus 3 Klassen A. B. und C., à 1 Thlr., 2 Thlr. und 5 Thlr., und solchemnach in 700,000 Stück Kassenbillets Litt. A., in 250,000 Stück Kassen-

*) Vorläufig sehe man Journal für Fabrik, 1806. Aug. S. 125 fl. Erklärung der sächsischen Staatspapiere; von M. Andreas Wagner in Leipzig.

Kassenbillets Litt. B. und in 60,000 Stück Kassenbillets Litt. C. bestehen.

2) Sie sind auf die beyden Edikte vom 6. May 1772 und 1. Juli 1803 gegründet, und enthalten folgende wesentliche Kennzeichen. In dem zu diesen Kassenbillets angewendeten Papiere stehen die eingelassenen Wasserzeichen allenthalben sichtbar auf lichten Flecken, bis auf die in der Mitte des Billets befindlichen Buchstaben C. S. C. B., welche zum Theil von der Schrift betroffen werden. Diese Wasserzeichen enthalten in allen 3 Klassen der neuen Kassenbillets theils in ausgedrückten Worten, theils in einzelnen Buchstaben und Ziffern die Benennung dieses Staatspapiers und den Werth jeder Klasse. Von diesen Wasserzeichen zeichnen sich noch besonders die in jeder Klasse in den aufgedrückten Stempeln befindlichen dunkeln Wasserzeichen, Zahlen aus, von welchen die in dem Wappenstempel befindliche, eine Römische, und die in dem den Werth des Billets anzeigenden Stempel eine Arabische Ziffer ist. Außerdem sind die neuen Kassenbillets mit besonderer Schrift für jede Klasse, und mit den nach der Handschrift gefertigten Nahmensunterschriften nachbenannter Kommissarien, als: des Ober-Steuer-Direktors, Carl August von Schönberg, des Kammerherrn und geheimen Finanzraths Detlev Grafen von Einsiedel, des Kammerherrn und geheimen Kriegsraths Carl Friedr. Ludw. von Watzdorf, des geheimen Finanzraths August Wilhelm Gotthelf von Leipziger, und des Hofraths und Assessoris bey der Landes-, Oekonomie-, Manufaktur- und Kommerzien-Deputation, George Carl Richter, ingleichen des zu Unterschrift der Kassenbillets qua Buchhalter bestalten Assistenten bey der Haupt-Auswechselungskasse, Johann Heinrich Nagels, gedruckt, auch überdieß mit besondern gepreßten Stempeln versehen, von welchen der über der Nahmensschrift des Commissarii stehende Stempel das Kursächsische Wappen mit der Umschrift: Churſächsisches Cassenbillet, enthält, und der andere über der Nahmensschrift des Buchhalters befindliche Stempel den Werth des Kassenbillets jeder Klasse anzeigt.

3) Damit das Publikum von diesen Billets eine anschauliche Kenntniß erlangen, und bey vorkommenden

menden zweifelhaften Fällen sofort eine genaue Vergleichung anstellen könne, so sind dem neuen Edikte vom 1. Juli d. J. Muster von diesen Billets beygefügt, diese Muster jedoch also eingerichtet worden, daß in keinem Falle ein schädlicher Mißbrauch davon gemacht werden kann, indem diese Muster, wie auch auf selbigen ausdrücklich mit rothen Buchstaben bemerkt ist, zwar förmliche Abbildungen aller 3 Klassen der neuen Kassenbillets, jedoch mit der Veränderung enthalten, daß die auf den Mustern schwarz gedruckten Stempel in den wirklichen Kassenbillets weiß gepreßt erscheinen, und ferner auf diesen Mustern die Unterschriften der Kommissarien und des Buchhalters, ingleichen die in dem innern Theile des Kassenbillets befindlichen Wasserzeichen, so wie die in den wirklichen Kassenbillets in den Stempeln erscheinenden dunkeln Wasserzeichen nicht ausgedrückt und angegeben sind.

4) Zur Auswechselung der alten Kassenbillets gegen die neuen Billets ist eine sechsmonathliche Frist vom 1. Jan. bis zum 30. Juni 1804 für die in- und ausländischen Inhaber der Kassenbillets also bestimmt worden, daß nach Ablauf des letztgedachten Tages, und solchemnach vom 1. Juli 1804 an, kein zeitheriges Kassenbillet weiter gültig ist, und weder bey einer landesherrlichen Kasse noch im gewöhnlichen Handel und Wandel angewendet werden kann. Auch ist nach der Erklärung in dem Edikte vom 1. Juli 1803 eine Verlängerung dieser präklusivischen Frist in keinem Falle zu erwarten, wobey jedoch in Fällen, wo nachgewiesen werden könnte, daß binnen der bestimmten sechsmonatlichen Frist aus gültigen Behinderungsursachen die Auswechselung der alten Kassenbillets gegen die neuen nicht zu bewerkstelligen gewesen sey, auf die dießfallsigen Anträge der Kassenbilletskommission, bey welcher das Nöthige deshalb schriftlich anzubringen ist, auch nach Ablauf der Frist nach Befinden und Beschaffenheit der Ursachen wegen späterer Auswechselung der alten Kassenbillets weitere Entschließung gefaßt werden soll.

5) Die Auswechselung der alten Kassenbillets gegen die neuen wird für jetzt in den drey Städten, Dresden, Leipzig und Chemnitz, und zwar in Dresden durch die Hauptauswechselungskasse, in Leipzig

durch

durch den Kommissionsrath und Kreisamtmann Weidlich, und in Chemnitz durch den Hofrath und Justizbeamten Dürisch daselbst, ganz unentgeldlich und ohne Abforderung irgend einiger Gebühren geschehen, wobey übrigens auf den Fall, daß etwa falsche Kassenbillets mit zur Präsentation gelangten, deshalb nach den zeitherigen gesetzlichen Vorschriften verfahren werden wird.

6) Ist für die Zukunft vom 2. Jan. 1804 an, zu thunlichster Erleichterung des Publikums und dessen Sicherstellung gegen beträchtliche Einbuße, das bisherige Disconto an 9 Pf. vom Thaler auf 1 Pf. vom Thaler gegen Konventionsmünze ohne Unterschied der Sorten herabgesetzt, auch zu fernerer Erreichung dieses Zwecks eine Disconto-Kasse zu Leipzig errichtet worden, bey welcher, so wie bey der Hauptauswechselungskasse in Dresden, mit alleinigem Ausschluß des Sonnabends, in den 5 ersten Tagen jeder Woche Vormittags von 9 bis 12 Uhr, und Nachmittags von 3 bis 5 Uhr, bloß gegen dieses geringe Aufgeld, und ohne weitere Entrichtung irgend einiger Remuneration oder einiger Gebühren, Kassenbillets gegen Münze und Münze gegen Kassenbillets diskontirt werden können.

7) Beschädigte oder zerstückelte Kassenbillets werden künftig bey der Hauptauswechselungskasse oder der Disconto-Kasse zu Leipzig nur dann ausgewechselt werden, wenn von dergleichen beschädigten oder zerstückelten Kassenbillets derjenige Theil, welcher die Bestimmung des Werths des Billets, den Wappenstempel, die Nahmensunterschrift des Commissarii, und die obere Nummer in der Masse enthält, daß aus solchen entweder sofort, oder durch Zusammensetzung der etwanigen einzelnen Stücke, diese Merkmahle vollständig sich darstellen, producirt wird.

8) Da bey den neuen Kassenbillets die Wasserzeichen vorzügliche und sofort entscheidende Unterscheidungsmerkmahle gewähren; so sollen bey den landesherrlichen Kassen Kassenbillets, welche entweder ganz mit andern Papieren unterzogen, oder auch nur mit einzelnen Stücken Papier so unterklebt sind, daß die Wasserzeichen sich nicht vollständig darstellen, nicht angenommen, jedoch dergleichen Billets auf jedesmahliges dießfallsiges Anlangen bey der Hauptauswechselungskasse in Dresden oder der

Dis-

Disconto-Kasse zu Leipzig, sofort gegen andere Billets derselben Klasse ausgetauscht werden.

9) Die Verfertiger und Ausgeber, auch Verfälscher von Kassenbillets, so wie diejenigen, welche auf irgend eine Weise daran Theil nehmen, ingleichen die, welche ein dem neuen Edikte inserirtes Muster von selbigen auf irgend eine Art mißbrauchen, haben künftig nach Unterschied und Beschaffenheit der in dem angezogenen Edikte §. 23. umständlich ausgedrückten Fälle, härtere Strafen als bisher, und zwar lebenslängliche, zehnjährige, fünfjährige Zuchthausstrafen ꝛc. so wie die vorgängige Ausstellung an den Pranger, nebst der öffentlichen Bekanntmachung der zuerkannten Strafen, in den Zeitungen und Intelligenzblättern, unfehlbar zu gewarten, so wie dagegen

10) Derjenige, welcher einen solchen Verbrecher entdeckt, und zuerst bey der ordentlichen Obrigkeit jedes Orts anzeigt, oder auch, wenn der Anzeiger ein Ausländer ist, dergleichen Anzeige in vorbeschriebener Maße bey der Obrigkeit an einem ihm bequem gelegenen Grenz- oder andern Orte der Kursächsischen Lande zur weitern Bekanntmachung an die Behörde zuerst wirklich gethan hat, nachdem die Verbrecher ihrer Mißhandlung überführt worden eine Belohnung von fünfhundert Thalern, und auf den Fall, daß solche Falsifikationen entdeckt werden wobey sich zur Hervorbringung einer der ächten Kassenbillets nahe kommenden Aehnlichkeit, eigener und besonderer Vorrichtungen bedient worden, eine Erhöhung dieser Belohnung um einige oder mehrere hundert Thaler sich zu versprechen.

IV. Die Preußischen Tresorscheine.

Verordnung wegen der in Umlauf zu bringenden Tresorscheine.

„Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc. ꝛc. Thun kund und fügen allen Unseren Unterthanen hiermit zu wissen: Seit dem Anfange Unserer

ferer Regierung ist Unser Bestreben dahin gerichtet gewesen, Unseren Staaten den Segen des Friedens zu erhalten, und bey den Zweigen der Staatswirthschaft pünktliche Ordnung und Sparsamkeit einzuführen. Dies hat Uns die Mittel verschafft, dem Ackerbau, der Fabrikation und dem Handel die nöthige Unterstützung zu gewähren, einen Schulden-Tilgungs-Fond zu bilden, aus dem die Staatsschulden, welche Wir fanden, berichtigt wurden, und zu den außerordentlichen Staatsbedürfnissen beträchtliche Summen baaren Geldes in Unsern Schatz niederzulegen.

„Da indessen auf der einen Seite durch Bezahlung der Schulden im Auslande, und durch die Vermehrung der Schatz-Bestände, beträchtliche Summen baaren Geldes aus dem Umlauf im Lande gebracht worden, auf der andern Seite aber die Vergrößerung des Staats durch Provinzen, welchen es an der, zur Belebung des Ackerbaues und ihres sonstigen Verkehrs, erforderlichen Geld-Cirkulation fehlt, und welche zu diesem Behuf große Summen aus Unsern alten Provinzen gezogen haben, die vergrößerte Menschenzahl, die Vermehrung des Umsatzes, die Erhöhung der Preise aller Gegenstände des Handels und Verkehrs überhaupt, auch größere Summen von Zahlungsmitteln erfordern: so ist es nothwendig, die schon fühlbare und noch zu befürchtende Stöhrung im Handel und in den Gewerben überhaupt, zu verhindern, und die zur Erleichterung und Erweiterung des inneren Verkehrs unentbehrlichen Cirkulations-Mittel zu verschaffen.

Wir haben zu dem Ende beschlossen, nach Art der schon im Umlauf befindlichen Banknoten,

ten, deren Zweckmäßigkeit die Erfahrung bestätiget hat, Tresorscheine zu kreiren, und davon allmählig so viel in Umlauf zu bringen, als zur Cirkulation erforderlich seyn werden. Es sind Uns dabey keinesweges die nachtheiligen Folgen des Papiergeldes in anderen Staaten entgangen; Wir haben vielmehr die Ursachen dieser nachtheiligen Ereignisse gründlich erforschen lassen, und Uns überzeugt, daß der Nachtheil nicht der Einführung des Papiergeldes selbst, sondern dem durch Finanzzerrüttung veranlaßten unmäßigen Gebrauche dieses Mittels, zuzuschreiben ist, welcher dadurch, daß das Papiergeld nicht realisirbar war, möglich wurde.

„Da nun aber die von Uns zu kreirenden Tresorscheine, gleich den bisherigen Banknoten, sollen realisirt werden können, also die auszutheilende Summe niemahls den Bedarf an allgemeinen Vergütungsmitteln überschreiten kann; und da Unsere Finanzen sich in einer solchen Verfassung befinden, daß alle, zu Bestreitung der Staatsausgaben selbst, außerordentlich erforderliche Summen, daraus bestritten, oder darauf fundirt werden können; so haben Wir keinen Anstand genommen, mit der Einführung von Tresorscheinen vorzuschreiten.

§. 1. „Es werden Tresorscheine auf Courant nach dem Münzfuß von 1764 ausgefertigt, und nach und nach in Umlauf gesetzt.

§. 2. „Die Tresorscheine sind dem Metall-Courant-Gelde gleich, und ihnen werden alle die Eigenschaften beygelegt, welche dem baaren Metall-Courant-Gelde zukommen.

§. 3. „Die Tresorscheine können bey den Bank-Comptoirs zu Berlin, Breslau, Elbing, Königsberg in Preußen, Stettin, Münster und

Fürth, und dem Seehandlungs-Comptoir zu Warschau, zu jeder Zeit gegen Silber-Courant ohne Aufgeld umgesetzt (realisirt) werden, und geben Wir hierüber Unser Königliches Wort.

„Unter der besonderen Aufsicht Unserer Staats-Minister, des Generals Grafen von der Schulenburg und Freiherrn vom Stein, werden die Tresorscheine ausgefertigt, und mit deren Nahmensunterschrift versehen. Zur Bequemlichkeit des Publikums werden vier Arten derselben ausgefertigt, nähmlich zu Fünf Thalern, zu Funfzig Thalern, zu Ein Hundert Thalern, und zu Zwey Hundert und Funfzig Thalern.

„Auf allen steht auf der Vorderseite:

Tresorschein auf { Fünf / Funfzig / Ein Hundert / Zwey Hundert und Funfzig } Thaler.

in Courant nach dem Münzfuß von 1764, wird im Handel und in allen Königlichen Kassen für voll angenommen, nach dem Edikt vom 4ten Februar 1806.

§. 5. „Die näheren Kennzeichen der Tresorscheine sollen durch ein Avertissement besonders bekannt gemacht werden.

§. 6. „Da die Tresorscheine realisirbar, also dem baaren Gelde bey dem innern Verkehr durchaus gleich sind, so soll in allen Zahlungen ohne Unterschied, ob die Verbindlichkeit dazu vor oder erst nach dieser Verordnung entstanden ist, ob die Zahlung aus einer, oder an eine Königliche Kasse zu leisten ist, oder unter Privatpersonen Statt findet, es dem Zahler frey stehen, das, was er in Silber-Courantgelde abzutragen hat, in Tresorscheinen zu berichtigen.

§. 7.

§. 7. „Hiervon sollen nur folgende Ausnahmen Statt finden:

A. Die Staatsanleihen in baarem Gelde, welche bereits abgeschlossen oder eröffnet sind, oder noch eröffnet werden möchten, nebst den davon zu zahlenden Zinsen.

B. Alle Anleihen, welche bis zum Tage der Publikation dieser Verordnung, von der Bank und Seehandlung gegeben oder genommen sind, nebst den davon rückständigen und künftigen Zinsen.

C. Eben so bleiben die Rechte des Gläubigers, welcher sich in Schuldinstrumenten bestimmte Spezies hat versprechen lassen, oder künftig sich versprechen lassen wird, vorbehalten.

§. 8 „Bey allen Zahlungen in Silbergeld an Unsere Cassen soll, so weit die Theilbarkeit der Summe es erlaubt, vom 1sten Junius dieses Jahres an, der vierte Theil in Treforscheinen gezahlt, und dieser nicht anders von den Kassen angenommen werden.

§. 9. „Für diejenigen Treforscheine, welche Unsern Postämtern vorschriftsmäßig zur Versendung überliefert sind, soll nur das Geldporto entrichtet, auch von Unsern Postämtern für den ganzen ihnen anzuzeigenden Betrag, gleich dem Golde und den Banknoten gehaftet werden, wenn die Treforscheine in Gegenwart des Postmeisters oder eines andern zur Annahme gesetzten Postbedienten versiegelt sind, und das Postsiegel beygedruckt ist.

§. 10. „Wer Treforscheine verfälscht oder nachmacht, an der Verfälschung Theil nimmt, verfälschte oder nachgemachte Treforscheine ins Publikum wissentlich bringt oder bringen hilft,

soll mit eben der Strafe belegt werden, welche nach Vorschrift des Allgemeinen Landrechts Theil 2. Tit. 20. §. 254. u. s. w. gegen falsche Münzer geordnet ist.

§. 11. „Die Einnehmer, Rendanten und andere Kassenbeamten haben in Absicht der Tresorscheine eben dasjenige zu beobachten, was ihnen in Ansehung des baaren Geldes vorgeschrieben ist. Sollten sie dawider handeln, so haben sie nach Vorschrift des Allgemeinen Landrechts Th. 2. Tit. 20. §. 413. 414. 426. und 428. Strafe zu erwarten.

„Wir befehlen allen Unseren hohen und niederen Militair- und Civilbehörden, so wie allen Unseren getreuen Unterthanen, sich nach dieser Verordnung auf das genaueste zu achten.

„Urkundlich haben Wir solche eigenhändig unterschrieben, und mit Unserm Königlichen Insiegel bedrucken lassen.

(L. S.) Friedrich Wilhelm.

v. Voß. v. Schrötter. v. Reden. v. Angern.
v. Diethert. v. Stein."

Beschreibung der Tresorscheine und ihrer Kennzeichen.

Alle Arten von Tresorscheinen sind gleichförmig mit den, nach der Handschrift gefertigten Nahmensunterschriften der Staats-Minister Grafen von der Schulenburg und Freiherrn vom Stein bedruckt.

Die Kennzeichen einer jeden Art, betreffen

a) Die Größe und Form derselben;
b) Das zu einer jeden Art verfertigte Papier;
c) Die Bezeichnung der Vorderseite;
d) Die Bezeichnung der Rückseite;

und unterscheiden sich hiernach folgendermaßen:

A.

A. Tresorscheine von Fünf Thalern.

Größe und Form.

Etwas über zwey Zoll hoch und etwas über drey Zoll breit; an allen vier Seiten gerade beschnitten.

Papier.

In der Mitte eines jeden Scheins steht in Wasserzeichen der Werth mit Buchstaben.

Vorderseite.

Eine in Holzschnitt gearbeitete breite Einfassung, welche oben die Worte: „Fünf Thaler", und unten die Worte: „Tresorschein", mit weißen Buchstaben auf einem schwarzen Grunde enthält. In dieser Einfassung steht oben die Nummer des Scheins; darunter, „Tresorschein „von Fünf Thaler in Courant, nach dem „Münzfuß von 1764. Geltend in allen Zah„lungen für voll."

In der Mitte finden sich noch einmahl in einem Liniengrund mit weiß die Worte, „Fünf „Thaler".

Kehrseite.

In der Mitte das in Holz geschnittene Königliche Wappen, und darüber

„5 Fünf Thaler."

Die übrige Fläche der Rückseite, welche das Wapen umgibt, ist mit einem Grunde bedeckt, der aus lauter kleinen irregulären Figuren zusammengesetzt ist.

B. Tresorscheine von Funfzig Thaler.

Größe und Form.

Etwas über drey Zoll hoch und fünf Zoll breit; an drey Seiten gerade mit einem kleinen weißen Rande beschnitten; die vierte Seite, wo der Tresorschein gleich den Aktien und Bankno-

ten aus dem Buche geschnitten ist, schließt mit einer durchschnittenen Verzierung in Art der Arabesken.

Papier.

In der Mitte eines jeden Scheins steht in Wasserzeichen „50 Thaler" und an den vier Ecken, „F. W. D. III."

Vorderseite.

Eine in Holz geschnittene schmahle Einfassung. In dieser Einfassung steht oben die Nummer des Scheins; darunter, „Tresorschein „von Funfzig Thaler in Courant, nach dem „Münzfuß von 1764, in allen Zahlungen für „voll geltend." Und am untern Rande zwischen den Nahmensunterschriften der beyden Minister, in einer viereckigen Einfassung, der Stern des Königlichen schwarzen Adlerordens.

Auf diesen Scheinen ist zugleich das Folium des Buchs, woraus sie geschnitten sind, geschrieben.

Rückseite.

Die ganze Fläche des Scheins ist mit einem Grunde bedruckt, der aus lauter irregulären Figuren zusammengesetzt ist, ein Oval von Sternen, und im Mittelpunkt kunstlos ein Fr. bildet.

Die Seite, wo der Schein aus dem Buche geschnitten ist, endigt sich gleichfalls mit einer durchschnittenen Arabeske, in der Art, wie auf der Vorderseite.

C. Tresorscheine von Ein Hundert Thalern.

Größe und Form.

Dieselbe, welche die Funfzig Thalerscheine haben, nur ist die Seite, wo der Schein aus dem Buche geschnitten ist, mit einer andern Arabeske versehen.

Pa-

Papier.

In der Mitte des Scheins steht mit Wasserzeichen „100 Thaler" und an den Ecken gleichfalls „F. W. D. III."

Vorderseite.

Dieselbe Einfassung, welche die Funfzig Thalerscheine haben, und in derselben Nummer und Werth, wie bey den Funfzig Thalerscheinen.

Am untern Rande steht aber, statt des Ordens-Zeichens, welches auf den Funfzig Thalerscheinen angebracht ist, hier das ganze Königliche Wapen in einer viereckigen Einfassung. Diesen Scheinen ist gleichfalls das Folium des Buchs, woraus sie geschnitten sind, aufgeschrieben.

Rückseite.

Ist gleichfalls mit einem aus irregulären Figuren zusammengesetzten Grunde bedruckt, welcher einen Stern von acht Spitzen bildet, in dessen Mittelpunkt ganz flüchtig mit Punkten ein Kr angedeutet ist. Die Seite, wo der Schein aus dem Buche geschnitten ist, endigt gleichfalls mit einer durchschnittenen Arabeske.

D. Tresorscheine von Zwey Hundert und Funfzig Thalern.

Größe und Form, und die Bezeichnung der Vorderseite und Rückseite sind mit den Ein Hundert Thalerscheinen völlig gleich; nur mit dem Unterschiede, daß die Ein Hundert Thalerscheine in schwarzer, und die Zwey Hundert und Funfzig Thalerscheine in grüner Farbe abgedruckt sind, und daß die Wasserzeichen in dem Papier, in der Mitte eines jeden Scheins den Werth mit „250 Thaler" angeben, an den Ecken aber gleichfalls „F. W. D. III." steht.

Von dem Course dieser Tresorscheine findet man oben, S. 50, in der Anmerkung einige Nachricht.

Ueber das Papiergeld der asiatischen Völker *).

Die Verfertigung des Papiergeldes in China fällt in das Jahr 1264 unsrer Zeitrechnung. Dieses Papiergeld diente, wie man sehen wird, demjenigen zum Muster, welches in der Folge in Persien verfertigt wurde. Ob die Chineser auf dieses Auskunftsmittel durch ihr Genie, welches eben nicht sehr erfinderisch ist, geleitet wurden, oder ob sie, wie die Perser, einer benachbarten Nation nachahmten, das ist eine Frage, die man nicht beantworten kann. Einige von Englischen Gelehrten in Indien gesammelte und im ersten Theile der Asiatic researches, oder Memoiren der Calcuttischen Gesellschaft, bekannt gemachte Fragen in der Sanskrit-Sprache **), könnten auf die Vermuthung führen, daß die Indier selbst vor der gewöhnlichen Zeitrechnung schon Scheine (Bons) oder Mandate über die königlichen Domainen gekannt hätten. Aber welchen Kurs hatten diese Bons? waren sie wirklich als Münze im Umlaufe? dieß hat man in keiner Geschichte von Indien finden können. In China waren die Untersuchungen fruchtbarer.

Eine

*) Von dem Bürger L. Langles. S. Nr. 29 der Décade philosophique litteraire et politique V. année de la Rép. (10 Messidor (5. Jul. 1797), S. 76—84. und von da übersetzt im Journal für Fabrik, Aug. 1798. S. 132 ff.

**) d. i. die alte Indische oder Indostanische Sprache, mit Sanskrit-Schrift geschrieben, die nur Brahminen verständlich, den Laien aber unbekannt ist. Sanskrit soll aus dem Slawischen pisame skrit, scriptura occulta, geheime Schrift, gemacht seyn. Mehr darüber sehe man im Allgem. litterarischen Anzeiger, 1798, No. CII, S. 1027.

Eine Geschichte dieses großen Reichs redet von einer Papiermünze, welche unter der Herrschaft der Songs um das Jahr 1264 unsrer Zeitrechnung im Gebrauche war. Diese wichtige Stelle befindet sich bey dem gelehrten P. Gaubil *), welcher aber den Titel des Buchs nicht nennt, woraus er sie genommen hat. Die Wahrheit dieser Behauptung wird außerdem durch das Zeugniß vieler reisenden Europäer, die dergleichen Papiergeld gesehen haben, unterstützt. Als der berühmte Marco Polo von Venedig, der gegen das Ende des 13. Jahrhunderts **) mit seinem Onkel das ganze mitternächtliche Asien durchreisete, und sich unter andern auch eine Zeit lang zu Cambula, dem jetzigen Peking, aufhielt, diese seine äußerst merkwürdigen Reisen herausgab, hielt man sie Anfangs für ein Gewebe von Uebertreibungen und Lügen, fand aber nachher, daß alles bis auf den kleinsten Umstand wahr war.

„Die Münze des großen Chans (Kublai, Kaisers von China)," sagt Marco Polo ***), „besteht weder aus Gold, noch aus Silber, noch einem andern Metall, sondern man nimmt die mittlere Rinde eines Baums, Moris genannt, läßt sie hart werden, und schneidet sie dann in

*) In A. L. Schlözer's kritisch-historischen Nebenstunden (Götting. Vandenhoek und Ruprecht. 1797), wo sich S. 159 bis 171 ein Aufsatz über das Papiergeld der Mongolen befindet, ist sie ganz übergangen; dagegen aber sind, außer den in den gegenwärtigen Bemerkungen angeführten, noch mehrere Aktenstücke, nahmentlich von Hayth o, Abulfaradsh, Forster und Sprengel, über diese Materie daselbst aufgestellt.

**) Er trat die Reise im J. 1269 an.

***) De regionibus orientalibus Libri III. Colon. Brandenb. 1671. Lib. III. c. 21. — Diese Stelle ist in den erwähnten Schlözerischen Nebenstunden S. 164 f. im Lateinischen Originale vollständig abgedruckt.

mehrere runde, größere oder kleinere Stückchen, und prägt das fürstliche Wappen darauf. Es ist im ganzen Reiche bey Todesstrafe verboten, andere Münzen zu verfertigen und auszugeben, oder sich auch nur zu weigern sie anzunehmen. Der Kaiser bezahlt seine Officiere und Soldaten in dieser Münze, so wie sie zur Unterhaltung seines Hauses und des Hofes dient. Kein Potentat in der Welt ist reicher als der große Chan, denn er häuft unaufhörlich Summen von Gold und Silber auf, ohne je etwas davon auszugeben."

Der Bürger Lanles sagt in Betreff dieser Stelle: Es war mir in That Anfangs nicht wenig auffallend, daß ein Reisender, der sich so lange an dem Hofe der Mongolischen Fürsten, besonders bey dem Chan Kublai, dem Enkel des berühmten Dschinkis-Chan, aufgehalten hat, so geradezu versichert, „man kenne in dem ganzen weitläuftigen Reiche des großen Chans keine andere Münze, als die aus der Rinde des Maulbeerbaums verfertigt wird." Es sollte mir nicht schwer werden, eine Menge Stellen anzuführen, um zu zeigen, daß an dem Hofe der Mongolischen Prinzen in der Tatarei und unter der Chinesischen Herrschaft der Sonas und der Yuen oder Monguls in China, während der achtzehn Jahre, da sich Marco Polo in diesen Gegenden befand, verschiedene Münzen kursirt haben, deren man sich sowohl zu den Staatsausgaben, als auch bey Handelsgeschäften und den täglichen Bedürfnissen bediente. Diese Münzen sind gar nicht unbekannt und größten Theils noch jetzt im Gebrauche. Und doch ist es nicht weniger wahr, daß die Papiermünzen, von denen der Venetianer spricht, wirklich

lich existirt haben; allein sie waren nur nicht so allgemein gebräuchlich als er behauptet. Ich bezweifle daher bloß die Allgemeinheit und die Dauer dieser Papiermünzen, welche mir Marco Polo übertrieben zu haben scheint, nicht aber ihre Existenz, die außerdem auch von dem Pater Magaillans und du Halde *) bekräftigt wird. Die Nachricht des erstern bedarf einiger Erläuterung. Der Pater Magaillans **) stellt eine Behauptung auf, die er in der Folge selbst wieder umstößt.

Man findet, sagt er, in China keine Spur, und die Chinesischen Bücher enthalten keinen Beweis, daß man sich in diesem Reiche jemahls eines Papiergeldes bedient habe, wie Marco Polo im 18. Kap. des 2. Buchs behauptet. Der P. Magaillans hatte aber wahrscheinlich die Geschichte des P. Gaubil, die wir oben angeführt haben, nicht gesehen. Und ob er gleich den Marco Polo für einen glaubwürdigen Schriftsteller hält, so sucht er doch dasjenige aus einander zu setzen, was ihn zum Irrthume habe verleiten können. Allein gerade durch diese Bemühung bestätigt er die Wahrheit seiner Erzählung und das, was wir über diesen Gegenstand gesagt haben.

Wenn in alten Zeiten (sagt der Jesuit) die Könige von China kein Geld hatten, so gaben sie den Mandarinen und Soldaten einen Theil ihres Gehalts in Billetten, worauf das königliche Siegel gedrückt war. Diese Billette wurden mit einer gewissen Form gemacht, und Tschao genannt, woraus man späterhin Tschao

fu

*) Description de la Chine. à la Haye 1736. Tom. 2. p. 201. II.

**) In Nouvelle relation de la Chine. Paris 1678. p. 168.

fu machte, welches die königlichen Einkünfte bedeutet. Der P. Magaillans wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir in diesen Tschao viel Aehnlichkeit mit dem Papiergelde finden, d. h. einer bloß repräsentativen Münze, deren Werth von dem Zutrauen des Volks und dem Kredit der Regierung abhängt. Unser Autor gesteht, daß man dieser Münze einen gezwungenen Kurs geben wollte, und daß das Volk viele Schwierigkeit machte, Billette anzunehmen, die weder innerlichen Werth noch irgend eine Hypothek hatten. Als endlich die Regierung vergeblich verschiedene Mittel versucht hatte, ihnen Kurs zu verschaffen, beschloß sie dieselben zurück zu nehmen, und versprach denjenigen ehrenvolle Belohnungen, die eine gewisse Anzahl davon sammeln und sie an die öffentliche Schatzkammer einliefern würden. Dieser ehrlose Handel mit der Ehre war sehr ergiebig für die Regierung: denn die reich gewordenen glaubten durch eine geringe Aufopferung ihres Vermögens die Ehre wieder zu erlangen, die sie durch die Erwerbung desselben verloren hatten. Aber da es keine Gewalt auf der Erde gibt, die der öffentlichen Meinung gebieten und sich nach Gefallen Achtung erzwingen kann, so wurden die Leute mit neuen Ehrentiteln, die sie durch die Frucht ihrer Räubereien erkauft hatten, nur um desto mehr gehaßt. Der anspruchlose Landmann und der rechtschaffene Kaufmann, denen die Regierung nie weder Ehre verkaufen noch rauben kann, weigerten sich standhaft, eine Münze anzunehmen, mit welcher nichts als eine Art Spekulation zu machen war, die eben so erniedrigend für die, welche sie machen, als nachtheilig für eine Regierung ist, welche sie duldet. Dieser

Kampf

Kampf des Fürsten, der eine eingebildete Münze ausgab, mit dem gesunden Theile des Volks, der sich weigerte sie anzunehmen, verursachte Unruhen. Man mußte sie endlich zurücknehmen und unterdrücken, und schon seit mehrern Jahrhunderten bedient man sich ihrer in China nicht mehr.

Ohne Zweifel, sagt der P. Magaillans, veranlaßte dieß den Marco Polo, an verschiedenen Stellen zu behaupten, daß man sich in China der Papiermünzen bediene. Und nach dem Zeugnisse des Jesuiten hatte Marco Polo Recht. Denn selbst die Beschreibung jener Tschao läßt keinen Zweifel mehr übrig, daß es Papiermünzen gewesen sind, die denen vollkommen gleich kommen, deren Existenz er abläugnen will. Man kann bloß bemerken, daß sich Marco Polo in seiner Erzählung zu allgemein ausgedrückt hat. Diesen Irrthum, oder vielmehr diese zu wenige Genauigkeit wird man ihm aber gern verzeihen, wenn man die Stelle gelesen hat, die wir eben angeführt haben. Marco Polo hielt sich an dem Hofe des großen Chan oder des Kaisers von China auf, und hier war es, wo das Papiergeld kursirte. Die Günstlinge und Schmeichler des Fürsten machten sich ein Vergnügen daraus es zu nehmen und in die kaiserliche Schatzkammer niederzulegen. Der Venetianer konnte sich, gleich den Höflingen, nicht einbilden, daß im Reiche ein Mensch verwegen genug seyn könnte den Willen des Kaisers nicht zu respektiren; denn gewöhnlich erstreckt sich der Gesichtskreis der Hofleute nicht weiter als der Umfang des Pallasts ihres Herrn.

Nachdem hier gezeigt worden, daß die Chineser im 13. Jahrhunderte Papiergeld gehabt

haben, das demjenigen ähnlich war, welches heut zu Tage in verschiedenen Europäischen Staaten im Umlaufe ist, so ist nur noch die Beschreibung desselben übrig. Diese wird um so leichter seyn, da die Chineser jetzt einen großen Werth darauf setzen, und besonders bey der Errichtung neuer Häuser sich dergleichen zu verschaffen suchen. Wenn sie so glücklich sind einige Stücke zu bekommen, so hängen sie sie als eine große Seltenheit und als einen Talisman über den Hauptthüren auf; denn viele hegen die abergläubische Meinung, daß die Häuser und die Bewohner derselben dann vor jedem Unglücksfalle gesichert seyn. Diesen abergläubischen Begriffen hat man die Erhaltung einer großen Anzahl solcher Papiere zu verdanken. Sie haben auf der einen Seite das kaiserliche Siegel mit folgenden Worten: Y Kuan, ein Tael (d. h. 1000 Deniers). Auf der andern Seite liest man folgende Inschrift: „Die Schatzkammer hat diesen Schein ausgestellt, und befohlen, daß diese mit dem kaiserlichen Siegel der Mings versehene Münze Kurs haben und gleich Kupfermünze angenommen werden soll. Diejenigen, die einen falschen nachmachen, sollen mit dem Tode bestraft werden, und derjenige, der es anzeigt und sich der Person des Thäters versichert, soll eine Belohnung von 250 Taels, und außerdem das ganze Mobiliar- und Immobiliarvermögen des Schuldigen bekommen. So geschehen im .... Jahr, am .... Tage des .... Monaths der Regierung Hug Von."

Der Stifter der Herrschaft der Mings hat bekanntlich später gelebt als Kublai; man hat jedoch alle Ursache zu glauben, daß er bey diesen Tschaos oder Papiergelde sich der von sei-

Vor-

nen Vorfahren erfundenen Formel bedient habe. Diese Meinung kann man vielleicht um so sichrer behaupten, da dieselbe Formel sich auch auf Djaus, oder dem Papiergelde der Perser befindet, das nach dem des Kublai verfertigt wurde, und welches Kaigatu, der erste Kaiser des Mongolischen Reichs in Persien, im Jahr 1294 in seinen Staaten (deren Hauptstadt damahls Tauryz war) in Umlauf zu bringen suchte. Diesen wichtigen Umstand erzählt Myrkoud in seiner vortrefflichen Universalgeschichte in drey Bänden in Folio. Sie führt den Titel: Habybus Seir, und war, ungeachtet der Kapitain Genty vor ungefähr 30 Jahren der National-Bibliothek in Paris ein Exemplar davon verehrt hat, bisher in Europa unbekannt *). Wir begnügen uns hier bloß von dem Kapitel, welches von den Djaus, d. h. vom Papiergelde, handelt, eine Uebersetzung mitzutheilen.

„Als durch die Verschwendung und die Wohlthaten des Kaigatu sowohl, als den Aufwand und die Freygebigkeit des ersten Ministers der Schatz so sehr erschöpft war, daß sich nicht ein einziges Gold- oder Silberstück mehr darin befand: so wurden auch noch die Heerden der Mongolen vom Schicksal durch eine Pest heimgesucht, die eine große Menge ihres Viehes dahin raffte. Der Monarch wollte sich in Ansehung seines Aufwandes und seiner Freygebigkeit nicht einschränken. Sedrdjihan, Chef des Divans und Schatzmeister, konnte aber die nöthigen Ausgaben nicht bestreiten. Man zog daher verschiedene Personen über die zerrütteten Finanzen

*) Die Operation des Kaigatu führt Schlözer a. a. O. S. 165 ff. aus *Abulfaradsh* Chronicon syriacum (von Bruns u. Kirsch, Leipzig 1789) p. 631, beym J. 1293, an.

nanzen zu Rathe, und ein gewisser Azzeddynn-Muzaffe ben Mohamed ben A-Myd, Einnehmer der kaiserlichen Zölle zu Tauryz, rieth dem Chef des Divans, ein Mittel anzuwenden, dessen man sich in China und in dem Reiche des Qaan bediente. Man sollte nähmlich in dem Reiche Il-Kanyen die Djaus oder Papiergeld an die Stelle des Goldes und Silbers setzen, und sich dessen beym Kauf und Verkauf bedienen. Azzeddynn's Vorschlag wurde angenommen. Zufälliger Weise befand sich Puladdjenk als Gesandter des Qaan (von China) am Hofe zu Tauryz, der es über sich nahm, den König mit dieser Erfindung bekannt zu machen. Sogleich befahl Kaigatu, daß von Stund an in seinem Reiche kein Handelsgeschäft vermittelst Goldes oder Silbers vollzogen werden, und Niemand, den König ausgenommen, reich bordirte Kleider tragen solle. Die Goldsticker und Goldschmiede mußten ihre Arbeiten einstellen, und in allen Städten des Reichs wurden Djau-Expeditionen errichtet. Die Vollziehung dieser Befehle wurde Officieren aufgetragen. Es wurde dekretirt, daß die Kaufleute und diejenigen, die den Handel zur See betrieben, nebst den im Lande Yaghy wohnenden Handelsleuten, zum Behuf ihrer gewöhnlichen Geschäftsreisen, Gold gegen Djaus erhalten sollten. Den Goldschmieden, Wechslern und Goldstickern wurde eine jährliche Summe, unter dem Nahmen einer Pension, zum Unterhalt bestimmt, die ihnen von der Administration der Djaus ausgezahlt werden sollte, damit sie nicht wieder zu ihrer Handthierung schreiten möchten. Jede Stadt bekam eine gewisse Summe zur Einrichtung einer Expedition für das Papiergeld. Dieses Papiergeld war in

Gestalt

Gestalt eines langen Vierecks mit einigen Chinesischen Wörtern. Auf beyden Seiten las man das Mohamedanische Glaubensbekenntniß: Es ist kein Gott außer Gott, und Mohamed sein Apostel. Außerdem standen noch darauf die Worte: Yrendjyn und Durendjy, Beynahmen, die der Kaiser von China dem Monarchen zu geben pflegt. In der Mitte dieses Papiers war ein Kreis, um welchen der Werth desselben, von einem halben bis zu zehn Direms, geschrieben wurde. Einige Worte zeigten an, daß der Monarch der Welt im Jahr 393 diese Djaus in allen seinen Staaten in Umlauf gebracht habe, und daß er Kinder, Aeltern und Anverwandte derjenigen bestrafen werde, die sie verfälschen oder etwas zu ihrem Nachtheil unternehmen würden.

Die Proklamation wegen dieses Papiergeldes war der allgemeine Gegenstand des Gespräch s und des Nachdenkens, bis endlich im Monath Zoul des gedachten Jahres die Djaus ausgegeben wurden. Die Kaufleute setzten, gezwungen, ihre Geschäfte zwey oder drey Tage fort, aber mehrere Einwohner, die einen so beträchtlichen Verlust nicht aushalten konnten, verließen die Stadt; mehrere schlossen ihre Gewölbe zu und verbargen ihre Waaren und Vorräthe. Das Volk lief zusammen und verwünschte den Muzaffe. Der Pöbel suchte diesen Bösewicht auf, um ihn zu ermorden; welches auch in der That geschehen seyn soll. Die Ankunft der Karavanen und verschiedene Handelszweige geriethen ins Stocken. Die Omeras und Newyans, Prinzen von Geblüt, stellten mit Genehmigung des Chefs des Divans dem Monarchen vor, daß das Papiergeld seine Unterthanen zu Grunde richte, den

Schaz von Einkünften entblöße, und, wenn man diese Neuerung noch einige Tage bestehen ließe, eine gänzliche Zugrunderichtung seiner Finanzen die unausbleibliche Folge davon seyn würde.

Auf diese Vorstellung ließ Kaigatu die Djaus wieder unterdrücken. Die Kauf- und Handelsleute kehrten zurück, und die Stadt bekam ihren alten Glanz wieder."

Verfertigung des Papiergeldes.

In Ansehung der Verfertigung des Papiergeldes war man ehedem weniger sorgfältig, und man begnügte sich damit, die gedruckten Zettel nur von dazu bestellten Räthen unterschreiben zu lassen. Die häufigen Nachmachungen des Staatspapiergeldes nöthigte aber endlich die Regierungen dazu, das Papiergeld auf eine so künstliche Art verfertigen zu lassen, daß es höchst schwierig wird, dasselbe nachzumachen. Als ein Muster in der Art kann man die oben beschriebenen Tresorscheine ansehen, weshalb ich auch die einzelnen dort angegebenen Vorsichtsmaßregeln, um das Verfälschen zu erschweren, hier nicht wiederhohlen will. Es gibt aber noch ein Mittel, die Verfälschung des Papiergeldes zu verhüten, und zugleich die leichtere Erkennung der Aechtheit zu befördern, welches, so viel ich weiß, aber noch nirgends angewendet ist.

Man muß nähmlich das Papier mit einer zusammengesetzten Farbe tingiren, wozu die einfachen Farben aus einem Glücksrade gegriffen werden; die Proportionen dieser Simplicien sind allen unbekannt, und verursachen daher die Unmöglichkeit, sie nachzuahmen, denn acht Arten Farben können in ihren Verhältnissen gegen einander

ander weit über eine Million möglicher Combinationen geben. Sollte durch irgend einen Zufall die Farbe verschießen, so dürfte der Eigenthümer des Papiers solches nur wieder mit Anzeige der näheren Umstände dieses Zufalls abgeben, und vermittelst einer sehr einfachen chemischen Analyse würde man leicht die Aechtheit des Billets erproben, und ihm ein anderes dagegen zustellen können *).

Uebrigens ist es noch eine Hauptregel: Papiergeld von einer bestimmten Form nicht zu viele Jahre umlaufen zu lassen, weil mit der Länge der Zeit sehr verschlagene Betrüger doch wohl Mittel finden möchten, hinter die Kunstgeheimnisse, welche bey der Verfertigung angewendet worden, zu kommen, und davon einen sehr nachtheiligen Gebrauch zu machen. Man muß die im Umlaufe befindlichen Banknoten deshalb nach einigen Jahren gegen andere einwechseln. Wie häufig sind die Wiener Bankozettel in den letztern Jahren nicht im In- und Auslande nachgemacht worden! Es beschäftigten sich vor etwa 4 — 5 Jahren bloß in den Rheingegenden an 50 Personen mehrentheils Juden damit, welche theils falsche Bankozettel nachmachten, theils sich mit deren Verkauf abgaben, wie die zu Strasburg darüber geführten Criminalacten auswiesen.

Wegen der Sicherheit des Papiergeldes verordnen die Gesetze mehrentheils folgendes. Die verloren gegangenen Zettel können als res furtiva nicht von einem tertio vindiciret werden, wohl aber hat condictio furtiva gegen den Dieb, und Actio ex dolo, oder in factum wi-

*) Kunstmagazin der Mechanik und der technischen Chemie, herausg. von D. Eschenbach, Leipzig 1803, S. 42 folg.

der den Theilnehmer statt. Eben so wenig hat sonst ein Ersatz oder Vergütung statt. Abgenutzte oder beschädigte aber werden bey der Commission gegen neue ausgewechselt, wenn nur das Quantum, die Classe und Nummer noch kenntlich und das abgerissene Stück nicht nochmahls zur besondern Verwechselung kommen kann. Verdächtige Billets werden gegen ein Interimsrecepisse angenommen, der Exhibent angemerkt, und von wem er das Billet erhalten, befragt, und der Bekannte der Obrigkeit angezeigt und allenfalls in Verwahrung gebracht, das Billet aber an die Instanz nebst Bericht eingesandt. Privati, wenn sie dergleichen aus einer Casse erhalten, haben sich bey deren Instanz, sonst aber bey der Commission zu melden. Wer das dazu gebrauchte Papier, die Kupferplatten, oder irgend ein dazu erforderliches Material nachmacht, die Nummer oder Unterschrift nachschreibt, wahre Billets verfälscht, darum Wissenschaft hat, oder falsche wissentlich ausgibt, wird, nach Unterschied der Fälle, als ein falscher Münzer u. s. w. bestraft. Wer einen dergleichen Verbrecher in- oder außerhalb Landes angibt, erhält, wenn er überführt wird, eine bestimmte Prämie.

Die Strafen, womit die Verfälscher belegt werden sollen, sind bisweilen auch auf dem Billette selbst angegeben. Z. B.

Dänischer Bankozettel. Ein Rthlr. Courant. No. — Wenn es verlanget wird, so bezahlet die Bank in Kopenhagen Einen Reichsthaler, schreibe 1 Rthlr. in Currentmünze, an den in Händen habenden; mittlerweile valedirt dieser Bankozettel, so lange er existirt, ohne weitere Aufzeichnung oder Endossirung für obbemeldeten einen Reichsthaler, Valuta in der Bank angenommen, Kopenhagen, Anno 1773. Wer diesen Zettel nachäfft, wird am Leben gestraft,

gestraft, und wer einen solchen Verfälscher erweislich angibt, bekömmt 10,000 Rthlr. zur Belohnung, und die Nahmen werden verschwiegen.

Schwedischer Banko Transport-Zettel. No. —

In der Reichsstände Wechselbank hat der Bankokämmerier N. auf die Transportrechnung eingesetzt, 2 Rthlr. Species, welche 2 Rthlr. Species eigenhändig und deutlich transportirt werden müssen, mit Tage und Jahrzahl, von Mann zu Mann. Und soll der Inhaber des letzten Transports diese Summe ausbekommen. Stockholm, den 24sten Jan. 1777. Zwey Reichsthaler Species. Der, welcher diesen Zettel auf 2 Rthlr. nachäfft, soll gehangen werden; der aber, welcher den Nachäffer erweislich entdeckt, soll das in K. Maj. gnädigst. Bekanntmachung vom 20sten Dec. 1754. versprochene Prämium bekommen.

Uebrigens muß ich hier noch einer jetzt in Schlesien zum Vorschein kommenden Art des Papiergeldes erwähnen, die eigentlich die Natur der Pfandbriefe hat, aber auch als gewöhnliches Papiergeld cirkuliren kann. Es heißt darüber in den Berliner Zeitungen vom 10ten Septbr. 1807.

Eine Anzahl mit Gütern angesessener Landstände hat aus eigener Bewegung und lebendiger Vaterlandsliebe, seit dem 12ten Jun. d. J., einen ständischen freywilligen Verein errichtet, um zur Wiederherstellung und Beförderung der höchstnöthigen Geldcirkulation ein Ersatzmittel des Metallgeldes aufzustellen, das durch seine Fundation auf unverlierbares Grundeigenthum die höchstmögliche Realsicherheit gewähre, die Masse der bereits vorhandenen Geldpapiere nicht vermehre, und zugleich die Bequemlichkeit einer Zertheilung in kleine Summen, bis zum Betrage der gewöhnlichsten Goldmünzen, zulasse. Ein solches Erhaltungsmittel fand dieser Verein in der Zertheilung der, in ihren größern Summen schwer, und gegenwärtig nur mit Verlust umzusetzenden Pfandbriefe, in Antheilsscheine von 20, 10 und 5 Thalern. Er deponirte daher seine Pfandbriefe bey der Landschaft des Breslau-Briegischen Fürstenthums, setzte gegen dieselben einzelne 3½ Prozent Zinsen tragende Pfandbriefsantheile

von 20, 10 und 5 Thalern in Cours, und erließ mit Bewilligung aller vorgehenden Behörden unterm 30sten Jun. ein Publikandum, in welchem die nähere Beschaffenheit dieser Einrichtung umständlich auseinander gesetzt wird. Zur größern Sicherstellung hat die gegenwärtige höchste Landesadministration diesem Institut ihre Bestimmung gegeben, und befohlen, daß die solchergestalt ausgefertigten Pfandbriefsantheile in allen Landeskassen zu Abzahlung der Kriegscontribution angenommen werden sollen *).

In einem andern Lande, wo durch die Kriegsbedrückungen das baare Geld in den letzten Jahren selten geworden ist, nähmlich im bisherigen Churfürstenthume Hannover, hat man jetzt den Vorschlag gemacht, eine Zettel- und Leihebank zu errichten, um eine Masse, die das baare Geld vertreten könnte, anzuschaffen. In von Archenholz's Minerva, 1807. May fl., steht darüber ein sehr lesenswerther Aufsatz. Ob dieser Vorschlag aber zur Ausführung kommen werde, ist noch nicht bekannt geworden.

Zum Schlusse dieses Artikels verdienen folgende allgemeine Bemerkungen über den Einfluß des

*) Die schlesischen Pfandbriefe haben sonst eigentlich diese Form:

Schlesischer Pfandbrief.
No. 1.

Der Fürstenthümer Breslau, Brieg, Trachenberg und damit verbundenen Standesherrschaft Privilegirter Pfandbrief über — Reichsthaler Courant = 14 Rthlr. vrs Mark fein gerechnet, welcher sowohl zur Sicherheit des Capitals als der Interessen, unter besonderer Garantie der verbundenen Stände, auf den - im Creyse gelegenen — von den Bevollmächtigten der gemeinen Landschaft in Gegenwart der Regierung ausgefertiget und das No. — des Registers eingetragen worden. Den —

N. N.
Unterschrift der Regierung, in Fidem.

Director und Bevollmächtigter der gemeinen Landschaft.

zahlbar in Breslau.

Die Interessen sind bezahlt bis

des Papiergeldes und der Staatspapiere überhaupt auf den Gang der Welthändel hier noch einen Platz, die der verstorbene Büsch am Ende des Jahrs 1795 schrieb *).

Das Jahr, welches wir heute endigen, hat eine, meines Wissens, von niemand beobachtete Merkwürdigkeit. Es ist das Jubeljahr der Erfindung, wenigstens der vorhin nicht gewöhnlichen Anwendung der öffentlichen Papiere. Ganz hatte das Papiergeld vorhin nicht gefehlt. Die Bank zu Genua war und ist noch eine Zettelbank. Auch ihrer hatte sich der Staat bereits bedient, um seinen Bedürfnissen abzuhelfen, wenn er mit seiner baaren Einnahme nicht ausreichte. Aber außer Genua wußte man nichts von einem solchen Gebrauch der Banknoten. Noch wurden von kriegssüchtigen Fürsten dieselben nicht als ein Mittel benutzt, das ihnen Kräfte geben könnte, Kriege mit einem größern Aufwande zu führen, als zu welchem sie die dem Volke aufgelegten Schatzungen, oder in eingeschränkten Monarchien, die vom Volk dazu bewilligten Summen, in Stand setzten. Die Actien der nur wenigen im vorigen Jahrhundert existirenden großen Handlungs-Compagnien, insonderheit der Ost- und Westindischen in Holland, waren keiner Anwendung fähig, und sind es eigentlich noch nicht. Wenn ein uneingeschränkter Monarch, wie es Ludwig XIV. war, Krieg führte, so mußte er entweder durch vorhin schon gesammelte Schätze sich dazu Kräfte erworben haben, oder sie im Laufe des Krieges sich zu verschaffen wissen. Doch an jenes so natürliche und vorzügliche Mittel hat in anderthalb Jahrhunderten nicht Ein König gedacht. Heinrich IV. hinterließ einen Schatz nur von 40 Millionen Livres damahliger Währung, ward aber ermordet, ehe er ihn in Ausführung seiner großen, kriegerischen Absichten verwenden konnte. Und nun nenne man mir doch nur Einen Monarchen zwischen ihm und Friedrich dem Großen, der nur so viel als 50 Million Livres gesammelt hätte. Indessen waren die meisten derselben so gut, wie jetzt kriegslustig, nicht immer, wenn sie ein Weniges aufgespart hat-

 ten,

*) S. Joh. Georg Büsch's sämmtliche Schriften über Banken und Münzwesen. Hamburg 1801. 8. S. 721 fl. Das papierne Jahrhundert.

ten, sondern sie traten muthig in den Krieg unter der bloßen Voraussetzung ein, daß die Unterthanen die Kosten desselben würden aufbringen können, weil sie müßten. Nur zwey Kriege sind mit hinlänglichen Geldeskräften von Ludwig XIV. unternommen worden, welche ihm nicht sowohl schon aufgesparte Schätze, als der unter Colberts weiser Staatswirthschaft schnell gestiegene Flor der Handlung Frankreichs verschafften. Dieß waren die Kriege von 1667 und 1672. Aber in seine spätern Kriege trat er unter ganz andern Umständen, und eben deswegen ganz willig, ein, wovon meine dritte Auflage der Geschichte der Welthändel neuerer Zeit das Nähere erzählt. Da ging es ihm dann, wie allen Fürsten, die ohne hinlängliche Geldeskräfte in Kriege verwickelt werden. Die Unterthanen wurden mit immer schwereren Abgaben belastet. Das, was diese einbringen sollten, war noch nicht immer da, wenn der Krieg dessen bedurfte. Dann wurden theils Anleihen gemacht, so weit der Credit des Königs reichte, theils ward über Lieferungen contrahirt, und diese von Leuten übernommen, die, weil sie wußten, daß die versprochenen Zahlungstermine nicht würden eingehalten werden, so viel höher rechneten, auch durch allmählige, wenn gleich unordentlich erfolgte Zahlungen, sich bey Kräften erhielten, um neue Contrakte mit immer höher gespanntem Gewinn in der Erwartung zu schließen, daß der König im Frieden sich im Stande sehen würde, rein auszuzahlen. Die eingeschränkten brittischen Monarchen waren anders daran. Hatte der Krieg den Beyfall des Volks, so waren sie von der Bewilligung der sogenannten Subsidien durchs Parlement gewiß genug, deren Belauf aus den muthmaßlich berechneten Kosten des Feld- und Seezuges bestimmt ward. Diese ganz, und nicht etwa die Zinsen davon, aufzubringen, wurden, für so viel, als die festen Kroneinkünfte nicht gaben, einstweilige Auflagen, aber nur für das laufende Jahr bewilligt. Weil jedoch das Geld zum Kriege früher nöthig ward, als die Auflagen eingehoben werden konnten, so mußte der Hof, freilich für Rechnung der Nation, dieß Geld auf die kürzere oder längere Frist negoziiren, in welcher man bezahlen zu können sich gewiß glaubte. Hier hatte die Gewinnsucht der Reichen ein schönes Spiel. Die üblichen

Zinsen

Zinsen waren damahls noch 6 Procent aufs Jahr. Aber diese Negociation kostete gewöhnlich das doppelte.

Das Jahr 1693 war das merkwürdigste Jahr, dessen Jubiläum von allen denen billig hätte gefeyert werden sollen, welche sich bey dem Unwesen mit dem Papiergelde und den Staatspapieren so wohl befinden. In diesem Jahre errichtete Paterson die Bank zu London mit einem Fond von 1,200000 Lsterl. Sie war und ist noch eine Zettelbank, die folglich ihren Fond nicht dem Belauf ihrer Noten gleich erhalten darf, so lange sie sich in einigem Credit erhält. Die Direction dieser neuen Bank bestimmte nur 300000 Lsterl. zum Behuf der vorkommenden Zahlungen, und lieh die übrigen 900000 Lsterl. der Krone zu 6 Prozent. Die Bedingung ward dabey festgesetzt, daß nicht die Bank, sondern nur die Krone diese Schuld sollte aufkündigen dürfen. Das ist nimmer geschehen, wohl aber sind die Zinsen nach der Zeit auf 3 Procent herabgesetzt, und weit grössere Summen von der Bank an die Krone vorgeschossen. Das war das erstemahl, daß nicht für die Bezahlung der ganzen gemachten Schuld, wohl aber für die Zinssumme der 54000 Lsterl. gesorgt werden durfte. Dazu ward nun leicht eine Abgabe beliebt und angewiesen, und dies hieß eine Nationalschuld fundiren.

Aus diesem kleinen Anfange ist dann die ungeheure brittische Nationalschuld von mehr als 300 (jetzt, 1807, über 500) Millionen nach und nach erwachsen. In andern Staaten ist ein ähnliches, aber unter sehr verschiedenen Modificationen, geschehen. Man hat insonderheit die Banken gemißbraucht. Man hat die Schulden auf einen festen Fuß gesetzt, und insonderheit das Recht der Aufkündigung und Abbezahlung nur einseitig für die borgenden Staaten gemacht. Nur wenige derselbeu haben bestimmte Schatzungen zur Aufbringung der Renten angewiesen. Aber es ist auch den zum Leihen allzeit fertigen Reichen genug gewesen, wenn sie erfuhren, daß der borgende Fürst, so wie er neue Schulden machte, auch neue Schatzungen seinen Unterthanen auflegte, weil sie eben so willig als die Fürsten selbst glaubten, diese würden die Auflagen bis ins Unbestimmbare tragen können und wollen.

Der Einfluß von dem allen auf die Weltbegebenheiten dieses Jahrhunderts ist so groß, daß derselbe nur von dem richtig und pragmatisch angegeben werden kann, der darauf vorzüglich sein Augenmerk richtet, aber auch so hell in den Gang der Sachen einschauet, daß er zu erklären fähig ist, was dieser in die Stelle des Geldes getretene papierne nervus rerum gerendarum leisten könne oder nicht. Nur so kann er erklären, wie derselbe Einem Staat eine scheinbare Stärke auf nicht kurze Zeit gegeben, einen andern aber ausgedörrt, und ihm das Verderben zugezogen habe. Gerade das jetzt sich endende Jubeljahr hat davon solche Beweise gegeben, dergleichen auch der, welcher die Sache schon lange durchzuschauen glaubte, nicht erwarten konnte zu erleben. Die Sache ist aufs höchste gestiegen, und es bereitet sich vielleicht eben dadurch eine für ganz Europa heilsame Crisis vor. Sehr wahrscheinlich werden nach derselben diejenigen Staaten, welche in dem vermeinten Gefühl der Stärke, welche ihnen das Papiergeld gab, alles unternehmen zu können glaubten, die Erschlaffung eines kranken Körpers fühlen, der nur durch lange Ruhe den ordentlichen Kreislauf seiner Säfte wieder herzustellen, und mit diesem seine alten Kräfte zu gewinnen strebt.

Außer den im obigen hin und wieder schon genannten Schriften über das Papiergeld, gehören hierher noch folgende:

Deutsches gemeinnütziges Magazin I. 136.
Schlözer's Staatsanzeigen, 49 Heft, S. 109. 116.
Berliner Taschenkalender auf das Jahr 1784. (Bey Spener). S. 179. Vom Papiergelde in Pensylvanien.
Geschichtliche Darstellung der Banken. Hamburg bey Vollmer. 1800.

Papierglättmaschine, s. im Art. Papier, Th. 106, S. 823.

Papiergras, s. Papiercyperngras, oben, S. 2.

Papierhandel, s. im Art. Papier, Th. 106, S. 839 f.

Papierköcher, Tubularia papyracea L., s. im Art. Koralle, Th. 44, S. 337.

Papier lasting, ein schwarzer wollener Zeug, der in England gemacht wird, und worüber man im Journal für Fabrik, April 1792, S. 282 einige Nachricht findet.

Papierlaus. Holzlaus, Staublaus, Hemerobius pulsatorius Blumenb., ein Insect, das sich in Büchern, alten Papieren, auch im Holze aufhält. Von dem Schaden, den es in Insectensammlungen anrichtet, sehe man Th. 30, S. 345 fl.

Papierlumpen, Hadern oder Lumpen, die zum Papiermachen bestimmt sind. S. im Art. Papier, Th. 106, S. 575 fl.

Papiermaché, Papier maché, eine Masse von zerstampftem Papiere, wozu die Abschnitte des Papiers gebraucht werden, und woraus man Dosen und allerley Geräthe in Formen bildet, hernach im Ofen backt, abdrehet und lackiret. Seitdem aber Martin im Jahre 1740 in Paris die Kunst erfunden hat, dergleichen Dosen und andere Sachen von zusammen geklebtem oder zusammen geleimtem Papiere zu verfertigen, wendet man die sonst übliche Masse selten an, sondern bedient sich der letzteren Erfindung; denn die Dosen von der ersteren Art werden eher an ihren Rändern schadhaft, und nutzen sich überhaupt leichter ab, als die von zusammen geklebten Papieren gemachten.

Diese Erfindung ist überhaupt eine französische, wie man es schon aus ihrem Nahmen schließen kann, und Frankreich hat mit diesen Arbeiten, die durch die Handlung so zu sagen durch die ganze Welt giengen, große Summen aus andern Ländern gezogen, wozu Deutschland nicht wenig beygetragen hat, bis endlich die Deutschen hinter die Kunst gekommen sind, und

diese Arbeiten nachgemacht haben; wie denn jetzt in Berlin und einigen andern Orten alle Sorten von Lackirungen, sonderlich Kaffeetische, Präsentirteller, Zuckerschalen ꝛc. von Papier maché, welche kochend Wasser aushalten, gemacht werden.

Das jetzt besonders gebräuchliche Papier maché bestehet, wie gesagt, eben sowohl, als die bloßen Bogenpappen der Karrenmacher, aus Lagen Papier, die auf einander geleimet sind. Ehedem bestand es aus einem Pappenteige, und öfters sogar nur aus gewöhnlichem Papier, welches man beitzen und gleichsam in dem Wasser faulen ließ, um diesen Teig daraus zu bilden.

Der vorhin genannte Martin der ältere, ein geschickter Lackirer in Paris, der zuerst in dieser Kunst excelliret hat, erfand es aber, diese Tabacksdosen auf eine ganz verschiedene Art zu machen.

Dieser berühmte Künstler war durch ein glückliches Ohngefähr zu der Kunst, worin er sich vor allen andern hervorgethan hat, bewogen worden. Lefevre, ein Liebhaber der Lackirkunst, der mit d'Ons en Bray verschiedene Versuche gemacht hatte, war ein Nachbar von dem Vater des Martin. Die Neugier brachte diesem letztern einige Begriffe von dieser Arbeit bey. Er brachte sie in Ausübung, er machte sie vollkommener, er stiftete Etablissements, und es gelang ihm so weit, daß er seinen Nahmen den schönsten Arbeiten gab *), die in dieser Arbeit gemacht werden. Nach dem Tode des Martin ist Giros ihm in seinem Ruhm und Fortgange in der Lackirarbeit gefolget **).

Die

*) Die Tabacksdosen wurden Martins, oder Martins-Dosen genannt.

**) Jetzt werden in Berlin Kutschen, Stühle und anderes Hausgeräthe nach Art des Martin sehr schön lackiret.

Im

Die Pappendosen, die Martin erfunden hat, haben verschiedene Größen, welche man durch die Nahmen: Petit-rien, Zero, No. 1. No. 2. No. 3. u. s. w. bis auf No. 8. unterscheidet, welches die allergrößten und gewöhnlichsten Mannsdosen von 3 Zoll im Durchschnitte sind. Bey Beschreibung der Arbeit soll die Größe der No. 8. zum Exempel dienen.

Man hat eine große Anzahl hölzerner Formen, von der Größe und Figur, die man einer Tabacksdose geben will. Ein Arbeiter kann 200 in einem Tage zubereiten. Allein man gebraucht eine weit größere Anzahl Formen, weil die Arbeit 5 Tage lang dauern muß. Ueberdem erfordert der kleine Kasten einer Tabacksdose, nähmlich der untere Theil sowohl, als der obere eine besondere Form.

Die Arbeit des ersten Tages bestehet darin, daß man die Form mit einem bloß einfachen Bande nasses Papier, zu gleicher Zeit, da man einen Boden von Papier darin anbringet, bekleidet. Dieses nennt man die Lage mit Wasser. Die Feuchtigkeit ist hinreichend diese Lage mittelmäßig an einander hangend zu machen, bis daß man die geleimten Lagen daran anbringen will, sie verhindert aber nicht, daß man nicht die Tabacksdose hernach leicht aus der Form herausnehmen könnte, vielmehr verwahret das mit Wasser befeuchtete Blatt Papier die Form vor den kleinen Leimtheilchen, welche sich an die Tabacks-

Im Jahr 1765 ließ der König Friedrich II. zu diesem Behufe ein eigenes Haus bauen, welches der Lackirer Chevalier erhielt, der diese Arbeiten schon zu nicht geringer Vollkommenheit gebracht hat. Und der Hoflackirer Stobwasser war es, der die lackirten Arbeiten von Papier maché noch weiter vervollkommnete.

backsdose anhängen, und die Herausziehung beynahe unmöglich machen könnten. Zu diesem Ende muß das Blatt mit Wasser breiter, als die übrigen seyn, und die Form rund umher genau umgeben, damit sich nicht, wenn ein leerer Zwischenraum wäre, etwa Leim daselbst setze, der den kleinen Kasten auf der Form befestigen würde.

Den zweyten Tag setzt die Arbeiterin in einem großen Tragekorbe die den ersten Tag bekleideten 200 Formen neben sich, und nimmt sie nach einander wieder heraus, um die erste Lage daran anzuleimen, und legt sie nach der Maaße wie sie fertig werden, in einen andern Korb. Um diese erste Lage zu bereiten, fängt man damit an, daß man kleine Stücke von Papier von der Höhe schneidet, die man der Dose geben will, wovon jedes 2 völlige Umgänge in der Form und noch etwas mehr machen kann. Man schneidet ferner Vierecke von Papier, deren Breite etwas größer, als der Durchschnitt des kleinen Kastens ist. Man leimt acht derselben zusammen, indem man sie durchkreutzet, kreutzweise über einander legt, oder indem man die Winkel des einen Viereckes gegen die Mitte von den Seiten des andern bringet, dergestalt, daß alle acht zusammen, so zu sagen, die Gestalt und Figur eines Sternes mit vielen Strahlen haben. Diese Zusammenlegung ist es, die man das Viereck nennt, und welche den Grund der Tabacksdose ausmachen soll. Ein anderes ähnliches Viereck bildet das Obertheil derselben.

Man breitet auf dem Tische ein Stück von Papier aus, und mit den Fingern streicht man Leim darüber; man legt ein zweytes Stück auf das erstere, und leimt es auf gleiche Weise. Diese beyden vereinigten Stücke, und welche eine

doppelte

doppelte Dicke machen, faltet man die Form herum auf die Lage mit Wasser um welche sie zweymahl und darüber herumgehet. Man bringet hernach das Viereck an, von welchem man die Winkel rund umher mit der Hand abschlägt. Man legt auf diese Winkel wieder ein neues Stück, um sie wohl zusammen zu halten. Man macht es also, daß dieses Stück über den Rand hervorgehe und den Winkel bedecke, der sich ringsherum um den kleinen Kasten erstreckt, um ihn desto mehr zu befestigen. Auf die Art enthält die erste Lage ein aus 8 Verdoppelungen von Papier gebildetes Viereck, und 3 Stücke Papier, die ohngefähr sechs- bis siebenmahl herumgehen, oder 6 bis 7 Dicken Papier in dem Umkreise des kleinen Kastens und des Obertheils ausmachen.

Die also mit ihrer ersten Lage beschwerten Formen werden in einen Wärmkasten gebracht, welches ein großes Spinde von 8 Fuß hoch, eben so viel breit, und 3 Fuß tief ist. Der untere Theil ist mit Backsteinen verwahret, und man legt darauf angezündete Kohlen, deren Dampf keinen andern Ausgang hat, als die Weite dieses Wärmkastens, welches ihn oft sehr verderblich macht. Oberhalb sind verschiedene Gitter von messingenem Draht, auf welche man die Formen legt, und woselbst man sie einige Stunden läßt, bis die Lage vollkommen trocken ist.

Des Morgens versiehet man 200 Formen mit kleinen Kästchen, und Nachmittags die Obertheile derselben, die auf dieselbe Art gemacht werden, mit diesem einzigen Unterschiede, daß die Stücke schmahler sind.

Den andern Tag bringt man auf jede Form eine zweyte, der erstern ähnliche Lage an,

mit einem Stücke Papier mehr, das heißt, man legt anstatt drey Stücke, vier; und so fährt man von Tage zu Tage fort, bis auf die fünfte Lage, welche eben so, wie die erstere mit 3 Stücken Papier versehen ist, da von den dazwischen befindlichen Lagen, eine jede vier hat. Den sechsten Tag löset man sie ab, das will so viel sagen, man nimmt die Kästchen aus den Formen heraus. Oft kann man sie ohne große Mühe mit der Hand herausziehen, zuweilen aber ist es schwerer. Man ist genöthigt, die Ränder zu zerreißen, und einige Schläge auf das Kästchen zu thun. Wenn das Kästchen die Form verlassen hat; so ziehet man leicht das Wasserblatt heraus, welches fast gar nicht an das Innere des Kästchens angeleimt ist.

Sobald man die Formen entledigt hat, so fängt man wieder an, sie mit der Lage mit Wasser zu versehen. Die beyden Verrichtungen können an demselben Tage geschehen, weil sie nicht lange dauren.

Die ganze Summe der 5 Lagen macht also 5 Vierecke und 18 Stücke Papier aus. Ein jedes Viereck hat 8 Dicken Papier; folglich hat die Tabacksdose, deren Verfertigung aus Pappe jetzt beschrieben worden, 40 Dicken an dem Boden und ohngefähr eben so viele ringsherum, weil ein jedes der 18 Stücke etwas mehr als zwey Umgänge macht.

Die geringern Nummern oder kleinern Größen erfordern etwas weniger, gemeiniglich aber erstreckt sich dieses bis auf 15 oder 16 Stücke Papier.

Jedesmahl, wenn eine Lage in dem Wärmkasten trocken geworden; ist einem Arbeiter aufgetragen, die Ungleichheiten hinweg zu nehmen,

und

und die Winkel vermittelst einer Raspel oder Feile abzuraspeln, die derjenigen ähnlich ist, welcher man sich in gewissen Künsten, das Holz gleich und eben zu machen, bedienet. Diese Verrichtung geschiehet außerordentlich geschwinde. Ein einziger Arbeiter ist hinlänglich, die Kästchen von 4 Leimerinnen zu raspeln, und das ist schlechterdings nothwendig, damit eine Lage sich auf der vorhergehenden halten, und sich genau darauf legen könne.

Das Papier, dessen man sich zu dieser Arbeit bedienet, muß ein feines Papier, oder von einem guten Teige seyn, der stark und weiß ist. Insgemein ist es das Quarré de Caen, welches die Arbeiter in Paris zu den schönen Tabacksdosen gebrauchen, bisweilen auch das von Champy.

Der Leim oder Kleister muß aus schönem weißenen Mehl gemacht seyn, so, wie man ihn zum Brodbacken gebrauchet. So wenig als er auch ungleich, grob und krümelicht wäre, so würde man doch nicht dahin gelangen, genugsam glatte und feste Kästchen daraus zu machen, so wie sie zum Firniß erfordert werden. Man würde darin unzählige Löcher, Blasen und Ungleichheiten erblicken und wahrnehmen.

Nachdem die Kästchen aus der Form herausgenommen worden sind; so werden sie den Drechslern überliefert, welche die Ränder und die mangelhaften Stellen hinweg thun, und die obern Theile dergestalt zurichten, daß sie genau schließen. Diese Pappen haben alle nöthige Festigkeit, um sich so glatt und rein als Holz schneiden, und mit dem Hohlmeissel und andern Werkzeugen zubereiten zu lassen.

Die Tabatieren sind fertig, wenn sie von der Drechselbank kommen, so, daß sie auch oh-

ne den geringsten Firniß ihre Dienste thun könnten.

Nunmehr kommen die Tabacksdosen in die Hände des Lackirers, und hier kommt es hauptsächlich auf einen sehr schönen und feinen Firniß an, worin freylich Martin eine vorzügliche Wissenschaft gehabt hat.

De la Lande Abhandlung, von der Kunst, Pappe zu machen. Im dritten Bande des Schauplatzes der Künste und Handwerke.

Eine Anwendung im Großen hat der Herr Canzleyrath Cristin *) in Hoop, ¾ Meilen von Bergen in Norwegen von einer Art des Papiermaché's gemacht, indem er damit Gebäude auskleiden, und diese Masse durch Zusatz von festeren, dem Feuer und der Witterung widerstehenden Theilen haltbarer machen läßt. Er hat unter andern in Hoop eine Kirche erbauet, welche ungefähr 800 — 1000 Menschen fassen kann, und trotz ihrer äußeren achteckigen Figur inwendig völlig rund ist. Die Mauern sind trocken, von ziemlich unregelmäßigen Steinen aufgesetzt, inwendig aber mit einem Papierüberzuge versehen. Die Korinthischen Säulen, welche das Ganze stützen, bestehen aus dünnen hölzernen Pfosten, die bis zur gehörigen Dicke mit Papier überzogen sind. Das Dach und der Plafond sind ganz von Papier gemacht, auswendig aber, der heftigen Stürme wegen, mit Latten belegt. Die Statuen im Innern und die Basreliefs an den Außenwänden sind ebenfalls von Papier.

Auf ähnliche Art ist auch das Wohnhaus erbauet; Mauern, Plafonds und Säulen sind größtentheils von Papier. Die Oefen, fast alle von sehr geschmackvollen Formen, sind bloß inwendig

*) Anderwärts finde ich diesen Nahmen Cristie geschrieben

wendig mit etwas Eisen belegt, und auf steinerne Platten gesetzt.

Diese Papiermasse ist im Grunde nichts anders, als das bekannte Papier maché; indessen ist sie von Cristin so sehr vervollkommnet worden, daß sie, fast steinähnlich, weder von Feuer noch Wasser bedeutend angegriffen wird. Es kommt Vitriolwasser und mit Molken und Eyweiß gelöschter Kalk dazu; allein die eigentliche Zubereitungsart behält Cristin als ein Geheimniß für sich.

Aus des holländischen Seecapitains Cornel. de Jong's Reise von Drontheim — nach Amsterdam; im ersten Bande der allgemein unterhaltenden Reisebibliothek, ästhetisch bearbeitet von C. A. Fischer, Prof. in Würzburg.

Sonst sehe man auch noch den Artikel Steinpapier, Th. 106, S. 890 ff.

Papiermacher, ein Handwerker, welcher Papier aus Lumpen macht, der **Papiermüller**, so fern er der Inhaber einer Papiermühle ist. Im Oberdeutschen wird er der Papierer genannt. Das weitere sehe man im Artikel **Papier**, im vorhergehenden Theile.

Papiermacherordnung, eine obrigkeitliche Vorschrift, wie die Papiermacher bey der Verfertigung des Papiers verfahren, und was sonst in Hinsicht ihrer Zunftverbindung bey ihnen beobachtet werden soll.

Wenn ein Gewerbe mit vielen Mißbräuchen beladen ist, wie dieses fast bey den mehrsten Zunftvereinigungen statt findet, so ist es allerdings eine große Wohlthat für dasselbe, wenn eine weise Regierung eine angemessene Ordnung für dasselbe entwerfen, und strenge darauf halten läßt, um die verjährten Vorurtheile, und den Zunftunfug zu unterdrücken.

Lassen dergleichen Ordnungen sich indeß zu speciell auf alle Puncte der Verfertigung eines Kunstproductes ein, und geben sie darüber strenge zu befolgende Regeln, wie das oft der Fall ist: so ereignet es sich nicht selten, daß solche Ordnungen dem Fortschreiten in Künsten und Gewerben sehr hinderlich werden, indem die Arbeiter theils nicht nöthig zu haben glauben, auf eine größere Vollkommenheit in ihren Geschäften zu denken, theils eine vortheilhafte Neuerung auch nicht anzunehmen befugt sind.

So hatte man von Seiten der Gewerbeleitung in Frankreich schon seit dem Jahr 1739 den Papierfabrikanten verschiedene Gesetze und Verordnungen vorgeschrieben. Wenn man diese Verordnungen lieset, und sie mit dem jetzigen Zustande der Papierbereitung in Frankreich vergleicht, so sieht man leicht, wie gefährlich es ist, den Kunstfleiß leiten zu wollen, indem man ein Gesetz über gewisse Verfahrungsarten, über kleine Behandlungen gibt, welches man bey neuen Einsichten, bey neuen Bedürfnissen, zu verändern und mit jedem Tage vollkommner zu machen gezwungen ist. Die Kunst geht ihren Weg, sie macht Fortschritte, indem sie etwas zu Mitteln wählt, was man vorher als einen Mißbrauch oder als etwas Gefährliches angesehen hatte; aber das Gesetz bleibt; es hindert; oder aber es wird bey Seite gelegt. Glücklicherweise ist dieses der französischen Papierbereitung begegnet. Die Kunst, welche in den Jahren 1739 und 1741 durch Gesetze geleitet wurde, ist nicht die Kunst, welche man jetzt in den meisten Fabriken dieses Landes findet. Es kann daher von Nutzen seyn, wenn kurz angezeigt wird, in welchen Stücken gewisse Anordnungen in diesen Vor-

Vorschriften hinderlich wurden, und warum sie nicht mehr befolgt werden.

In dem ersten Artikel der Verordnung vom Jahr 1739 scheint man die Absicht gehabt zu haben, die Bearbeitung der Teige auf die bloßen Hämmer einzuschränken; man fürchtete die Einführung der holländischen Walzen, wider welche wirklich Vorurtheile Statt fanden, welche das Gesetz noch immer gehegt zu haben scheint. Wahr ist, daß man seitdem durch ein anderes Gesetz allgemeine Freyheit gegeben hat, alle Arten von Maschinen zur Bereitung der Teige anzunehmen; eine Freyheit, welche man sich bereits genommen hatte, und welche man in vier bis fünf Fabriken mit Vortheil benutzt hatte, deren Glück und Ruf den andern Fabriken zur Aufmunterung dienen mußte.

Der fünfte Artikel verbietet das Beymischen des Kalkes, entweder zu den Lumpen, oder zu der in Teig verwandelten Masse. Man weiß aber, daß, ungeachtet dieses Verbots, einige Fabrikanten, welche ohne Zweifel die Erlaubniß erhalten hatten, vom Kalk Gebrauch zu machen, sich sehr wohl dabey befunden haben. Die mit Kalk gelaugten Lumpen erhielten einen Grad von Weiße und Gelindigkeit, welchen man ihnen durch das Faulen und durch das gewöhnliche Waschen der Maschinen nicht geben gekonnt hätte. Man hat nicht bemerkt, daß diese Massen entnervt worden wären, weil sie durch den Kalk gegangen waren. Ueberdem pflegen sich die mit Kalk vermischten zerfaserten Lumpen sehr lange Zeit zu erhalten, ohne zu verderben; welches eine große Hülfe für gewisse Fabriken ist, welche genöthigt sind, ihre Massen im Winter zu bereiten, weil ihnen im Sommer das Wasser fehlt.

Der sechste Artikel, welcher verordnet, daß die verschiedenen Papierarten gleichmäßig geleimt werden sollen, wurde nicht in Ausführung gebracht, weil viele Drucker verlangen, daß die Druckpapiere nicht die volle Leimung erhalten sollen, und man glaubte sich in ihre Forderungen fügen zu müssen; man kann hinzu setzen, daß die Fabrikanten bey der größten Aufmerksamkeit oft nicht für den Erfolg ihres Leimens stehen können, zumahl bey den Papieren von feinen Teigen.

Der eilfte Artikel blieb ebenfalls ohne Ausübung. Die Fabrikanten empfanden bald die Verlegenheit, in welche sie durch lange Fabrikzeichen gesetzt wurden; und besonders diejenigen, welche, da sie in Mühlen wohnen, welche von Städten entfernt sind, keine Formarbeiter in der Nähe hatten, und folglich nicht im Stande waren, die in diesem Artikel vorgeschriebenen Fabrik- und Papierzeichen in gutem Zustande zu erhalten. Die feinen Drahte treten leicht aus einander, und oft durchstechen die Splitter der Drahte große Papierstücke, wenn man sich dabey nicht in Acht nimmt. Ueberdem zieht sich der Teig in die Winkel der Nähte, und in die Ansätze des Formgitters. Bey diesen Unbequemlichkeiten beschränkten die geschicktesten Fabrikanten ihre Zeichen auf die einfachsten Formen, und ihre Nahmen auf einen bloßen Anfangsbuchstaben, die Regierung war willig, auf die Gründe der Fabrikanten Rücksicht zu nehmen.

Im zwölften Artikel war allen Fabrikherren verboten worden, den Nahmen und Vornahmen eines andern Fabrikherrn, oder einen erdichteten Nahmen anstatt des ihrigen auf die Papiere zu setzen, welche sie selbst verfertigen,

oder

oder durch andere verfertigen lassen würden; wie auch mit ihrem Nahmen bezeichnete Papiere in andern Mühlen verfertigen zu lassen, außer denjenigen, welche ihnen gehören, oder welche sie gepachtet haben; bey Strafe, im Uebertretungsfall, der Einziehung der Papiere, einer Geldbuße von 1000 Livres, und des gänzlichen Verlusts ihres Rechts, Papiere zu verfertigen und damit zu handeln.

Man hat aber täglich gesehen, daß mehrere Fabrikanten die Nahmen von holländischen Fabrikanten entlehnten; und es ist ihnen zu verzeihen, wenn sie es ihnen an der Schönheit des Teigs und in den Zurichtungen der Papiere gleich thun.

Außer den hier genannten Artikeln sind noch mehrere ohne Ausübung geblieben, und die Regierung hat weislich dazu geschwiegen, weil sie wohl einsah, daß Gesetze und Verordnungen in Dingen, welche einer immer größeren Vervollkommnung fähig sind, und wobey so vieles auf Zeit, Ort, und Umstände ankommt, manchen Abänderungen unterworfen seyn müssen.

Da nun übrigens aber gerade die hier erwähnte französische Papiermacherordnung wegen des großen vortheilhaften Einflusses, den sie in so vielen andern Stücken auf die Papiermanufactur in Frankreich gehabt hat, lange als ein Muster angesehen worden ist, und die Materie von **Papiermacherordnungen** im Art. **Papier**, Th. 106, S. 856 wegen dort mangelnden Raumes hierher gewiesen wurde: so muß ich sie hier noch nach ihrem ganzen Inhalte hinzufügen, da es überhaupt in so vielen Ländern an guten Papiermacherordnungen fehlt.

Es werden in dieser allgemeinen französischen Papiermüllerverordnung zugleich alle vorhin ergangenen die Papiermacherey betreffenden Reglements, Arrets und besondere Statuten, in so fern sie selbiger entgegen sind, widerrufen, und ist derselben nicht nur unterm 18ten Sept. 1741 eine Erläuterung, als ein ferneres Reglement, sondern auch ein Tarif über die Breite, Höhe und das Gewicht der verschiedenen Sorten Papier, die es haben muß, wenn es Kaufmannsgut seyn soll, beygefügt.

Ich theile hier alle drey Stücke mit, und bemerke nur noch vorläufig, daß man sich über die zum Theil sonderbaren Nahmen der französischen Papiere, die in dem Tarif vorkommen, deswegen gar nicht wundern darf, wenn man bedenkt, daß der spielende Witz der Franzosen gar zu gern auch für den allerkleinsten Unterschied eine neue Benennung ersinnt. Bey allen ihren Künsten und Handwerken entdeckt man diesen spielenden Witz, vorzüglich aber bey der erstaunlichen Menge seltsamer Nahmen, die sie ihren verschiedenen Papiersorten beylegen, ohnerachtet doch der Unterschied unter vielen Sorten nicht von der geringsten Erheblichkeit ist.

Schluß des königlichen Staatsraths, welcher das Reglement für die verschiedenen Sorten der Papiere, die in dem Königreiche gemacht werden, in sich enthält. Vom 27sten Januar 1739.

Ausgezogen aus den Registern des Staatsraths.

Nachdem dem Könige in seinem versammleten Rathe, die ehedem wegen der verschiedenen Sorten Papiere, die in dem Königreiche verfertigt werden, gemachten und durch den Schluß des Staatsraths vom

vom 21sten Julii 1671 bestätigten Reglements, wie auch andere nach der Zeit wegen Verfertigung des Papiers erlassene Reglements und Verordnungen*) vorgetragen, und Sr. Majestät vorgestellet worden, daß die in diesen Reglements und Verordnungen genommenen Vorsichten nicht zureichend wären, den Papieren ihre nothwendigen guten Eigenschaften zu versichern, und daß es daher nöthig sey, neue Verordnungen hinzuzufügen, um diese Manufaktur zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit zu bringen: so hat der König, als er in seinem Staatsrathe gegenwärtig war, deshalb Versehung thun wollen; und nachdem er den Vortrag des Herrn Orry, seines Geheimenraths, ordentlichen Mitglieds des Staatsraths und Generalcontrolleurs der Finanzen, hierüber angehöret; so hat er verordnet, und verfüget, nachfolgendes zu beobachten.

Art. I. Künftig, und so fort von dem Tage der Publication des gegenwärtigen Reglements an, sollen die Lumpen, altes Linnen oder Hadern, die zu Verfertigung der verschiedenen Sorten und Eigenschaften der Papiere bestimmet sind, die in dem Königreiche verfertigt werden, dergestalt zubereitet werden, daß sie vollkommen zerschnitten, ausgefäsert, zerrieben und fein gemacht werden, indem man sich hierzu entweder der gewöhnlichen Stampfen oder anderer zu diesen Bearbeitungen geschickten Maschinen bedienet: jedoch nachdem man vorher von dem Könige Erlaubniß erlanget hat, sich solcher Maschinen zu gebrauchen; und verbieten Se. Majestät hierdurch ausdrücklich, sich keiner schneidenden Maschinen zu einem andern Gebrauche zu bedienen, als die besagten Materien auszufäsern **), zu zerreiben und fein zu machen: alles dieses bey Strafe der Confiscation solcher Maschinen, und zwey hundert Livres Geldbuße.

II. Die Stampfen und andere Maschinen, welche zu Verfertigung des Papieres, und selbst des

*) Die vornehmsten sind die vom 21sten November 1688, vom 30sten December 1727, vom 23sten Dec. 1732, vom 12ten Dec. 1730: Dieses letztere Reglement war allein für die Provinz Limousin gegeben.

**) Dieses versteht sich von dem Schneidemesser, oder Haderschneider (Derompoir). v. Justi Schauplatz der Künste und Handwerke, Bd. 1. S. 316. §. 21. 22.

grauen, des Löschpapiers und der Pappe, gebraucht werden, sowohl als die Fäulungsgewölbe und Gefäße, worin man die Lumpen faulen läßt, sollen sich in bebaueten und bedeckten Orten befinden, und verbieten und untersagen Se. Majestät auf das allerernstlichste, keine Papiere und Pappen in Mühlen zu verfertigen, deren Stampfen oder andere Maschinen, und deren Fäulungsorte frey und dem Nachtheile der Luft und des Staubes ausgesetzt sind; und zwar bey drey tausend Livres Strafe wider die Eigenthümer der Mühlen, die sie in solchem Zustande in Pacht gegeben haben, und tausend Livres Strafe gegen die Papiermüller.

III. Sollen die Meister Fabrikanten gehalten seyn, das Wasser, dessen sie sich, sowohl zur Waschung des zur Verfertigung des Papiers bestimmten Zeuges bedienen, als auch dasjenige, worin sie den Leim kochen, zu läutern und zu reinigen, dergestalt, daß sie das erwähnte Wasser durch vier verschiedene Gefäße oder Wasserbehälter fließen lassen, davon wenigstens der letztere mit Sande versehen seyn muß, damit es sich in den erstern setzet, und in dem letztern gleichsam durchgeseihet wird. In dem Fall der Entgegenhandlung sollen die besagten Meister Fabrikanten mit funfzig Livres Strafe belegt werden.

IV. Das Wasser, nachdem es durch die erwähnten Gefäße oder Wasserbehälter geflossen ist, soll in die Stampflöcher, oder in die andern Maschinen, welche die Lumpen zu zerreiben dienen, durch eine Leinewand geführt werden, die man den Seihekasten nennet, bey Strafe von drey Livres.

V. Verbieten Se. Majestät, mit den Lumpen, oder Hadern, oder mit dem Zeuge, die zu den verschiedenen Sorten Papier, und selbst zu grauem Löschpapier und Pappen bestimmt sind, keinen Kalk oder andere fressende Materien zu vermischen. Im Fall der Entgegenhandlung sollen die erwähnten Lumpen, Hadern, oder Zeug, worunter dergleichen vermischet ist, und selbst das aus dergleichen Materien verfertigte Papier, confiscirt, und die Meister Fabrikanten mit drey hundert Livres Strafe belegt werden.

VI. Wollen Se. Majestät, daß künftig und von dem Tage der Publikation des gegenwärtigen Reglements an, die Papiermüller gehalten seyn sollen,

ihre

ihre Papiere von verschiedenen Sorten und Eigenschaften, sie mögen zur Druckerey, zum Abdruck der Kupferplatten oder zum Schreiben bestimmt seyn, alle auf gleiche Art leimen zu lassen; bey Strafe der Confiscation der zur Druckerey oder zum Abdruck der Kupferplatten bestimmten Papiere, wenn sie nicht eben so vollkommen geleimet sind, als das Schreibpapier, und hundert Livres Geldbuße *).

VII. Verbieten Se. Majestät den besagten Meister Fabrikanten, sich bey dem Glätten der Papiere des geringsten Fettes oder der Seife zu bedienen, bey Strafe, daß im Fall der Entgegenhandlung das auf diese Art geglättete Papier confiscirt, und der Meister Fabrikant hundert Livres, der Arbeiter aber, welcher der Saalgesell heißet, und dergleichen gebraucht hat, zehn Livres erlegen soll.

VIII. Alle verschiedenen Sorten Papiere, die in dem Königreiche verfertigt werden, sollen künftig diejenige Breite, Höhe und Gewichte haben, welche in dem diesem Reglement unter dem Gegensiegel beygefügten Tarif bestimmt sind. Zu dem Ende befehlen Se. Majestät, daß binnen einer Frist von sechs Monathen, von dem Tage der Publikation des gegenwärtigen Reglements an gerechnet, alle zu der Verfertigung des Papieres bestimmte Formen abgeändert, und nach der im besagten Tarif vorgeschriebenen Höhe und Breite eingerichtet werden sollen; unter der Verwarnung, daß sowohl die Formen, welche nach diesen sechs Monathen zu groß oder zu klein gefunden würden, und welche zu zerbrechen sind, als das nach diesen Formen verfertigte, und das in dem Tarif vorgeschriebene Gewicht nicht haltende Papier, confiscirt, und die Meister Fabrikanten mit hundert Livres Strafe angesehen werden sollen **). Unterdessen können jedoch besagte Meister

*) Jezt wird gewöhnlich das zum Drucken bestimmte Papier so wenig in Frankreich, als in Deutschland mehr geleimt. Man sehe oben, die Vorerinnerug zu dieser Ordnung.

**) Das Reglement von 1727. erlaubte die Größe des Papiers zu vermehren, wenn nur nach eben dem Maaße die Dicke und das Gewicht vermehrt würde. Das Gewicht war vorgeschrieben, aber nicht die Größen. Erst im Jahre 1732 fügte man einen Tarif von den Längen und Breiten hinzu.

ster Fabrikanten Papiere von einer größern Breite und Höhe verfertigen, als in dem Tarif festgesetzt ist, nähmlich dasjenige Papier, welches das große Adlerpapier genannt wird; jedoch mit der Verfügung, daß das Gewicht der Rieße nach eben der Maaße vermehrt wird, als man die Höhe und Breite der Bogen vergrößert.

IX. Unterdessen verstehen Se. Majestät hierunter nicht, daß die Papiermüller in dem Falle zur Verantwortung gezogen werden sollen, wenn die Bogen ihres Papieres einige Linien über oder unter der in dem Tarif vorgeschriebenen Größe befunden werden: sobald nur dabey erscheinet, daß die Vermehrung oder Verminderung der Größe von dem Unterschied der Jahrszeit, in welcher das Papier verfertigt worden, und nicht von den Fehlern der Formen und der üblen Beschaffenheit der Materie hat entstehen können: und wenn dabey keine Verschiedenheit des Gewichts eines jeglichen Rießes verursacht worden ist, welches sich über den vierzigsten Theil desjenigen erstrecket, das in dem Tarif vorgeschrieben worden ist *).

X. Damit aber die Meister Fabrikanten sich ins Künftige keiner fehlerhaften Formen bedienen können; so befehlen Se. Majestät, daß dieselben sämtlich in der vorhin vorgeschriebenen sechsmonathlichen Frist, mit ihren beweglichen Rahmen, oder sogenannten Deckeln, den Manufakturrichtern, in Gegenwart der Geschwornen der Papiermüller, vorgezeigt werden sollen; und nachdem sie den in dem Tarif vorgeschriebenen Größen gemäß befunden worden; so sollen besagte Formen und ihre Deckel mit einem eingebrannten Zeichen versehen, der Stempel aber, welcher diesen Eindruck zu machen gebraucht worden, in der Gerichtsstube der besagten Manufakturgerichte aufbewahrt werden. Seine Majestät verbieten zugleich jedermann, dieses Zeichen nachzumachen, bey Strafe, außerordentlich wegen des Verbrechens der Verfälschung rechtlich verfolgt zu werden; den Papiermüllern aber, sich keiner Formen zu bedienen, die nicht auf diese Art bezeichnet sind, bey Strafe der Confiscation solcher hernach zu zerbrechenden Formen, und hundert Livres Geldbuße für die

*) Man sehe den 2ten Artikel des folgenden Reglements vom 18ten Sept. 1741.

die Meister Fabrikanten, und drey Livres für den Buttgesellen, welcher sich derselben bedient hat.

XI. Die Papiermüller sollen gleichfalls gehalten seyn, in der Mitte auf einer Seite eines jeglichen Bogens der verschiedenen Sorten Papier, die sie verfertigen, das gewöhnliche Zeichen zu führen, durch welches eine jede Sorte Papier angezeigt wird, und in der Mitte auf der andern Seite dieses Bogens, in Characteren von vier bis sechs Linien Höhe, den ersten Buchstaben des Vornahmens und den Zunahmen des Meister Fabrikanten ganz, mit einem von diesen Worten gleichfalls ganz: Fin, Moyen, Bulle, Vanant oder Grosbon (nach der Beschaffenheit des Papiers) nebst dem Nahmen der Provinz. Auf dem Papiere aber, das Cartier fin genannt wird, soll der Nahme der Provinz, der erste Buchstabe des Vornahmens und der Zunahme des Meister Fabrikanten ganz an dem äußersten Ende eines jeden Bogens zu sehen seyn. Alles unter der Verwarnung, daß widrigen Falls das Papier confiscirt und der Papiermüller in dreyhundert Livres Strafe genommen werden soll *). Wobey zugleich Se. Majestät auf das ernstlichste verbieten und untersagen, daß kein Papiermacher ein Papier von einer geringern Beschaffenheit mit einem Nahmen bezeichnen soll, der ein Papier von einer bessern Eigenschaft anzeigt, bey Strafe von tausend Livres, der Confiscation solchen Papiers, und auf beständig von der Verfertigung und dem Handel des Papiers ausgeschlossen zu werden.

XII. Verbieten Se. Majestät allen Papiermachern, den Vor- und Zunahmen eines andern Meister Fabrikanten, oder anstatt des ihrigen einen erdichteten Nahmen auf den Papieren zu führen, die sie verfertigen, oder verfertigen lassen; eben so wenig mit ihrem Nahmen bezeichnetes Papier in andern

*) Im Reglement von 1741 ist hernach festgesetzt, daß, wenn die Papiermacher ihren Formen das Zeichen 1742. hinzugefügt hätten, sie ihre Papiere frey verkaufen und absetzen könnten, ohne daß sie nöthig hätten, darüber eine Erklärung zu thun. Das Reglement von 1688. erforderte auch, daß man auf dem Bogen das Jahr seiner Verfertigung bemerken sollte. Weil solches aber zu beschwerlich war, hat man ein beständiges Zeichen für zureichend erachtet.

dern Papiermühlen, als die ihnen zugehören, oder welche sie in Pacht haben, machen zu lassen; und zwar im Fall der Entgegenhandlung bey Confiscation des Papiers, bey tausend Livres Strafe, und bey beständiger Ausschließung von der Fabrikatur des Papiers und des Handels mit demselben.

XIII. Die Wittwen der Papiermüller, die nach Absterben ihrer Männer die Verfertigung des Papiers fortsetzen wollen, sollen gehalten seyn, das Wort Veuve (Wittwe) ganz vor dem ersten Buchstaben des Vornahmens und den ganzen Zunahmen ihres Mannes zu setzen; und die Söhne der Meister Fabrikanten, welche eben den Taufnahmen, als ihre noch lebenden Väter haben, und welche nach Erlangung des Meisterrechts Papiere auf ihre eigene Rechnung verfertigen, oder verfertigen lassen, sollen das ganze Wort: Fils (Sohn) nach dem Vor- und Zunahmen ihres Vaters hinzufügen: alles im Fall der Entgegenhandlung bey Confiscation des Papiers und hundert Livres Strafe. (Man sehe in Ansehung der Wittwen Art. XLIII.)

XIV. Sollen die Meister Fabrikanten gehalten seyn, die Bogen, woraus ein jedes Buch Papier zusammengesetzt wird, auf das genaueste auszusuchen, oder aussuchen zu lassen, dergestalt, daß das feine mit dem feinen, das mittlere mit dem mittlern, das Concept- mit dem Conceptpapiere nach ihrer Beschaffenheit zusammengethan wird, ohne die geringste Vermischung der Papiere von verschiedener Beschaffenheit in einerley Buche oder Rieße; und Se. Majestät verbieten, allzu zarte, zu kurze, zu schmahle, zerrissene, gerunzelte oder andere fehlerhafte Bogen darunter zu nehmen, bey Strafe der Confiscation des Papiers und drey hundert Livres Geldbuße.

XV. Wollen Se. Majestät, daß alle Bogen Papier, woraus ein Buch bestehet, von gleicher Breite seyn sollen, und verbieten den Papiermachern, keinen von besagten Bogen in der Breite zu beschneiden, bey Confiscation des Papiers und funfzig Livres Strafe *).

XVI. Erlauben Se. Majestät den erwähnten Meister Fabrikanten, das gute, ganze und vollkommene Papier, das sie aus den zerrissenen oder fehler-

*) Dieses war im Jahre 1730 nur in Ansehung des Druckpapiers verboten.

lerhaften Bogen heraussuchen können, in Heften oder Lagen zu verkaufen, ohne daß sie jedoch in den besagten Lagen feines Papier mit mittlerm, oder von einer geringern Beschaffenheit, oder starke Papiere mit schwachen vermischen dürfen; bey Strafe der Confiscation solcher Papiere, und funfzig Livres am Gelde. Gleichergestalt erlauben Se. Majestät den besagten Meister Fabrikanten, in dem Königreiche die zerrissenen, löcherichten, runzelichten und andere fehlerhafte Papiere zu verkaufen, zu halben Bogen paquetweise und nach dem Gewichte; jedoch ohne daß weder aus solchen Papieren Bücher, Rieße und nicht einmahl Lagen zusammengesetzet, noch solche in fremde Länder gesendet werden dürfen, unter was Vorwand auch dieses geschehen möchte; alles dieses bey Confiscation der Papiere, die in Büchern, Rießen und Lagen gefunden werden, und hundert Livres Strafe gegen die Contravenienten *).

XVII. Befehlen Se. Majestät, daß in drey Monathen, von dem Tage der Publikation des gegenwärtigen anzurechnen, die besagten Papiermüller und die Papierhändler gehalten seyn sollen, die Papiere von verschiedenen Sorten und Beschaffenheiten, die sie in ihren Mühlen, Läden und Magazinen haben, auszusuchen, und die zerrissenen, löcherichten, runzelichten und andere fehlerhafte Bogen aus den Rießen herausnehmen zu lassen; bey Confiscation aller Rieße, in welchen nach Verlauf dieser Frist fehlerhafte Bogen gefunden werden, und bey hundert Livres Strafe.

XVIII. Das Rieß von allen Sorten Papier soll aus zwanzig Büchern, und jedes Buch aus fünf und zwanzig Bogen bestehen, ohne die Umschlagbogen, die sich unten und oben um das Rieß befinden, darunter zu rechnen; und soll jedes Rieß außer den Umschlagbogen, in zwey Bogen groß Makulaturpapier eingepackt seyn, auf deren einem in leserlichen Buchstaben die Sorte Papier, aus welcher das Rieß bestehet, ausgedruckt seyn soll; indem man

Fein,

*) Das Reglement von 1741. Art. 6 erlaubt davon Rieße zu machen, die aber in der Höhe der Bogen mit einem spitzigen Eisen, vier Linien im Durchmesser, dreymahl durchstochen seyn müssen, und sie selbst mit dieser Bedingung in fremde Länder zu senden. Allein es ist dieses nicht in Ausübung gebracht worden.

Fein, Mittel, Concept und Makulatur von einander unterscheidet; desgleichen das Gewicht des Rießes, ohne die Einwickelungs- und Umschlagebogen darunter zu begreifen; ferner den ganzen Nahmen der Provinz, oder der Generalität, in welcher die Papiermühle gelegen ist, und den Vor- und Zunahmen des Fabrikanten gleichfalls ganz: alles im Fall der Entgegenhandlung bey Confiscation des Papiers und hundert Livres Strafe.

XIX. Verbieten Se. Majestät den besagten Meister Fabrikanten, kein Papier von andern Sorten und Beschaffenheiten, oder von andrer Breite, Höhe, und Gewicht zu verfertigen, oder verfertigen zu lassen, als solche, die in dem, dem gegenwärtigen Reglement unter dem Gegensiegel beygefügten Tarif festgesetzet, und die demjenigen, was darin vorgeschrieben ist, nicht vollkommen gemäß sind; desgleichen, daß sie unter keinerley Vorwand zerrissene und Ausschußpapiere auf einige andere Art verkaufen und absetzen sollen, als wie oben Art. XVI. vorgeschrieben ist. Alles im Fall der Entgegenhandlung bey Confiscation solchen Papieres und hundert Livres Strafe.

XX. Gleichergestalt verbieten Se. Majestät allen Kaufleuten, keine von den in dem hierbey unter dem Gegensiegel angefügten Tarif begriffenen verschiedenen Sorten Papier zu kaufen, zu verkaufen und im Verkehr und Absatz zu haben, die nicht die im besagten Tarif bestimmte Höhe, Breite und Gewichte haben, und allem, was darin vorgeschrieben ist, gemäß sind; desgleichen unter keinerley Vorwand zerrissenes und ausgeschossenes Papier auf andere Art zu kaufen, zu verkaufen und abzusetzen, als wie oben Art. XVI. vorgeschrieben worden: alles unter den in dem vorhergehenden Artikel angedroheten Strafen.

XXI. Unterdessen, um den Verkauf und Absatz der verschiedenen Sorten Papier zu erleichtern, die sich in den Mühlen und Magazinen der besagten Meister Fabrikanten sechs Monathe nach Publication des gegenwärtigen Reglements befinden möchten, ohne demselben gemäß beschaffen zu seyn; So erlauben Se. Majestät gedachten Papiermüllern solche während einem Jahre, nach Ablauf der ihnen oben Art. VIII. verstatteten sechsmonathlichen Frist anzurechnen,

rechnen, zu verkaufen und abzusetzen: jedoch mit der Bedingung, daß diese Papiermüller in dem ersten Monath des ihnen anderweit verstatteten Jahres von der Menge der verschiedenen Sorten Papiere, die sie in ihrem Besitz haben, vor den Manufakturrichtern Erklärung und Anzeige thun sollen, die darüber ein Protokoll abfassen, und solches unmittelbar an den Herrn Intendanten und verordneten Commissarius der Provinz, oder der Generalität, in welcher die Mühlen oder die Magazine gelegen sind, einsenden sollen. Nach Ablauf solcher Fristen aber sollen alle Papiere, die in den Mühlen und Magazinen angetroffen werden, ohne daß sie gegenwärtigem Reglement gemäß sind, confiscirt und die Contravenienten in hundert Livres Strafe verurtheilt werden.

XXII. Damit aber auch die Papierhändler sich von den in dem vorhergehenden Artikel gemeldeten Papieren, die sie von den Papiermüllern gekauft haben, sich gleichfalls entledigen können; so gestatten Se. Majestät, daß dieselben solche während eines Jahres, welches von dem Tage an zu rechnen ist, da die den Papiermüllern gestatteten Fristen zu Ende gehen, verkaufen und absetzen können; jedoch mit der Bedingung, daß die besagten Papierhändler in dem ersten Monathe des ihnen verstatteten Jahres vor den Manufakturrichtern des Ortes, wo sie wohnen, ihre Erklärung und Anzeige von den verschiedenen Sorten Papier thun sollen, die sie besitzen; worüber die Manufakturrichter ein Protokoll halten sollen. Nach Ablauf dieser Frist aber sollen alle Papiere, die in den Magazinen der Papierhändler gefunden werden, ohne daß sie diesem Reglement gemäß beschaffen sind, confiscirt und die Contravenienten in hundert Livres Strafe genommen werden.

XXIII. Se. Majestät erlauben den Papierhändlern Papiere von solchen Sorten, Breiten, Höhen und Gewichte zu verfertigen, wie sie von den Ausländern verlangt werden, wenn sie nur im übrigen dasjenige dabey beobachten, was in diesem Reglement vorgeschrieben ist; jedoch wird ihnen dabey auferlegt, daß sie darüber von dem Herrn Intendanten und verordneten Commissarius der Provinz, oder Generalität, worin ihre Mühlen gelegen sind, schriftliche Erlaubniß erhalten sollen, in welcher Erlaub-

niß die Beschaffenheit und die Quantität solcher Papiere eigentlich auszudrücken ist. Unterdessen ist nicht zu verstehen, daß unter diesem Artikel die nach der Levante bestimmten Papiere begriffen seyn sollen: sondern Se. Majestät behalten sich vor, dieserhalb in einem besondern Reglement Vorsehung zu thun *).

XXIV. Um aber die wirkliche Ausfuhr solcher Sorten Papiere, welche den besagten Meister Fabrikanten für die Ausländer zu verfertigen erlaubet worden sind, zu versichern; so befehlen Se. Majestät, daß die erwähnten Meister Fabrikanten bey der Versendung dieser Papiere gehalten seyn sollen, bey der Expeditionsstube die Anzahl der Ballen und Rieße, und die Sorten und Beschaffenheiten des Papieres anzuzeigen, die besagten Ballen daselbst mit Bleyzeichen versehen zu lassen, den Hafen, wodurch sie dieselben ausführen zu lassen gemeint sind, zu benennen, und dem Commissarius der besagten Expeditionsstube die von dem Herrn Intendanten und verordneten Commissarius erhaltene Erlaubniß vorzuzeigen; worauf ihnen sodann der Commissarius der Expeditionsstube einen Zollzettel gegen Bürgschaft in der gewöhnlichen Form auszufertigen hat, damit sie darüber von dem Commissarius der Expeditionsstube der Generalpächter in dem Hafen, wo diese Papiere eingeschifft werden, nachdem die Siegel auf dem gedachten Ballen ganz und unverletzt befunden worden sind, quittirt werden können. Gleichergestalt sollen alsdenn die besagten Meister Fabrikanten gehalten seyn, dem erwähnten Herrn Intendanten und verordneten Commissarius die von ihm erhaltene Erlaubniß zurückzugeben, und ihm den quittirten Zollzettel vorzulegen, um die Ausfuhr der besagten Papiere zu bescheinigen. Alles im Fall der Entgegenhandlung bey Confiscation der Papiere und tausend Livres Strafe, gegen die besagten Meister Fabrikanten.

XXV. Verbieten Se. Majestät den Papiermüllern, keine Papiere zu verkaufen, deren Verfertigung zur Versendung in auswärtige Lande erlaubt worden, allen Papierhändlern aber dergleichen Papiere zu kaufen, und in dem Königreiche wieder abzusetzen, unter was für Ursache und Vorwand dieses auch

*) Es ist dieß durch ein Reglement vom 14ten Febr. 1739. geschehen.

auch geschehen möchte. Im Fall der Entgegenhandlung sollen die besagten Papiere confiscieret, und sowohl die Papiermüller, die solche verkaufet, als die Kaufleute, welche solche an sich gehandelt und wieder zum Verkauf angesetzt haben, mit drey tausend Livres bestraft werden.

XXVI. Alle Pappen können nach der Breite, Höhe und Gewicht verfertigt werden, als die Handwerker, zu deren Gebrauch sie bestimmt sind, solche verlangen; sie sollen aber nur von alten Papieren oder von Abschnitzeln von Pappen oder Papieren gemacht werden. Se. Majestät verbieten und untersagen demnach allen Meister Fabrikanten auf das ernstlichste, zu der Verfertigung der besagten Pappen keine Art von Lumpen, Lappen, oder Hadern anzuwenden, bey Confiscation der daraus verfertigten Pappen und hundert Livres Strafe wider die Contravenienten *).

XXVII. Alle diejenigen, welche gegenwärtig Papier verfertigen, entweder in ihren eigenthümlichen Mühlen, oder in Mühlen, die sie in Pacht haben, sollen für Papiermachermeister geachtet werden: ins Künftige soll es aber keiner werden können, der nicht ordentlich gelernt und den andern Formalitäten ein Genüge geleistet hat, die in dem gegenwärtigen Reglement zu Erlangung des Meisterrechts vorgeschrieben sind.

XXVIII. Se. Majestät befehlen demnach, daß in drey Monathen, von dem Tage der Publication des gegenwärtigen Reglements anzurechnen, von den Herren Intendanten und verordneten Commissarien in den Provinzen und Generalitäten des Königreichs gewisse Kreise und Bezirke von Städten und Oertern in den besagten Provinzen und Generalitäten, in welchen Papiermühlen gelegen sind, gemacht werden sollen; und daß in einem jeden Hauptmanufakturort der besagten Kreise, ohne Zeitverlust und ohne Kosten, wenn es nicht schon also eingerichtet ist, ein Verzeichniß oder Rolle gemacht werden soll, in welcher die Vor- und Zunahmen der Meister Fabrikanten, die sich in den Städten und Oertern, welche in einem solchen Kreise begriffen, etabliret befinden, zu verzeichnen sind, es sey, daß dieselben Eigenthümer

*) Dieser Artikel ist in dem Reglement vom 18ten Sept. 1741. wieder aufgehoben.

der Mühlen sind, oder daß sie solche in Pacht haben. Diese Verzeichnisse sollen von dem Manufakturrichter und Schreibern sowohl, als den dermahligen Geschwornen der Papiermacher in jedem Hauptorte unterschrieben werden: und wenn sich künftig ein neuer Meister Fabrikant etabliren will, so soll er gehalten seyn, seinen Vor- und Zunahmen in das Verzeichniß des Hauptorts, davon er abhängt, einschreiben zu lassen, welches gleichfalls ohne alle Kosten geschehen soll, und diese Verzeichnisse sollen in der Schreiberstube der Manufakturgerichte eines jeden Hauptorts verwahrlich aufbehalten werden.

XXIX. Es ist Sr. Majestät Wille, daß alle Meister Fabrikanten, deren Papiermühlen in Oertern gelegen sind, die in den von den Intendanten und verordneten Commissarien gemachten Kreisen liegen, gehalten seyn sollen, sich aufs längste binnen einem Monath von dem Tage anzurechnen, da diese Kreise zu Stande gebracht worden sind, in einem jeglichen Hauptmanufakturorte, nach Maaßgebung dieser Kreise, an dem Tage, welcher ihnen von den Herren Intendanten und verordneten Commissarien angedeutet wird, vor den Manufakturrichtern eines jeglichen Hauptortes zu versammlen, um in Gegenwart der besagten Richter nach den meisten Stimmen zur Ernennung von vier oder zwey Geschwornen zu schreiten, zu Folge, wie es von den Herren Intendanten und verordneten Commissarien nach Maaßgebung der Anzahl der Meister Fabrikanten, die sich in den Bezirk eines jeden Kreises befinden, verfügt werden wird. Diese Geschwornen sollen vor den Richtern einen Eid leisten, daß sie ihren Verrichtungen wohl und getreulich vorstehen, und solche bis auf den letzten December 1739. ausüben wollen*).

XXX. Se. Majestät befehlen, daß künftig, und vom Monath December 1739. anzufangen, alle Jahre vom 1sten bis zum 10ten December auf die in dem vorhergehenden XXIX. Artikel vorgeschriebene Art und Weise zu der Ernennung zweyer neuen Geschwornen, in den Städten und Oertern, wo viere erwählt worden sind, geschritten werden soll, um die zwey alten zu ersetzen, die von ihren Stellen abtre-

ten,

*) Diese Ernennung der geschwornen Visitatoren war schon durch das Dekret des Staatsraths vom 12ten December 1730. befohlen.

ten, und den folgenden 2ten Jan. in Ausübung ihrer Verrichtungen zu treten, benebst den zwey Geschwornen von der alten Ernennung. Dieses soll von Jahren zu Jahren also beobachtet werden, dergestalt, daß allezeit zwey alte und zwey neue Geschworne in der Ausübung ihrer Verrichtung stehen.

XXXI. Se. Majestät wollen, daß eben diese Ordnung in denjenigen Städten und Oertern beobachtet werden soll, wo nur zwey Geschworne ernannt worden sind, und daß daselbst alle Jahre ein neuer erwählt werden soll, um denjenigen zu ersetzen, der von seiner Stelle abtritt.

XXXII. Diese besagten Geschwornen sollen wenigstens in einem jeden Jahre vier allgemeine Besuchungen anstellen, und besonders, so oft sie solche für nöthig erachten, sowohl in den auf dem Lande befindlichen Papiermühlen und Magazinen, als in den Magazinen in den Städten, die sich in ihrem Bezirk befinden. Bey diesen Besuchungen sollen alle Papiermüller, Papierhändler, Commissionairs, und alle diejenigen, bey welchen Papier niedergelegt ist, gehalten seyn, den besagten Geschwornen ihre Mühlen, Häuser und Magazine zu öffnen, im Fall der Verweigerung bey fünf hundert Livres Strafe; und wenn sich Papiere finden, die mit demjenigen nicht übereinstimmen, was in dem gegenwärtigen Reglement, und dem unter dem Gegensiegel beygefügten Tarif vorgeschrieben ist; so sollen die Geschwornen sich desselben bemächtigen, solches durch einen Gerichtsdiener fortschaffen lassen, und dessen Confiscation nebst den hier vorgeschriebenen Strafen bewirken.

XXXIII. Se. Majestät befehlen, daß die Rieße Papiere, deren Confiscation verfügt wird, in der Mitte mit einem Stecheisen durchstochen, und wieder in die Papiermühle geschickt werden sollen, um daselbst als Materie gebraucht zu werden, und daß von dem Preise, zu welchem es als Materie geschätzt wird, die eine Hälfte den Geschwornen und die andere Hälfte dem nächsten Hospital bey dem Orte, wo das Urtheil hierin gesprochen wird, zugehören solle.

XXXIV. Niemand soll zu den Lehrjahren zugelassen werden können, wenn er nicht zwölf Jahre seines Alters erfüllet hat, und es soll zwischen dem

Meister Fabrikanten, und demjenigen, welcher zum Lehrling aufgenommen wird, von einem Notario ein Lehrbrief darüber aufgerichtet werden; dieser Lehrbrief soll in ein Register eingetragen werden, welches die im Amte stehenden Geschwornen zu dem Ende halten, und der Lehrling soll für diese Registrirung die Summe von drey Livres bezahlen.

XXXV. Die Lehrzeit soll vier auf einander folgende Jahre ausmachen, binnen welcher der Lehrling gehalten seyn soll, bey seinem Meister zu wohnen, und ihm getreulich zu dienen; und diejenigen Lehrlinge, welche ihren Meister vor Erfüllung dieser Zeit von vier Jahren verlassen, sollen kein Recht haben, Meister zu werden, sondern ihre Lehrbriefe sollen nichtig seyn, und aus dem Register, worin sie eingetragen worden, ausgelöscht werden.

XXXVI. In dem Falle, wenn der Meister, bey welchem der Lehrling seine Lehrzeit angefangen hat, aufhöret, Papier zu machen, oder machen zu lassen, ehe die Zeit der Lehrjahre erfüllt ist, sollen die im Amte stehenden Geschwornen den Lehrling bey einem andern Meister unterbringen, um daselbst seine Lehrzeit vollends zu endigen. Eben dieses soll von gedachten Geschwornen beobachtet werden, wenn der Meister verstirbt, und seine Wittwe oder Kinder das Papiermachen nicht fortsetzen.

XXXVII. Wenn die vier Lehrjahre verflossen sind; so soll der Lehrling gehalten seyn, vier andere Jahre bey den Meistern in der Eigenschaft eines Gesellen zu arbeiten.

XXXVIII. Die Meisterssöhne, welche bey ihrem Vater, oder bey ihrer Mutter, welche das Papiermachen treibt, bis zu Erfüllung ihres sechzehnten Jahres geblieben sind, sollen dafür gehalten werden, daß sie ihre Lehrzeit ausgestanden haben; sie sollen aber nichts desto weniger schuldig seyn, vier Jahre bey ihrem Vater, oder bey ihrer verwittweten Mutter oder bey andern Meistern in der Eigenschaft als Gesellen zu dienen.

XXXIX. Derjenige, welcher Meister zu werden verlangt und sich deshalb meldet, soll vorläufig gehalten seyn, den in Amte stehenden Geschwornen, und den Altmeistern, welche von der ganzen Versammlung der Meister zu ernennen sind, seinen Lehrbrief und die in beglaubter Form ausgestellten Zeugnisse

nisse, daß er bey andern Meistern seinen Dienst als Geselle geleistet hat, vorzulegen. Hierauf soll er zugelassen werden, in Gegenwart der Geschwornen und ansehnlichsten Meister Fabrikanten sein Meisterstück zu verfertigen, welches in den vornehmsten zum Papiermachen erforderlichen Arbeiten bestehen soll, und in der Befragung der Beschaffenheit der verschiedenen Sorten Papiere, die ihm zu dem Ende vorgelegt werden sollen: und wenn derjenige, welcher Meister werden will, nach dieser Prüfung von den Geschwornen und den ansehnlichsten Meistern hierzu tüchtig befunden worden; so soll er von ihnen dem Manufakturrichter vorgestellt werden, um vor ihnen den Eid abzulegen, und in die Meisterrolle auf die oben Art. XXVIII. vorgeschriebene Art eingezeichnet werden; wobey er die Summe von sechs Livres an die Richter und eben so viel an die Innung zu zahlen hat.

XL. Die Meisterssöhne, welche sich zu Erlangung des Meisterrechts melden, sollen kein Meisterstück machen, sondern allein gehalten seyn, die Zeugnisse von ihren Gesellendiensten, die sie bey ihren Vätern, verwittweten Müttern oder andern Meistern geleistet haben, vorzulegen, worauf sie sowohl über die zum Papiermachen erforderlichen Arbeiten, als über die Eigenschaft der verschiedenen Sorten Papier befragt werden sollen: und wenn sie nach dieser Prüfung tüchtig befunden worden, sollen sie nach der in dem vorhergehenden Artikel vorgeschriebenen Art aufgenommen werden; indem sie sechs Livres für die Manufakturrichter und eben soviel für die Innung zahlen.

XLI. Die Gelder, welche sowohl für das Einschreiben der Lehrlinge, als für Erlangung des Meisterrechts gezahlt werden, sollen von dem ältesten im Amte stehenden Geschwornen eingenommen werden, welcher darüber Rechnung zu halten und solche zu den Ausgaben der Innung zu verwenden hat, welche er bey Abtretung von seinem Amte in Gegenwart der andern Geschwornen und der von der versammleten Innung zu ernennenden Altmeister ablegen soll; und soll der gedachte Geschworne gehalten seyn, den in seinen Händen verbliebenen Ueberschuß an Gelde, dem auf ihn folgenden Geschwornen auszuantworten, welches von Jahr zu Jahr also beobachtet werden soll.

XLII. Se. Majestät verbieten allen Geschwornen und Meister Fabrikanten, von denjenigen, welche Meister werden wollen, nicht das geringste Geschenke, oder andere und größere Gebühren, als im gegenwärtigen Reglement vorgeschrieben worden, unter was für Ursache und Vorwand solches auch seyn möchte, zu fordern oder anzunehmen, bey Strafe des Ersatzes und hundert Livres Geldbuße; eben so wenig sollen diejenigen, welche Meister werden, den Geschwornen oder Meister Fabrikanten eine Mahlzeit geben, bey Strafe der Ungültigkeit ihres Meisterrechts.

XLIII. Die Wittwen der Meister Fabrikanten sollen die Rechte und Freyheiten ihrer Männer genießen, und so lange sie im Wittwenstande bleiben, die Verfertigung des Papiers fortsetzen können, ohne jedoch Lehrlinge anzunehmen; in dem Fall aber, wenn sie sich mit jemanden wieder verheirathen, der kein Meister Fabrikant ist, sollen sie der besagten Rechte und Freyheit verlustig seyn.

XLIV. Se. Majestät befehlen, daß die Papiermachermeister, ihre in ihren Fabriken arbeitende Söhne, die Leim- oder Saalgesellen, die Büttgesellen, diejenigen welche das Papier legen, (in Deutschland die Kautscher), diejenigen, welche es aufnehmen, und diejenigen, welche die zur Zusammensetzung des Papiers erforderlichen Materien zubereiten, für ihre Personen von der Einsammlung der Steuern und von der Bequartirung der Soldaten und Miliz frey seyn sollen, und daß ihr Beytrag zu den Gewerbesteuern von dem Herrn Intendanten und verordneten Commissarius der Provinz, wo sie wohnen, nach dem Etat, der ihm alle Jahr von den im Amte stehenden Geschwornen überreicht werden wird, bestimmt werden soll; ohne daß ihre Gewerbesteuern von den Einnehmern vermehrt werden können.

XLV. Es ist der Wille Sr. Majestät, daß der Arbeiter, welcher die zur Fabricirung des Papiers dienlichen Formen verfertigt und ausbessert, und der Formmacher genannt wird, eben dieselben Freyheiten und Ausnahmen genießen solle, welche in dem vorhergehenden XLIV. Artikel den Meister Fabrikanten und ihren Arbeitern bewilligt sind, zu welchem Ende er in dem nach eben diesem Artikel verordneten Etat begriffen seyn soll.

XLVI.

XLVI. Se. Majestät verbieten hingegen den Geschwornen, keine Meister Fabrikanten, die aufgehört haben Papier zu machen, oder andere Arbeiter, als diejenigen, welche wirklich in den Mühlen in Arbeit stehen, in diesem Etat zu begreifen, bey drey hundert Livres Strafe.

XLVII. Die Meister Fabrikanten können diejenigen von ihren Gesellen und Lehrlingen, wie sie für gut befinden, zu einer Verrichtung des Papiermachens gebrauchen, die sich am besten für sie schickt, ohne daß jemand von diesen Gesellen unter irgend einer Ursache und Vorwand sich widersetzen darf, bey Strafe von drey Livres für jeden Gesellen, welcher dergleichen Widersetzlichkeit begeht, und einer viel größern Strafe, wenn er darin beharret.

XLVIII. Se. Majestät verbieten den Gesellen und Arbeitern, ihren Meister zu verlassen und zu einem andern zu gehen, wenn sie nicht demselben in Gegenwart zweyer Zeugen sechs Wochen vorher davon Nachricht gegeben haben; bey hundert Livres Strafe an Gelde, oder Gefängniß, und bey drey hundert Livres Strafe gegen den Meister Fabrikanten, welcher dieselben in Arbeit genommen hat: indem niemand einen Gesellen oder Arbeiter annehmen soll, der nicht einen schriftlichen Abschied von dem Meister, bey welchem er zuletzt gearbeitet hat, oder im Fall derselbe solchen ohne Ursache verweigert, von dem Richter des Orts, aufzuweisen hat. Diese zuerkannten Strafen sollen die Hälfte zum Vortheil Sr. Majestät, und die andere Hälfte zum Vortheil der Meister, die von ihren Gesellen ohne Abschied verlassen worden sind, beygetrieben werden. Zugleich aber sollen auch die Meister gehalten seyn, ihre Gesellen und Arbeiter, die sie erlassen wollen, in Gegenwart zweyer Zeugen sechs Wochen vorher davon zu benachrichtigen, bey Strafe, ihnen ihren Lohn und Kost während dieser sechs Wochen zu bezahlen.

XLIX. Seine Majestät verbieten auch den Meister Fabrikanten, einander die Gesellen und Arbeiter abspenstig zu machen, indem sie ihnen einen größern Lohn versprechen, als sie bey dem Meister, wo sie arbeiten, empfangen, unter eben den in dem vorhergehenden Artikel angedroheten Strafen, sowohl gegen die besagten Meister Fabrikanten, als gegen die erwähnten Gesellen und Arbeiter.

L. Seine Majestät verordnen hierdurch, wenn es sich ereignete, daß ein Gesell oder Arbeiter, um seinen Meister zu zwingen, ihn vor der Zeit zu entlassen, mit bösem Vorsatz seine Arbeit verdürbe, und derselbe dessen sowohl durch die Vergleichung seiner andern Arbeiten, als durch die Aussage seiner in eben der Mühle arbeitenden Mitgesellen und Arbeiter überführt würde; so soll dieser Geselle oder Arbeiter, außer der Ersetzung des Schadens, zu eben der Strafe verurtheilt werden, als wenn er seinen Meister ohne Abschied verlassen hätte.

LI. Es ist der Wille Sr. Majestät, daß die Papiermachergesellen und Arbeiter gehalten seyn sollen, das Tagewerk eines Tages die Hälfte Vormittags und die andere Hälfte Nachmittags zu machen, ohne daß sie unter keinerley Vorwand die Arbeiter übertreiben, noch diese dieselbe ohne Erlaubniß ihres Meisters des Tages über verlassen dürfen. Im Fall der Entgegenhandlung soll ein solcher Geselle oder Arbeiter mit drey Livres bestraft werden, zum Vortheil der Armen in dem nächsten Hospital bey dem Orte, wo die Strafe erkannt wird.

LII. Seine Majestät verbieten allen Gesellen und Arbeitern, sowohl im Winter als im Sommer ihre Arbeit vor drey Uhr des Morgens anzufangen, den Meister Fabrikanten aber weder solche vor besagter Stunde zur Arbeit zuzulassen, noch von gedachten Gesellen und Arbeitern außerordentliche Tagewerke, die man Avantages nennt, zu verlangen. Bey jedem Entgegenhandlungsfall sollen die Meister in hundert Livres Strafe genommen werden, welche Strafen so, wie vorhin gemeldet worden, zu verwenden sind.

LIII. Die Meister Fabrikanten können in ihren Mühlen so viel Lehrlinge aufnehmen, als sie für gut befinden, es mögen Söhne der Gesellen seyn, oder andere. Eben so können sie nach ihrem Gefallen Gesellen aufnehmen, wenn sie kommen und bey ihnen in Arbeit zu treten verlangen, zugleich aber den Abschied des letztern Meisters, bey dem sie in Arbeit gestanden haben, und der zugleich von dem Richter des Orts, wo der letztere Meister wohnet, ohne Kosten unterschrieben seyn muß, vorzeigen; wobey sich die andern Gesellen und Arbeiter nicht unterstehen sollen, die neuen zu beunruhigen, denselben übel zu

begeg-

begegnen, und unter keinerley Ursache und Vorwand ihnen Geschenke oder Gebühren abzufordern, oder im Fall der Entgegenhandlung soll ein jeder Geselle oder Arbeiter mit zwanzig Livres Strafe an Gelde oder Gefängniß belegt, und wenn er darin beharret, mit härterer Strafe angesehen werden.

LIV. Verbieten Se. Majestät allen Gesellen, Arbeitern und Lehrlingen, weder Papier, noch andere Materien, oder Leim, die zu Verfertigung des Papiers dienen, zu verkaufen; den Tabletkrämern und andern aber, dergleichen zu kaufen, bey funfzig Livres Strafe an Gelde, oder Gefängniß; und wenn besagte Gesellen, Arbeiter, Lehrlinge und Tabletkrämer mehr als einmahl dawider handeln, so soll peinlich wider sie verfahren werden.

LV. Gleichergestalt verbieten Se. Majestät allen Künstlern, kein altes Linnen, Lappen, Lumpen oder Hadern, die zur Verfertigung des Papiers dienen, zu kaufen, um solche wieder zu verkaufen; allen Krämern und Tabletkrämern aber, dergleichen nicht in einem Bezirk von einer halben Meile um jede Papiermühle herum unter keinerley Vorwand aufzukaufen; bey Confiscation und funfzig Livres Strafe an Gelde, oder Gefängniß, gegen die Contravenienten, und einer höhern Strafe, wenn sie mehrmahlen dawider handeln.

LVI Nicht weniger verbieten Se. Majestät allen Papiermüllern, keine Materie, die in einen zur Verfertigung des Papiers dienlichen Zeug oder Teig gebracht ist, zu verkaufen; allen andern Personen aber, solchen zu kaufen, unter was Vorwande auch solches geschehen möchte; bey Strafe der Confiscation und tausend Livres Geldbuße, sowohl wider die Verkäufer als Käufer.

LVII Se. Majestät erlauben den besagten Meister Fabrikanten, die Tücher, worauf die Bogen Papiere gelegt werden, wenn sie aus der Form kommen, und Filze heißen, in ihren Mühlen selbst zu verfertigen, oder verfertigen zu lassen; es sey von Wolle, Baumwolle, Haaren oder andern Materien; ohne daß sie jedoch von diesen Materien einige andere Sorten von Zeugen verfertigen, oder machen lassen dürfen, es sey unter welchem Vorwande es wolle, und nicht einmahl zu ihrem eigenen Gebrauche, bey Confiscation und tausend Livres Strafe.

LVIII. Die Protocolle, welche über die Entgegenhandlung dieses Reglements gehalten werden, müssen den Artikel des Reglements, wider welchen gehandelt worden ist, ausdrücklich erwähnen; und wenn in Ansehung der Strafen, welche deshalb erkannt werden, bey einigen von den obigen Artikeln nicht verfügt worden ist, wohin dieselben verwendet werden sollen; so sind dieselben solchergestalt zu vertheilen, daß ein dritter Theil Sr. Majestät, ein dritter Theil dem Geschwornen, welcher die Entgegenhandlung angezeigt hat, und der letztere Drittheil den Armen in dem nächsten Hospital, bey dem Orte, wo über die Sache erkannt wird, zu Nutzen kommt.

LIX. Se. Majestät wollen, daß die Register, welche von den Geschwornen der Meister Fabrikanten gehalten werden, auf gemein Papier, nicht aber auf gestempeltes geschrieben, und von den Richtern des Orts ohne Kosten unterschrieben und bestätigt werden sollen; desgleichen, daß die Protokolle wegen Ernennung der Geschwornen, und andere Ausfertigungen, welche zu dem Ende gemacht werden möchten, gleichfalls auf gemeines Papier und nicht auf gestempeltes zu schreiben sind, ohne daß sie der Controlle und andern Arten von Gebühren, von was für Natur sie auch seyn möchten, unterworfen seyn sollen.

LX. Gleichergestalt wollen Se. Majestät, daß alle gerichtliche Arreste, welche wegen Entgegenhandlung wider das gegenwärtige Reglement geschehen, und die Streitigkeiten, welche darüber entstehen möchten, zu Paris vor den Herrn Generallieutenant der Policey, und in den Provinzen vor die Herren Intendanten und verordnete Commissarien gehören sollen, um von ihnen, einem jeden nach seinem Recht, endlich geurtheilt zu werden, dergestalt, daß die Apellation an den Staatsrath allein frey bleibt: Zu dem Ende wird denselben auf fünf nach einander folgende Jahre, von dem Tage der Publikation des gegenwärtigen an zu rechnen, alle hierzu nöthige Gerichtsbarkeit und Recht des Erkenntnisses beygelegt, die Se. Majestät allen andern Gerichtshöfen und Richtern hierdurch untersagen.

LXI. Zum Ueberfluß widerrufen Se. Majestät alle Reglements, Rathsschlüsse und besondere Statuten,

tuten, welche dem gegenwärtigen Reglement entgegen sind *), welches allenthalben, wo es nöthig ist, abgelesen, publiciret und angeschlagen werden soll. Geschehen in dem Staatsrath des Königes, in Sr. Majestät Gegenwart, gehalten zu Versailles den sieben und zwanzigsten Tag des Jenners, ein Tausend sieben hundert und neun und dreyßig.

Unterzeichnet

Phelypeaux.

Schluß des Staatsrathes des Königes zur Erläuterung des Reglements vom 27. Januar 1739. als ein ferneres Reglement über die verschiedenen Sorten Papier, die in dem Königreiche verfertigt werden. Vom 18. September 1741.

Ausgezogen aus den Registern des Staatsraths.

Nachdem sich der König in seinem Staatsrathe das Reglement vom 27. Januar 1739 über die verschiedenen Sorten Papiere, die in dem Königreiche verfertigt werden, und den diesem Reglement unter dem Gegensiegel beygefügten Tarif von eben diesem Tage über die Breiten und Höhen der Bogen und das Gewicht der Rieße Papiere vortragen lassen: und Se. Majestät durch die von den Fabrikanten geschehenen Vorstellungen unterrichtet worden, daß es nicht allein nöthig seyn würde, die Verordnungen einiger Artikel dieses Reglements zu verändern, und neue hinzuzufügen, sondern auch, daß es dienlich seyn würde, um den besagten Fabrikanten mehr Leichtigkeit zu verschaffen, den Rießen Papier das in dem Tarif vorgeschriebene Gewicht zu geben, denselben ein zureichendes Remedium bey dem Gewicht eines jeden Rießes zu bewilligen, und das Gewicht

*) Der 10te Artikel des Reglements vom 12ten December 1730, welcher verbietet, einen Kauf über alles Papier zu schließen, welches in einer Papiermühle verfertigt wird, oder über eine Quantität, welche den vierten Theil übersteigt, was darin jährlich gemacht wird, scheint doch hierdurch nicht widerrufen zu seyn.

wicht der besagten Rieße durch einen neuen Tarif zu reguliren; um nun hierüber Vorsehung zu thun: so hat der König, als er in seinem Staatsrathe gegenwärtig war, nach Anhörung des Vortrags des Herrn Orry, Geheimen Rathes, und ordentlichen Mitglieds des Staats, Generalcontrolleur der Finanzen, verordnet, und befiehlt folgendes zu beobachten.

I. Alle verschiedenen Sorten Papiere, die in dem Königreiche verfertigt werden, sollen künftig diejenige Breite, Höhe und Gewicht haben, die in dem unter dem Gegensiegel beygefügten Tarif bestimmt sind, bey Strafe der Confiscation, sowohl der Papiere, welche die besagten Größen nicht haben, als der Rieße, die von einem in dem Tarif bestimmten verschiedenen Gewicht befunden werden.

II. Jedoch verstehen Se. Majestät nicht, daß die Meister Fabrikanten in dem Fall zur Verantwortung gezogen werden sollen, wenn die Bozen Papiere einige Linien über oder unter der in dem Tarif vorgeschriebenen Größe haben, im Fall sich nur veroffenbaret, daß diese Vergrößerung oder Verminderung von der Jahreszeit, in welcher das Papier verfertigt worden, hat entstehen können, nicht aber von den Fehlern der Formen und der üblen Beschaffenheit der Materie herrührt, und keinen Unterschied in den Größen verursacht, der sich über den vierzigsten Theil derjenigen erstreckt, die in dem Tarif bestimmt sind.

III. Es ist der Wille Sr. Majestät, daß die Meister Fabrikanten, außer den Zeichen, die nach dem XI. Art. des Reglements vom 27. Januar 1739. auf jedem Bogen Papier befindlich seyn müssen, gehalten seyn sollen, mit dem nächsten ersten Januar anzufangen, in Zahlen hinzuzufügen: ein Tausend, sieben hundert und zwey und vierzig: bey Confiscation sowohl der Formen, in welchen sich dieses Zeichen nicht befindet, als der Papiere, welche mit dieser Form gemacht sind, und bey drey hundert Livres Strafe gegen die Fabrikanten.

IV. Um aber den Meister Fabrikanken noch mehr Leichtigkeit zu dem Verkauf und Absatz der verschiedenen Sorten Papier zu verschaffen, die sich den bevorstehenden 1ten Januar in ihren Mühlen und Magazinen befinden, ohne daß sie die in dem hierbey

unter

unter dem Gegensiegel angeführten Tarif vorgeschriebenen Größen und Gewicht haben: so befehlen Se. Majestät, daß, nachdem besagte Meister Fabrikanten ihren Formen das Zeichen: ein Tausend, sieben hundert und zwey und vierzig, hinzugesetzt haben werden, dieselben die Papiere frey verkaufen dürfen, ohne daß sie verbunden sind, eine Erklärung und Anzeige zu thun. Se. Majestät wollen demnach, daß die Meister Fabrikanten, welche nach besagtem ersten Januar sich solcher Formen bedienen werden, die das erwähnte Zeichen nicht haben, nicht allein in die in dem vorhergehenden Art. III. verordneten Strafen verurtheilet, sondern auch alle Papiere, die bey ihnen gefunden werden, ob sie schon von der alten Fabricirung sind, weggenommen werden sollen, um deren Confiscation benebst drey hundert Livres Strafe für jeden Contravenienten zu erkennen.

V. Erlauben Se. Majestät den Papierhändlern, alle Papiere, die nicht das oben in Art. III. vorgeschriebene Zeichen: ein Tausend, sieben hundert und zwey und vierzig haben, ob sie schon nicht die in dem angeführten Tarif anbefohlnen Größen und Gewichte haben, abzusetzen und zu verkaufen, ohne daß sie gehalten seyn sollen, deshalb eine Erklärung und Anzeige zu thun.

VI. Gleichergestalt erlauben Se. Majestät den Meister Fabrikanten, aus den zerrissenen, durchlöcherten, runzelichten und andern fehlerhaften Papieren, Bücher und Rieße zusammen zu setzen; jedoch mit der Bedingung, daß ein jedes Rieß der besagten Papiere in dem Raume der Höhe der Bogen von einem Drittheil des Raumes zum andern mit zwey Löchern durchstochen werden soll, die mit einem vier Linien im Durchmesser habenden Stecheisen, das mithin einen Zoll im Umkreise hat, gemacht sind; und daß durch ein jedes Loch ein Bindfaden gezogen und mit den zwey Enden zusammen geknüpft werden sollen. Zu dem Ende müssen auch die besagten Rieße besonders emballiret werden, ohne daß unter irgend einem Vorwand ein Rieß von besagtem Papiere mit gutem und vollkommenen Papiere in einerley Ballen vermengt werden darf; alles im Fall der Entgegenhandlung bey Confiscation der besagten Papiere und hundert Livres Strafe wider die Contravenienten.

VII. Verbieten Se. Majestät den Meister Fabrikanten, keine Papiere von andern Sorten und Eigenschaften, noch von andern Breiten, Höhen und Gewichten zu verfertigen oder verfertigen zu lassen, zu verkaufen und zu debitiren, als diejenigen, welche durch den unter dem Gegensiegel hier beygefügten Tarif bestimmt, und demjenigen, was darin vorgeschrieben ist, nicht vollkommen gemäß sind. Sie verbieten auch allen Kaufleuten, keine Sorten Papier zu verkaufen und zu debitiren, die nicht von den besagten Breiten, Höhen und Gewichten, und der Vorschrift des Reglements gemäß sind; wie nicht weniger den besagten Papiermüllern und Kaufleuten unter keinerley Vorwand zerrissene und ausgeschossene Papiere auf andere Art zu verkaufen, zu kaufen und abzusetzen, als oben in dem Art. VI. vorgeschrieben worden: alles im Fall der Entgegenhandlung bey Confiscation der besagten Papiere und hundert livres Strafe.

VIII. Alle Pappen sollen von der Breite, Höhe und Gewicht gemacht werden, als die Handwerker, zu deren Gebrauch sie dienen, verlangen; und können sowohl aus altem Papier, oder Abschnitzeln von Pappen und Papieren, als aus Lumpen, Lappen und Hadern gemacht werden.

IX. Se. Majestät widerrufen demnach die Artikel VIII. IX. XVI. XIX. XX. XXI. XXII. und XXVI. des Reglements vom 27sten Januar 1739. in Ansehung desjenigen, was dem gegenwärtigen Reglement entgegen ist, desgleichen den dem gedachten Reglement unter dem Gegensiegel beygefügten Tarif; im übrigen wird dieses Reglement in aller seiner Form und Inhalt beobachtet.

X. Bedeuten Se. Majestät dem Herrn Generallieutenant der Policey der Stadt Paris und den Herren Intendanten und verordneten Commissarien in den Provinzen und Generalitäten des Königreichs, auf die Erfüllung des gegenwärtigen Reglements Obacht zu haben, welches allenthalben abgelesen, publiciret und angeschlagen werden soll, wo es nöthig seyn wird. Geschehen in dem Staatsrath des Königes, gehalten in Gegenwart Sr. Majestät zu Versailles den achtzehnten Tag des Septembers, ein Tausend sieben hundert und ein vierzig.

Unterzeichnet

Phelypeaux.

Ta-

Tarif der Gewichte,

was nach der Verordnung Sr. Majestät die Rieße der verschiedenen Sorten Papier, die in dem Königreiche verfertigt werden, wiegen sollen, nach dem Pfunde, welches aus sechzehn Unzen Markgewicht besteht, wie auch die Breiten und Höhen, welche die Bogen der nachspecificirten Sorten Papier haben sollen*).

Nahmen der Papiere.	Breite.		Höhe.		Das Rieß soll wiegen.	Das Rieß darf nicht weniger wiegen, als:
	Zoll	Linien	Zoll	Linien	Pfund	Pfund
Grand Aigle	36	6	24	9	131 und darüber.	126
Grand Soleil	36	—	24	10	112 und nichtmehr als 120.	105
Au Soleil	29	6	20	4	86 und darüber.	80
Grand fleur de lis -	31	—	22	—	70 u. nicht über 74.	66
Grand Colombier, ou Imperial.	31	9	21	3	88 und darüber.	84
A l' Elephant -	30	—	24	—	85 und darüber.	80
Chapelet -	30	—	21	6	66 und darüber.	60

Petit

*) Encyclopédie élementaire, ou Introduction à l'etude des lettres, des sciences et des arts T. II. P. II. p. 336. — Das bestimmte Gewicht für die verschiedenen Sorten Papiere, die in diesem Tarif begriffen sind, soll für die verschiedenen Beschaffenheiten von einerley Sorte Papier einerley seyn, es sey fein, mittel, Concept-, oder Makulaturpapier.

Nahmen der Papiere.	Breite.		Höhe		Das Rieß soll wiegen.	Das Rieß darf nicht weniger wiegen, als:
	Zoll	Linien	Zoll	Linien	Pfund	Pfund
Petit Chapelet -	29	—	20	3	60 und darüber.	55
Grand-Atlas	26	6	24	6	70 und darüber.	65
Petit-Atlas	26	4	22	9	65 und darüber.	60
Grand Jesus, ou Super-Royal -	26	—	19	6	53 und darüber.	48
Grand Royal Etranger -	25	—	18	—	50 und darüber.	47
Petite fleur de lis -	24	—	19	—	36 und darüber.	33
Grand-Lombard -	24	6	20	—	36 u. nicht über 40.	32
Grand-Royal -	22	8	17	10	32 und darüber.	29
Royal -	22	—	16	—	30 und darüber.	28
Petit-Royal	20	—	16	—	22 und darüber.	20
Grand-Raisin -	22	8	17	—	29 und darüber.	25
Lombard -	21	4	18	—	24 und darüber.	22
Lombard ordin. ou grand Carré	20	6	16	6	22 und darüber.	20
Cavalier -	19	6	16	2	16 und darüber.	15

Petit

Nahmen der Papiere.	Breite.		Höhe.		Das Rieß soll wiegen.	Das Rieß darf nicht weniger wiegen, als:
	Zoll	Linien	Zoll	Linien	Pfund	Pfund
Petit Cavalier -	17	6	15	2	15 und darüber.	14
Double Cloche -	21	6	14	6	18 oder mehr.	16
Grande Licorne à la Cloche -	19	6	12	—	12 und darüber.	11
A la Cloche	14	6	10	9	9 oder mehr.	8
Carré, ou grand Compte, ou Carré au Raisin ou Sabre, Sabre au lion -	20	—	15	6	18 oder mehr.	16
Carré très mince -	20	—	15	6	13	13
A l'ecu, ou Moyen Compte, Compte, ou Pomponne - - - -	19	—	14	—	20 oder mehr.	15
A l'ecu très mince -	19	—	14	2	11	11
Au Coutelas	19	—	14	2	17 oder mehr.	16
Grand Meſſel -	19	—	15	—	15 oder mehr.	14
Second Meſſel -	17	6	14	—	12 oder darüber.	11

Nahmen der Papiere.	Breite.		Höhe.		Das Rieß soll wiegen	Das Rieß darf nicht weniger wiegen, als:
	Zoll	Linien	Zoll	Linien	Pfund	Pfund
A l'etoile, ou à l'peron, ou Longuet	18	6	13	10	14 oder mehr.	13
Grand - Cornet - -	17	9	13	6	12 u. nicht mehr als 14.	10
Grand - Cornet très mince -	17	9	13	6	8 und darunter.	—
A la Main -	20	3	13	6	13 oder mehr.	12
Couronne, ou Griffon	17	1	13	—	12 und darüber.	10
Couronne, ou Griffon très mince	17	1	13	—	7 oder darunter.	—
Chamoy, ou Baſtard -	16	11	13	2	12 und darüber.	11
Telliere grand Format - -	17	4	13	2	12 und darüber.	10
Cadran -	15	3	12	8	11 und darüber.	10
La Telliere	16	—	12	8	12½ und darüber.	11½
Pantalon -	16	—	12	6	11 und darüber.	10
Petit Raiſin, ou Bâton Royal, ou Petit Cornet à la grande ſorte	16	—	12	—	9 oder darunter.	8

Les

Nahmen der Papiere.	Breite.		Höhe.		Das Rieß soll wiegen.	Das Rieß darf nicht weniger wiegen, als:
	Zoll	Linien	Zoll	Linien	Pfund	Pfund
Les trois O, ou trois Rond's, ou Genes -	16	—	11	6	9 und darüber.	8½
Petit Nom de Jesus -	15	1	11	—	7½ oder mehr.	7
Aux Armes d'Amsterdam, Pro Patria, ou Libertas -	15	6	12	1	12 bis 13	12
Cartier grand Format, Dauphine -	16	—	13	6	14 und darüber.	12
Cartier grand format -	16	—	12	6	13 und darüber.	12
Cartier -	15	1	11	6	11 und darüber.	10
Au Pot, ou Cartier ordinaire - -	14	6	11	6	10 und darüber.	9
Pigeonie, ou Romaine -	15	2	10	4	10 und darüber.	8½
Espagnol -	14	6	11	6	9 und darüber.	8
Le Lis -	14	1	11	6	9 und darüber.	3
Petit à la Main, ou Main Henrie	13	8	10	8	8 und darüber.	7½
Petit - Jesus	13	3	9	6	6 und darüber.	5½

Alle die verschiedenen Sorten Papier, die unter neun Zoll, sechs Linien Höhe sind, können von einer Breite, Höhe und Gewicht seyn, wie sie verlangt werden.

Das Papier, welches Trace, oder Tresse, oder Etresse, oder Main-brune heißt, imgleichen das Papier mit dem Nahmen Brouillard, oder à la Demoiselle, so wie auch die grauen und gefärbten Papiere, können Breiten, Höhen und Gewicht haben, wie sie verlangt werden.

Es gibt 3 Sorten französischer Papiere, die nach der Levante geschickt werden, und in vorstehendem Tarif nicht mit begriffen sind, als: aux trois Croissans, façon de Venise, 17 Zoll breit, 12½ Zoll hoch, und 20 Pfund Kramergewicht das Rieß schwer. Aux trois Croissans, oder trois lunes, 16 Zoll breit, 12 Zoll hoch, und 14 Pfund 10 Unzen Markgewicht schwer das Rieß. Croisette, 15 Zoll 5 Linien breit, 11 Zoll 6 Linien hoch, und 9 Pfund 4 Unzen 4 Unzen Kramergewicht das Rieß schwer. Die Papiere, die man Couronne, Cartier, à la Cloche nennt, sind, wenn sie nach der Levante bestimmt werden, ein wenig von den in vorstehendem Tarif unterschieden.

Außer den angeführten Papieren verfertigen die Franzosen aus alten Netzen, Fischerschnüren, altem Tauwerk von Schiffen und wollenen Lappen, noch eine Menge Makulatur- und Löschpapiere, vorzüglich um Rouen in der Normandie. Auch bey diesen Papieren hat sich der französische Witz beschäftigt, viele sonderbare Nahmen ausfindig zu machen, die hier aber übergangen werden können.

Es dienet übrigens mit zur Kenntniß der Manufacturen und hat seinen guten Nutzen,

wenn

wenn man weiß, was die Arbeiter bey einer Manufactur täglich arbeiten und liefern können. De la Lande hat dieses von den französischen Papiermanufacturen angezeit, wie hier folget.

Die Menge Papier, welche die Büttgesellen liefern müssen, ist durch einen ziemlich allgemeinen Gebrauch in Frankreich bestimmt. Inzwischen fällt es ihnen sehr leicht, mehr zu verfertigen. Ihre Tagewerke sind fast allezeit gegen 2 bis 3 Uhr Nachmittags schon zu Stande gebracht. Allein man scheuet sich, ihnen mehr aufzugeben. Sie würden immer zu guter Zeit damit fertig werden wollen; und die Arbeit würde desto schlechter gerathen. In den kleinen abgelegenen Papiermühlen, und in den Provinzen, wo der Eigenthümer selbst für seine Rechnung arbeitet, sind die Tagewerke stärker, und das Product ungleich beträchtlicher.

Die Büttgesellen liefern täglich von	Ries	Bücher
Grand-Aigle — — — —	1	—
Grand-Soleil — — — —	1	10
Grand-Colombier oder Imperial, Chapelet, grand Atlas — —	2	—
Soleil, petit Soleil, grande fleur de Lis, petit Chapelet, à l'Elephant	2	10
Grand Jesus oder Super Royal	3	—
Grand Royal Etranger — —	3	10
Grand Raisin fin double, oder Moyen double — — — —	4	—
Petite fleur de Lis, Grand Lombard Conceptpapier oder graues geleimtes, Royal Concept, Grand Royal Concept, Grand Raisin ordinaires, feines, mittleres oder Conceptpapier	5	—

Die Büttgesellen liefern täglich von	Rieß	Bücher
Petit Royal Concept, ordinaires Lombard oder Grand Carré, schlechte Maculatur, Grand Messel —	6	—
Grand Cartier oder Grand Dauphiné, Champy oder Bàtard, Tellière grand format, double Cloche Conceptpapier — —	7	—
Cavalier fein und mittel, Carré oder Grand Compte, fein, mittel und schlecht, Ecu oder Pomponne, au Coutelas, à la Main — —	7	—
Petit Cavalier fein und mittel aux Armes d'Amsterdam, à l'Etoile oder Eperon oder Longuet, Tellière, Couronne oder Grisson, Pantalon, Cartier grand format	7	—
Grande Licorne, à la Cloche vom schlechten, Cadran, Cartier —	8	—
Petit Raisin oder Baton Royal oder Petit Cornet von der größten Sorte 9 Rieß oder — —	8	10
A la Cloche mittel und schlecht, au Pot oder ordinair Cartier —	8	10
Les trois O. oder trois Ronds 9 oder 10 Rieß oder — —	8	10
Petit Nom de Jesus fein und mittel, Espagnol, le Lis, Petit à la main oder main fleurie, Petit Jesus, wovon das Rieß 6 Pfund wiegt	9	—

Deutsche Papiermacherordnungen.

Wenn die im obigen angeführte französische Papiermacherordnung nun auch in mehreren Stücken jetzt, und seit langer Zeit schon nicht

nicht mehr befolgt wird, und man von Seiten der Regierung den Fabrikanten darin nachgesehen hat, theils um sie nicht durch zu viele beschwerliche Anordnungen, die auf das Wesentliche der Papiermanufactur keinen Einfluß haben, zu belästigen, und theils um ihrem Kunstgenie in Erfindung neuer Vortheile keine Schranken anzulegen: so hat sie im Ganzen doch vortheilhaft auf diesen Zweig der Manufactur gewirkt, und hat besonders das Zutrauen im Auslande zu der französischen Papierwaare sehr fest gegründet, weil man sich auf die Güte der Waare von einer bestimmten Art verlassen konnte.

In Deutschland sieht es aber in dieser Rücksicht noch ganz anders aus. Abgerechnet, daß sich einzelne Fabrikanten in Verfertigung des Papiers hervorgethan und Waaren geliefert haben, die den besten ausländischen in diesem Fache an die Seite gesetzt werden können: so ist doch die größere Zahl der Papiermacher noch so weit zurück, daß Deutschland sich ihrer Fabrikate gegen das Ausland schämen muß. Die Königl. Societät in Göttingen setzte daher auf den November 1785 einen Preis auf die Beantwortung der Frage: welches die wahren Ursachen des allgemeinen Verfalls der Papiermanufacturen seyen, und durch was für Mittel solchem am besten vorgebeugt werden könne; erhielt aber keine Antwort *). Ohne hiermit alles umfassen zu wollen, so ist indeß doch wohl so viel einleuchtend, daß der fast gänzliche Mangel an Papiermacherordnungen in Deutschland, welche die vielen eingerissenen Mißbräuchen hätten unterdrücken können, an diesem Verfalle

*) S. Götting. Anzeigen von gelehrt. Sachen, vom März 1788. St. 36. S. 355.

vorzüglich Schuld sey; denn die wenigen Papiermacherordnungen, die man in den zum ehemahligen Deutschen Reiche gehörigen Ländern kennt, sind nicht einmahl für diese Länder hinreichend zweckmäßig, und in vielen Ländern hat man nie an eine Pagiermacherordnung gedacht.

Um nun zu zeigen, wie nöthig es sey, angemessene Ordnungen zu entwerfen und einzuführen, will ich außer dem, was im Artikel Papier (Th. 106. S. 569 fl.) hierüber schon gelegentlich bemerkt worden ist, hier noch die schreyendsten Mißbräuche berühren, die dieses so nützliche und schätzbare Gewerbe in Deutschland wenigstens in den mehrsten Gegenden niederdrükken, daß es sich nicht frey und kraftvoll gegen seine Kunstgenossen in andern Ländern erheben kann.

Ein Ungenannter, wahrscheinlich selbst ein Papiermüller, übergab im Jahre 1783 der königl. Kriegs- und Domainenkammer in Glogau, einen Aufsatz: über die Gebräuche und Mißbräuche der Papiermacher. Hieraus, und aus den darüber von einem andern Ungenannten bekannt gemachten Anmerkungen, imgleichen aus einem zu Nürnberg den 30sten August abgehaltenen Protokoll, auch der heckerischen Realzeitung von 1756. und dem was dem Herrn Ritter und Hofrath Wehrs sonst über diesen Gegenstand von geschickten Papierfabrikanten bekannt gemacht worden, hat er in seinem bekannten Werke vom Papier ꝛc. *) die vorzüglichsten Mißbräuche ausgehoben **), mit der Versiche-

rung,

*) Halle, 1789. 8. S. 411 ff.

**) Journal von und für Deutschland, Jahrgang 1786. St. 1. S. 33. f. und St. 2. S. 133. f. Jahrgang 1787. St. 4. S. 326. f. Hannöverische nützliche Sammlungen, Jahrgang

rung, daß alles das, was er davon anführet, noch zu der Zeit, als er dieses Werk herausgab, in der Wahrheit völlig gegründet, und überall nichts dabey vergrößert sey, daß er vielmehr alle dabey im Publikum gemachte Vergrößerungen sämmtlich unberührt gelassen, so sehr sich auch einige Papiermachergesellen bemühet haben, ohne allen Beweis, eins und das andere davon ins Leugnen zu ziehen *).

Ueberhaupt sind die Papiermacher in **Meister, Gesellen und Lehrlinge** abgetheilt. Unter den Meistern unterscheidet man von den übrigen die **Eigenthümer**, das ist, solche, die zwar regelmäßig das Metier erlernt, aber ihre Mühlen verpachtet haben; oder solche, welche zwar selbst ihre Mühlen besitzen, aber einen Meister, oder Faktor halten.

Noch unterscheiden sie sich, und zwar in Ansehung ihrer Gebräuche:

1) in Stampfer, das ist, solche, die ihr verfertigtes Schreibpapier mit einem an das Wasser gebaueten eisernen Planierhammer, von etwa $\frac{2}{3}$ Centner, glatt machen. (Man sehe auch Th. 106. S. 570.)

2) Glätter, welche dieß mit einer steinernen Platte, mit einem gewissen, mit Talg oder Seife beschmierten Instrument thun.

Die älteste Weise zu glätten, ist die einfältige mit dem Stein. Daß man solches jetzt aber nach dem Beyspiele der Holländer durch öfteres

gang 1756. St. 49. 72. 79. D. D. G. Schreber's Sammlung verschiedener Schriften, welche in die ökonomischen, Polizey- und Cameral- auch andere verwandte Wissenschaften einschlagen, Th. 15. S. 111 — 171.

*) Dieses geschahe unter andern auch von einem Papiermachergesellen im Journal von und für Deutschland, im Jahrgange 1787. St. 12. S. 516. u. f.

öfters Umlegen und starkes Pressen bewirke, ist schon Th. 106, S. 672 fl. gezeigt worden, und daß man in England, Frankreich, Deutschland, Holland und Schweitz den feinen Druckpapieren mit zwey stählernen vollkommen polirten Rollen oder Cylinderwalzen noch einen größeren Grad von Glätte gebe, ist ebenfalls im Art. Papier, Th. 106, S. 823 fl. bemerkt worden.

Das Stampfen erfand man auf einer Papiermühle zu Iglau in Mähren, im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, bey welcher damahls eine Druckerey und Buchbinderey unterhalten ward. Als der Buchbinder sich dadurch seine Arbeit erleichterte, daß er seinen Manierhammer an das Geschirr der Mühle anbrachte, so machte der Papiermüller daraus den Schlagstampfen. Auf einer Mühle bey Basel geschieht das Glätten mit einem Stein durch das Mühlenwerk.

Kommt beym Glätten zu viel Seife oder Talg aufs Papier, so nimmt es die Dinte nicht gut an. Das Schlagen, dabey gemeiniglich, wegen der großen Schwere des Hammers, etliche Buch mit einander geschlagen werden, hat das Uebele, daß die obern und untern Bogen glatt werden, die mittlern aber rauh bleiben, und überhaupt das Papier dadurch an der Stärke seines Leims verliert. Ob das Glätten gleich nur ein Handgriff ist, der dem Papiermacher gleichgültig seyn könnte, so hat noch dieses Schlagen des Schreibpapiers, da es ein neuerer Handgriff bey der Papiermacherey war, eine so gehässige Trennung unter den Papiermachern verursacht, daß die, welche bey den Schlägern gelernt, oder sich zu der Parthey der Schlagenden gehalten, nicht ohne vorhergegangene Bestra-

fung

fung bey den Glättern haben arbeiten können. Dieser ihnen selbst schädliche Unterschied hat durch herrschaftliche Befehle und Strafen an einigen Orten erst aufgehoben werden müssen, ungeachtet das Glätten fast überall in Deutschland aufgehört hat, und in bloßes Pressen verwandelt worden ist; und da, wo diese lächerliche Trennung der Glätter und Stampfer noch herrscht, sollte die Policey alles Ernstes an deren gänzliche Aufhebung denken. Die niederösterreichische Kammer hat schon unterm 6ten Jul. 1754 das Glätten des Papiers bey Confiscation aufgehoben, und das Schlagen allgemein anbefohlen, aber doch jedem Meister die Fabricirung des grassirt, oder nach romanischer Art glänzend gemachten Papiers zugestanden *).

3) Schwäbische Stampfer, welche die seltsamen Gebräuche jener beyden Klassen nicht angenommen haben. Ihrer sind viele um und in Schwaben, und sie haben noch das Privilegium Kaisers Ferdinand III. beybehalten.

4) Pfuscher nennen sie alle, welche entweder aus ihrer Gesellschaft verstoßen, oder das Metier nicht nach den Regeln des Handwerks erlernt haben, Papiermühlen anlegen, und durch verstoßene Gesellen betreiben lassen. Desto sonderbarer muß dieß alles scheinen, da die Papiermüller so wenig in Holland, wie in Deutschland, zünftig sind.

Stampfer und Glätter haben keine obrigkeitliche Festsetzung ihrer Gebräuche. Das Herkommen allein wird beobachtet, und um so weniger im mindesten verändert, da sonst in allen Provinzen die übrigen Brüder solche Uebertreter

*) Gött. Policeyamtsnachrichten, 1756. No. LXXIII. S. 291.

ter für unredlich erklären. Auch werden zuweilen große Zusammenkünfte angestellt, welche denn auch übers Herkommen zu halten dienen.

Die Gebräuche der Glätter und Stampfer sind folgende:

Ein Lehrling, er sey fremd, oder eines Meisters Sohn, lernt vier Jahre, auch wohl mehr. Ehe er zum Lehrling angenommen wird, muß er vierzehn Tage, auch wohl vier Wochen, auf der Probe gewesen seyn; und dann erst wird er mit Ceremoniel aufgedungen, das heißt, angenommen *). Er kann auf keiner Mühle lernen, wo nicht wenigstens zwey Gesellen sind. Bey vier Gesellen kann der Meister zwey Jungen halten. Kein uneheliches Kind, oder jemand, dessen Vater, Großvater oder Aeltervater, Abdecker, Schließer oder Schäferknecht gewesen, kann zum Lehrling angenommen werden, Kinder oder Enkel von Pfuschern aber werden zugelassen. Lehrgeld gibt der Lehrling nicht. Bey den Stampfern muß ihm der Meister noch über acht Thaler, während der Lehrzeit, zur Kleidung zu Hülfe geben **); bey den Glättern hingegen hängt es lediglich von dem guten Willen des Lehrherrn ab, ob er ihn in Kleidern unterhalten will. Auch bekommen bey letztern die Gesellen beym Antritt der Lehrzeit eines Lehrlings nichts mehr als einen Thaler, den sie vertrinken oder unter sich theilen können; da hingegen bey dieser Gelegenheit bey den Stampfern den Gesellen

*) Dieses Ceremoniel besteht unter andern mit darin, daß die Gesellen vor dem Aufdingen die Werkstatt genau untersuchen, ob sie auch rein ist, das heißt, ob kein Gescholtener oder Pfuscher darin ist, als welches dem Lehrling in der Folge an seinen Lehrjahren schaden würde.

**) Im Jahre 1753 betrug das, was der Meister dem Lehrling gab, jährlich 4 Gulden.

sellen ein Traktament gemacht werden muß. Hat der Lehrling ausgelernt, so muß er einen groſsen Schmaus geben, welcher bey den Stampfern vier, sechs, und mehrere Tage, bey den Glättern aber zwey, höchstens drittehalb Tage dauert. Er muß in Person die Gesellen aus den umliegenden Papiermühlen dazu einladen, und während dieses Schmausens stehen zum groſsen Nachtheil des Meisters und des Publikums alle diese Mühlen stille. Den Schmaus nennt man den Lehrbraten, oder Gesellenbraten *). Von nun an hat der Lehrling die Vorrechte eines Gesellen, und dessen Lohn. Er arbeitet noch gewöhnlich in dieser Qualität etwa 14 Tage auf der Papiermühle, wo er Lehrling gewesen. Alsdann bekommt er das Geschenk, nähmlich einen Willkommen, oder groſsen Becher mit Bier oder Wein, wie des Landes Art ist, welcher dem Schenkgesellen mit gewissem Ceremoniel auszutrinken übergeben wird. Bey den Stampfern wird, während der Schenkgesell trinkt, gesungen, bey den Glättern aber nicht.

Hierauf erhält der Ausgelernte bey den Stampfern einen Bogen Papier, oder den Anzeigebrief, der bey ihnen die Kraft hat, wie bey andern Professionen die Kundschaften. Auf diesen Brief werden alle diejenigen, welche nach ihrem Handwerksrechte strafbar geworden sind, aufgeschrieben, und daher, weil jeder Geselle diese Liste hat, werden solche leicht gefunden und

abge

*) In Franken und Schwaben vorzüglich ist der Lehrbraten der Papiermacherjungen noch jetzt in voller Uebung. Diese gar sehr vermischten Lande werden auch wohl die letzten seyn, in welchen diese und andere Mißbräuche werden abgestellt werden können, wenn man von der jetzigen neuen Organisation Deutschlands nicht etwa eine kraftvolle Abstellung dieser und ähnlicher Handwerksmißbräuche erwarten darf.

abgestraft. Die Glätter wissen von einer solchen Art Liste nichts, sondern es sind nur solche Anzeigebriefe bey ihnen gebräuchlich, wodurch ein entfernter Verbrecher zur Strafe gezogen werden soll, und auch dieser Fall ist jetzt schon bey ihnen sehr selten.

Dem Gesellen, der nun auf die Wanderung geht, er sey Stampfer oder Glätter, wird ein Gruß in Formeln aufgetragen, den er bey der nächsten Mühle, an die er kommt, und wo er um Nachtlager anspricht, bestellet. In einer ähnlichen Formel wird ihm geantwortet. Wenn ein Pfuscher, oder ein Gescholtener, dem bey der Mühle, die er verlassen, kein Gruß aufgetragen wird, eines solchen Grußes sich bediente, und er würde entdeckt, so würde er ohne Schläge nicht fortkommen.

Wenn der zu den Stampfern gehörige Gesell den Gruß bestellt hat, so muß nun der Meister ihm Essen, Trinken, Bette, und jede Bequemlichkeit geben. Er ist nicht gehalten Arbeit anzunehmen, und kann bleiben, wie lange es ihm gefällt. Denn er ist so unumschränkt, wie ehemahls ein pohlnischer Schlachtschütze auf öffentlichem Reichstage. Nimmt er Arbeit, so kann er sie verlassen wenn er will. Der Meister aber kann ihn in der Woche nicht entlassen, ohne ihm den ganzen Wochenlohn zu bezahlen. Bey den Glättern hat der wandernde Gesell das Recht nicht, auf einer Mühle so lange zu bleiben, als er will, wenn ihn nicht starke Hindernisse aufhalten: nähmlich Krankheit, oder gar zu übles Wetter, wenn die Mühle von andern gar zu weit abgelegen, welches sich öfters findet; und doch übt diese Grobheit nur selten einer aus, und darf sie auch nicht anders ausüben.

üben, als wenn er um Erlaubniß bittet, sich etwas länger, als gewöhnlich aufhalten zu dürfen, das sind in der Woche höchstens vier und zwanzig Stunden, und vom Sonnabend Nachmittag bis Montag. Auch hat der Eigenthümer einer Mühle allemahl das Recht, einem unhöflichen fremden Gesellen seine Unhöflichkeiten zu verweisen.

Wer seine Lehrjahre nicht ausgestanden, oder nicht in Deutschland gelernt hat, bekommt in ganz Deutschland, incl. Preußen, keine Arbeit. — Blaue Montage machen überhaupt die Gesellen, so oft sie wollen.

Die Gesellen sind:

1) Der Büttgesell, Büttknecht, oder Eintaucher, (Ouvrier, Plongeur) *). Er ist der erste unter allen, macht das Papier, und führt die Arbeitsberechnung der Gesellen.

2) Der Gautscher **). Dieser drückt das geschöpfte Papier auf Filz, (Tuchlappen in Form eines Bogens), legt auf jeden Bogen wieder einen solchen Filz, bis zu einem Haufen von 182 Filzen, und 181 Bogen, den sie den Pfuscht nennen.

In den deutschen Papiermühlen, wo die Arbeit nach Stückzahl bezahlt wird, bekommt der Büttknecht alle Woche 8 Gr. Lohn. Das Tagewerk fängt in einigen Mühlen des Nachts um 1, halb zwey, zwey, in allen Mühlen aber um drey Uhr des Morgens an, und dauert bis Abends sechs Uhr. Vom ordinairen Schreib- oder Druckpapier kann der deutsche Büttgeselle

12,

*) Seine Beschäftigung findet man im Art. Papier, Th. 106, S. 663. beschrieben.

**) S. daselbst, S. 664.

12, 15, auch wohl 20 Rieß alle Tage machen. Zehn Rieß muß er dem Meister davon täglich liefern. Für sechs Rieß bekommt er keine Bezahlung, sondern selbige werden für sein tägliches Essen und Trinken gerechnet. Jedes Rieß, was er des Tages über diese 6 Rieß liefert, wird ihm mit sechs Pfennigen bezahlt. Eben so ist es auch mit dem Gautscher und Leger, nur daß ihr Wochenlohn etwa 1 Gr. weniger beträgt, und sie für jedes Rieß, welches sie über die für Beköstigung täglich abgehenden 6 Rieß machen, fünf Pfennig erhalten.

Bey Papier von großem Format, als: Stern-, Royal-, Elephant- und dergleichen Papier, ist kein bestimmtes Gesetz, wie viel davon täglich gemacht werden muß, und für Essen und Trinken abgeht. Der Meister macht solches allemahl mit dem Büttknecht, Gautscher und Leger vorher aus, und für jedes Rieß, was nicht für die Kost abgeht, werden sieben, auch wohl acht Pfennig bezahlt. Der Wochenlohn aber ist dabey nie höher, wie beym Papier von ordinairem Format.

In einigen Mühlen bekommen die Gesellen keinen wöchentlichen, sondern einen jährlichen Lohn, und ihre Arbeit wird ihnen nicht nach besonders nach Stückzahl bezahlt.

Jeder Papiermachergeselle, ohne Unterschied, bekommt von seinem Meister, außer dem Lohn, auf Martini und Fastnacht einen Thaler, oder statt dessen jedesmahl eine Mahlzeit.

Wenn der Büttgesell (welches hier gelegentlich noch bemerkt werden kann) mit seiner Form zu viel Materie schöpfet; wenn er sie nicht allenthalben gleich vertheilet; wenn er das Wasser zu geschwind abfließen läßt; wenn er mit der

Form

Form an das Abtropfebrett anstößt; so häuft sich in allen diesen Fällen die Materie in gewissen Gegenden der Form zu sehr an, und veranlaßt so genannte Würste im Papier.

Wenn er die Materie auf der Form ruhen läßt, und sie nicht geschwind genug allenthalben vertheilet; so entsteht ein Bogen mit sogenannten Kastanien, das heißt, ein Bogen, welcher Theile von ungleicher Dicke hat. Wenn die Arbeitsbütte zu heiß ist; so arbeitet man allezeit schlecht, und man kann die Ungleichheiten schwerlich vermeiden, weil das Wasser zu geschwinde auf der Form verdunstet.

Der Büttgesell verursachet, daß sein Bogen an einer Seite stark wird, wenn er die Materie zu stark nach einer von den Seiten abfließen läßt, indem er seinem Arm keine regelmäßige Bewegung gibt. Er kann einen verstümmelten Bogen Papier machen, wenn er seine Materie nicht genug ausbreitet, wenn die Arbeitsbütte zu heiß, wenn der Zeug zu stark, zu frisch, und zu wenig fließend ist, wenn er zu steife Arme hat, wenn er einen üblen Stoß gibt, oder wenn die Form schlecht gemacht ist. Er macht einen ausgezackten Bogen, wenn er den Deckel der Form ungeschickt wegnimmt; welches sich auch wegen der Fehler der Filze, wegen ihrer Näthe und Schrothen ereignet.

Daß man in Holland diese Fehler vermeidet, zeiget das holländische Papier, und kommt bloß daher, daß man daselbst langsamer, mit mehrerer Sorgfalt, Fleiß und Vorsichtigkeit arbeitet. Vielleicht macht auch dort ein Arbeiter den Tag über nicht mehr, als drey oder vier Rieß Papier. Was liegt den deutschen Papiermachern im Wege, daß sie nicht dem Bey-

spiel der Holländer hierin sollten folgen können? Würde es nicht besser seyn, wenn der Büttgesell täglich nur vier oder fünf Rieß gutes Papier machte, anstatt daß er zehn bis zwölf Rieß verfertiget, das fehlerhaft ist?

Der Gautscher kann aus Mangel der Aufmerksamkeit, oder der Erfahrung, viele Fehler in dem Papier veranlassen, wenn ihm auch der Büttgesell mit allem Fleiß und Vorsichtigkeit vorarbeitet.

Der Gautscher muß seine Form langsam niederlegen, und geschwind aufheben. Jedesmahl, wenn er die Form auf das Abtropfebrett stellt, muß er seine Hand hinter sich abschütteln. Ohne diese Vorsicht tröpfeln seine nassen Finger auf den schon gelegten Bogen ab, und verursachen daselbst einen Wassertropfen, wenn er den Bogen mit dem Filze bedeckt, welches unangenehme Flekken im Papier macht.

Legt der Gautscher den Bogen zu geschwinde nieder: so verursacht die zurückgehaltene und zusammengepreßte Luft Aufblähungen, oder Blasen und durchsichtigere Stellen an einem Orte als an dem andern, welche die Franzosen Mufettes, Sackpfeipfen, die Deutschen aber Brillen nennen; und selbige verunstalten das Papier.

Läßt der Gautscher die Form, indem er sie auf den Filz legt, auf dem Filze abglitschen: so wird der Papierbogen auf eine gewisse Seite ungleich gezerret, oder er zerreißt. Legt er den Papierbogen zu stark auf, dergestalt, daß das Wasser des Filzes in den darauf gelegten Bogen dringt, so macht er das Papier wasserschadhaft. Er macht auch übel geränderte oder ausgezackte Bogen, wenn er entweder die Finger darauf stützet, oder den Filz nicht ordentlich ausbreitet.

3) Der Leger (Coucheur) *), nimmt das gegautschte Papier, das vom Wasser ausgepreßt ist, aus den Filzen, und legt so lange Bogen auf Bogen, bis das Rieß voll ist.

So viel Bütten, d. i. große Fässer, woraus das Papier geschöpft wird, in einer Papiermühle sind, so viel Gesellen dieser drey Gattungen müssen auch da seyn.

4) Der Stubengesell, oder Saalgesell **), besorgt die Appretur des Papiers. S. Th. 106 S. 672 fl.

5) Der Mühlenbereuter sieht auf die Gewerke, die Verfertigung der Masse, und die Trocknung des Papiers.

Zum Mühlenbereuter wählt der Meister allemahl den ältesten, geschicktesten und erfahrensten Gesellen. Er bekommt, so wie der Stubengesell, außer Essen und Trinken und dem gewöhnlichen Martini- und Fastnachtsgeschenk, wöchentlich einen Thaler Lohn.

Der Büttgesell, Gautscher, Leger, Stubengesell und Mühlenbereuter, verrichten zuweilen in einigen Papiermühlen auch noch andere Arbeiten, und bekommen davon besondere Nah-

*) Unter dem Leger verstehen auch einige den Gautscher, und nennen den, der das gegautschte Papier aus den Filzen nimmt, den Aufnehmer des Papiers. v. Justi Schauplatz der Künste und Handwerke, B. 1. S. 375. u. f. — Die Holländer wenden viel Aufmerksamkeit auf die Bereitung der Filze. Sie machen sie aus der langen frißschen oder nordholländischen Wolle, und sehen darnach, daß sie jederzeit mit einem starken wolligen Ueberzuge bedeckt sind, da sonst die abgenutzten und kahlgewordenen Filze dem Papiere Eindrücke von den Faden machen, woraus sie gewebt sind. Die Holländer beitzen ihre Filze, so wie auch in Deutschland geschieht, mit einem Decocte von Eichen- oder Erlenrinde, welches in Frankreich nicht üblich ist. Dadurch werden sie um ein vieles dauerhafter.

**) Seine hauptsächliche Verrichtung ist, das Papier zu leimen, und außer freier Kost beträgt sein Lohn in Deutschland alle Woche einen Thaler.

men; oder diese Arbeiten werden von andern, besonders dazu angestellten Leuten besorgt, die denn auch ihre verschiedenen Nahmen davon erhalten. Hier wird es genug seyn, nur folgende anzuführen:

Die Sortirerinnen (Delisseuses oder Guilleres) sind Frauenspersonen, welche die Lumpen auftrennen, und solche nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit auslesen. S. Th. 106, S. 577.

Der Lumpenwascher ist der erste Arbeiter, der dieses Geschäft unter Beyhülfe eines Lehrlings verrichtet. Man hat jetzt dazu eigene Maschinen, welche sehr vortheilhaft sind. S. das. S. 581.

Der Lumpenschneider. Dieser zerstückte ehemahls die schon angefaulten Lumpen mit einem Hackemesser auf einem Blocke. Jetzt gibt es dazu eigne Maschinen, wie es Th. 106, S. 796 f.

Der Zieher (Vireur), welches gemeiniglich ein Lehrling ist, nimmt die Filze weg, wenn der Aufnehmer die Bogen davon losgemacht hat.

Der Aufhänger, der die Bogen mit einem hölzernen Kreutze im Trockenhause oder auf dem Trockenboden aufhänget, und welches in Auvergne und Angoumois der erste Arbeiter in der Mühle ist. An vielen Orten verrichten Frauenspersonen das Aufhängen des Papiers, oder auch der Aufnehmer, nachdem er sein Tagewerk verrichtet hat.

Die Werferin, (Jetteuse,) die in dem Aufhängezimmer eins nach dem andern von den feuchten, geleimten oder ungeleimten Blättern von dem Ballen für den Aufhänger los macht.

Die Ausschießerin, die aus dem fertigen Papier die fehlerhaften Bogen von den guten absondert.

Der

Der Zähler, der das Papier zusammenlegt, und in Rieße bringt.

Wenn ein wandernder Gesell in eine Mühle kommt und eine Gesellenstelle leer findet, so tritt er in diese, und erhält den Lohn davon, er mag wenig oder nichts in seinem Metier gelernt haben.

Wird ein Gesell Meister, er gehöre nun zu den Stampfern oder Glättern, so muß er sich von den Gesellen mit einem Stück Geld loskaufen.

Streitigkeiten und Strafen werden bey den Lehrbraten abgethan, und die abwesenden Uebertreter angezeichnet.

Wenn ein Stampfer bey einem Glätter, und umgekehrt, oder beyde bey einem Pfuscher arbeiten, oder handwerksmäßig über Nacht bleiben, so wird ein solcher gestraft.

Größere, zu grobe Vergehen bey den Stampfern, werden mit Ausstoßung aus ihrer Gesellschaft geahndet. Wer neben einem Verstoßenen wissentlich arbeitet, wird auch ausgestoßen, und wer es unwissend thut, muß dennoch dafür büßen. Wenn bey einem Zank einer gescholten wird, so wird er, der Gescholtene bestraft. Er muß eine gewisse Geldsumme erlegen, und wenn er die nicht bezahlt, verdoppelt sie sich jede Woche. Länger als 13 Tage darf niemand neben einem Gescholtenen arbeiten, oder er wird wie dieser bestraft.

Hat jemand gestohlen, und kann dessen durch Zeugen überführt werden, so wird er verstoßen; sind keine Zeugen da, so gilt kein anderer Beweis, und der Ankläger wird verstoßen.

Bey den Glättern sind diese Strafen schon mäßiger und seltener. Verstoßungen fallen jetzt selten anders vor, als bey solchen, welche der Diebery überführt werden, Ehebruch begangen

haben, oder von andern geschwängerte Frauenzimmer heyrathen.

Was für Unrecht er auch erlitten habe, darf kein Papiermacher, er sey Glätter oder Stampfer, bey der Obrigkeit gegen seine Genossen Hülfe suchen, bey Strafe der Verstoßung. Auch die Sachen zwischen Meister und Gesellen müssen bey der nächsten Werkstatt untersucht und entschieden werden.

Ihre Mittel, dieß ihr richterliches Ansehen über die Handwerksgenossen zu behaupten, sind fürchterlich genug.

Gescholten wird jeder, der sich ihnen nicht fügt, und läßt sich ein solcher nicht famae restituiren, so gehen, wenn er Meister ist, alle Gesellen aus seiner Arbeit, und kein redlicher Gesell darf je wieder bey ihm arbeiten; ist er ein Gesell, so bekommt er nicht Nachtlager, nicht Herberge, und muß von Ort zu Ort durch Deutschland irren, bis er sich seinen Richtern unterwirft.

Wegen Kleinigkeiten laufen sie zum Gerichte, das bey dem Lehrbraten gehalten wird, aus mehrern Ländern zusammen. Ist kein Lehrbraten, so bestimmen sie eine Papiermühle zum Congreß, und zechen da mehrere Tage ausschweifend.

Dergleichen Zusammenkünfte werden angestellt, wenn z. E. eine Mühle der andern die Lumpen vertheuert, dem Lumpensammler mehr für den Centner bietet, als ihm die andere Mühle bezahlt, wenn der Meister dem Gesellen nicht so viel Lohn bezahlen will, wie gebräuchlich ist, oder wenn Meister unter sich oder mit Gesellen sonstige Handwerksstreitigkeiten haben, u. s. w. Alle diese Zwistigkeiten werden bey einer Zusammenkunft

kunft von unpartheyischen Meistern auf einer unpartheyischen Mühle entschieden. Den Congreß müssen die im Streit liegenden Mühlen auf ihre eigene Kosten selbst veranstalten. Sie schicken zu dem Ende zwey unpartheyische Gesellen auf die dazu gewählte unpartheyische Mühle, und lassen anfragen, ob die Zusammenkunft daselbst gehalten werden könne. Ist die Mühle zum Congreß bestimmt, so werden von jeder streitenden Parthey zwey unpartheyische Gesellen, mit einer schriftlichen Instruktion versehen, ausgesandt, um alle zu der Zusammenkunft gewählte unpartheyische Glieder gehörig einzuladen. Mit dieser Einladung bringen die vier Einlader 14 Tage, auch wohl 3, 4, 6 und mehrere Wochen zu, und jeder von ihnen bekommt täglich 8 Gr. Der Congreß selbst dauert, wie gesagt, mehrere Tage, oft 2 oder 4, oft aber auch 6 bis 8 Tage und länger, je nachdem die abzumachenden Streitigkeiten von mehrerer oder geringerer Wichtigkeit sind. Der Meister, auf dessen Mühle solcher gehalten wird, bekommt täglich für seine Werkstatt einen Thaler. Die Sitzungen nehmen des Morgens um neun Uhr ihren Anfang, und dauern bis gegen zwey Uhr Nachmittags. Ein dazu erwählter unpartheyischer Meister führt dabey das Protokoll. Jede Parthey hört man besonders ab, ihre Aussage wird niedergeschrieben, und nach gehöriger Erörterung der Sache wird von den unpartheyischen Meistern nach Mehrheit der Stimmen das Urtheil gefället, hiernächst aber über den ganzen Vorfall ein Handwerksvertrag aufgesetzt. Der verlierende Theil muß außer der ihm zudiktirten Geldstrafe, auch alle Kosten des Congresses bezahlen, welche sich oft über hundert Rtl. belaufen, da die sämmtli-

chen Congreßglieder, deren Anzahl die mehrste Zeit sehr ansehnlich ist, z. B. bey der Zusammenkunft zu Lissen in Thüringen im Jahre 1698 aus mehr denn 100 Meistern und Gesellen, und im Jahre 1745, bey dem Congreß auf der Mühle Petershütten bey Osterode, aus 84 Meistern und Gesellen bestand, alle Mittage, so lange die Zusammenkunft dauert, entweder auf der Congreßmühle, oder wenn daselbst kein Platz dazu ist, in einem Wirthshause, (zu Osterode im Jahre 1745 geschahe es auf dem Rathhause), frey bewirthet werden.

Diese eben beschriebenen der Papiermanufaktur so äußerst nachtheiligen Zusammenkünfte, werden noch immer von Zeit zu Zeit gehalten, wie man denn solches durch mehrere Beyspiele beweisen könnte. Indessen hat man im Preußischen bey den Glättern schon seit vielen Jahren kein Exempel mehr davon, wiewohl sie bey den Stampfern noch Mode sind, welche Leute überhaupt in ihren Gesetzen weit strenger zu Werke gehen, und noch mit mehrerm Eigensinn auf ihren alten Gewohnheiten und Vorurtheilen bestehen *).

In den mehrsten Gegenden muß der Meister den Gesellen überflüssig und sehr gutes Essen geben **). Sie essen wie an einem mittlern Kammertisch. Auch der Lohn ist an manchen Orten sehr groß.

Was alle diese Mißbräuche, ob sie gleich bey den Glättern nicht völlig so groß wie bey den Stampfern sind, doch der Manufaktur überhaupt

*) Journal von und für Deutschland, Jahrgang 1787. St. 4. S 328.

**) Im Preußischen ist die Kost der Papiermachergesellen, nach Verhältniß der sauren Arbeit, die sie haben, nicht übertrieben.

haupt für Nachtheil zuziehen, kann man leicht übersehen. Fast keiner Unordnung kann ein Meister steuern. Die Gesellen haben es in ihrer Gewalt seine Werkstatt zu sperren, und wenn sie alle weggehen, welches sehr leicht ist, da sie allenthalben Aufnahme, Obdach und Tisch finden; so ist er ipso jure ein Pfuscher.

Hält er sich nur über die Liederlichkeit der Gesellen auf, — und es ist ihnen auch auf ihrem Wege Rechtens nicht beyzukommen; so verabreden sie sich wenigstens, in beträchtlicher Anzahl, bey ihm zum Nachtlager einzusprechen, bleiben mehrere Tage da, der arme Mann muß ihnen gutes Essen, Trinken und Bette geben, und noch dazu ihnen freundlich aufwarten. Man denke sich, wie leicht ein Mann von mittlerm Vermögen dadurch ruinirt werden kann! Riefe er die Obrigkeit zu Hülfe, so würde er ohne Gnade zum Pfuscher deklarirt, und könnte so keine Gesellen mehr bekommen *).

Die ersten Erfinder oder Beförderer der Papiermacherkunst, mögen bey solchen Anordnungen die gute Absicht gehabt haben, der Profession dadurch nach damahligem Geschmack Zöglinge anzuwerben; aber jetzt denke man, wer sich diesem Metier wird widmen wollen. Wie kann das ein armer Mensch, da der Lehrbraten bey den Glättern zwar nur 30, 35 bis 45, bey den Stampfern aber 100, 150 bis 200 Rthlr. kostet, und einer leicht 40 bis 50 Rthlr. Strafe ganz unschuldig geben kann.

Zwar

*) Diese Ungezähmtheit und Liederlichkeit der mehrsten Papiermachergesellen, so wie überhaupt der größten Anzahl der Gesellen anderer Handwerke, rührt hauptsächlich mit von der versäumten frühen Bildung der Handwerksburschen und ihrem planlosen Wandern her. — Man sehe hierüber das Journal von und für Deutschland von 1788. St. 1. S. 1 — 30.

Zwar muß der Meister das Geld zum Lehrbraten vorstrecken, aber mehrere Jahre muß doch oft der arme Mensch arbeiten, um das zu erwerben, was seine Kameraden in ein paar Tagen durchbringen, und wo hat er Aussichten einmahl Eigenthümer zu werden? Reiche Aeltern hingegen werden für die Moralität ihrer Kinder fürchten, sie zu einer Profession zu geben, wo sie zur Schwelgerey ordentlich angeführt werden. Daher werden also selten gute junge bemittelte Leute Papiermacher, oder werden auch bald verdorben *). Die Meister haben also meistens Leute, die mehr für ihren Bauch, als die Vervollkommnung ihrer Kunst sorgen, und wenn nun auch der erfahrne Meister darauf dächte, wie kann er seine Gesellen zwingen, von der bisherigen Weise abzugehen, wenn sie nicht wollen? Wie oft ruht alle Arbeit über den Schwelgereyen der Gesellen! Wie oft wird ein guter Meister durch eben dieß unsinnige Schwelgen zu Grunde gerichtet! Welchen Schaden leidet dadurch das Publikum!

Wie kann aber diesen schädlichen und alle Schranken übersteigenden Mißbräuchen abgeholfen werden? — Es sey erlaubt, hier die Anstalten zu erzählen, welche die königliche Kammer in Glogau treffen zu müssen glaubte.

Das

*) Die Policey müßte in jedem Lande darauf sehen, daß zu Handwerken, bey denen unumgänglich großer Vorschuß erforderlich ist, wie z. E. bey der Papiermacherprofession, nur solche Lehrlinge angenommen werden dürften, die die zum Handwerke erforderlichen Kräfte des Leibes sowohl als des Vermögens wirklich oder zu hoffen haben, und also wahrscheinlich sey, daß der ansuchende Lehrling sich bey dem erwählten Handwerke einst mit Vortheil ernähren und den dazu nöthigen Vorschuß bestreiten könne. Journal von und für Deutschland, Jahrgang 1787. St. 10. S. 351.

Das hohe Collegium sahe ein, wie viel Schwierigkeiten die einmahl eingerissenen Mißbräuche selbst ihm entgegenstellten. Man hielt also für das einzige Mittel: Wenn den Papiermachern befohlen würde, eine besondere Innung oder Zunft zu errichten, Zunftartikel zu machen, solche zur Genehmigung der Kammer einzureichen, und ins Künftige ihre Quartale nur in Gegenwart eines königlichen Commissars zu halten *). Ohne diesen könnten dann keine Streitigkeiten abgethan werden; die erheblichern müßten zur Cognition der königl. Kammer kommen, und der Despotismus der Gesellen hätte ein Ende. Aber nun war wieder die Errichtung einer Innung bloß für Schlesien sehr gefährlich, weil die Gesellen dort ausgewandert, andere aber schwerlich wieder gekommen seyn würden, und Verbote dieser Auswanderung, etwa unter Androhung der Enrollirung, würden wenig geholfen haben, weil man höchstens nur Landeskinder, und unter diesen auch nur die, welche einiges Vermögen besaßen, durch angedrohte Confiscation hätte zurückhalten können. Schlesien würde also den Mangel an Arbeitern in den Papiermühlen bald gefühlt haben.

Die königliche Kammer war also der Meinung, diesem Mangel dadurch abzuhelfen, daß man die Söhne der Meister gänzlich, und andere

*) Im Fulda'schen darf, nach dem Art. 15. der dortigen Policeyverordnung für die Handwerke, kein Handwerk ohne besondere gründliche Ursache, und ohne Vorwissen des Oberzunftrichteramts, bey 5 Thaler Strafe, welche die Vorsteher und Assistenten zu erlegen haben, außer den vier Quartalen Zusammenkünfte halten. Besser wäre es, wenn bey den Quartalen allemahl auch ein Commissair vom Oberzunftrichteramte gegenwärtig wäre. Journal von und für Deutschland, Jahrg. 1787. St. 10. S. 353. D. Joh. Herrmann Pfingsten Archiv für Kammern und Regierungen, Leipzig, 1786. 8. B. 1. St. 1. S. 107 — 141.

dere Papiermacher bis auf eine gewisse Größe, vom Soldatenstande befreyete *). Da in der Regel niemand gern Soldat wird, der auf andere Art sein Brod verdienen kann, so müßte dieß freylich sehr ermunternd seyn.

Es kam darauf das Projekt einer allgemeinen Innung für die Papiermacher in allen königl. preußischen Landen von einer andern Kammer an das hohe Generaldirectorium zu Berlin, welches dann von allen Provinzen darüber Berichte forderte **).

Unterdessen wurden in Schlesien in Beziehung auf das Generalhandwerkspatent von 1731, und die Generalzunftartikel von 1739, vor der Hand wenigstens die Lehrbraten untersagt.

Wenn doch alle Obrigkeiten recht aufmerksam auf diese Mißbräuche würden! Wenn doch jeder, der sie genauer beobachten kann, in öffentlichen Blättern sie rügte, und die Aufmerksamkeit der Obrigkeiten dadurch zu erregen suchte! und vor allen, wenn es doch kein frommer Wunsch bliebe, daß man bey der jetzigen neuen Organisation Deutschlands nach der schon vor mehreren Jahren geschehenen glücklichen Verbannung so viele Mißbräuche der Handwerker, auch diesen fast noch schädlichern, noch enormern, zu steuern suchte! Und wie leicht wäre das, wenn nur irgend

*) Dieses ist aber nicht geschehen.

**) Eine Innung kann bey den Papiermachern wohl nicht statt finden, weil diese zu gewissen festgesetzten Zeiten eine Zusammenkunft erfordert, und solches ist fast unmöglich, da die Papiermühlen selbst in den preußischen Landen an manchen Orten, zehn bis zwölf Meilen einzeln von einander entfernt liegen. Besser wäre es, wenn gewisse Professionsregeln entworfen würden, wornach sich die sämmtlichen Papiermacher zu richten hätten, und wovon einer jeden Mühle ein Exemplar zugestellet würde. Doch wird dieses wohl auch noch eine allgemeine Vereinbarung mehrerer Staaten erfordern, wenn nicht einzelne Länder darunter leiden sollen.

gend ein angesehener Staat des Rheinbundes die Hand dazu bieten wollte!

Schon im Jahr 1700 versammelten sich die Papiermachermeister aus Franken, Schwaben und Baiern, wegen Abstellung dieser sie zu Grunde richtenden Mißbräuche, in Augsburg. Sie entwarfen daselbst ein Projekt zu einer formalen Handwerksordnung, legten solches nachgehends gehörigen Orts zur Ratification vor, und suchten zugleich darum nach, daß man es dem Kaiser mit einem Empfehlungsschreiben zur Confirmation überreichen möchte; allein es geschah nicht *).

Für die Churmark Brandenburg ist ein Entwurf einer Papiermüllerverordnung vom Jahre 1745. vorhanden, woraus sich das meiste, außer dem Zeichen und Format des Papiers, imgleichen dem Lohn, zu einer allgemeinen Reichsordnung geschickt haben würde; aber auch dieser Entwurf ist, aus unbekannten Ursachen, unvollzogen geblieben.

Herr von Justi ist in seinem großen System der Policeywissenschaft, 2. Band, §. 105. in der Anmerkung, der Meinung, daß die Confiscation aus der Ursache erfolgt sey, weil der Verfasser dieses Entwurfs im Nahmen Sr. Königl. Majestät redet, und er mithin das Ansehn eines schon approbirten Entwurfs hat, welcher die Papiermüller und andere Unterthanen, die es als einen wirklich erlassenen Befehl angesehen hätten, hätte irrig machen können. Allein es ist kaum zu glauben, daß man wegen dieses Verstoßes des Verfassers nicht allein einen wenigstens für damahlige Zeiten sowohl eingerich-

teten

*) Diesen Entwurf findet man im Wehrs S. 440 fl. abgedruckt.

teten Entwurf einer Papiermüllerordnung sollte unterdrückt, sondern auch sogar die ganze policeymäßige Einrichtung der Papiermüller darüber unterlassen haben. Vergleicht man diesen Entwurf mit den Zunftartikeln anderer Handwerker in den preußischen Landen: so wird man finden, daß sie in sehr vielen Stücken mit einander übereinstimmen. Sollte der Verfasser diesen Entwurf wohl bloß aus eigenem Trieb und Bewegung aufgesetzt haben? Es müssen also ganz andere Ursachen vorhanden gewesen seyn, warum er unterdrückt worden. Ohne eine allgemeine Reichspapiermüllerordnung war eine Reformation unserer Deutschen Papiermüller schwerlich zu hoffen. Gesetzt aber auch, daß man im Preußischen nicht nöthig gehabt hätte, auf eine Erscheinung derselben zu warten: so würde dieser Entwurf die Papiermüller gleichwohl in große Verlegenheit gesetzt haben. Die Gesellen müssen ihre Wanderjahre in den königlichen Landen zubringen, und dürfen nicht außerhalb derselben wandern. Wäre nun ein Geselle aus der Mark Brandenburg in eine andere königliche Provinz gekommen: so würde er allda von allen Meistern und Gesellen für unehrlich gescholten worden seyn, und hätte nirgends Arbeit bekommen; ja sämmtliche brandenburgische Papiermüller wären von den andern für unehrlich gehalten worden. Man hätte also nicht bloß für die Mark Brandenburg, sondern für alle und jede königliche Provinzen Papiermüllerordnungen machen, und selbige zu gleicher Zeit publiciren und zur Observanz bringen lassen sollen. Wäre dieses geschehen; so würden vielleicht die größten Schwierigkeiten gehoben worden seyn. Ist es nun nicht möglich, daß die Papiermüller

in

in der Mark Brandenburg dergleichen Vorstellungen können gethan haben? und wären diese nicht schon hinreichend genug gewesen, um die Confiscation und Unterdrückung des gedachten Entwurfs zu bewirken?

Dieser Entwurf selbst steht ganz vollständig abgedruckt in Schreber's erster Sammlung, XV. Theil, S. 114 ff. Das Wesentliche des Inhaltes ist indeß aus nachfolgendem Auszuge zu ersehen, der für den Zweck dieses Werkes hinreichend seyn wird.

I. Da die Papiermacher in der Churmark eigentlich nicht zunftmäßig sind; jedoch aber unter sich und mit allen andern Papiermachern durch ganz Deutschland in solcher Verbindung stehen, daß wenn Meister oder Gesellen wider die bisherigen zum Theil verbotenen Gewohnheiten handeln, eher nicht für ehrliche Meister oder Gesellen gehalten werden, als bis sie ihre Strafe, die ihnen von den nächstgelegenen Meistern und Gesellen zuerkannt worden, erlitten haben: so mögen zwar die Papiermacher in der Churmark auch ins Künftige ohne Zunft verbleiben *).

II.

*) Es gibt auch keine Ursache, warum man die Papiermacher in eben eine solche Zunft einschließen sollte, wie andere gemeine Handwerker. Diese Einschließung würde ihnen selbst sehr beschwerlich fallen, und ihnen viele unnöthige Kosten zuziehen. Wenn auch nur in einer jeden Provinz eine Hauptlade wäre, vor welcher sich die in der Provinz sehr zerstreut wohnenden Papiermüller, nur alle Quartale nebst ihren Gesellen versammeln müßten, um ihre Handwerksangelegenheiten zu besorgen: so würde sie dieses schon sehr in ihrer Arbeit zurücksetzen und ihnen viele Zehrungskosten verursachen. Befinden sich die Papiermüller in Holland und Frankreich wohl, wo sie keine ordentliche Zunft und Innung nach dem Deutschen Fuß haben: warum sollten sie in Deutschland nicht in eben einer solchen Verfassung leben können? Nicht der Mangel einer Zunftverfassung, sondern das Daseyn vieler schädlichen Mißbräuche und Unordnungen, ist der Stein des Anstoßes und ein großes Hinderniß mit, daß unsere Papiermanufacturen nicht in die Höhe kommen können.

II. Jedoch sollen alle bisherige Mißbräuche bey den Papiermachern der Churmark gänzlich abgeschafft, und zu dem Ende zuförderst der Unterschied unter Glätter und Stampfer aufgehoben seyn. Es bleibt zwar einem jeden frey, sein Papier mit dem Steine oder Hammer, wie er es für gut befindet, zu glätten *); derjenige Meister und Gesell aber, welcher sich untersteht, einem oder dem andern, es sey Meister oder Gesell, deshalb einige Ungelegenheit zu verursachen, bey demselben nicht zu arbeiten, oder ihn nicht in Arbeit zu nehmen, soll nach Erkenntniß der Obrigkeit, worunter der Widerspenstige gehört, mit 10 Rthlr. und darüber bestraft werden.

III. Wer das Papiermacherhandwerk erlernen will, soll von ehrlichen und unberüchtigten Eltern gebohren, und keiner davon ausgeschlossen seyn, als allein die Schinder und deren Kinder bis auf deren zweyte Generation, in sofern allenfalls die erstere eine andere ehrliche Lebensart erwählet, und darin mit den Ihrigen wenigstens 30 Jahre beharret.

IV. Ehe derselbe nun zum Lehrjungen angenommen wird, soll solches der Meister den beyden zunächst gelegenen Papiermachern vortragen, mit denselben sich sodann zu der Obrigkeit des Orts verfügen, daselbst den Geburtsbrief des Lehrjungen vorzeigen, und wenn nichts dawider einzuwenden, soll er darauf angenommen, und sein Nahme und der Lehrcontract in ein besonderes Buch, das jede Obrigkeit, worunter eine Papiermühle befindlich ist, zu halten, und solches genau aufzubewahren, hierdurch angewiesen

*) Daß diese beyden Arten der Appretur des Papiers jetzt aus der Mode gekommen sind, ist schon mehrmahls erinnert worden.

sen wird, verzeichnet werden, und bezahlt der Lehrjunge dafür 6 Gr. Schreibegebühr; und soll er nicht eher angenommen werden, als bis er Lesen, Schreiben, Rechnen, und wenigstens die fünf Hauptstücke aus dem Katechismus kann; es wäre denn, daß der Meister ihn während der Lehrjahre wöchentlich 4 Stunden, so lange, bis der Junge es gelernt, zur Schule zu schicken übernehmen wolle. Erfüllt der Meister dieß Versprechen nicht, so soll er 3 Rthl. Strafe zum Behuf der Armencasse des Kirchspiels, worunter er gehört, erlegen; es soll darüber mit Nachdruck gehalten werden, und die Gerichtsobrigkeit bey Lossprechung des Jungen sich jedesmahl darnach erkundigen, den Jungen in ihrer Gegenwart einen Spruch aus der Bibel schreiben, und ein Hauptstück aus dem Katechismus hersagen lassen, auch denselben nicht eher lossprechen, als bis er es erlernet, wenn er auch gleich ein ganzes Jahr als Junge länger bleiben sollte.

V. Soll der Meister seinen Lehrknaben gewissenhaft und mit Fleiß sowohl in dem, was zum eigentlichen Papiermachen gehöret, als auch im Grund- und Wasserbau unterrichten, und mit demselben christlich und vernünftig umgehen, nicht aber mit unverdienten übermäßigen Schlägen und andern unchristlichen Bezeigen demselben zusetzen, und dadurch die Lehrjahre zu verlaufen gleichsam nöthigen, noch auch solche Jungen mit übermäßiger Haus- und Handarbeit so, daß sie dadurch an tüchtiger Erlernung des Handwerks gehindert werden, belegen, noch weniger aber ihren Eheweibern und Gesellen dergleichen zu thun verstatten; wie denn die Gerichtsobrigkeit, wenn dieserwegen Klage bey ihr geführt wird, darunter gehöriges Einsehen zu

haben, und den schuldig befundenen Meister oder Gesellen gestalten Sachen nach zu bestrafen, auch wenn der Junge durch solche allzu harte Behandlung auszutreten genöthigt seyn sollte, den Meister ihn wieder anzunehmen und hinkünftig bescheidentlicher zu verfahren, anzuweisen hat. Wenn aber ein Lehrjunge aus bloßem Muthwillen aus der Lehre entläuft, und über 14 Tage wegbleibt, soll er vor die Gerichtsobrigkeit gestellt, und auf eine diensame Art gestraft werden. Bleibt er aber über 4 Wochen oder gar weg, soll er auf den letztern Fall seines bereits entrichteten oder noch schuldigen Lehrgeldes verlustig, in dem ersten Fall aber, er begebe sich zu demselben, oder einem andern Meister, die Lehrjahre wieder anzufangen schuldig seyn. Wenn ein Meister verstirbt, und hinterläßt einen Jungen, der noch nicht ausgelernt hat, so soll er von den Gesellen, welche die Wittwe oder die Erben auf die Mühle setzen müssen, ausgelernt werden.

VI. Soll der Lehrjunge, es sey ein Fremder oder Meisterssohn, allemahl 4 Jahr lernen, und dem Meister 20 bis 30 Rthlr. Lehrgeld zu entrichten schuldig seyn. Nimmt aber der Meister vom Jungen kein Lehrgeld: so ist der Junge gehalten, dem Meister noch ein Jahr, wenn er losgesprochen worden, umsonst zu dienen.

VII. Wenn nun der Lehrjunge seine 4 Lehrjahre zu Ende gebracht hat, soll sein Meister ihn wieder vor die Obrigkeit, wo alsdann auch die beyden nächsten Meister und die Gesellen, darunter der Junge die letzte Zeit gearbeitet, erscheinen müssen, bringen, und angeben, wie er sich in seinen Lehrjahren verhalten, und worin er gefehlet hat; worauf denn die Obrigkeit, wie Art. 4. gedacht, ihn wegen des Lesens, Schreibens

bens und Katechismus examiniren, und wenn er dessen kundig befunden wird, sodann ihn vermahnen soll, daß er Gott fürchten und vor Augen haben, in seinem Gesellenstande sich christlich und ehrbar aufführen, vor lüderlicher Gesellschaft, Spielen, Saufen, Huren, Stehlen und andern Lastern sich hüten, seinen künftigen Meistern treu und fleißig dienen, und denselben den gebührenden Respect erweisen solle; wobey ihm anzudeuten, daß er nunmehr 3 Jahre auf andere Mühlen in- und außer Landes *) wandern müsse **). Wenn nun der Lehrjunge solchem nachzuleben mit einem Handschlag versprochen hat, so soll er sofort ohne alle andere Ceremonien und Possen losgesprochen, und in das Annehme- und Lossprechungsprotocoll als Geselle eingeschrieben, ihm auch ein gedruckter Lehrbrief entweder auf gestempelt Pergament, oder auf ordinair gestempelt 3 Gr. Papier, wie es der künftige Gesell verlanget und bezahlen will oder mag, von der Obrigkeit unter ihrer und der zugegen seyenden Meister Unterschriften mit Beydruckung des Gerichtssiegels, gegen Bezahlung 12 Gr. Expeditionsgebühren, ausgefertigt werden; welcher Lehrbrief sodann, nebst dem Ge-

*) Die Gesellen von andern Handwerken dürfen in den preußischen Landen, ohne specielle Erlaubniß, nicht außer Landes wandern. Hier hat man den Papiermachergesellen ein Vorrecht zugestehen wollen, weil man vermuthlich überzeugt gewesen ist, daß sie in fremden Landen noch vieles in ihrer Profession lernen könnten. Es ist nur Schade, daß sie in Holland, wo sie sich am meisten geschickt machen könnten, nicht in Arbeit genommen werden, weil die Holländer befürchten, daß die Deutschen ihnen ihre besonderen Handgriffe und Verfahrungsarten ablernen möchten.

**) Das Examen, das nach dieser Vorschrift mit den Lehrjungen, welche losgesprochen werden, angestellt werden soll, ist ganz gut, aber noch besser würde es seyn, wenn die Lehrjungen auch über das befragt würden, was sie in ihrer Lehrzeit von ihrer Profession gelernt und begriffen haben.

burtsbrief oder Legitimationsschein bey der Gerichtsregistratur in einem besondern verschlossenen Schrank genau verwahret, und von beyden, nach Maßgebung des Generalhandwerkspatents, dem wandernden Gesellen eine gleichfalls gedruckte, und mit dem Gerichtssiegel besiegelte Copie, wofür gleichfalls 12 Gr. bezahlt werden, ertheilt werden muß.

Für diese Lossprechung zahlt der Geselle der Obrigkeit für ihre Versäumung 1 Rthlr. und für Ausfertigung des gedruckten Lehrbriefes 12 Gr. zum Charité-Hospital *), für das Stempelpapier 3 Gr. und für die Ausfertigung auch 12 Gr. Wenn aber der Lehrbrief auf Pergament mit einer anhangenden Capsel verlangt wird: muß das Pergament, Band und Capsel besonders auch mit dem Siegelwachs bezahlet werden. Für die Expedition und Ausfertigung der Copie wird gleichfalls 6 Gr. bezahlt. Und wenn der Lehrjunge dem Meister Lehrgeld, es sey viel oder wenig, bezahlen muß: so ist er nicht gehalten, von dem Seinigen etwas zu dem so genannten Lehrbraten zu geben, sondern was dazu gehört, gibt der Meister her **).

VIII. Wenn ein Meister seinen Sohn selbst in die Lehre nehmen will; so steht ihm solches zwar frey, er ist aber schuldig, denselben gleich andern der Obrigkeit vorzustellen und einschreiben zu lassen; und hat deshalb vor andern keinen Vorzug.

IX.

*) In Berlin.

**) Da man in diesem Entwurfe alle Mißbräuche und Unordnungen bey dem Papiermacherhandwerk abzuschaffen gesucht hat: so scheint es, daß man demselben, zum Andenken ihrer vormahligen Gebräuche, den Lehrbraten hat lassen wollen; nur hatte man vergessen, den Preis dieses Bratens, oder die Kosten dieses Tractaments vorzuschreiben. Ohne eine solche Vorschrift kann hier leicht ein grosser Mißbrauch vorgehen.

IX. Ein Gesell muß wenigstens 3 Monathe bey einem Meister in Arbeit verbleiben, und wenn er weiter wandern, oder zu einem andern Meister gehen will, seinem Meister 4 Wochen vorher davon Nachricht geben; wie denn auch ein Meister dem Gesellen wenigstens 14 Tage vorher aufkündigen soll, daß er ihn nicht länger behalten wolle. Es soll aber auch allemahl hierbey darauf gesehen werden, daß kein Meister bey der im Generalreichspatent §. 2. festgesetzten Strafe von 20 Rthlr. einen eingewanderten Gesellen, unter was Vorwand es auch seyn möge, ohne die angeordnete Kundschaft fördere, oder ihm solche heimlich zustecke. Sollte es sich aber zutragen, daß ein Gesell aus fremden nicht zum Römischen Reiche gehörigen Reichen und Ländern, wo das Generalreichspatent nicht angenommen, noch beobachtet wird, allhier eingewandert: so soll derselbe zwar, wenn er vorbeschriebener Maßen seinen Lehrbrief vorzeigen kann, wegen Ermangelung der in ermeldeten auswärtigen Orten nicht hergebrachten Kundschaften, von der Arbeitsförderung nicht abgehalten noch zurückgewiesen werden; er muß aber der Gerichtsobrigkeit eidlich erhärten, daß an dem fremden Orte, wo er zuletzt gearbeitet zu haben angegeben, weder das Reichspatent, noch die nach demselben vorgeschriebene Kundschaft eingeführt, er auch keines Verbrechens noch üblen Verhaltens wegen, von da weggegangen sey. Wenn nun wider die Kundschaft nichts einzuwenden, so ist sein Nahme von der Obrigkeit in das Gesellenprotocoll zu verzeichnen, und dafür 4 Gr. zu erlegen.

X. Müssen die Gesellen nach jedes Orts Gewohnheit mit dem gewöhnlichen Lohn zufrie-

den seyn, und dem Meister wegen der Speisung nichts vorschreiben; und hat es wegen des Lohns dabey sein Bewenden, wie es vorhin üblich gewesen, nähmlich, daß der Gesell, wenn er stückweise arbeitet, für Essen, Trinken und Obdach zuförderst täglich 6 Rieß Papier für den Meister gegen das gewöhnliche Wochenlohn der 6 Gr. mache, die übrigen Rieße aber jedes der Büttknecht mit 6 Pf. und der Gautscher mit 5 Pf. bezahlt erhalten; der Gesell aber, welcher genannt arbeitet, täglich 9 Rieß *) ausfertigen müsse, und dafür wöchentlich, es sey Büttknecht oder Gautscher, nebst Speisung und Obdach 16 bis 18 Gr. bekommen, was er aber über die genannten 9 Rieß verfertigt, stückweise, wie vorstehet, bezahlt empfange; jedoch daß einem Meister allezeit frey bleibe, sich mit seinen Gesellen, so gut er kann, zu vergleichen.

XI. Soll kein Gesell, welcher in Arbeit steht, ohne seines Meisters Erlaubniß und gegebenen Abschied befugt seyn, ihm den Grundbau oder andere Mühlenarbeit stehen zu lassen, und sich wieder bey einem andern in Arbeit zu begeben, sondern er muß dem Meister die angefangene Arbeit vollführen; der Gesell, welcher dawider handelt, und der Meister, welcher ihn annimmt, sollen in 4 Rthlr. Strafe verfallen seyn. Geschieht es, daß ein Gesell, um seinen Meister zu zwingen, ihn vor der Zeit aus dem Dienste zu lassen, seine Arbeit verdirbt, und man kann ihn dieser Bosheit überführen, es sey nun durch Gegeneinanderhaltung seiner vorigen Ar-

*) Hier wird das Tagewerk allzu allgemein bestimmt. Bey einigen Sorten Papier geht es an, aber nicht bey allen ohne Unterschied lassen sich täglich 9 Rieße verfertigen; es kommt hierbey auf die Beschaffenheit des Papiers an.

Arbeit, oder auch durch Aussage der andern Gesellen, neben welchen er gearbeitet hat: so ist er schuldig, nicht allein den Schaden zu ersetzen, sondern er soll auch nebst dem noch 5 Rthlr. Strafe erlegen.

XII. Es soll auch kein Meister dem andern durch Versprechung eines höhern Lohns einen Gesellen abspenstig machen, auch keinen ohne schriftlichen Abschied oder Kundschaft, wie vorhin erwähnt worden, ohngeachtet der Meister und Gesell dem andern zur Genüge bekannt sind, bey 4 Rthlr. Strafe annehmen.

XIII. Die ehemahligen Gesellenartikel, Gesellengebräuche und Gewohnheiten sind durch die allgemeinen Reichsgesetze, und zugleich hierdurch völlig vernichtet, abgeschafft und aufgehoben, also und dergestalt, daß dem Befinden nach mit Leib- und Lebensstrafe wider diejenigen verfahren werden soll, welche unter dem Vorwande dieser nunmehr völlig abgeschafften närrischen Handwerksgewohnheiten, sich erkühnen, Excesse zu begehen, oder wohl gar, wenn die Obrigkeit in Handwerkssachen etwas verordnet oder bestraft, sich zu widersetzen, verbothene Complots oder Aufstand zu machen, aus der Arbeit zu treten, sich zusammen zu rottiren, diejenigen, welche sich zu ihnen nicht gesellen, für unehrlich zu erklären, und dergleichen Bosheiten mehr vorzunehmen, auch wohl gar die Meister selbst vorzustellen und directe vel indirecte zu bestrafen; wie denn dieselben sich alles dergleichen unter sich zu enthalten. Wenn aber ein Gesell von jemand geschimpft worden: so sollen die andern Gesellen deswegen keinen Aufstand erregen und aus der Arbeit gehen, sondern es mag die Beschimpfung unter Gesellen oder von andern ge-

schehen, so soll der Geschimpfte es der Obrigkeit desjenigen, welcher geschimpft hat, anzeigen, welche den Beleidiger nach dem Edict von verbothener Selbstrache und dessen Declaration gehörig anzuhalten, dem Beleidigten Satisfaction zu verschaffen, und jeden dem Befinden nach zu bestrafen hat; wie denn die Gesellen auch überall ihren Meistern Gehorsam erzeigen, sich nicht einander die Wanderschaft versprechen, oder einer den andern aufreden, keine guten Montage oder andere Werkeltage feyern, und dadurch fremde Gesellen verführen, sondern vielmehr des Abends zu rechter Zeit zu Hause sich finden lassen sollen.

XIV. Alles Briefwechsels mit andern Gesellen oder der sogenannten Brüderschaft haben die Gesellen sich bey einer empfindlichen Strafe zu enthalten, weshalb ihnen denn auch kein Gesellensiegel verstattet wird. Werden sie aber von einer aus- und inländischen Brüderschaft Schreiben empfangen; so haben sie solche sofort ihrem Meister unerbrochen zuzustellen, und wenn dieser es an die Obrigkeit gelangen lassen, fernern Bescheid zu ihrem Verhalten zu gewärtigen. Findet sich nun, daß von einigen Gesellen aus einer zum Römischen Reiche gehörigen Mühle wider die Verordnung des Generalpatents verbothene Schreiben abgelassen worden: so hat die Gerichtsobrigkeit, wo solche Briefe bey den Gesellen eingelaufen, sofort des Briefstellers Obrigkeit solche Contravention dem Befinden nach zu melden und die Bestrafung zu urgiren *).

XV.

*) Dieses hätte aber wohl ohne Wirkung seyn müssen, so lange keine allgemeine Reichspapiermüllerordnung zu Stande gekommen war. Man sieht also hier ganz deutlich, daß der Mangel einer solchen Reichspapiermüllerordnung diesen Entwurf vor der Hand unbrauchbar machen mußte.

XV. Es sollen sich sowohl die Meister als Gesellen aller Gottesfurcht, Zucht und Ehrbarkeit befleißigen, sich fleißig zum Anhören des göttlichen Worts und zum Gebrauch des heiligen Abendmahls halten, auch sich des Fluchens und unverschämten Redens entziehen, und mit keinen Huren und berüchtigten Personen Gemeinschaft haben; und ist derjenige, welcher dawider handelt, und dessen überwiesen wird, dem Befinden nach zu bestrafen.

XVI. Mit dem Geschenke, welches der Meister den Gesellen zu geben schuldig ist, bleibt es bey dem alten Gebrauch; jedoch sollen die gewandert kommenden Gesellen allemahl ihre Geburts- und Lehrbriefe auch Kundschaften bey sich haben, und dem Meister und Gesellen auf Begehren vorzeigen, auch den Meister oder Meisterin um das Nachtlager ansprechen und begrüßen. Wer nun nicht dasselbige thut, demselben soll kein Geschenke noch Nachtlager verstattet werden. Jedoch wird ihm mehr nicht, als ein Tag und eine Nacht aufs längste verwilliget. Bleibt er aber länger; so ist er schuldig, den Meister um Arbeit anzusprechen, oder seinen Weg weiter zu nehmen. Will ihm aber der Meister Arbeit geben; so soll er bleiben und solche anzunehmen schuldig seyn, dafern er nicht etwas hauptsächliches dagegen einzuwenden, oder anders sich versprochen, oder auf eine gewisse Mühle zu wandern sich vorgenommen hat. Auf solchen Fall ist der wandernde Geselle zu entschuldigen, und muß ihn der Meister erlassen *).

XVII.

*) Sollte aus der Kundschaft zu ersehen seyn, daß der Geselle in langer Zeit in keiner Arbeit gestanden, sondern nur herum gelaufen ist, und gleichsam von dem Laufen und Müßiggehen Profession macht: so sollte ihm billig kein

Nacht-

XVII. Wenn ein Gesell so viel gelernt hat, daß er für einen Meister zu bestehen gedenkt, und derselbe Gelegenheit findet, eine Papiermühle entweder anzulegen oder anzunehmen: so soll er solches der Obrigkeit des Orts, wo die Papiermühle liegt, geziemend vorstellen, welche denn zwey Meister von den zunächst gelegenen Papiermühlen vorfordern wird, von denen er hierauf seines Handwerks halber sich gebührend examiniren lassen, zuvor aber seine Geburts- und Lehrbriefe nebst der Kundschaft, wo er das letzte Mahl in Arbeit gestanden, vorzeigen muß. Kann er nun von allem Rede und Antwort geben, und besteht darauf, Meister zu werden: so soll er zum Meister angenommen, und solches ins Protocoll gehörig verzeichnet, und ihm ein Meisterbrief unter der Obrigkeit und der beyden gegenwärtigen Meister Unterschrift ertheilt werden, wofür er überhaupt 2 Rthlr. zu bezahlen hat; und steht ihm frey, ob er, wenn er seinen Gesellen das erste Geschenk gibt, einigen guten Freunden eine Mahlzeit geben will oder nicht. Es sollen aber alle dabey vorgegangenen Mißbräuche, als daß der neue Meister angeloben müsse, bey den Handwerksgebräuchen es zu halten, und sich überall seinen Nachbarn und andern Meistern zu conformiren, hiermit verboten seyn. Wer dawider handelt, oder wer einen Meister, weil er keinen Schmaus gegeben, verächtlich behandeln oder wohl gar schimpfen wird, er sey Meister oder Gesell, soll auf 5 Rthlr. hoch bestraft werden.

XVIII. Damit aber auch die Papiermühlen je mehr und mehr in Aufnahme kommen, und

Nachtlager und Geschenk verstattet, sondern er vielmehr zu Annehmung der Arbeit angehalten werden.

und die Collegia sowohl, als die Vasallen und Unterthanen wegen der in einigen Papiermühlen verfertigten schlechten Papiere ferner nicht genöthigt werden, ausländisches und meistentheils aus Lumpen, welche aus dem Lande dahin verhandelt werden, verfertigtes Papier zu gebrauchen, so wird verordnet, daß die Papiermachermeister ihre Kufen mit alten Lumpen allezeit wohl versehen halten, damit selbige aus Mangel der Materie nicht feyern.

XIX. Die Kufen sollen wenigstens alle acht Tage gereinigt werden, damit sich der Moder und Schleim darin nicht anfressen; wie sie denn auch ihre Formen wohl verdeckt halten müssen, damit dieselben desto eckiger bleiben.

XX. Da auch verschiedene Beschwerden geführt worden, daß das gute Wasser, welches die Papiermühlen in der Churmark haben *), dadurch verderbt, und zu Verfertigung feiner und weißer Papiere unbrauchbar gemacht würde, daß die Schneidemüller die Sägespähne nicht gehörig auskarreten, sondern in den Bächen und Flüssen forttreiben ließen: so ist, damit auch diesem Unheil, wodurch das Wasser schleimig und morastig gemacht wird, selbst auch den Fischereyen schädlich ist, abgeholfen werde, durch ein besonderes Edict nicht allein allen Schneidemüllern bey nahmhafter Strafe verboten worden, den Sägespahn in den Bächen forttreiben zu lassen; sondern es sind auch die Mühlenbereiter dahin instruiret worden, auch die Schneidemühlen zu bereisen und dahin zu sehen, daß die Schneidemüller den Sägespahn auskarren.

XXI.

*) Die Gewässer in der Mark sind zum Theil sehr schön, nur daß dieselben an einigen Orten vielen Sand mit sich führen. Billig hätte man indessen auch noch Wasserklären anordnen müssen.

XXI. Alle Schreibpapiere, sowohl Rechnungs- als Concept-, Herren- und Briefpapiere müssen wohl geleimt und solchergestalt sortenweise eingepackt werden; welcher Papiermacher dawider handelt, und nicht recht wohl geleimtes und geglättetes oder geschlagenes Papier zum Verkauf bringt, dem soll solches nicht recht geleimtes Papier abgenommen und dasselbe confiscirt werden. Die Probe eines gut geleimten Papiers aber ist diese, daß es, wenn mit Dinte darauf geschrieben wird, auf der andern Seite nicht durchschlägt.

XXII. Bey dem Leimkochen müssen die Meister wo möglich allezeit selbst seyn, und solchen ohne Anstand appliciren, weil davon die Reinlichkeit des Papieres größtentheils abhängt.

XXIII. Ein jeder Papiermacher muß den Anfangsbuchstaben seines Nahmens, und ein gewisses Zeichen, z. E. eines Pferdes, Hirsches, Vogels, Baumes ꝛc. in alle Sorten des Papiers machen, und daneben die Anfangsbuchstaben F. M. G. setzen, damit das feine, mittlere und grobe Schreibpapier gezeichnet sey. Nächst dem sollen die Papiere auf allen Mühlen rießweise eingepackt, und auf der Einballirung die Sorten aufgedruckt gezeichnet werden; und muß jeder Meister bey Strafe der Confiscation jedes Rießes dafür stehen, daß kein grobes für feines eingepackt und bezeichnet werde.

XXIV. Kein Papiermacher soll eines oder des andern Marken nachmachen, noch sich der Marken der verstorbenen Papiermacher bedienen; sondern eine jede Papiermühle, der Besitzer derselben möge verändert werden, so oft er wolle, soll dennoch beständig ihre einmahl erwählte Marke behalten. Die Wittwen, welche noch

arbei-

arbeiten lassen, sollen den Buchstaben W. über den Nahmen ihres verstorbenen Mannes setzen lassen. Wer dawider handelt, oder sich unbekannter oder unterschobener Marken bedienet, oder gar auf seine Marken in andern Papiermühlen, als die ihm zugehören, oder er gepachtet hat, Papier fabriciren läßt, oder seinen Nahmen für andere Papiermacher hergibt, soll der Obrigkeit in 10 Rthlr. Strafe bey jeder Contravention verfallen seyn.

XXV. Die ordinairen Sorten der Schreibpapiere, als Rechnungs-, Concept-, Herren- und Briefpapier, müssen folgende Höhe, Breite und Gewicht haben:

Conceptpapier	Höhe 1 Fuß 2 Zoll, Breite 1 Fuß 7 Zoll, Schwere — —
Herrenpapier	wie das Conceptpapier.
Briefpapier	Höhe 1 Fuß 1 Zoll, Breite 1 Fuß 4 Zoll, Schwere — —
Postpapier	Höhe 1 Fuß 3 Zoll, Breite 1 Fuß 7 Zoll, Schwere — —
Relationspapier	Höhe 1 Fuß 3 Zoll, Breite 1 Fuß 7 Zoll, Schwere — —
Notenpapier	Höhe 1 Fuß 5 Zoll, Breite 1 Fuß 8 Zoll, Schwere — —
Markgrafenpapier	Höhe 1 Fuß 5 Zoll, Breite 1 Fuß 10 Zoll, Schwere — —
Königspapier	Höhe 1 Fuß 7 Zoll, Breite 1 Fuß 11½ Zoll, Schwere — —

Ver-

Verlangte aber jemand Papier von einem größern Formate, so muß er solches in der Papiermühle besonders bestellen; es muß aber alsdann das Gewicht des Papiers nach Proportion auch vergrößert werden. Derjenige, welcher dawider handelt, und kleiner Papier, als das bemeldete Format ist, zum Verkauf bringt, soll bey jedem Contraventionsfall 10 Rthlr. Strafe der Obrigkeit erlegen, und das Papier soll confiscirt seyn. Damit aber auch die Krämer die ausländischen kleinen leichten Schreibpapiere nicht an sich kaufen mögen, wodurch nur die einländischen guten starken Papiere liegen bleiben würden: so ist die Einfuhre aller und jeder ausländischen Papiere durch ein besonderes Edict verboten worden, nach welchem auch ein jedes Rieß Papier, das unter dem gesetzten Maaß und Gewichte eingebracht, oder, es sey bey wem es wolle, es habe es jemand zum Verkauf oder Verbrauch, gefunden wird, sofort confiscirt seyn soll.

XXVI. Das Rieß von allen Sorten der Papiere besteht aus 20 Büchern, und ein jedes Buch aus 25 Bogen, nicht mit begriffen die Bogen der Einwickelung eines jeden Rießes.

Auf jedes Rieß wird in leserlichen Buchstaben gesetzt; das Gewicht des Rießes ohne die Einwickelung zu rechnen, die Höhe und Breite des Papiers, der Vor- und Zunahmen des Papiermachers, desgleichen der Nahme der Mühle, wo es fabricirt, und die Gattung des Papiers, wodurch das Papier unterschieden wird, alles bey Vermeidung der Confiscation und 5 Rthlr. Strafe.

XXVII. Alle Schreibpapierformen in der Churmark müssen von der Art. 25. gedachten

Höhe

Höhe und Breite seyn, bey Confiscation der Formen, welche größer oder kleiner sind.

XXVIII. Es werden aber die Papiermacher keiner Contravention beschuldigt, wenn die Bogen ihrer Papiere ein oder zwey Linien über oder unter ihre vorgeschriebene Dimension sich befinden, im Fall zu Tage liegt, daß diese Vermehrung oder Verminderung nicht aus Mangel der Form oder üblen Qualität der Materie, sondern von der Jahrszeit herkomme, in welcher sie fabricirt worden.

XXIX. Alles fehlerhafte und unreine Papier muß ausgeschossen werden, und muß dieses Ausschußpapier so wenig, als cassirtes, oder bereits ausgesondertes unter gutes versteckt werden; jedoch steht den Papiermachern frey, solches für Ausschuß an die Nadler, oder wer es sonst zu Kleinigkeiten gebraucht, zu verkaufen.

XXX. Damit aber auch die Papiermühlen an Materialien keinen Mangel haben mögen, und das Aufnehmen derselben um desto mehr zu befördern: so werden die vorhin schon gegebenen Edicte vom 5. Nov. 1685. 3. Nov. 1697. und 24. Jun. 1705, durch ein besonderes Edict erneuert und ernstlich verboten, ohne besondere Erlaubniß keine alte leinene Zeuge, alte Tischtücher, leinene und hanfene Lumpen oder Hadern, Abschabsel von Häuten, als Pergament und dergleichen Materien, welche zu Verfertigung des Leimes dienen, aus der Churmark an auswärtige Orte zu bringen, bey Strafe der Confiscation.

Weil man aber wahrgenommen, daß durch dergleichen generelles Verbot die Ausfuhr nicht gänzlich gehemmt worden: so ist die ganze Churmark in gewisse Districte getheilt, und jeder Papiermühle davon einer zu Sammlung der Lum-

pen angewiesen worden, in welchem sie ihre Lumpensammler halten, und solche bey ihrer Gerichtsobrigkeit angeben müssen, welche bereits befehligt ist, dieselben gehörig zu vereiden, und ihnen ein Atteſt zum Lumpensammlen unter des Gerichts Siegel zu ertheilen, auch demnächst davon an die Churmärkische Krieges- und Domainenkammer zu berichten, welche es den Magistraten, Zoll- und Accisämtern gleichfalls bekannt machen wird. Ueberdem aber sollen die Lumpensammler sich niemahls, bey empfindlicher Leibesstrafe und Confiscation der bereits gesammelten Lumpen, unterstehen, ohne einen glaubhaften Paß von der Obrigkeit, darunter die Papiermühle gehört, für welche sie sammeln, einige Lumpen einzuhandeln, sondern sie sollen denselben jedes Orts, wo sie in ihrem District sammeln wollen, denn in einem andern ist es ohnedem schlechterdings verboten, dem Magistrat, Schulzen und Beamten vorzeigen, und bevor derselbe die Vorzeigung des Passes nicht unter demselben verzeichnet, sollen die Lumpensammler keine Lumpen annehmen; Beamte, Magistrate und Schulzen hingegen sind aber auch befehligt, die Sammler nicht aufzuhalten, sondern ihnen schleunigst und ohnentgeldlich die Vorzeigung zu bescheinigen. Nächst dem sollen die Lumpensammler auch nirgends aus ihrem District mit Lumpen gelassen werden, als allein aus der letzten Zollstadt, welche auf der Straße nach der Papiermühle zu liegt, der die Lumpen zugehören. Und damit ein jeder Zöllner wisse, welche Lumpensammler er durchpassiren lassen könne: so ist jedem Zollamt davon, mit Benennung der Nahmen des Sammlers und der Papiermühle hinlängliche Nachricht ertheilt worden.

XXXI.

XXXI. Es sind auch die Magistrate und Beamte, die Schulzen in den Dörfern, die Land- und Policeyausreuter, desgleichen die Thorschreiber dahin angewiesen, daß sobald sie einen Lumpensammler ansichtig werden, sie nach dessen Paß fragen sollen. Findet sich nun, daß sie da zu sammeln nicht befugt sind: so sollen die Lumpen sofort in die Gerichte des Orts, wo er betroffen worden, gebracht und der Mühle, welcher der District angewiesen worden, gegen einen billigen Preis überlassen werden *).

XXXII. Einem jeden Handwerksmanne, welcher kein Papiermacher ist, bleibt auch verboten, die geringste von den zum Papiermachen dienenden Materien an sich zu kaufen, um solche wieder zu verkaufen, bey Strafe der Confiscation. — —

Wenn nun gleich vorstehender Entwurf nicht vollzogen, sondern unterdrückt und confiscirt, auch seit dem bis jetzt in den königl. preußischen Staaten keine förmliche Papiermüllerordnung publiciret worden ist: so hat man doch nicht unterlassen, ein und andere Verordnungen, die das Aufnehmen der Papiermühlen und der Papiermanufacturen zum Endzweck haben, ergehen zu lassen.

So muß in Schlesien in allen Sorten des Papiers das Zeichen des schlesischen Adlers mit dem Nahmen des Orts, wo das Papier fabri-

*) Da in einem solchen Bezirke aber schwerlich so viele Lumpen von einer Sorte, z. B. von den feinsten, zu bekommen seyn werden, daß sich damit ein bedeutendes Geschäft machen ließe: so sollte man billig den Lumpenhandel im Großen erlauben, in der Art, daß die Papiermüller die Lumpensorten, welche sie nicht sonderlich gebrauchen können, an Aufkäufer verhandeln, welche davon ganze Magazine anlegen, und wieder andern Papiermachern damit aushelfen könnten. So ist es in Holland.

cirt wird, angebracht und bemerkt werden, widrigenfalls wird es für ausländisch angesehen und mit dem Zoll und Accise belegt, darf auch in keiner Canzley noch sonst in landesherrlichen Dienstverrichtungen gebraucht werden. Auf dem Umschlag eines jeden Rieẞes soll gedruckt und angemerkt seyn:

1) Der Schlesische Adler.

2) Das Specialzeichen des Papiermachers, welches er sonst zu führen gewohnt gewesen, mit Benennung seines, des Fabrikanten, wie auch des Orts und Kreises Nahmen, in welchem die Papiermühle gelegen, und dem Jahr der Fabricirung.

3) Die Beschaffenheit des Papiers, nähmlich ob es fein oder ordinaires Postpapier, fein oder ordinaires Canzleypapier, fein oder ordinaires Conceptpapier ist; damit die Accise- und Zollämter bald daraus ersehen können, was es für Papier sey, und nicht nöthig haben, ohne bey etwa vorkommendem Verdacht eines Unterschleifes, die Ballen und Rieẞe von einander zu reiẞen und ungestaltet zu machen.

Hiernächst soll bey allen königlichen Collegiis, Mediatregierungen, Raths- und Gerichtsstuben, Contributions-, Zoll-, Accise-, Domainen-, Post-, Salz- und andern Aemtern, bey den Stempelkammern selbst und zu allen landesherrlichen Dienstverrichtungen, das Papier von bequemer und einerley Gröẞe gebraucht werden. Es müssen zu dem Ende die Papiermacher ihre Formen dergestalt einrichten, daß sie die vorgemeldeten Sorten Papier nach schlesischem Maaße $19\frac{1}{4}$ Zoll breit und 15 Zoll hoch verfertigen können *).

Und

*) S. Verordnungen vom 28. Jan. und 8. März 1749. und 30. April 1750.

Und wegen des Lumpensammelns ist ein besonderes Edict publicirt worden *).

In Ansehung der übrigen königl. preußischen Staaten ist gleichfalls verordnet worden, daß die Papiermacher in allen Gattungen von Papieren nicht mehr ihre eigenen Zeichen, sondern auf der einen Seite den königl. preußischen Adler, wie in Schlesien geschieht, mit Anmerkung des Orts, wo die Papiermühle gelegen, und auf der andern Hälfte den Nahmen des Papiermüllers nebst der laufenden Jahrzahl machen **), übrigens aber sich befleißigen sollen, sowohl das Schreib, als auch insonderheit das Druckpapier immer mehr und mehr zu verbessern, und solchergestalt zu vervollkommnen, daß man des auswärtigen nicht weiter bedürfe.

Zugleich ward nachstehenden Sorten Papier eine bestimmte Höhe, Breite und Schwere vorgeschrieben, als

No. 1. Weißblau Conceptpapier.
1 Fuß $1\frac{1}{4}$ Zoll hoch,
1 Fuß $4\frac{1}{2}$ Zoll breit,
Das Rieß wiegt inclusive der Emballage $13\frac{5}{8}$ Pfund.

No. 2. Conceptpapier.
1 Fuß $1\frac{1}{3}$ Zoll hoch,
1 Fuß $4\frac{2}{3}$ Zoll breit,
Das Rieß wiegt inclusive der Emballage $11\frac{3}{8}$ Pfund.

*) Nähmlich unterm 15. August 1763. Und unterm 24. Febr. 1749. ward verordnet, daß die Buchdruckereyen sich keines andern, als auf schlesischen Mühlen verfertigten Druckpapiers bedienen sollen, welches indeß wohl nicht viel zur Verbesserung der Waare beyträgt, weil die Papiermüller dann keine Concurrenz zu fürchten haben, und sich wenig Mühe geben werden, die sauberen Papiere der Ausländer nachzumachen.

**) Dieses wird jetzt nicht allgemein befolgt, und die Papiermüller führen allerley beliebige Zeichen.

No. 3. Herrenpapier.
1 Fuß 1½ Zoll hoch,
1 Fuß 4 Zoll breit,
Das Rieß wiegt inclusive der Emballage 11 Pfund 2 Loth.

No. 4. Relationpapier.
1 Fuß 2¼ Zoll hoch,
1 Fuß 4½ Zoll breit,
Das Rieß wiegt inclusive der Emballage 12¾ Pfund.

No. 5. Canzleypapier.
1 Fuß 2 Zoll hoch,
1 Fuß 4¾ Zoll breit,
Das Rieß wiegt inclusive der Emballage 12¾ Pfund.

Und da zur Vollkommenheit des Papiers die feinen Lumpen das mehrste und vorzüglichste mit beytragen, solche aber, aller dießfalls ergangenen Verordnungen ohnerachtet, wie verlauten will, noch immer in Menge aus dem Lande geschleppt werden: so sollen die Krieges- und Domainen-Kammern, um diesem Unwesen zu steuren, mit allem Ernst und Nachdruck auf das Edict vom 4. Jul. 1764. halten, und sich überhaupt aus der Verbesserung der einländischen Papiermühlen ein eigentliches und angelegentliches Werk machen *). Hiernächst sind auch die Papiermüller angewiesen worden, daß forthin die Papiersorten rießweise à 20 Buch zu einem Rieß, und 25 Bogen zu einem Buch, gleich dem Druckpapier gerechnet, gehörig einballiret, auf den äußersten Bogen jeden Rießes der königl. preußische Adler, den königlichen Nahmenszug F. R.

*) S. Königl. Preuß. Verordnung vom 14. Oct. 1765. in Schreber's neuen Cameralschriften, 7. Theil, pag. 192. u f.

F. R. auf der Brust habend, gesetzt, über solchen Adler aber die Papiersorte, und unter selbigem der Nahme der Papiermühle nebst der Jahrzahl und dem festgesetzten Gewichte ausgedruckt werden soll, dergestalt, daß

No. 1. Blau Conceptpapier,
No. 2. Weiß Conceptpapier,
No. 3. Herrenpapier,
No. 4. Relationpapier, und
No. 5. Canzleypapier

benannt werden soll. Da man auch bemerkt hat, daß einige Papiermüller statt des königlichen Nahmenszuges F. R. den Buchstaben, womit die Papiersorte angedeutet wird, auf dem Blatte jeden Bogens dem preußischen Adler auf die Brust gesetzt haben: so soll dieses schlechterdings nicht weiter gestattet, sondern bey No. 1. und 2. der Buchstabe C. bey No. 3. H. bey No. 4. R. und bey No. 5. wiederum C. unter dem Nahmen der Papiermühle gesetzt werden.

Was das Brief- und Holländische Postpapier betrifft; so sollen beyde Sorten auf den Mühlen, welche Holländische Werke und feine Lumpen haben, nach wie vor, und zwar beydes nach der Güte des Holländischen Postpapiers, verfertigt werden. Damit aber auch beydes eine durchgehends gleiche Höhe und Breite habe, so soll das

Briefpapier { 1 Fuß 1 Zoll hoch / 1 Fuß 4 Zoll breit,

und das

Postpapier { 1 Fuß 3 Zoll hoch / 1 Fuß 7 Zoll breit

seyn, ingleichen nach der Vorschrift der Verordnung vom 14. Oct. 1765. bezeichnet, und unter dem Nahmen der Papiermühle bey dem ersten

ein B. bey dem letzten aber ein Posthorn gesetzt werden *).

In einigen königlichen Provinzen, als im Magdeburgischen, Mansfeldischen, Halberstädtischen und Hohensteinischen, war die Einfuhre aller ausländischen Papiersorten, das feine Post- und Royalpapier ausgenommen verboten **).

In den Oesterreichisch-Kaiserlich-Königlichen Erblanden ist in Absicht der Verbesserung der Papiermanufakturen eine besondere Verordnung vorhanden, welche ich hier wörtlich mittheilen will. Das Datum ihrer Ausstellung finde ich nicht angegeben ***).

„Ordnung, nach welcher in Hinkunft mit Erzeugung des in den Kaiserl. Königl. Erblanden zu verfertigenden Papiers fürzugehen, und sothane Fabrikatur einzurichten seyn wird.

Demnach sich bey geschehener Untersuchung der Papiermühlen ergeben, daß keinesweges bisher der immer vorgegebene Abgang des erforderend besonderen Wassers und Luftes, sondern vielmehr die schlechte Zubereitung der Strazzen, und anderer Erfordernisse, wie auch die bey den Papiermachern eingeschlichene Mißbräuche und Unordnungen der ächten Erzeug- und Verfertigung guter Papiersorten entgegen gestanden; als ist theils zu Abstellung dieser schädlichen Mißbräuche, theils vollkommen guter Verfertigung aller Arten des Erbländischen Papiers unumgänglich befunden worden, den gesammten Papiermachern, oder Mühlinhabern nachstehende ihren Werken vielen Vortheil verschaffende Ordnung und Richtschnur zu beständiger Darobhaltung vorzuschreiben.

Er-

*) S. Königl. Verordnung vom 10. Jun. 1766. beym Schreber c. l. pag. 195. u. f.

**) S. Königl. Verordnungen vom 16. May 1758. und die neuesten Accisetarife von diesen Ländern.

***) S. Wehrs, in dem Suppl. S. 55. ff.

Erster Satz.

Von dem Unterscheid, Aussuchen und der Zubereitung der Lumpen, Fetzen und Hadern.

Es ist bekannt, daß nach den verschiedenen Gattungen, des guten, mittleren, oder schlechten Papiers, auch die Hadern nach ihrer besseren und schlechteren Eigenschaft müssen unterschieden werden: daß deswegen die feineren Hadern zum Postpapier, die schlechteren aber zum Canzley-, Concept- und sofort die schlechtesten zum Fließpapier zu verarbeiten seyn.

Daher müssen die feinsten Hadern ausgesucht, die darin befindlichen Nähte aufgetrennt, oder die Hadern selbst ausgeschossen werden.

Die Hadern werden hernach durch das Schlagen oder Reiben, trocken geputzt. Wenn hierauf diese also geriebene und ausgesuchte Hadern durch eine scharfe Lauge wohl verbleicht werden, so ist kein Zweifel übrig, das daraus das schönste, feinste, weißeste Papier müsse können zubereitet werden. Allein, da die Bleichung, die doch ohne große Kosten, auch ohne große Bemühung geschehen kann, vielen Papiermachern zu fremd, unbequem, umständlich und mühsam zu seyn scheinen dürfte, so kann man es bey der bekannten gewöhnlichen und bequemen Fäulung bewenden lassen, welche auf die folgende Weise veranstaltet wird.

Die ausgesuchten, sortirt und geputzten Hadern werden in einen Verschlag, oder (handwerksmäßig zu reden) in einen Zeugkasten, welcher mit steinernen Platten gepflastert ist, lagweise, 2½ Schuh hoch, auf einander hineingelegt, alsdann genugsam mit Wasser übergossen, damit sie sich erwärmen, und zur Fäulung gelangen können. Diese ganze Lage wird mit einer alten groben Leinwand zugedeckt, damit kein Staub, oder anderer Unrath darauf komme; solchergestalt läßt man sie 8 oder 10 Tage unberührt liegen. Nach Verlauf dieser Zeit werden die Hadern umgewendet und wieder auf 8 Tage, wie vorher zugedeckt, in Ruhe gelassen, denn endlich nach dieser Zeit zerschnitten. Wäre aber ein Haderreisser vorhanden, so müßten die Hadern vor besagter Fäulung zerschnitten werden; weil solches nach der Fäulung zu beschwerlich fallen möchte.

Bey erst erwähnter Haderfäulung ist aber hauptsächlich in acht zu nehmen, daß, je feiner die Hadern sind, sie auch desto geschwinder zur Fäulung gelangen; daher die feinsten nicht über 6 Tage ohne umgewendet zu werden, und nach der Umwendung nur 3 oder 4 Tage liegen bleiben müssen, weil sonst der Zeug einen beträchtlichen Abgang leiden würde.

Hiebey ist zu erinnern, daß besagte Umwendung der Hadern deswegen so genau zu beobachten, und nöthig sey, weil ohne dieselbe die Fäulung sehr ungleich, die mittleren und unter Hadern weit mehr, als die obern erwärmt, mithin die Ungleichheit, und endlich ein schädlicher großer Abgang verursachet, und erfolgen würde.

Eben aus dieser Ursache ist gemeldet worden, daß die Hadern nicht über 2½ Schuh hoch müssen aufeinander gelegt werden, denn, wenn sie, wie gebräuchlich, 5, 6, auch 7 Schuh hoch liegen, so kann unmöglich eine Gleichheit in der Fäulung getroffen werden, indem die mittlern eine weit größere Wärme haben, als die oberen, woraus der große Abgang folgen muß.

Gleichwie übrigens die Eigenschaft des Wassers diese Fäulung sowohl befördern, als verzögern und zurück schlagen kann, also muß ein jeder Meister wohl in acht nehmen, ob er bey der oben bestimmten Zeit mehr oder weniger Abgang habe, damit er erst ermeldete Zeit mehr oder weniger zu verkürzen wisse.

Sollte nun Jemand fragen, zu was die oft erwähnte Fäulung nutzen könne, da doch der halbe Zeug viele Wochen, ja sogar durch den ganzen Winter in dem Kalk aufbehalten werde? hierauf wird geantwortet: daß durch die Fäulung der Staub, Schmutz und Unrath, so sich in den Hadern gleichsam eingewurzelt befindet, vermittelst der Fermentation oder Gährung aufgelöset, und solchergestalt von den Hadern losgebracht werde, damit, wenn diese hernach unter die Stampfen kommen, derselbe durch das Wasser könne abgeführt werden.

So unfehlbar dieser Vortheil durch die Fäulung entspringt, so unmöglich ist derselbe bey ungefaulten Hadern, welche nur deswegen so lange im Kalk müssen liegen bleiben, damit sie eine Weiße bekommen.

Es folgt weiter aus dieser Fäulung der zweyte Vortheil, daß nähmlich das Papier weit fester, geschlossener, dichter und linder ausfalle, als es von ungefaulten Hadern geschehen kann.

Endlich hat der Papiermacher noch diesen hauptsächlichen Nutzen, daß die gefaulten Hadern nicht eine so geraume Zeit in dem Kalk dürfen liegen bleiben, als wie die ungefaulten, wie in dem folgenden Satz zu ersehen seyn wird.

Zweyter Satz.

Von dem halben und ganzen Zeuge.

Wenn die Hadern auf die vorgeschriebene Art zubereitet sind, so müssen sie in das Geschirr eingetragen werden, den halben Zeug zu verfertigen.

Hierzu pflegt man sich der Körbe zu bedienen, welche besser sind, als der Schaf, damit das schmutzige Wasser aus den Hadern desto besser abrinnen könne.

So viel Hadern zu einem Rieß Papier erfordert werden, so viel davon kommen in ein Loch; allein dieselben müssen nicht auf einmahl eingetragen werden, sondern man nimmt Anfangs nur die Hälfte, oder $\frac{2}{4}$ Theil, nach einer Stunde das dritte Viertel, und endlich wiederum nach einer Stunde das letzte, oder vierte Viertel.

Solchergestalt nun bleiben diese Hadern 12 Stunden lang unter der Stampfe, jedoch muß nach der eilften Stunde das Wasser, so darauf fällt, abgeleitet, und in jedes Loch ungefähr ein Pfund vom schönsten Kalk gestreut werden, nachdem läßt man die Stampfe wiederum eine Stunde lang, ohne frisches Wasser darauf zu geben, fort arbeiten; auf solche Weise wird der Kalk nicht abgewaschen, sondern er vermischt sich wohl mit den Hadern, welche dadurch schön gereinigt und gebleicht werden.

Sobald also die 12te Stunde verflossen ist, so werden die mit dem Kalk vermischten Hadern (welche man nunmehr den halben Zeug nennet) ausgeleeret, in den Zeugkasten überbracht, und allda mit der Zeugpeitsche wohl abgeschlagen.

Da nun ferner der Zeug täglich früh um 6 Uhr, auch Abends um 6 Uhr ausgeleeret, und nur etwa 3

Schuh

Schuh hoch auf einander gelegt wird, so müssen viele Zeugkasten bereit stehen.

Nun ist anzumerken, daß, wenn die Hadern nicht oben erwähnter Maaßen gefault sind, man gemeiniglich 24 auch wohl 36 Stunden zur Verfertigung des halben Zeuges von nöthen habe, wo zu den gefaulten nicht mehr als 12 Stunden erfordert werden. Woraus denn wiederum klar erhellet, daß die Hälfte der Zeit in Ersparung gebracht, die Stampfe und Geschirr verschont werden.

Dieser also zubereitete halbe Zeug verbleibt 15 Tage im Zeugkasten liegen, es schadet aber auch nicht, wenn man 7 oder 14 Tage zugibt; jedoch sind ermeldete 15 Tage hinlänglich und genug.

Nach dieser Zeit wird dieser sogenannte halbe Zeug wiederum in das Geschirr eingetragen, und zu einem ganzen Zeuge gearbeitet; wo die Werke langsam gehen, da geschieht dieses in 24 Stunden, sonst aber kann es in 12, 15 oder 18 Stunden, ja in dem sogenannten Holländer auch in 5, 6, 7 oder 8 Stunden vollbracht werden.

Diese bisher erläuterte zwey Hauptsätze geben einem geschickten Papiermacher nunmehr klar zu ersehen, wie er sich in seinem Handwerk verhalten müsse, wie er sich zu helfen habe, mithin daß er insonderheit die Beschaffenheit seiner Werke verstehen, und in Acht nehmen, nicht weniger auch die Eigenschaft seines Wassers wohl erkennen müsse, damit er sowohl Zeit, als Arbeit darnach, und hauptsächlich nach dem Vermögen der Werke zu richten wisse, mithin das Papier auf das schleunigste zu seiner Vollkommenheit bringe; indem hieraus der klare Nutzen erhellet, daß der Papiermacher nicht berechtigt sey, sein Kapital halbe oder ganze Jahre in den Hadern todt liegen zu lassen, mithin das Papier um einen theuren Preis an Mann zu bringen, und etwa kaum seine Interessen herauszuziehen.

Dritter Satz.

Vom Schöpfen und Pressen des Papiers.

Nachdem die Hadern auf die oben beschriebene Weise zu einem halben und endlich ganzen Zeuge verfertigt sind, so wird das Papier nach dem gewöhn-

wöhnlichen Brauch gemacht, geschöpft, gegautscht, gepuscht, gepreßt und gelegt; hiebey ist aber zu merken, daß das Gautschen nicht auf grobe Tücher geschehn sollte, welche die Haare lassen, und die groben Fäden in das nasse Papier eindrucken; deshalb wäre es nöthig, ja unentbehrlich, hierzu einen gut gemachten Filz, oder in Ermangelung dessen solche Tücher zu gebrauchen, welche ins Kreutz gearbeitet, gleich von der ersten Wollschur herkommen, und dem doppelten sogenannten Flanell fast gleich sind.

Wenn das Papier gelegt ist, so muß es nicht gleich aufgehangen, sondern alles, was den ganzen Tag gearbeitet worden, zusammen in die Presse gelegt, und allda langsam nach und nach gepreßt werden, damit es keinen Schaden leide; wie es geschehen könnte, wenn man die Presse schnell und gähe fort anziehen würde. Also bleibt es über Nacht.

Der Nutzen dieser Art zu pressen besteht darin, daß das in dem Papier noch zurück gebliebene Wasser, welches die höckerichten Ungleichheiten verursacht, vollkommen ausgedruckt, und das Papier schön, gleich und platt werde.

Diese Handthierung versteht sich nur für die gemeinen Gattungen des Papiers; denn das feine erfordert noch etwas mehr, nähmlich wenn 2 oder 3 Puschen Papier zwischen den Filzen das erstemahl gepreßt worden, so können sie zum zweytenmahl, wenn sie gelegt sind, mit dem gegautschten oben in die Presse genommen, und nach dieser zweyten Pressung überlegt werden, und abermahl in die Presse kommen, über Nacht wie erst gemeldet worden.

Den folgenden Tag wird das Papier zu 5 oder 6 Bogen zusammen aufgehangen, und wenn es trokken ist, stoßweise aufeinander gelegt; je länger es nun also liegt, je besser geräth hernach das Leimen.

Dieses hier angezeigte Pressen hat folgenden Nutzen. Erstens: wird das Papier schön, gleich, eben und platt. Zweytens wird das verborgene Wasser herausgedrückt, mithin das Papier auf dem Boden weit eher trocken, und folglich etliche Tage an der Zeit gewonnen, wo sonst ermeldetes Wasser durch die Luft müßte ausgezogen werden, welches eben Ursache wäre, daß das Papier ungleich, höckericht, und locker würde.

Vierter Satz.

Vom Leimen und den übrigen Zurichtungen des Papiers.

Wenn das Papier erst ermeldeter Maaßen genug ausgeruhet hat, und zum Leimen vorgenommen werden soll; so verfährt man im Leimen nach der vorhin gewöhnlichen Art, ausgenommen, daß zu 40 oder 50 Rießen Papier, die man leimen will, 8 bis 9 Pfund zerlassenen Alauns müssen unter den Leim gegeben werden; dieser wirkt so viel, daß das Papier besser angezogen, und vor dem Fließen bewahrt werde.

Nach dem Leimen und Pressen muß es gewöhnlicher Maaßen Bogenweise zum Austrocknen aufgehangen, alsdann abgenommen, und zur Zeit, da die Luft etwas frisch und feucht ist, nähmlich im Sommer in den Morgenstunden, gleich unter die Presse gelegt, und auf das möglichste gepreßt, auch 24 Stunden darin gelassen werden, jedoch also, daß man während der Zeit die Presse einige Mahl um so viel anziehe, als das Papier sich gesetzt hat. Hierauf wird es geputzt, ausgeschossen, und in Bücher abgetheilt, gefalten, und abermahl gepreßt, jedoch liegt bey diesem letzten Pressen das Papier doppelt, das ist, 2 Bücher neben einander.

Endlich wird es in Rieße, auch Ballen unter der Presse selbst eingetheilt, und gebunden. Was man nun immer von dem sogenannten Glätten sage, so ist doch gewiß, daß dieses vielfältige Pressen das Papier weit gleicher, platter, fester, ebener und schöner mache, als das Glätten, welches in dem Papier einen üblen Geruch, auch eine schädliche Fette verursacht, und als ein von den Kartenmahlern ohne Ursach entlehnter Handwerksbrauch, mithin als eine schädliche Arbeit abzuschaffen ist.

Weil aber jemand geschlagenes Papier verlangen dürfte, so kann die sogenannte Stampfe, welche zwar zu allerobiger Handthierung nicht von nöthen ist, dennoch beybehalten werden.

Das Stampfen oder Schlagen des Papiers geschieht auf folgende Weise: Es wird ein großer hölzerner Schlägel, gleich einem Hammer, welcher unterhalb mit einer schön polirten eisernen Platte versehen

sehen ist, an dem Wellbaum der Stampfe angerichtet. Die Größe dieses Schlägels ist etwa einem Quartblatt gleich, unter diesem Schlägel liegt eine schöne marmorsteinerne Platte, auf derselben liegt, das schon in Bücher getheilte Papier, und empfängt ein jedes Buch von dem Schlägel, ungefähr 4 oder 5 Streiche auf jeder Seite, nach Art der Buchbinder Schläge. Gleichwie nun nach dieser vorgeschriebenen Ordnung die künftige bessere Erzeugung des inländischen Papiers ganz sicher zu hoffen steht; als werden sämmtliche Papiermacher, oder Mühlinhaber dieser Ordnung schuldigst nachzuleben, auch alle Papiergattungen nach der Höhe und Breite und dem gehörigen Gewicht, wie solches in der beygehenden Tabelle klärlich ausgemessen ist, zu verfertigen beflissen seyn, auch sich damit von den gegen die Uebertreter vorgesehenen nahmhaften Geldstrafen, und allenfalls Niederlegung des Gewerbes, sorgfältig zu hüten wissen.

Tabelle,

wie sämmtliche Papiere, ihrer Größe und Breite nach, in dem Gewicht auszufallen haben. Alles nach dem wienerischen Schuh und Gewicht berechnet.

	Höhe.	Breite.	Gewichte Ries	
	Wiener Zoll			
			lf	Lth
Das feine und saubere Concept	12¾	16¾	11	—
= kleine Canzley = = =	12¾	16¾	11	—
= sogenannte holländische pro Patria	14½	18½	12	—
= kleine Post = = = =	12½	15¾	8	16
= kleine Notenpapier = =	12½	16	14	22
= große dickere und stärkere Canzley	14½	19	18	14
= dito = = = = =	14½	19	17	16
= nähmliche etwas dünner =	14½	19	15	—
= große und dickere Post = =	14½	18½	13	9
= nähmliche etwas dünner und feiner	14½	18½	11	8
= dito feinste = = = =	14½	18½	9	22
= kleine französische Median =	14¾	19	20	10
= schöne große französische Median	16½	20½	25	15
= französische Royal = =	18½	23	30	10
= französische super Royal =	18½	25¾	45	20
= französische imperial Royal =	20½	28½	51	8

Aus

Aus diesem wenigen wird ein Papierverständiger genug ersehen können, ob das Papier in seinem Stande sey, wenn nebst der Größe das Gewicht, die Weiße, die Reine und die Leimung in Obacht genommen werden."

Da mir jetzt kein Deutsches Papiermüllerreglement weiter bekannt ist, als das Kayserl. Königl. Patent, die Papiermacherzunft in Böhmen betreffend, vom 5. May 1756. so will ich auch davon einen Auszug anfügen.

I. Sollen keine, denn ehrliche und catholische Personen, welche bey einem zünftigen Meister ihre Lehrjahre vollendet haben, und deshalb obrigkeitliche Urkunden beybringen können, eine Papiermühle anzutreten berechtigt seyn. Unter dem gesammten Mittel der Papiermeisterschaft soll eine durchgehende Gleichheit beobachtet werden, folglich alle derselben entgegenlaufende Einverständnisse oder sogenannte Pacta particularia völlig aufgehoben, auch künftighin zwischen den Stampfern und Glättern kein Unterschied seyn.

II. Mithin soll ein jeder Gesell in ein oder andere Werkstatt frey und ungehindert gehen können.

III. Hingegen soll das geglättete Papier bey Confiscation gänzlich abgestellt seyn, und dagegen in jeder Mühle zu Schlagung des Papiers eine Stampfe angelegt werden *), jedoch aber allen Meistern frey stehen, das glasirte oder nach romanischer Art glänzend gemachte Papier zu verfertigen.

IV. Soll bey dieser Profession ein anständiges Betragen beobachtet, die neuerlich eingeführte Fabricatur, bey Vermeidung empfindlicher Be-

*) Diese Anordnung ist der Vervollkommnung der Papiermanufactur nicht günstig, da das öftere Umlegen und Pressen vortheilhafter ist.

Bestrafung, ohne die mindeste Widersetzlichkeit in Ausübung gebracht, und dabey alles Schelten und Schimpfen unter Meistern und Gesellen unterlassen werden.

V. Sollen die zwischen den Gesellen sich ergebenden Streitigkeiten bey ihren Meistern, und die zwischen Meister und Gesellen entstehenden Irrungen bey jedes Orts Obrigkeit, oder in weiterm Beschwerungsfalle bey den kayserl. königlichen Kreißämtern angezeigt, daselbst gehörig aus einander gesetzt, und an solchen der schuldig befundene Meister mit einer Geldbuße von 1 Gulden 30 Kreutzer, und ein Gesell von 30 Kreutzer belegt werden.

VI. Diese Geldstrafe soll, da es wegen weiter Entlegenheit der Papiermühlen nicht gut möglich ist, eine Hauptlade zu halten, bey einer andern Werkstatt in einer mit zwey Schlössern verwahrten Büchse, wovon der Meister einen und der älteste Gesell den andern Schlüssel zu verwahren hat, aufbehalten, auch in diese Büchse von dem Meister jährlich 2 Gulden, und von einem Gesellen 52 Kreutzer entrichtet, und dieser Beytrag wöchentlich mit einem Kreutzer eingelegt, von solchen Geldern aber, nebst den gewöhnlichen Graten der Messen, die Kosten für fremde Gesellen oder vorfallende Begräbnisse, und andere dergleichen Auslagen, gewidmet werden.

VII. Zu Beybehaltung guter Ordnung und Mannszucht, soll kein Gesell ohne vorgezeigte Kundschaft mit Arbeit verlegt, noch auch den herumschwebenden und herumschwärmenden Gesellen einiger Aufenthalt oder Geschenk gestattet werden. Den wirklich in Arbeit stehenden Gesellen soll solche 4 Wochen vorher aufgekündigt werden; es sey denn, daß sich einer wegen übler

Aufführung dieser Aufkündigung unwürdig gemacht habe.

VIII. Ein ohne Kundschaft von Orten, wo dergleichen nicht eingeführt, eintreffender Gesell soll zwar in der ersten Werkstatt des Landes mit Arbeit befördert, aber nicht ohne Kundschaft entlassen werden.

IX. Einem ohne Kundschaft angekommenen und aus der Arbeit sich begebenden Gesellen soll kein Geschenk gereicht, denen die aber die Kundschaft vorzeigen, mehr nicht als 9 Kreutzer gegeben, und einem feyernden fremden Gesellen einen Tag ohne Arbeit der Aufenthalt in der Werkstatt zugestanden werden.

X. Einem jeden neuen Meister ist erlaubt, nebst seinen Söhnen, annoch zwey fremde Lehrjungen zu halten, und dann nach Verlauf von 4 Jahren, soll er wenigstens einen andern dergleichen Jungen wieder in die Lehre zu nehmen schuldig seyn. Bey dem Aufdingen und Freysprechen soll kein Lehrbraten, noch eine Vergütung an Geld dafür, gegeben werden.

XI. Eben so wenig sollen die Meister verbunden sey, an gewissen Festen den Gesellen das sogenannte Festgeld, oder anstatt dessen, ein mehreres Essen, aus Schuldigkeit abzugeben, sondern das letztere soll lediglich von der Willkühr des Meisters abhangen.

XII. Das sogenannte Geschenk, oder die jährliche Mahlzeit soll gänzlich aufgehoben seyn; so wie auch der einem jeden Gesellen mit einer Maaß Wein bisher darzureichende gewöhnliche Willkommen.

XIII. Soll den Papiermachermeistern frey stehen, sich die holländische Maschine anzuschaffen, und ihnen deshalb nicht der mindeste Vorwurf gemacht werden.

Pa-

Papiermahlerey der Chineſen. Die Chineſen ſind ſeit langen Zeiten im Beſitze der Kunſt, das Papier mit ſehr lebhaften und ſchönen Farben zu bemahlen, die noch das Gute haben, daß ſie ungemein dauerhaft ſind. Da die europäiſchen Tapetenmahler und andere Künſtler, die in Waſſerfarben arbeiten, dieſen Grad der Farbenſchönheit nicht zu erreichen wußten, ſo gab ſich unter andern der Herzog von Chaulnes in Frankreich, aus Liebhaberey für dieſes Fach, die Mühe, Verſuche anzuſtellen, ob er es nicht ausfindig machen könnte, worin der Grund dieſer Schönheit der Farben beſtehe, und das nachfolgende wird zeigen, daß er ſeinen Zweck vielleicht ganz erreichte, wenn er etwa auch auf einem andern Wege dazu gelangte als die Chineſen.

Der Herzog benutzte die aus China eingezogenen Nachrichten, und überſandten Zeichnungen, ſonderlich von den Aufriſſen und Profilen der chineſiſchen Palläſte, die, durch den Glanz und die Lebhaftigkeit der Farben, die franzöſiſchen weit übertreffen, und machte ſie auf folgende Art glücklich nach. Zuerſt macht er bemerklich, daß ſich das chineſiſche, aus der Bambusrinde gemachte, Papier zu dieſer Mahlerey beſſer, als das franzöſiſche, ſchicke, weil daſſelbe gleichförmiger, und faſt ſo glatt als Elfenbein iſt, worauf wir die Miniaturgemählde mahlen. Es iſt außerdem nicht, wie das unſrige, mit thieriſchem Leim geſteift, der mit der Zeit unvermerkt in die metalliſchen Farben übergehen und ſolche verändern und dunkel machen ſoll. Dann zeigt er, daß man die metalliſchen Farben niemahls eher gebrauchen müſſe, als bis ſie in einer ſehr großen Menge heißen Waſſers ausgewaſchen ſind, weil ſie ſonſt, entweder viel von

der Säure, die sie auflöst, oder von Alkali übrig behalten, durch welches sie niedergeschlagen sind. Da hingegen lassen sich die chinesischen Zeichnungen mit Wasser waschen, ohne daß davon die Farben abgehen, ob sie gleich Wasserfarben an sich sind. Er schloß daraus, daß die Chinesen ihre Wasserfarben nicht bloß gummiren, um dieselben am Grunde fest zu machen, und er versuchte also warmen Pergamentleim anzuwenden, welches denn auch gut von statten ging. Er that also die wohlgeriebenen Farben in eine Muschelschale, verdünnte sie mit Gummiwasser, wie man bey der Miniaturmahlerey gewohnt ist, fügte noch etwas Wasser und Pergamentleim hinzu, und setzte die Muschel auf einen schwach erwärmten Scherben, da denn das Wasser warm wird, und Farbe, Gummi und Leim auflöset. Diese Mischung bequemt sich leicht dem Pinsel, und die Zeichnung und Mahlerey wird so hart wie Leim, und bekommt von kaltem Wasser keine Flecken. Man kann mit der Feder darüber Linien ziehen, wie über Papier, ohne daß der Schnabel der Feder in die Farbe eindringen sollte.

Man kann also die Gründung mit Bleyweiß anlegen, und noch lieber mit der Alaunerde, welche ein vortreffliches Weiß gibt, und Grau mit Alaunerde und Tusche gründen, Gelb mit Massikot, Blau mit Ultramarin, oder mit sehr fein geriebener Schmalte; Grün mit gut ausgewaschenem Grünspan, und noch besser mit Kupfer in Salpetergeist aufgelöst und mit freyem Alkali gefällt; Roth mit Zinnober, oder mit Karminlack, Gelb mit Neapolitanergelb. Alle solche Farben erhöhet man, wenn man fein geriebene Alaunerde zusetzt, und mit der Tusche schattirt man.

Da sich die Chinesen niemahls der Feder bedienen, und alle Zeichnungen, und sogar ihre geraden Linien mit dem Pinsel machen: so bediente sich der Herzog, um auch in diesem Stücke nicht unchinesisch zu handeln, eines Linials von Ebenholze, mit einer Rinne, worin ein Stückchen Kupfer sich verschieben läßt, und worin eine kupferne Röhre angebracht ist, die sich nach Belieben neigen läßt, und darin der Pinsel alle Bewegungen der Hand annimmt, so daß bloß die Pinselspitze das Papier berühren kann; und da das Papier auf ein Bret gespannt ist, so kann auch ein ungeübter Zeichner sehr feine und gleichförmige Linien ziehen.

Papiermärgel, s. Märgelschiefer, Th. 84, S. 363.

Papiermaß, ein Maß von Papier, dergleichen Maße sich zum Beyspiel die Schneider und Schuster bedienen. Es ist ein langer zusammen gelegter Streifen Papier. Bey den Perruckenmachern ist das Papiermaß, das papierne Maß der Seitenlocken einer Perrucke, welches in so viele gebrochen ist, als Reihen Locken aufgenähet werden sollen.

Papiermaterialien, darunter versteht man alle diejenigen Substanzen, woraus Papier gemacht werden kann, deren es außer den Hadern oder Lumpen noch sehr viele gibt, wie im Art. Papier, Th. 106, S. 754 fl. gezeigt worden, deren keine aber als ein hinreichendes Surrogat für die Lumpen angesehen werden kann.

Papiermaulbeerbaum, s. im Art. Maulbeerbaum, Th. 85, S. 630.

Papiermühle, eine Wasser- oder Windmühle, in welcher die Papierlumpen in einen Brey verwandelt und zu Papier verarbeitet werden. Welche verschiedene Werkzeuge zu einer solchen Mühle

gehören, und wie die Arbeiter verfahren, um das Papier zu verfertigen, das alles ist im Art. Papier, Th. 106, S. 575 fl. insbesondere S. 791 fl. ausführlich beschrieben.

Ueber die eigentliche Zeit der Erfindung der Papiermühlen kann man nichts bestimmtes angeben, weil man nicht weiß, wie die Maschinen beschaffen gewesen sind, deren man sich zuerst zum Papiermachen bediente.

Einige Fingerzeige hierüber findet man im Art. Papier, Th. 106, S. 516 fl. In Nürnberg wurde die erste große Papiermühle 1390 erbauet, welche die erste oder doch eine der ersten in Deutschland war. Man sehe a. a. O. Seite 552 fl.

Von den jährlichen Unkosten und dem Produkte einer französischen Papiermühle in den Provinzen, die mit gemeinen Stampfen arbeitet, hat de la Lande folgende Berechnung gemacht, die zwar, was die Preise betrifft, jetzt gar nicht mehr gelten kann, aber doch eine Uebersicht gibt, wie man Papiermühlen etwa anschlägt.

Unkosten.

Wenn die Mühle, um die Arbeit ununterbrochen darin zu unterhalten, das Jahr hindurch 600 Centner Lumpen braucht, und man rechnet den Centner zu 8 Livres, ob man ihn gleich oft für 6 oder 4 Livres bekommen kann, so beträgt solches 4,800 Liv.

NB. Diese 600 Centner, wenn sie ausgesucht und gefault sind, geben 400 Centner, oder 3,000 Rieß Papier großen Formats, auch 400 Centner schwer.

Jedes Rieß Papier erfordert ein Pfund Leim. Rechnet man nun den

Cent-

Centner Leim zu sieben Livres, so macht solches für 3,000 Pfund		210 Liv.
200 Pfund Alaun, den Centner zu 20 Livres gerechnet,	—	40 Liv.
75 Ellen Tuch zu den Filzen, die Elle zu 40 Kreutzer	—	150 Liv.
Der Mühlmeister, der die Arbeiten des Saalgesellen selbst thut, braucht nur vier Arbeiter, oder Gesellen. Der Lohn eines jeden beträgt 120 Livres, und die Kost für jeden täglich zwölf Kreutzer, macht	— —	1,356 Liv.
Drey Weiber, die Lumpen zu waschen und zuzubereiten, ehe sie faulen, 45 Livres an Lohn, und täglich 6 Kreutzer für Kost	—	463 Liv.
Holz und Kohlen	—	150 Liv.
Zur Unterhaltung der Geräthschaften, für Fett und Seife		100 Liv.
Summe der Unkosten		7,269 Liv.

Produkt.

Da man nur die Sonntage und vornehmsten Feste bey den Papiermanufakturen feyert, so setzt man 300 Arbeitstage im Jahre voraus. Jeden Tag kann man zehn Rieß Papier von großem Format, von 12 bis 14 Pfund am Gewichte machen, nähmlich, das Jahr über 3000 Rieß.

200 Centner Materie machen 1,419 Rieß von 140 Pfund am Gewichte, erste Gattung, zu 5 Livres das Rieß, macht	— —	7,145 Liv.
133 Centner geben 1,111 Rieß von 12 Pfund am Gewichte, zweyte Gattung, das Rieß zu 4 Livres		4,44 Liv.

67 Centner machen 1,111 Rieß klein Format von 6 Pfund am Gewichte, das Rieß zu 30 Kreutzer (Sols) 1,666 Liv.

Summe des Produkts von 400 Centner Materie 13,255 Liv.

Nach andern Berechnungen soll eine französische Arbeitsbütte jährlich nicht mehr als 300 Centner Lumpen gebrauchen. Alsdann würde sie des Jahrs nur 250 Centner Papier anstatt 400 liefern können, die das vorhergehende Verzeichniß angibt.

Der mittelmäßige Preis des Papiers, den es in den Fabriken hat, das starke gegen das schwache gerechnet, ist 8 l. 4 d. das Pfund (das Conceptpapier kostet nur 5 l. ½). Also könnte nach dieser Rechnung eine Bütte nur jedes Jahr für 10.400 Livres Papier verkaufen. Nach der ersten Berechnung hätte also eine Arbeitsbütte und eine Mühle 5,986 Livres jährlicher Einkünfte, und ihr reiner Vortheil ist noch immer sehr groß. Nur muß man bemerken, daß bey diesem Anschlage, das Kapital, welches in der Mühle steckt und die Unterhaltungskosten vergessen sind.

Nun will ich noch einen Nutzungsanschlag über eine ordinaire deutsche Papiermühle von einer Bütte beybringen *), welche der Papiermüller in Pacht hat, und wo folglich nur dessen Gewinn allein in Betracht kommt, mithin auch sowohl die Interessen von dem im Werke steckenden Capitale, als auch die Hauptreparaturkosten, die dem Verpachter obliegen, aus der Rechnung bleiben. Es kann also dieser Anschlag einiger-

*) Dieser Anschlag ist in (Keferstein's) Unterricht eines Papiermachers an seine Söhne enthalten.

einigermaßen als ein Pachtanschlag angesehen werden, ob er gleich zu diesem Ende nicht gemacht worden ist. Die Berechnung dabey ist nach dem preußischen Münzcours von 1765 gemacht. Die Preise aller Sachen haben sich jetzt aber schon sehr verändert.

Ausgabe.

	Rthr.	Gr.
1. Zu jedem Ballen Papier werden 2 Centner Lumpen à 1 Rthr. 12 Gr. angenommen, thut also zu 300 Ballen	900	—
2. Drey Gesellen wöchentlich à 1 Rthr. Lohn - - - - - -	156	—
3. Kostgeld für dieselben à 1 Rthr. wöchentlich - - - -	156	—
4. Für einen Hausknecht -	60	—
5. Für einen Lehrjungen jährlich	30	—
6. Für eine Magd - - -	40	—
7. Für zwey Weiber, die Lumpen zu reinigen à 30 Rthr. - -	60	—
8. Für 750 Schock Schaafbeine, 150 Ballen Papier zu leimen, das Schock zu 1 Gr. 6 Pf. - - -	45	—
9. Für 7½ Centner Leimleder, à 5 Rthr.	37	12
10. Für 3 Centner Alaun à 12 Rthr.	36	—
11. Für 25 Klafter Holz à 7 Rthr.	175	—
12. Für eine Klafter zum Geschirrholz	10	—
13. Noch für verschiedenes Bau- und Röhrholz, auch Breter, Bohlen, Schwingen ꝛc. - - - -	40	—
14. Für Abnutzung der Formen -	25	—
15. Für den Gebrauch der Filze	20	—
16. Für Schmiedekosten - -	50	—
17. Für Erhaltung der Gefäße zum Leimen und Leeren - -	25	—

	Rthr.	Gr.
18. Für Scheiben und Zwecken -	10	—
19. Für Erhaltung des Mühlengebäudes in Dach und Fach - -	50	—
20. Für die Papierfuhren - -	100	—
21. Accise für das Papier - -	[illegible]	—
22. Consumtionsaccise für Lebensmittel	100	—
23. Für Bindfaden und Stricke auch härne Seile - - - -	50	—
24. Dem Meister und dessen Frau für die Direction - - -	300	—
25. Pacht - - - -	120	—
Summa der Ausgaben	2655	12.

Einnahme.

Es wird hier eine Mühle von einer Bütte angenommen, bey welcher beständig geschöpft wird, und täglich ein Ballen Papier gemacht werden kann. Ferner werden diese gemachten Ballen praeter propter nach einem geraden Fuß angenommen, und der Ballen zu 10 Rthr. gerechnet. Es thut also 300 Ballen - - 3000 —

Rechnet man nun obige Ausgaben davon ab 2655 12

So bleibt jährlicher Ueberschuß 344 12

Papiermüller, der Inhaber einer Papiermühle, der Papiermacher.

Papieröhl, eine braune öhlartige Feuchtigkeit, welche zurück bleibt, wenn man reines Papier auf einem zinnernen Teller verbrennt.

Papierpastete, eine Pastete, deren Unterlage und Rand von Papier gemacht wird, wozu man unter andern im Art. Kalb, Th. 32, S. 427 fl. eine Anleitung findet.

Pa-

Papierrinde, Fluſtra papyracea L., ſ. im Artikel Koralle, Th. 44, S. 313.

Papierſchere, ſ. im Art. Schere.

Papierſchilf, Cyperus Papyrus, ſ. den Art. Papiercyperngras, oben, S. 2. und die dort nachgewieſene Stelle.

Papierſchirm, ein mit Papier überzogener Rahmen, welchen die Kupferſtecher und andere Künſtler gebrauchen, die Augen vor dem Blenden des Sonnenlichtes zu ſchützen; ſ. im Art. Kupferſtecher, Th. 56, S. 386.

Papierſpäne, ſind diejenigen Papierſchnitzel, welche bey den Buchbindern beym Beſchneiden der Bücher abfallen. Sie verkaufen ſolche an die Papiermacher, welche ſie zur Verfertigung der Pappe anwenden, oder auch an andere Leute, welche zerbrechliche Waaren damit einpacken.

Papierſtaude, ſ. Papiercyperngras, oben, S. 2.

Papierſubſtitut, eigentlich Lumpenſubſtitut, eine Subſtanz, woraus man, ſtatt der Lumpen, Papier machen kann; ſ. die bey Papiermaterialien nachgewieſene Stelle.

Papiertapete, ſ. im Art. Papier, Th. 106, S. 733. 841. und im Art. Tapete.

Papiertorf, eine Art lockeren Torfes, welcher aus dünnen, dem Papiere ähnlichen Blättern beſteht; der Blättertorf. S. im Art. Torf.

Papierwalze, eigentlich papierne Walze, eine Rolle oder Walze, welche aus zirkelförmig geſchnittenen, in Walzenform zuſammen gepreßten und dann abgedreheten Papierblättern beſteht, womit verſchiedene ſeidene, baumwollene und leinene Zeuge gewalzt und geglättet werden.

Man bedient ſich, wie man weiß, zum Glätten der Zeuge dreyer Walzen oder Rollen, welche feſt in einen Rahmen gepaßt und über ein-

ander

ander angebracht sind. In den Fabriken bedient man sich ohne Unterschied des Worts Rolle, oder des Worts Walze, oder Cylinder; und dieses letztere Wort ist besonders gebräuchlich, um das Ganze der Maschine zu bezeichnen, welche zum Walzen bestimmt ist. Die mittlere Walze ist von Kupfer oder von gegossenem Eisen (Stahl oder geschmiedetes Eisen verdient den Vorzug); sie ist hohl, und empfängt in ihrem Innern eiserne Bolzen oder Stäbe, welche bis zu dem gehörigen Grade erhitzt sind. Die beyden andern sind von Holz oder von Papier.

Diese Vereinigung zweyer Körper von verschiedener Dichtigkeit ist durchaus erforderlich; denn die metallenen Rollen, so wie man sie zu den Münzpressen gebraucht, würden zu hart seyn, und die Zeuge zerschneiden.

In Arbeit setzt man diese Walzen durch eine Armwelle, durch Pferde, oder durch ein vom Wasser bewegtes Rad. Man bringt das Ende des Zeugs zwischen die untere Rolle und zwischen die mittlere; man bringt es in dem nähmlichen Augenblick zwischen diese letztere und die obere Rolle, so daß es sich zwischen den drey Rollen eingelassen befindet, und auf derjenigen Seite heraustreten kann, welche derjenigen gegenüber steht, wo die Arbeit anfing.

Bey dieser Behandlung hat man Druck, Reiben und starke Wärme; und eben die Vereinigung dieser drey Mittel ist es, was dem Zeuge Festigkeit und Glanz gibt.

Die hölzernen Rollen, deren man sich lange Zeit zu diesem Gebrauche bedient hat, und deren man sich noch bedient, weil die von Papier nicht allgemein bekannt sind, — haben den Fehler, daß

sie

sie der Kraft, welche auf sie wirkt, nicht widerstehen. Oft geschieht es sogar, daß bey dem ersten Umlauf eine dieser Rollen sich spaltet; und die ziemlich starken Kosten ihrer Verfertigung sind rein verloren.

Um dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen, wählte man die papiernen Rollen. Außer dem Vortheile, daß sie während mehrerer Jahre eine tägliche Arbeit aushalten, geben sie auch einen eigenthümlichen Glanz, welcher sich von den metallnen nicht erhalten läßt.

Wenn man die bearbeitete Fläche eines Zeugs, oder die sogenannte rechte Seite, auf eine solche Art durchzieht, daß sie gegen die metallne Walze gepreßt wird, so wird man einen glatten Schein erhalten, welcher dem Glanz einer Wachsleinwand fast ähnlich ist. Wenn im Gegentheil diese Oberfläche auf der papiernen Walze anliegt, so wird man einen Glanz erhalten, welcher zwar nicht so lebhaft seyn, aber doch die ganze Zeichnung des Gewebes hervortreten lassen wird; hingegen wird bey der andern Art durch die Wirkung der metallnen Rolle alles verworren und gequetscht erscheinen.

Der alte Gebrauch sich der metallenen Walzen zu bedienen, verursachte den Fabriken einen merklichen Nachtheil, welcher bey der Einführung der papiernen Rollen in Frankreich aufhörte.

Die Papierwalzen unterscheiden sich ferner von den hölzernen darin, daß diese keinen Glanz geben, welchen man bloß durch die metallne Rolle erhält; und daß sie ihre löcherigen Adern in die Oberfläche des Zeugs drucken, welches sie berühren; und dieses ist eine Unvollkommenheit mehr.

Die

Die gute Wirkung, welche man von den Papierarten erhielt, veranlaßte eine Aenderung in dem System ihrer Zusammenstellung. Es ist bereits gesagt worden, daß man eine metallne Walze zwischen zwey hölzernen Walzen anbrachte. Dieses Verfahren ist bey der Leinwand im Gebrauch, weil diese nicht den nähmlichen Glanz erfordert, wie die seidnen Zeuge, — und weil eine Ersparniß dabey Statt findet, indem man nur eine einzige metallne Rolle zu erhitzen hat; die papiernen Rollen sind in diesem Falle bloß wegen ihrer Dauer vorzuziehen. Aber nicht eben so verhält es sich in Ansehung des Glanzes, welchen man den durchwirkten und atlaßnen Zeugen geben soll; ihr Schimmer muß den reinen Glanz der Seide haben; und die Oberfläche dieser Zeuge würde, wenn sie in Berührung mit einer metallnen Walze gebracht würden diesen Grad von Vollkommenheit nicht erreichen.

Um ihn zu erhalten, ordne man die Rollen anders; oder vielmehr, man nehme nur eine einzige von Papier, und zwey von Metall. Die erste wird zwischen den beyden andern eingepaßt; auf dieser muß der Zeug auf derjenigen Seite eingelassen werden, wo die Zeichnung oder das Muster sichtbar ist. Nach diesem Durchgang, bloß zwischen zwey Rollen, wird es glänzender als wenn es zwischen die drey Rollen eingelassen worden wäre, weil die papierne Rolle ihren Glanz auf den Zeug absetzt, und weil die obere metallne Rolle ihm bey jedem Lauf eben so viel ersetzt, als es durch das Reiben und durch den Druck verloren hatte.

Dieses wird von denjenigen leicht verstanden werden, welche von solchen Walzen Gebrauch machen. Um aber bey einer für die Vollkommen-

menheit der Zurichtung so wichtigen Sache keinen Wunsch unbefriedigt zu lassen, soll jetzt gleich eine Beschreibung geliefert werden, welche die besten Mittel zur Verfertigung des ganzen Inbegriffs dieser Maschinen bekannt machen wird. —

Art der Verfertigung der papiernen Walzen.

Diese Walzen bestehen aus zwey starken Platten von Kupfer oder von gegossenem Eisen, welche in der Mitte ihres Durchmessers an jedem Ende einen Zapfen hindurch lassen.

Eine dieser Platten muß vermittelst einer Unterlage an das eine Ende der Welle befestigt oder zurückgehalten werden; die andere ist beweglich, und kann nach Belieben vermittelst einer Schraubenmutter mit sechs Gängen angespannt werden, welche nach einem Gang der Schraube gebohrt, von welcher das andre Ende der Welle getragen wird.

Das Papier, aus welchem man die Walze bildet, muß von gleicher Dicke und von guter Beschaffenheit seyn. Man schneidet es in runde Blätter von einem etwas größeren Durchmesser als der Durchmesser der Platten ist; es wird Blatt für Blatt an die eiserne Welle gereiht, und der Druck dieser Blätter geschieht vermittelst der Schraube, durch einen starken doppelarmigen Schlüssel.

Die Blätter werden vorher unter die Presse zwischen heiße eiserne Platten gebracht. Nach dieser Handlung werden sie in der Mitte durchbohrt, so daß die Welle genau in ihre Oeffnung treten kann.

Die Welle ist rund oder viereckig.

In

In dem ersten Fall, und damit die zur Walze gebildete Papiermasse zurückgehalten werde, welche sich um die Welle drehen würde, wenn man sich ihrer bedienen wollte, so steckt man durch die Platten und durch die Papiermasse drey eiserne Nägel mit Kopf und Schraube, welche man durch Schraubenmütter anspannt.

In dem zweyten Fall, wenn die Welle viereckig ist, werden die Nägel weggelassen; die Ecken des Vierecks der Welle sind alsdann hinreichend, um das Papier durch seinen Mittelpunkt zurück zu halten.

Aber diese beyden Verfahrungsarten haben ihre Unbequemlichkeit; die Nägel, welche durch das Papier gehen, liefern da, wo sie angebracht sind, einen härteren Körper.

Die Ecken der viereckigen Welle thun das nähmliche, jedoch auf weniger merkliche Art, weil sie von dem Umfange der Walze entfernter sind, woraus Ungleichheiten im Widerstande und im Druck entstehen, welche freylich der Leinwand wenig schaden, aber fehlerhaft für den schönen Glanz werden, welchen die seidnen Zeuge erfordern.

Folgendes sind die Mittel, welche man anwenden könnte, um jene Fehler zu vermeiden.

Man verfertigt eine runde, nach der ganzen Länge gestreifte Welle, welche durch das Papier gehen muß.

Man mache eine Oeffnung in der Mitte eines jeden Blatts vermittelst eines Kneifs oder Schnitteisens, deren Form in die Streifen der Welle paßte.

Die auf einer so verfertigten Welle angereihten Papierblätter, würden durch diese Art von Eingreifung hinlänglich zurückgehalten, und

man

man dadurch die schädliche Wirkung der Nägel und der Ecken der vierkantigen Welle vermeiden.

Diese Einrichtung ist noch nicht gebraucht worden; daher wird sie hier bloß als ein Mittel zur Vervollkommnung angezeigt.

Das Mittel, welches man anwenden muß, um gute Walzen zu erhalten, ist der starke Druck des Papiers. Zu dieser Absicht preßt man nur eine kleine Anzahl von Blättern auf ein Mahl; und man thut zu diesen schon gepreßten andere hinzu, bis man die Länge erhalten hat, welche man der Walze geben will.

Man bedient sich, um dieses theilweise vorgenommene Pressen zu bewirken, mehrerer hölzerner und eiserner Scheiben, welche beyde von einem größeren Durchmesser seyn müssen, als derjenige ist, welchen man der Walze geben will. Die hölzernen müssen drey oder vier Zoll Dicke haben; die eisernen drey oder vier Linien.

Auf den Queerbalken einer starken Presse errichtet man die Welle der Walze, welche mit der ihr zur Grundfläche dienenden festen Platte versehen ist; man paßt Papierblätter an, bis zu der Höhe von bloß vier bis fünf Zoll; man füllt hernach die übrige Länge der Welle mit den eben genannten hölzernen Scheiben; wobey man zu beobachten hat, daß jede durch eine eiserne Scheibe getrennt wird, welche dazu dient, daß sie diese hält und ihnen Festigkeit gibt.

Wenn dieses geschehen ist, so senkt man den Mantel der Presse, welche auf der oberen Scheibe aufliegen muß, und man preßt mit der größten Gewalt auf diese Zusammenstellung.

Nach einem zweystündigen Drucke preßt man von neuem; und wenn der Hebel seine Dienste verweigert, so läßt man alles während einiger

Zeit in Ruhe. Diese Arbeit wird wiederhohlt, indem man die Welle immer mit neuen Blättern versieht, bis man die erforderliche Höhe erreicht hat; und je nachdem ihre Menge steigt, so vermindert man die Anzahl der Scheiben, so daß der Punkt des Pressens fast immer in der nähmlichen Höhe sich befindet.

Wenn das Papier durch das Pressen bis zu dem an dem oberen Ende der Welle angebrachten Schraubengange gekommen ist, so bedient man sich der Schraubenmutter, welche man mit Gewalt über der zweyten Platte anspannt, und zwar vermittelst des oben erwähnten doppelarmigen Schlüssels.

Um diesen letzten Grad des Pressens zu geben, muß die viereckige Grundfläche der Welle auf ein Stück von Metall oder von geschmiedetem Eisen gestellt und gehalten werden, in dessen Mitte sich eine Oeffnung befindet, welche diese Grundfläche aufnimmt, indem man die Preßschraube arbeiten läßt.

Das viereckige Stück oder der Ambos von Eisen muß auf dem Boden der Werkstätte eingekittet seyn, oder durch irgend ein anders Mittel gehalten werden, so daß es den Kraftäußerungen der Hebel des Schlüssels nicht nachgibt.

Anstatt dieses eisernen Stücks kann man sich der Backen eines Schraubstocks bedienen, aber er muß von einer sehr starken Abmessung seyn.

Das auf diese Art gepreßte und zusammengedrückte Papier ist sehr wenig elastisch; die Blätter bekommen ein solches Anhängen unter sich, daß sie einen festen Körper bilden, und daß man die Schraubenmutter drehen kann, ohne daß diese Masse sich merklich hebt. Dieser Umstand

stand macht es leicht, neue Blätter hinzu zu thun, je nachdem die bereits gepreßten eine Verminderung in ihrem Umfang leiden; und eben dieses ist es, was den Walzen nach einigen Arbeitstagen widerfährt. Man bemerkt alsdann, daß die Blätter sich trennen und sich zwischen einander öffnen; und dieses ist der Fall, wo man neue hinzu thun muß. Dieses Hinzuthun wird wiederhohlt, je nachdem man es nöthig findet.

Wenn das Papier in der Presse zwischen den beyden über der Welle angebrachten Platten sich befindet, so bringt man die Walze auf die Drehbank, wo sie mit der größten Genauigkeit zugerichtet werden muß. Man muß mit mehreren gut geschärften Werkzeugen versehen seyn; denn die Härte dieser Zusammensetzung wird sie eher abstumpfen als Eisen und Messing.

Man muß bemerken, daß der Umfang des Papiers den Umfang der Platte um zwey oder drey Linien übertreffen muß, damit die metallenen Walzen genau auf dem Papier, und nicht auf den Platten aufliegen.

Ueber den Gebrauch und die Verfertigung der Papierwalzen, zum Gebrauche für Kattunfabriken ꝛc. Steht im Magazin aller neuen Erfindungen, Leipzig, bey Baumgärtner. Nr. 19. (1803) 4. S. 33 fl. Nach einem Aufsatze, welchen der französische Bürger Bardel der pariser Gesellschaft zur Aufmunterung des Nationalfleißes mitgetheilt hat.

Der Dosenfabrikant Herold in Berlin verfertigt solche papierne Walzen für Seidenbandmanufacturen, welche gleichfalls den hölzernen weit vorzuziehen sind, weil sie der Hitze mehr widerstehen, keine Risse bekommen, und einige Jahre länger dauern.

Papierwaschmaschine, eine Maschine, womit die Lumpen und andere bey der Papiermanufactur nöthige Sachen auf eine bequeme Weise gewaschen werden können, ohne daß die Arbeiter sich lange dabey aufhalten dürfen.

Es ist im Art. Papier, Th. 106, S. 580 fl. zwar schon eine Maschine der Art beschrieben worden, welche Herr Lüdemann in Heiligenstadt im Eichsfelde erfunden hat; die nachfolgende, welche von Herrn Joh. Christ. Stoß zu Neukirchen bey Crimmitschau angegeben worden ist, ist aber noch einfacher und vollkommener, und verdient in solchen Mühlen, wo man Platz zu ihrer Anlage aufbringen kann, daher den Vorzug. Sie unterscheidet sich hauptsächlich von der Lüdemannischen dadurch, daß sie nicht durch ein Getriebe mit dem Holländer in Verbindung steht und durch diesen bewegt, sondern nach Art eines Ziehpansters im Gerinne angebracht, und also unmittelbar durch das Wasser in Bewegung gesetzt wird. Man sieht leicht ein, daß man auch hier keinen Trog mit Wasser, wie bey der Lüdemannischen Maschine unterzusetzen braucht, daß man ferner der Mühe überhoben ist, das reine Wasser durch eine Rinne herbeyzuleiten, und das unreine Wasser abzulassen, weil hier das Wasser des Gerinnes auf die Tonne fällt, die darin befindlichen Materialien wäscht, und, nachdem es seine Dienste gethan, von selbst abfließt und die Unreinigkeiten mit sich nimmt.

Auch die Tonne, worin die Habern, Filze und Schaafbeine gewaschen werden, hat eine andere Einrichtung. Bey Herrn Lüdemann ist solche nur zwey Fuß dick, hier kann sie aber so dick werden, als es die Breite des Gerinnes ver-

verstattet; je breiter also das Gerinne ist, desto länger wird die Tonne und desto mehrere Materialien kann sie fassen. Die Tonne, welche Herr Stoß dazu angegeben hat, gleicht einem oberschlächtigen Wasserrad, und wurde auf folgende Art verfertiget; er ließ eine vierzöllige Welle machen, die an beyden Seiten Zapfen hatte, und fast so lang war, als das Gerinne breit ist; dann ließ er aus zweyzolligen Pfosten zwey runde Böden oder Scheiben verfertigen, und solche an beyden Enden der horizontalliegenden Welle, welche zur Axe diente, senkrecht befestigen. Die Höhe oder der Diameter dieser Scheiben wird nach der Beschaffenheit des Gerinnes eingerichtet, doch scheint eine Höhe von 5 Fuß am vortheilhaftesten zu seyn. An der Peripherie dieser beyden Scheiben werden, etwa einen Zoll unter dem Rande, rund herum Löcher, die allemahl 3 Viertelzoll von einander entfernt sind, halb durchgemeißelt oder gebohrt, und Spalierlatten oder Stäbe hineingepaßt. Zwischen diesen Stäben werden nun noch sieben große und sieben kleine Wasserschaufeln, in gleichen Entfernungen, so daß sie zusammen einen Kreis bilden, und nach einer großen Wasserschaufel allemahl eine kleine folgt, zwischen beyden Scheiben an der Peripherie angebracht. Ist der Diameter der Tonne klein, so braucht man auch der Schaufeln wenigere. Die großen Wasserschaufeln reichen sechs bis sieben Zoll unter die Spalierlatten hineinwärts nach der Welle zu, und ragen auch eben so weit über die Peripherie der Scheiben hinaus; die kleinen Wasserschaufeln hingegen reichen nicht weiter einwärts, als die Spalierlatten gehen, auswärts aber ragen sie eben so weit, als die großen Wasserschaufeln, über

die Peripherie der Scheiben hervor. Der auswärts gehende Theil aller Wasserschaufeln dient zum Auffangen des Wassers, welches die Tonne treibt, und der einwärts gehende Theil der großen Schaufeln dient dazu, die Filze aufzunehmen, sie auf der einen Seite in die Höhe zu führen, und sie im Fallen wieder aufzufangen. Statt der Thür sind die zwischen zwey Schaufeln befindlichen Latten so eingerichtet, daß man sie herausheben, die Filze oder Schaafbeine in die Tonne werfen, und dann die Latten wieder einsetzen kann. Die Zapfen der Welle laufen auf beyden Seiten in Bäumen, und das ganze Gerüste, worin die Tonne sich bewegt, ist wie ein Ziehpansser eingerichtet, so daß die Maschine mittelst einer kleinen, am Gerinnespannrahmen angebrachten Welle, gehoben und niedergelassen werden kann.

Herr Stoß hat diese Maschine auf seinem Gerinne zwischen der Holländerschütze und Klappe, da wo das Wasser auf das Holländerrad fällt, angebracht, weil es nach der Einrichtung seiner Papiermühle hier am schicklichsten war; ein jeder muß hier von dem Raume und der schicklichsten Gelegenheit profitiren. Will man Schaafbeine waschen, so wird die Maschine, wie ein Ziehpansserwasserrad erst in die Höhe gezogen, die beweglichen Latten werden ausgehoben, die Beine hineingeschüttet, die Latten wieder eingesetzt, dann wird die Maschine niedergelassen, daß sie vom Wasser herumgetrieben wird; nach einer halben Stunde wird die Maschine, mittelst der kleinen Welle, gehoben, hierauf setzt man die Gerinnschütze ein, hebt die Latten aus, und läßt das Wasser wieder auf die Maschine, da sie dann die Schaafbeine von

selbst

selbst auf das Gerinne schüttet, an dem unten ein Gitter angebracht ist, welches die Beine aufhält, bis sie hinweggenommen werden sollen. Sonst wurden zur Reinigung der Schaafbeine drey Stunden erfordert, hier werden sie aber schon in einer halben Stunde rein. Auch die Reinigung der Filze nimmt nur zwey Stunden Zeit hinweg.

Herr Stoß merkt noch an, daß man auch die Kartoffeln, womit man das Vieh füttern will, in dieser Maschine rein waschen kann.

Die ganze Einrichtung der Maschine ist, wie jeder sieht, einfach und nicht kostspielig; alles kommt darauf an, ob Raum und Gelegenheit in einer Papiermühle ihre Errichtung verstatten, da dann jeder Papierfabrikant gewiß seinen Vortheil dabey finden wird. Fig. 6302 a) — f) findet man diese Maschine, nebst ihren wichtigsten Theilen abgebildet.

Erklärung der auf Fig. 6302 a) — f) abgebildeten Waschmaschine des Herrn Stoß.

Fig. 6302 a) ist die äußere Gestalt der Waschmaschine oder der Tonne.

Fig. b) ist der Durchschnitt der Tonne, welcher zeigt, wie die Wasserschaufeln an der Peripherie der Scheibe eingefügt sind, nähmlich so, daß auf eine große Wasserschaufel e) eine kleine f) folgt u. s. w. d) in Fig. b) bezeichnet das Loch für die Axe der Tonne.

Fig. c) ist die Axe der Tonne, nebst ihren Zapfen.

Fig. e) ist eine große Wasserschaufel.

Fig. f) ist eine kleine Wasserschaufel.

Das Maaß aller einzelnen Theile ergibt sich aus dem auf der Kupfertafel beygefügten verjüngten Maaßstabe.

Nachher wurde diese Art der Waschmaschine auch von dem Papierfabrikanten, Herrn

Joh. Franz. Loschge, zu Burgthan bey Nürnberg, empfohlen, welcher meldete, daß er sich einer solchen Maschine schon seit anderthalb Jahren mit Nutzen bediene, und jährlich 4 bis 5 Klaftern Holz dabey erspare; eine Maschine mit Schaufeln in einer Schußrinne sey erst kürzlich daselbst von dem Herrn Luber angelegt worden, und das Waschen darin könne bloß durch das Zu- und Abgehen eines Lehrlings besorgt werden. Auch bemerkt er, daß bey längerem Gehen der Maschine die Filze noch nicht so viel leiden, als bey dem sonst gebräuchlichen Waschen mit der Hand.

Almanach der Fortschritte in Wissenschaften, Künsten, Manufacturen und Handwerken, von Ostern 1796 — 97. Herausgegeb. von G. C. B. Busch. Zweyter Jahrg. Erfurt, bey Keyser. 1798. 8. S. 601 ff.

Papierzeichen, ist dasjenige Zeichen, welches der Papiermacher bey jedem Rieße macht. Zehn solcher Zeichen machen also einen Ballen und 15 einen und einen halben Ballen. Der Buchdrucker theilet bey dem Umschlagen ein Rieß in zwey Theile, und nennt jedes ein Zeichen, welches er in einer Stunde auf einer Seite drucket, und also in zwey Stunden 500 Bogen vollendet.

Diejenigen Zeichen im Papiere selbst, welche vermittelst der Drahtform gemacht werden, und dazu dienen, die Papierart und die Mühle oder Manufactur, wo das Papier gemacht wurde, zu bezeichnen, heißen Wasserzeichen, und es ist darüber im Art. Papiermacherordnung, oben, S. 118. 125 und anderwärts verschiedenes bemerkt worden.

Papilio, Papilion, Franz. Papillon, der Nahme einer Familie der Schmetterlinge, für welche man im Deutschen eigentlich den Nahmen Tagfalter hat.

Bey

Bey den Römern gab es eine Art Zelte, Papilio, genannt, welche vermuthlich daher so hießen, daß sie in der Gestalt Aehnlichkeit von einem Schmetterlinge hatten.

Papillotage, kleine, zu häufige und zu sehr gepreßte Falten in Kleidern; s. im Art. Falte, Th. 12, S. 165.

Papillote, ein dreyeckiges Stück Papier, womit man die Haarlocken beym Frisiren einwickelt, entweder um sie durch das Brennen zu kräuseln, oder damit sie durch das Einwickeln selbst einige Kräuse annehmen. S. im Art. Frisiren der Kopfhaare und Perrücken, Th. 15, S. 141. Das Einwickeln der Haare in solche Papilloten heißt papillotiren.

Papinianisten, nannte man sonst diejenigen Studenten, welche, nachdem sie die Rechtsgelahrtheit zwey Jahre getrieben, im dritten zu den Vorlesungen über die Responsa des berühmten Rechtslehrers Aemilius Papinianus zugelassen wurden. Dieser Papinian war im zweyten Jahrhunderte berühmt.

Papinische Maschine, oder Siedetopf, Papin's Digestor, Papinischer Kessel, ein metallenes, durch starke Schrauben oder von innen anpassende Deckel verschlossenes Gefäß, um das Wasser darin in einem hohen Grade zu erhitzen, ohne daß die dadurch entstehenden Dämpfe einen Ausgang finden können. Wasser in offenen Gefäßen steigt nur bis zu einem gewissen Grade der Wärme, bis zu dem Siedepunkte, weil die stärker erhitzten Theile sofort in Dämpfe verwandelt werden, und das Sieden bewirken. In fest verschlossenen Gefäßen können diese stärker erhitzten Wassertheile oder Dämpfe nicht verfliegen, daher sie immer stärkere

Grade der Hitze annehmen, diese den im Wasser befindlichen Körpern mittheilen, und dadurch Wirkungen hervorbringen, die bey dem gewöhnlichen Kochen nicht möglich sind. In der obigen Maschine kann man vermittelst weniger Kohlen Knochen, Elfenbein und harte Hölzer auflösen, und auf diese Art, besonders aus thierischen Materien kräftige Brühen und Gallerten bereiten. Dionysius Papin, ein französischer Arzt, welcher nachher Professor zu Marburg wurde, machte diese Erfindung im Jahr 1681 bekannt, und hatte dabey die Absicht, Säfte thierischer und vegetabilischer Körper auf eine leichte und wohlfeile Art auszuziehen. Wilke hat diesen Topf, welcher, um der unglaublichen Gewalt der Dämpfe auf die Wände desselben zu widerstehen, am sichersten aus getriebenem Kupfer bereitet wird, noch mehr zum ökonomischen Gebrauche eingerichtet.

Die genauere Einrichtung dieser Maschine, die daran versuchten Verbesserungen und der mannigfaltige ökonomische und physikalische Gebrauch, wozu sie sich anwenden läßt, so wie die nöthige Vorsicht, welche dabey zu beobachten ist, findet man im Art. Kochen, Th. 42, S. 285—321 ausführlich beschrieben und mit Abbildungen erläutert. Ich darf mich hier deshalb dabey nicht verweilen; nur will ich in der Kürze von den neuesten Verbesserungen dieser Maschine einige Nachrichten hinzufügen.

In dem Algemene Konst en Letterbode, 1801, Nr. 2. findet man die Beschreibung eines verbesserten Papinischen Topfes zur Bereitung der Gallerte aus Knochen, nebst Versuchen über die Verbesserung der Rumford'schen Armensuppe, vom D. van Marum. Vermöge der Ein-

Einrichtung, die van M. diesem Topfe gegeben hat, kann solcher durch geschickte Arbeiter bequem regiert werden. Bey mäßigem Feuer, wo nur sehr wenig Dampf durch die Klappe entwischte, wurden aus 16 Pfund Knochen 40 Pfund Gallerte von der ersten, und 26 Pfund von der zweyten Abkochung erhalten. Zugleich hat v. M. gezeigt, wie durch diese Gallerte die Rumfordsche Armensuppe verbessert werden kann.

Auch der Herr von Edelkranz hat auf die Verbesserung des papinischen Digestors vielen Fleiß verwendet, und nicht nur die seit sechs Jahren zu Stockholm davon erhaltenen Resultate, sondern auch die Beschreibung der Maschine selbst, die er 1802 zu Berlin verfertigen ließ, bekannt gemacht. Die Zwecke, welche Herr von Edelkranz durch seine Verbesserung des Digestors zu erreichen suchte, waren folgende: 1) Die Hitze der eingeschlossenen Flüssigkeiten und ihrer Dämpfe nach Gefallen zu vermehren; 2) nicht bloß in jedem Augenblicke die Stärke des Dampfes zu messen, sondern denselben auch zugleich während der Zeit des Versuchs zu bestimmen, und in einem willkührlichen Grade fest zu halten; 3) eine hinlängliche Festigkeit des Werkzeugs und Entfernung aller Gefahr; 4) Bequemlichkeit beym Gebrauch, und Leichtigkeit, Versuche damit anzustellen. Um diese Zwecke zu erreichen, hat Herr von Edelkranz dem papinischen Digestor die Einrichtung gegeben, daß der Deckel, welcher conisch ist, durch die Dämpfe selbst zur Verschließung der Oeffnung in die Höhe gedrückt wird. In dem Deckel bewegt sich eine mit Seitenöffnungen versehene Röhre in einer andern, und paßt in derselben so genau, daß die in dieselbe eindringen-

den

den Dämpfe nur durch die Seitenöffnungen einen Ausweg finden. Die Kraft, mit der sie in die Höhe gedruckt wird, und die Zahl der Oeffnungen, durch welche die Dämpfe den Ausweg suchen, bestimmt demnach den Grad der Elasticität derselben in unveränderlichen Maßen, wodurch der zweyte Zweck erreicht wird. Der erste Zweck wird durch Vergrößerung des Feuers und der Gewichte, die den Stempel beschweren, erreicht. Die ganze Einrichtung ist so beschaffen, daß ein solcher Digestor gar keiner Gefahr ausgesetzt ist. — Mehreres hierüber findet man in Voigt's Magazin f. den neuesten Zustand d. Naturkunde. VII. Bds. 4s St. S. 308 ff.

Papio, Papion, der Nahme einer Affengattung, wovon es mehrere Arten gibt, wie es im Art. Pavian nachzusehen ist.

Papio-caesarea, nähmlich constitutio, nennt man diejenige Verfassung eines Landes, wenn die Geistlichen daselbst größere Macht haben, als die weltliche Obrigkeit; Caesareo-papia hingegen ist diejenige Verfassung, wo die Bewohner von der Obrigkeit gezwungen werden, eine bestimmte Religion anzunehmen.

Papion, s. Papio.

Papiria, Thunberg, eine Gattung der Zwiebelgewächse, deren bis jetzt bekannte Arten sämmtlich am Kap wachsen, und deren Früchte einen schönen erdbeerenartigen Geruch haben. Im Linné'schen Pflanzensysteme führt diese Gattung den Nahmen Gethyllis; im Deutschen wird sie Zwiebelfrucht, Vehtblume und Papierlilie genannt.

Papist, eine Benennung, welche den Katholiken, als Anhängern des Papstes, von andern Religionsverwandten gegeben wird, und einen verächt-

ächtlichen Nebenbegriff hat. Daher die Ausdrücke Papisterey, die römisch-katholische Religion (im verächtlichen Sinne), und papistisch, zur römischen Kirche gehörig, derselben ähnlich, in derselben gegründet.

Paplin, ein halbseidener Zeug, welcher vor mehreren Jahren Mode war, und wovon man in den Verhandlungen der Hamburger Gesellsch. I. S. 310 einige Nachricht findet.

Papolatrie, die Verehrung oder Anbetung des Pabstes.

Papparbeit, ist die Kunst, in Pappe zu arbeiten, oder aus Pappe allerley Behältnisse und Geräthe zu machen.

Man pflegte diese Kunst bisher fast allgemein nur als einen bloßen Zeitvertreib, zur Ausfüllung müßiger Nebenstunden, zu betrachten, übrigens aber ihr wenigen oder gar keinen Werth beyzulegen. Eine genauere Betrachtung derselben lehrt aber, daß dieses Urtheil höchstens nur die Art treffen könne, wie man sie bisher erlernte und ausübte. An sich ist sie allerdings einer größeren Vollkommenheit fähig, und es läßt sich außer der Unterhaltung und nützlichen Beschäfftigung, welche sie vielsitzenden Personen, besonders der Jugend in den Nebenstunden gewähren kann, auch sehr gut eine Anwendung im Großen davon machen, zur Verfertigung einer Menge zierlicher und schätzbarer Geräthe, die, wenn sie auf die gehörige Art zugerichtet und lackirt werden, in der Haushaltung eine bedeutende Lücke ausfüllen können. Diese Kunst empfiehlt sich überdem besonders dadurch, daß man, wenn man dieses Geschäft bloß zum Vergnügen treibt, keiner besondern Werkstelle bedarf; denn der Apparat von Instrumenten ist nicht groß,

groß, und läßt sich allenfalls in ein Kästchen oder in eine große Mappe bringen *).

Die Anzahl von Instrumenten, die zu der Kunst, in Pappe zu arbeiten, erforderlich sind, ist für diejenigen, die sich bloß zum Vergnügen damit beschäftigen wollen, sehr klein, da man im Gegentheil eine ganze Werkstatt nöthig hat, sobald es auf Geschwindigkeit, Akkuratesse und Nettigkeit ankommt, um darin nützlich zu werden, und sich, wenigstens zum Theil, seinen Unterhalt damit zu verdienen. — Doch der Zweck der Kunst sey, welcher er wolle, sie werde mehr oder weniger als Nebensache getrieben: so ist es immer für den Anfang genug, wenn man ein Lineal, am besten ein eisernes, einen richtigen Winkelhaken, einen Maßstab, eine Scheere, ein gutes Messer und einen Zirkel bey der Hand hat; das Uebrige kann man sich nach und nach anschaffen, so wie man in der Kunst weitere Fortschritte macht.

I. Maßstab. Unter dem Maßstabe versteht man nicht den gewöhnlichen, in Fuß, Zoll und Linien abgetheilten, auch nicht den verjüngten, sondern einen schlichten, viereckigen Stab von hartem Holze, ein bis anderthalb Fuß lang, einen halben Zoll breit und einen Viertelzoll dick. Zu diesem Maaßstabe gehört noch eine von Pappe verfertigte, zwey oder drittehalb Zoll lange,

*) Die vorzüglichste und sehr ausführliche Anleitung zu dieser Kunst ist in nachfolgendem Werke enthalten, — aus welchem ich hier einiges entlehne, um einen Begriff davon zu geben: — Der Pappar beiter, oder Anleitung in Pappe zu arbeiten. Vorzüglich Erziehern gewidmet, von Bernhard Heinrich Blasche, Lehrer an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. I — IIter Theil, 2te Ausg. Schnepfenthal, im Verlage der Buchhandlung der Erziehungsanstalt, 1801. 258 S. 8. mit Kupf. III Th. eben daselbst, 69 S. nebst Register und Zusätzen.

lange, an beyden Enden offene Scheide oder Kapsel, in welche der Stab gut, d. h. weder zu streng, noch zu leicht passen muß, so daß sich diese Kapsel, wenn man den Stab mit der rechten Hand umfaßt, durch einen mäßig starken Druck des Daumens, auf demselben fortschieben läßt.

Der Maßstab muß überall gleich breit und dick, und auf der Oberfläche glatt gearbeitet seyn, und die Scheibe wird, ehe man sie mit Papier überzieht, mit Leimwasser getränkt, um ihr mehr Festigkeit zu geben.

II. Messer. Zum Schneiden der Pappe wäre zwar im Nothfall ein Federmesser schon hinreichend, allein da, besonders bey Anfängern, die Spitzen leicht abbrechen, oder sich auch zu oft abstumpfen, so bedient man sich am besten solcher Messer, die bey den Tischlern unter dem Nahmen Schnitzer bekannt sind, und auch von den Buchbindern gebraucht werden; doch muß man die kleinsten zu bekommen suchen, weil diese am leichtesten zu regieren sind. Die Messer müssen von gutem Stahl und wohl gehärtet seyn; auch muß man mehrere haben, da das Schneiden der Pappe sehr abstumpft, und man beym Gebrauch eines einzigen Messers zu viel Zeit mit Schleifen und Wetzen verlieren würde. Der Federmesser bedient man sich mehr zum Schneiden des Papiers, als der Pappe. Auch von diesen muß man aus gleicher Ursache etliche bey der Hand haben.

III. Winkelhaken. Die Einrichtung eines Winkelhakens zum Gebrauch bey der Papparbeit beruht auf folgendem; Er besteht, wie gewöhnlich, aus zwey ungleichen Schenkeln A B, B C Fig. 6303. doch so, daß B C um etwa 3

Linien

Linien stärker ist, als A B, wodurch bey c auf beyden Seiten ein Falz oder Absatz entsteht, welcher dazu dient, daß man beym Gebrauch den Schenkel B C an den beschnittenen Rand der Pappe nur anschieben, mithin die richtige Lage des Winkelhakens nicht erst suchen darf.

IV. Zirkel, Schneidezirkel. Außer dem gewöhnlichen Zirkel, welcher ein eiserner seyn kann und dessen Gebrauch der oben beschriebene Maßstab in den meisten Fällen entbehrlich macht, bedient man sich auch bey der Papparbeit eines Schneidezirkels, d. h. eines solchen, dessen einer Schenkel mit einem Messer versehen ist, um die Pappscheiben, welche bey cylindrischen Arbeiten so häufig vorkommen, ohne Vorzeichnung sogleich ausschneiden zu können; denn das Ausschneiden der Scheiben aus freyer Hand nach vorgezeichneten Zirkellinien ist nicht nur sehr unbequem, sondern auch zeitraubend. Man lasse sich also einen hölzernen Zirkel mit dem Quadranten Fig. 6304. verfertigen. Beyde Schenkel sind gegen das Ende bey c e mit Eisen oder Messing beschlagen. Das Beschläge des Schenkels A B, hat am Ende bey B eine Spalte, in welche ein kleines zweyschneidiges Messer paßt, das mittelst einer Schraube c, welche ganz durchgeht, festgeschraubt werden kann. Auch läßt sich vermöge dieser Einrichtung das Messer bey jeder Eröffnung des Zirkels senkrecht gegen die Fläche der Pappe richten, damit, besonders bey großen Scheiben, der Rand nicht zu schräg werden kann. Derselbe Schenkel des Zirkels kann überdieß vermittelst der Stellschraube g und des Quadranten, über welchen er geht, in jeder beliebigen Eröffnung festgestellt werden. Beyde, sowohl der gewöhnliche, als der Schneidezirkel dürfen

übrigens

übrigens nicht zu leicht, sondern etwas schwer, doch gleichmäßig auf- und zugehn.

Oder man bediene sich dazu eines eisernen Stangenzirkels Fig. 6305. An dem einen Ende der Stange AB ist ein zweyschneidiges Messer entweder fest gelöthet, oder besser in einer Oeffnung beweglich und mit einer Stellschraube befestigt. Die Spitze des Messers muß mit der Spitze D gleiche Entfernung von der Stange haben, deswegen ist die Beweglichkeit des Messers vorzuziehn, weil dieses durch das Schleifen nach und nach kürzer wird. Die Stange selbst welche wenigstens 5 Zoll Länge haben kann, verschiebt sich in einer Oeffnung g der Säule CD, und kann mit der Stellschraube d festgestellt werden. Diese Einrichtung ist zum Ausschneiden der Scheiben noch zweckmäßiger, als der Quadrantenzirkel und weniger kostbar nur daß man den Halbmesser einer zu schneidenden Scheibe nicht so bequem damit aufnehmen kann, als mit jenem. Es gehört übrigens viel Akkuratesse dazu, einen solchen Zirkel gut zu verfertigen, denn die Hauptsache ist, daß die Stange in die viereckige Oeffnung bey g recht gut paßt, so, daß sie nicht auf und niederwärts wanken kann, und doch dabey sich leicht verschieben läßt. Eben dieß gilt auch vom Messer, wenn es beweglich ist.

Anwendung der Instrumente.

a) Vortheile beym Schneiden der Pappe.

Das erste, was ein Anfänger thun kann, ist, daß er sich übe, die Pappe nach dem Lineale schneiden zu lernen. Man legt in dieser Absicht die Pappe auf ein glatt und eben gearbeitetes viereckiges Bret von hartem Holze, welches

ohngefähr zwey Schuh ins Gevierte groß seyn kann. Nun legt man das Lineal auf die Pappe, senkrecht gegen die Kante des Brets gerichtet, vor welcher man steht, hält oder drückt das Lineal mit dem Zeige-, Mittel- und Goldfinger und zurückgestemmtem Daumen der linken Hand fest an, und schneidet in derselben Richtung gegen sich zu. Das Messer faßt man dabey in der rechten Hand, entweder so, daß der Zeigefinger auf dem Rücken des Messers aufliegt, oder man umfaßt, um mehr Kraft anzuwenden, wenn der Heft des Messers groß genug ist, denselben mit der Faust, und schneidet anfangs langsam, in der Folge nach mehrerer Uebung, mäßig geschwind, immer aber mit ziemlich starkem Drucke des Messers während des Schneidens. Die Schnitte werden einigemahl wiederhohlt, bis die Pappe ganz durchschnitten ist.

b) Gebrauch des Maaßstabes und Winkelhakens.

Die Kapsel, welche sich auf obenerwähntem Maaßstabe hin und wieder schieben läßt, macht denselben geschickt, jedes beliebige Maaß in der Geschwindigkeit abnehmen und auftragen zu können. Es wäre z. B. der Fall, daß eine Tafel von Pappe nach einem bestimmten Modell geschnitten werden sollte. Man lege den Maaßstab queer auf die Fläche der zum Modell dienenden Tafel (d. h. senkrecht gegen eine längere Kante derselben wenn es eine längliche Tafel ist), und zwar so, daß das Ende des Maaßstabes genau über dieser Kante zu liegen kommt; man halte den Maaßstab mit der linken Hand in unverrückter Lage auf der Tafel fest, und schiebe mit dem Daumen der rechten die Kapsel an die

andere

andere Kante dicht an, so erhält man das Maaß von der Breite der Tafel. Um dieses nun auf die Pappe, von der man eine Tafel von gleicher Größe mit dem Modell schneiden will, aufzutragen, hebt man den Maaßstab mit unverrückter Kapsel auf, und legt ihn über die Pappe eben so senkrecht mit deren geradlinigem Rande, so, daß das vordere Ende der Kapsel diesen Rand berühre, doch ohne dabey stark zu drücken, damit sich die Kapsel nicht verschiebe. Man drücke den Maaßstab mit zwey bis drey Fingern der linken Hand fest auf, und steche mit der rechten da, wo er sich endigt, einen Eindruck in die Pappe, es sey nun mit einer Pfrieme oder mit der Spitze eines Messers. Eben so legt man den Maaßstab an einem andern Orte desselben Pappandes an, welcher jedoch dem ersten nicht so nahe seyn darf, um einen zweyten Eindruck zu machen, welcher sonach mit dem ersten gleichweit vom Rande entfernt seyn muß. An diese beyden Eindrücke legt man das Lineal dicht an, und schneidet, ohne zu verrücken, mit dem Messer durch. Dieser Pappstreif, den man hierdurch erhält, wird, wenn man richtig verfahren hat, mit der Tafel einerley und überall gleiche Breite haben.

Jetzt soll nun der Streif auch gleiche Länge mit dem Modell bekommen; hierzu gehört, daß man denselben zuvor an einem von beyden Enden rechtwinklich beschneide. In dieser Absicht legt man den Streif quer vor sich hin, und schiebt den Winkelhaken (Fig. 6303) dergestalt an, daß der innere Rand eg des kürzern Schenkels den vordern oder nächsten Pappand überall berühre, indeß der äußere Rand fh des längern Schenkels gegen die rechte Hand gerich-

tet ist; und so schneidet man bey unverrückter Lage des Winkelhakens nach der Richtung fh. An diesem beschnittenen Rande wird nun die Länge der Tafel auf eben die Art, wie vorhin die Breite, abgemessen und geschnitten.

c) Anwendung des Schneidezirkels.

Der Gebrauch dieses Zirkels, wenn es ein Quadrantenzirkel ist, erfordert einige Uebung, und Anfänger können daher nicht sogleich damit zurecht kommen. Man beobachte folgende Kunstgriffe: Ob man von der rechten gegen die linke Hand, oder umgekehrt von der linken gegen die rechte schneidet, ist gleichviel, aber der Zirkel muß mit Leichtigkeit regiert werden; zu starkes Aufdrücken macht, daß das Messer von der Bahn abweicht, auch muß man während des Schneidens nicht einwärts, sondern seitwärts in derselben Richtung drücken, in welcher das Messer laufen soll. Man schneidet nur ruckweise, nur kleine Bogen auf einen Zug, und dreht, um weiter zu schneiden, die Pappe herum, so daß die Hand mit dem Zirkel immer in derselben Lage bleibt, in der man am bequemsten schneiden kann; daher darf das Stück Pappe, woraus man eine Scheibe schneiden will, nicht viel größer seyn, als der Umfang einer Scheibe. So fährt man mit Schneiden fort, bis das Messer beynahe durch ist, dann schneidet man die Scheibe mit der Schärfe, nicht mit der Spitze eines Federmessers, vollends aus. Der Stangenzirkel hingegen erfordert nicht so viel Vorsicht, man kann mehr Kraft damit anwenden, und die Scheibe mit wenig Mühe und Zeit ganz damit ausschneiden.

d) Ausschneiden der Pappe nach krummen Linien, ohne Zirkel.

Man muß sich auch üben, krumme Linien aus freyer Hand nach der Vorzeichnung schneiden zu lernen; denn oft hat man auch ovale Scheiben nöthig, und es kommt nicht selten vor, daß die Pappe zur Verzierung oder Verschönerung gewisser Arbeiten auf mannichfaltige Art ausgeschnitten werden soll, wozu man der Fertigkeit, nach krummen Linien aus freyer Hand zu schneiden, nicht entbehren kann. Man bedient sich dazu allemahl eines Federmessers, dessen Spitze zwar scharf, aber nicht zu schwach seyn darf. Dieses Ausschneiden nach krummen Linien ist immer etwas mühsam, besonders wenn es dabey auf Akkuratesse ankommen soll, und man muß sich sehr in Acht nehmen, wenn man nicht zu oft von der vorgezeichneten Bahn mit dem Federmesser abweichen will; doch folgende Haltung des Messers erleichtert die Arbeit sehr. Man umfaßt den Heft mit allen Fingern der rechten Hand, den Daumen ausgenommen, welchen man gegen die linke Seite zu als Stütze aufstemmt, indem man von der linken gegen die rechte Hand schneidet, und die Pappe immer so dreht, daß die Hand mit dem Messer allezeit in der zum Schneiden vortheilhaftesten Lage bleibt. Hierdurch wird es bey einiger Uebung bald möglich, das Messer bey dergleichen Operationen mit ziemlicher Sicherheit zu regieren. — Auch in solchen Fällen ist es besser, die Pappe mit der Scharfe vollends auszuschneiden. Die krummlinigen Ränder der auf solche Art ausgeschnittenen Sachen müssen zuletzt noch jederzeit mit Federmesser und Scheere ausgebessert werden.

Von der Verfertigung cylindrischer Sachen.

Von den cylindrischen oder walzenförmigen Arbeiten sind die einfachen Schachteln oder Dosen und Büchsen ohne Falz die leichtesten. Man kann sie entweder aus freyer Hand, d. h. bloß mit Hülfe der im vorhergehenden beschriebenen Instrumente, oder auch über Walzen (Formen) verfertigen, welche letztere Art freylich, wenn die Sachen rund und glatt genug ausfallen sollen, bey weitem die vorzüglichste ist.

Mit Hülfe der Walzen oder Formen.

Man läßt sich zu diesem Behuf Walzen von verschiedener Größe, je nachdem die Dosen größer oder kleiner werden sollen, beym Drechsler aus hartem Holze verfertigen, doch müssen sie um einen guten Theil höher seyn, als die Dosen oder Büchsen, die man nach ihrem Umfange verfertigen will, damit man sie hernach bequem fassen und wieder herausziehen könne. Auch muß man beym Drechsler bestellen, daß er die Eindrücke läßt, welche auf der Grundfläche der Walzen durch die Spitzen auf der Drehbank entstehn, denn diese bezeichnen den Mittelpunkt und können, wie bald gezeigt werden soll, sehr gut benutzt werden.

Die Pappe, welcher man sich zu cylindrischen Arbeiten bedienen will, darf nur von geringer oder mittelmäßiger Stärke seyn, denn starke Pappe besitzt hierzu nicht die nöthige Geschmeidigkeit und Biegsamkeit, und würde zu oft brechen, mithin die cylindrischen Sachen nicht die gehörige Rundung erhalten können; doch gilt dieses nicht von den Böden, als welche von stärkerer Pappe gemacht werden müssen.

a)

a) Netz zur einfachen cylindrischen Dose.

Das erste, was man zu thun hat, und was überhaupt fast bey allen Arten von Arbeiten zu beobachten ist, besteht darin, daß die Pappe zuvor auf zwey Seiten rechtwinklich beschnitten werden muß. Man bestimme mit dem Maaßstabe die Höhe, welche die Dose bekommen soll, und trage diese Höhe auf oben beschriebene Art durch Eindrücke auf die Pappe. An diese Eindrücke legt man denn das Lineal an, und schneidet einen Streif, dessen Länge zum Umfange der Dose mehr als hinreichend seyn muß, und dessen Breite die Höhe derselben jedesmahl bestimmt. Man lege den Streif auf den Tisch, und queer auf den Streif die Walze, nahe bey dessen rechtwinklich beschnittenem Ende, drücke dieses Ende mit den Daumen beyder Hände an die Walze fest an, und winde so den Streif, der überall dicht anliegen muß, über der Walze auf. Jetzt messe man genau den Umfang, welches dadurch geschieht, daß man mit einem Eindruck der Messerspitze von außen den Ort bemerkt, wo inwendig das rechtwinkliche Ende an der Walze anliegt, doch gibt man besser ein klein wenig zu, als man sich der Gefahr aussetzt, zu kurz zu stechen, weil im letzten Falle die Walze in den Pappcylinder entweder zu streng oder gar nicht passen wird. Ist nun auf solche Art der Umfang bestimmt, so rollt man den Streif wieder ab, legt ihn auf den Tisch queer vor sich hin, und schiebt den Winkelhaken so an, daß der Eindruck dicht an die äußere Kante des längern Schenkels, nach welcher man schneidet, zu liegen komme.

Zur Probe rollt man nun den abgeschnittenen Streif wieder auf, und wenn man richtig verfahren hat, so muß dieser dergestalt um die Walze passen, daß die zusammentreffenden Enden einen nur unbeträchtlichen Zwischenraum zwischen dem Orte, wo sie zusammenstoßen und der Walze übrig lassen. Paßt nähmlich der Streif so genau, daß gar kein Zwischenraum übrig bleibt, so wird nach dem Verbinden beyder Enden, die Walze in die cylindrische Dose zu schwer hineingehn und noch schwerer wieder herauszuziehen seyn, welches deswegen vermieden werden muß, weil man nach dem Ueberziehn der Arbeit die Walze gar nicht wieder hineinbringen würde, welches doch nöthig ist, um sie gehörig poliren zu können.

Zur Vollendung des Netzes gehört nun noch der Boden. Man mißt ihn ab, wenn man den einen Schenkel des Zirkels in den Mittelpunkt der Grundfläche der Walze einsetzt, und den andern bis an die Pheripherie (Umfang) aufthut. Aus Furcht die Scheibe zu klein zu schneiden, eröffne man jedoch den Zirkel jedesmahl bis ein wenig über die Peripherie hinaus, indem sich der Fehler viel leichter wieder gut machen läßt, wenn der Boden zu groß, als wenn er zu klein ausgefallen ist. Ueberhaupt aber ist es besser, den Boden erst nachher zu schneiden, wenn die Enden des zur Dose bestimmten Streifes gebunden sind.

b) Bindungsmethoden der cylindrischen Sachen.

Hat man nun den Streif probirt, und sowohl seine Länge richtig, als seine Breite überall gleich-

gleichmäßig befunden, so ist man zunächst darauf bedacht, beyde Enden mit einander zu verbinden. Dieses kann nun auf verschiedene Art bewerkstelliget werden: entweder sticht man am Rande mit einer Pfrieme Löcher, und näht die Enden zusammen, oder man bestreicht die Enden mit starkem Leim, legt den Streif um die mit Seife bestrichene Walze, umwickelt ihn mit Bindfaden, und läßt es so trocknen. Andere schneiden gleich Anfangs den Streif länger, als nöthig ist, den Umfang der Walze zu bedecken, schärfen die Pappe an beyden Enden zu, leimen sie auf der Walze über einander, und umwinden sie ebenfalls mit Bindfaden, bis der Leim aufgetrocknet ist. — Herr Blasche fand indeß bald, daß die Bindung am zweckmäßigsten durch Papierstreifen, die man auf die an einander gelegten Enden aufkleistert, bewerkstelligt werden könne. Hierzu gehört aber, daß während der Zeit, daß der Kleister trocknet, der verbundene Theil gepreßt werde, denn ohne dieses würden vermöge der Elasticität der Pappe die Enden des Streifes wieder aus einander fahren.

Anfangs bediente er sich zu Erreichung dieser Absicht eines schmahlen Lineals, legte die auswendige Seite der verbundnen Stelle auf ein glattes und ebenes Bret, und auf die inwendige Seite legte er das Lineal, welches er dann mit Gewichten beschwerte. Die erkannte Unvollkommenheit dieses Mittels veranlaßte ihn zu weiterem Nachdenken, bis er endlich auf folgende Vorrichtung verfiel, deren er sich nun seit langer Zeit mit vielem Vortheil bedient.

Das Bindebrett.

ABCD Fig. 6306 ist ein glatt und eben gehobeltes Bret von hartem Holze, aa, bb, cc,

dd, sind durchgehauene länglich viereckige Löcher, wovon immer zwey zusammen gehören und von gleicher Größe sind. Zu jedem Paare dieser Löcher gehört eine hölzerne Klammer e, welche vermittelst der Schenkel ff etwas streng in ihre zwey Löcher paßt. Die Löcher selbst sind ganz durchgehauen und die Schenkel der Klammern, wenn diese ganz hineingeschlagen sind, können auf der untern Seite des Brets um einen halben oder ganzen Zoll hervorragen, daher das Bret an den zwey entgegengesetzten Enden g g auf der untern Seite mit Leisten, die wenigstens einen Zoll stark sind, beschlagen seyn muß.

Wenn man nun binden will, so legt man einen mit Kleister bestrichenen, etwa einen halben bis drey Viertel Zoll breiten Papierstreif auswendig auf das eine Ende des richtig ausgemeßnen, zum Umfang der Dose bestimmten Pappstreifes, dergestalt, daß der Papierstreif zur Hälfte über den Rand hervorragt; hierauf legt man das mit dem Papierstreife versehene Ende der Länge nach zwischen zwey Löcher des Bretes, biegt sodann das andere Ende herein, und legt es auf den hervorstehenden Theil des Papierstreifes, so, daß beyde Enden dicht an einander und die Ränder zu beyden Seiten gerade und gleich zu liegen kommen. Jetzt hält man den gebundenen Cylinder in unverrückter Lage mit der linken Hand fest, steckt das eine Ende der Klammer durch den Cylinder hindurch, setzt beyde Schenkel in die Löcher ein und schlägt mit einem hölzernen Hammer wechselsweise bald auf den einen, bald auf den andern Schenkel, bis die Klammer auf der verbundenen Stelle gehörig aufsitzt. Man stellt nun das Bindebrett mit dem gebundenen Cylinder zum Trocknen hin, und

nach

nach Verlauf von etwa einer halben Stunde hebt man die Klammer wieder auf, welches dadurch geschieht, daß man mit dem Hammer auf die auf der untern Seite des Brets hervorragenden Schenkel derselben schlägt, worauf sich dann die Klammer mit Hülfe eines starken Stäbchens (kleinen Hebels) oder mit bloßen Händen leicht vollends herausheben läßt.

Auf diese Art lassen sich die cylindrischen Arbeiten mit leichter Mühe und so gut binden, daß man nach dem Ueberziehen und Poliren die verbundene Stelle so leicht nicht finden darf. Auch kann, wer mehrere solcher Bindebreter in Bereitschaft hat, in kurzer Zeit eine große Anzahl cylindrischer Sachen binden, und man gewinnt also hierdurch, wenn man viel zu binden hat, zugleich auch viel Zeit, da man im Gegentheil bey einzelnen Arbeiten durch Anwendung dieser Methode Zeit verlieren würde, weil man auf das Trocknen warten müßte, daher man bey einzelnen Arbeiten, um nicht unterbrochen zu werden, lieber auf andere Art verfährt.

Noch ist bey dieser Bindemethode zu beobachten: 1) daß man den Papierstreif nicht zu stark mit Kleister bestreiche, denn sonst drängt sich beym Pressen der verbundnen Stelle der Kleister hervor, und leimt den Cylinder an das Bret an, daher man zur Vorsicht den Theil des Bretes, wo die zu verbindende Stelle zu liegen kommt, mit etwas Seife bestreichen kann.

2) Sollten sich durch vielen Gebrauch die Klammern zu sehr abreiben, und mithin in der Folge zu leicht in die Löcher passen, so darf man nur die Haken oder Schenkel der Klammern mit starkem Papier überziehen, um ihnen wieder die gehörige Stärke zu geben. 3) Man

muß

muß mehrere solche Breter mit Klammern von verschiedener Länge in Bereitschaft haben, um cylindrische Arbeiten von mancherley Länge darauf binden zu können, so wie man auch Klammern mit kurzen Haken haben muß, weil man sie sonst durch enge Cylinder nicht hindurch bringen würde. Auch lasse man 4) zu diesen Bretern recht trocknes Holz nehmen, denn ist es noch etwas feucht, so wird es sich in der Folge zusammenziehen, und die Klammern werden nicht mehr passen. Aus eben der Ursache darf man die Breter weder an einem feuchten, noch auch zu warmen Orte aufbewahren. Da ferner 5) viel darauf ankommt, daß die Oberfläche dieser Breter so eben und gerade als möglich sey und bleibe, so lasse man auf der untern Seite Queerleisten einfügen, um das Krummziehen oder sogenannte Werfen des Holzes zu verhüten. Auch müssen 6) wenn man mehrere Klammern auf einem Brete neben einander anbringen will, diese so weit von einander entfernt seyn, daß zwey Cylinder von beträchtlicher Weite neben einander, ohne sich zu hindern, gepreßt werden können.

Man kann auch ohne Bindebret mit Papierstreifen binden, nur, daß es etwas mehr Zeit und Mühe erfordert. Man rollt nähmlich den abgemessenen Pappstreif um eine Walze, welche beträchtlich dünner seyn muß, als die Form des zu bindenden Cylinders, so daß der Streif wenigstens zweymahl herumreicht. Hierdurch beraubt man die Pappe eines Theils ihrer Elasticität. Die Ränder lassen sich dann ohne Widerstand an einander legen und mit Papier überkleben.

Regeln beym Zunähen cylindrischer Sachen.

Wenn der Fall vorkommt, daß der zu bindende Cylinder von beträchtlicher Länge und zugleich von sehr kleinem Durchmesser ist, so ist die vorhin beschriebene Methode nicht wohl anwendbar, sondern man thut in diesen Fällen besser, wenn man ihn zunäht. Man sticht in dieser Absicht nahe an dem einen Rande des Streifes mit einer runden spitzigen Pfrieme Löcher in gleicher Entfernung von einander, oder man legt beyde Ränder des Streifes so zusammen, daß man beyde zugleich durchstechen kann, wobey man sich aber immer vorsehen muß, daß die Ränder nicht verschoben werden, welches auch während des Nähens sehr zu verhüten ist. Man näht von der rechten gegen die linke Hand, und stemmt, wenn nur an einem Rande vorgestochen ist, die Nadel bey jedem Stich auf das Schneidebret auf, um sie desto leichter hindurch zu bringen, wobey man sie jedoch, um das Zerbrechen zu verhüten, mit den Fingern der rechten Hand festhalten muß. Man sticht immer auf derselben Seite, wo man angefangen hat, der Reihe nach in eins der nächst folgenden Löcher, bis zum letzten, welches denn, so wie das erste und eins der mittlern zweymahl verstochen wird. Die vorgestochenen Löcher können in der Entfernung eines Viertelzolls von einander abstehen, und müssen wenigstens eines Sechstelzolls weit vom Rande entfernt seyn. Man ziehe nach jedem gemachten Stiche den Faden fest an, und vergesse dabey nicht, während des Nähens, die sich verschiebenden Ränder in ihre richtige Lage immer wieder zurück zu bringen. Auch muß der Faden, dessen man sich zum Nähen bedient,

nicht

nicht zu dick und doch dabey fest seyn, damit die Nath nicht zu grob ausfalle.

c. Einsetzen des Bodens und was dem vorausgehen muß.

Ist nun der Cylinder, sey es durch Zunähen oder nach oben beschriebener neuen Methode, gebunden, so schiebt man die Walze hinein und polirt mit einem besonders dazu gedrehten konischen Polirholze die verbundene Stelle und überhaupt alle diejenigen Stellen, wo die Pappe hervorsteht und von der Rundung abweicht.

Das Polirholz, dessen man sich überhaupt zum Ebnen der Pappe bedient, ist ein glattgedrehtes kegelförmiges Holz, welches sich auf der einen Seite in eine flache Kolbe endigt, und gegen die Spitze zu flach oder oval geschnitzt ist. Man wähle dazu gutes Birn- oder Apfel- oder Weißbuchenholz, und gebe ihm vier bis fünf Zoll Länge und der Kolbe drey Viertel- bis einen ganzen Zoll Durchmesser. Nachdem es die Umstände erfordern, polirt man bald mit der Kolbe, bald mit der langen Seite des Holzes.

Wenn nun solchergestalt die Arbeit gehörig vorbereitet ist, so schneidet man nach obiger Anweisung (Litt. c) S. 244) eine Scheibe zum Boden mit gehöriger Vorsicht aus. Ist dieser Boden, wie es öfters geschieht, durch ein Versehen zu groß ausgefallen, so kann man den Fehler dadurch wieder gut machen, daß man den Rand mit einer geschlossenen Scheere überall stark streift, wodurch sich die Pappe auf beyden Seiten des Randes aufwirft und folglich der Umfang der Scheibe verkleinert wird. Der aufgeworfene Rand wird sodann mit der Scheere

beschnitten und mittelst des Polirholzes gleich gemacht. Auch ist dieses zugleich ein Mittel, die etwa verfehlte Rundung der Scheibe wieder herzustellen, indem man die hervorstehenden Stellen stärker streift. Hat man im Gegentheil den Boden zu klein geschnitten, so ist er gar nicht zu brauchen, wenn man zu weit gefehlt hat; ist aber der Fehler nur unbeträchtlich, so läßt er sich durch starkes Poliren der Pappe, die sich hierdurch ausdehnt und erweitert, wieder gut machen.

Nachdem nun der Boden hierdurch so weit ausgebessert ist, daß er vollkommen paßt, so setzt man ihn ein, stellt aber dabey den Cylinder auf ein ebenes Bret und drückt den Boden mit den Fingern überall dicht an das unterliegende Bret an, streicht auch mit der Spitze des Polirholzes inwendig am Rande herum, damit der Boden mit dem untern Rande der Dose vollkommen in einerley Fläche zu liegen komme.

d. Verfertigung des Deckels.

Um der so weit fertigen einfachen Dose nun auch einen Deckel zu geben, bestimme man zuvor mit dem Maaßstabe die Höhe desselben. Nach diesem Maaße schneide man einen Streif, dessen Länge man über der Dose auf gleiche Art ausmißt, als zuvor die Länge des zum Hauptheil der Dose bestimmten breiteren Streifes über der Walze, doch muß man hier etwas zugeben, damit der Deckel auf die Dose etwas leicht passe; denn ohne diese Vorsicht würde derselbe nach dem Ueberziehn der Arbeit, wegen des alsdann zwischen liegenden Papiers zu strenge oder gar nicht passen.

Will man nun das Maaß zum Boden des Deckels finden, so seße man die Spiße des Schneidezirkels in den Mittelpunkt des in den Hauptttheil eingeseßten Bodens, und eröffne ihn bis ein wenig über den äußern Umfang des Cylinders; die mit dieser Eröffnung des Zirkels ausgeschnittene Scheibe wird sodann, wo nicht völlig passen, doch mit leichter Mühe, wenn sie ein wenig zu groß seyn sollte, durch Aufstreifen und Beschneiden des Randes mit der Scheere, verengert und passend gemacht werden können. Ist dieses geschehen, so wird die Scheibe auf beyden Seiten, besonders aber am Rande polirt, und nach obiger Vorschrift eingeseßt.

e. Einleimen der Böden.

Sind nun die Böden mit gehöriger Akkuratesse eingeseßt, so müssen sie, ehe man die Arbeit überziehen kann, eingeleimt werden. Zu diesem Behuf kann man den Leim entweder mit einem am Ende scharfen hölzernen Spatel inwendig am Rande des Bodens herumstreichen, oder man gießt, um geschwinder von der Sache zu kommen, ein wenig Leim, der hierzu nicht zu dick seyn darf, inwendig auf den Rand, und läßt ihn herum laufen.

Bey dieser Gelegenheit wird es nicht undienlich seyn, zugleich etwas von der **Behandlung des Leims** zu sagen. Man zerbricht den Leim, wenn man ihn kochen will, zuvor in Stücke, thut ihn in ein irrdenes Gefäß, oder in einen metallenen Leimtiegel, und gießt so viel Wasser darauf, als nöthig ist, ihn zu bedecken. So läßt man ihn einige Stunden weichen, bis er ganz aufgequollen ist. Dann bringt man das

Gefäß mit dem Leim auf Kohlenfeuer, rührt ihn mit einem Spatel beständig um, bis er, ganz aufgelöst, zu sieden anfängt. Während des Siedens verhüte man durch Blasen und Umrühren, daß er nicht überlaufe, und wenn er einige Secunden lang mit starkem Aufwallen gesotten hat: so hebt man ihn vom Feuer, und man kann ihn nach einige Minuten langem Abkühlen sogleich brauchen. Man verwahrt ihn zugedeckt an einem kühlen, doch nicht feuchten Orte, und wenn er sich in der Folge nach öfterm Aufwärmen zu sehr verdickt, so kann man ihn über der Wärme, ohne ihn jedesmahl aufs neue zu kochen, nach Belieben mit Wasser verdünnen.

f. Falz.

Soll die zu verfertigende cylindrische Dose einen Falz bekommen, in welchem Falle sie freylich mehr Werth hat, da sie hierdurch nicht nur mehr Festigkeit gewinnt, sondern sich auch besser ausnimmt, so muß man über den Hauptheil der Dose noch einen Cylinder verfertigen, der wie der Deckel auf denselben paßt, nur mit dem Unterschiede, daß dieser nur leicht, jener hingegen so genau als möglich passen muß. Diesen Cylinder macht man um die Höhe oder Breite des zu bewirkenden Falzes niedriger, als den Hauptheil, man schiebt dann die Dose dergestalt in denselben hinein, daß die Nähte oder verbundenen Stellen nicht zusammen treffen, sondern von einander entfernt zu liegen kommen. Auch müssen die untern Kanten beyder Cylinder mit dem Boden vollkommen in einerley Fläche liegen. Auf Akkuratesse kommt hier viel an, weil ein kleines Versehen z. B. Ungleichheit der verschobenen

Ränder nach dem Binden, eine auffallende Unregelmäßigkeit in der Arbeit hervorbringen kann.

Verfertigung cylindrischer Sachen aus freyer Hand.

Wenn man cylindrische Arbeiten von jedem beliebigen Umfange verfertigen will, so muß man sie auch aus freyer Hand, d. h. ohne Formen verfertigen können, weil man sonst die Zahl der zu gebrauchenden Formen ins Ungeheure vermehren müßte. Man schneidet also für diesen Fall den Boden zuerst, und die Pappe hierzu muß von beträchtlicher Stärke seyn. Um diesen Boden nun windet man den zum Umfang der Dose bestimmten Streif dicht herum, doch muß man dabey beobachten, daß der Boden jedesmahl in die Mitte zu stehen kommt. Man bezeichne nunmehr inwendig nahe am Boden den Umfang oder die Länge des Streifes, lege den Winkelhaken an das Zeichen an, und schneide, wie gewöhnlich, rechtwinklig durch. Hierauf rollt man den Streif zur Probe noch einmahl über den Boden, und ist er zu lang, so wird der Streif, ist er zu kurz, der Boden auf oben beschriebene Art verengert. Uebrigens ist die Verfahrungsart beym Binden, Einleimen des Bodens und Verfertigung des Deckels eben so, wie vorhin gezeigt worden, nur daß man noch mehr Mühe anwenden muß, der Dose, besonders wenn sie groß ist, durch öfteres Biegen mehr Rundung zu geben, und daß man den Umfang des Deckels an dem untern Rande des Hauptheils, wo der Boden eingesetzt ist, ausmessen muß, weil die Pappe am obern Rande zu sehr nachgeben würde.

Will

Will man ovale Dosen oder andere Sachen z. B. Futterale oder Etuis mit ovaler Grundfläche, verfertigen, so ist die Verfahrungsart fast durchgängig eben so, wie bey cylindrischen Sachen, ausgenommen, daß die Verfertigung der Böden etwas mehr Schwierigkeit macht, da sie nach obiger Anweisung aus freyer Hand ausgeschnitten werden müssen, oder man müßte sich ovaler Stecheisen bedienen wollen, welches Mittel jedoch nicht hinreichend ist, wenn man ovale Sachen von jeder beliebigen Größe machen will.

Wer sich übrigens nicht getraut, ein Oval aus freyer Hand richtig genug zu zeichnen, für den ist freylich das kürzeste, sich ovale Formen bey einem geschickten Tischler verfertigen zu lassen, und die ovalen Böden nach Maßgabe der Grundflächen der Formen zu zeichnen. Solche Formen sind ohnehin nöthig, wenn die ovalen Arbeiten regelmäßig und nett genug ausfallen sollen, welches ohne Poliren über der Form nicht wohl möglich ist, oder wenigstens mit zu viel Arbeit und Zeitaufwand verbunden seyn würde; beydes kann man sich durch dergleichen Werkzeuge ersparen, deren man sich eine hinlängliche Anzahl ohne beträchtliche Kosten anschaffen kann.

Um auch die Deckel ovaler Arbeiten poliren zu können, bedarf es keiner besondern Form, man bekleide nur einen Theil der Form, eben auf die Art, als wenn man eine Dose darüber verfertigen wollte, mit Pappe, welche ein wenig stärker seyn muß, als die zur ovalen Arbeit genommene. Dieser die Form verstärkende Ueberzug macht sie nun auch für den Deckel passend, welcher sodann bequem darauf polirt werden kann. Dasselbe gilt auch von den cylindrischen Formen.

Vom Ueberziehn überhaupt, insbesondere cylindrischer Arbeiten.

Nach der Verfertigung der Netze und deren Zusammensetzung ist das Ueberziehn eine Hauptsache bey der Papparbeit. Der Zweck des Ueberziehens ist nicht nur dieser, den Sachen durch eine bunte oder einfarbige Oberfläche Schönheit zu geben, sondern sie erhalten dadurch zugleich einen reellern Vortheil, nähmlich mehr Festigkeit und Dauer, eine feinere Oberfläche und mehr Regelmäßigkeit in allen ihren Theilen.

a) Apparat.

Zum Ueberziehn gehören verschiedene Materialien und Werkzeuge, nähmlich 1) Kleister und Leim, 2) buntes und einfarbiges Papier von mancherley Sorten, 3) größere und kleinere Borstenpinsel 4) ein schmales Falzbein, oder in dessen Ermangelung ein plattgeschnittenes Holz, und endlich 5) ein Bret oder eine Pappe, worauf man das Papier legt, welches mit Kleister bestrichen werden soll.

b) Zubereitung des Kleisters.

Vor allen Dingen muß man darauf bedacht seyn, guten Kleister zu bekommen, denn nicht aller Kleister bindet gut, und läßt sich auch nicht immer gleich gut aufbewahren. Wer sich mit der Kunst in Pappe zu arbeiten beschäftigen will, muß nicht nur wissen, wie der Kleister zubereitet wird, sondern auch, welches die Erfordernisse eines guten Kleisters sind. — Das Hauptmaterial zum Kleister ist Stärke (denn Mehlkleister, dessen man sich auch bisweilen zu bedienen pflegt, ist bey weitem nicht so vor-

vorzüglich). Man nimmt eine Quantität Stärke, thut sie in einen gut glasirten irdenen Topf, gießt etwas kaltes Wasser darauf, und rührt es mit einem hölzernen Spatel oder mit einem Quirl so lange um, bis die Stärke zu einer dicklichten Milch zerweicht ist. Nächst dem muß man kochendes Wasser in Bereitschaft haben, welches man sogleich unter beständigem Umrühren und Quirlen zugießt. Ist das Wasser vollkommen siedend heiß, so quillt die Stärke sogleich auf und man braucht sie nicht weiter zu kochen, war aber das Wasser nicht heiß genug, so setze man den Topf noch einige Minuten lang ans Feuer, doch immer unter fortgesetztem Umrühren, denn wenn man dieses unterläßt, so wird der Kleister klümprig oder klößig, welches kein geringer Fehler ist. Ist er zu dick gerathen, so vermischt man ihn so lange mit Wasser — ob mit kaltem oder warmen ist gleichviel — bis er die gehörige Konsistenz erhält. Diese Konsistenz muß, wenn der Kleister noch warm ist, fast ein Mittelzustand zwischen Flüssigkeit und Festigkeit seyn, so daß man den Stärkenbrey noch ziemlich leicht heraus gießen könnte. Nach dem Erkalten wird er allemahl fester, und erhält dann, nach obiger Voraussetzung, diejenige Konsistenz, welche zum Gebrauch die beste ist. Das beste Verhältniß der Quantitäten des Wassers und der Stärke lernt man bald nach dem Augenmaaße bestimmen.

Den noch heißen Kleister vermischt man, um ihm mehr Kraft zu geben, mit ein wenig aufgelößten Leims, oder noch besser Hausenblase, und um ihn länger vor der Fäulniß zu conserviren, thut man ein wenig pulverisirten Alaun hinzu, welches aber ebenfalls, wenn der Kleister noch heiß ist, nach und nach und bey öfterm Umrühren geschehen muß.

c) Kleisterpinsel und deren Gebrauch.

Man bedient sich hierzu gut gebundener Borstpinsel von verschiedener Größe. Die großen braucht man zum Bestreichen größerer Papierstücke, um diese geschwind genug bestreichen zu können. Je kleiner und schmähler hingegen die Papierstreifen sind, desto kleinerer Pinsel bedient man sich, denn mit großen Pinseln würde man nicht nur den Kleister zu dick auftragen, sondern man würde noch überdieß das Kleisterbret oder die Pappe, worauf man kleistert, zu sehr beschmieren.

Der Kleister muß also mäßig, und außerdem überall gleichförmig aufgetragen werden, daher man den eingetauchten Pinsel jedesmahl am Rande des Gefäßes, so viel nöthig ist, abstreichen muß.

Um zu erforschen, ob alle Stellen des Papiers gehörig bestrichen sind, so blicke man schräg auf das überstrichene Papier, damit die vom Kleister reflektirten Lichtstrahlen ins Auge fallen, da denn die minder oder gar nicht glänzenden Stellen anzeigen, daß man hier zu wenig oder gar keinen Kleister aufgetragen hat, welches man sogleich verbessern muß.

Man hüte sich, daß das Papier während des Bestreichens nicht verrücke, weil dasselbe sonst auch auf der rechten Seite benetzt wird, und um dieses zu erhalten, drückt man die Spitzen der ausgebreiteten Finger nahe am nächsten Rande auf das vorliegende Papier fest auf und streicht mit dem Pinsel von sich abwärts nach dem entferntern oder äußern Rande zu. Ist alles bis auf die Gegend, wo die Finger aufliegen, bestrichen, so setzt man nun die äußersten

Finger-

Fingerspitzen, und zwar mit so wenigen Berührungspunkten als möglich, nahe am äußern Rande auf den bestrichenen Theil auf, und streicht in einer der vorigen entgegengesetzten Richtung gegen sich zu.

Hat man aus Versehen zu viel Kleister aufgetragen, so streicht man das Ueberflüssige wieder ab, denn zu viel Kleister verhindert die Feinheit der Oberfläche, erschwert das Trocknen der überzogenen Arbeit, und verdirbt die hellen Farben verschiedener Papiersorten.

Wenn man mehrere Stücke zu bestreichen hat, so darf man die nächstfolgenden nicht wieder auf denselben Ort legen, auf welchem man vorher bestrichen hat, sondern man wähle immer trockne Stellen, damit das Papier nicht auf der rechten Seite anklebe, und die Farbe beym Wegnehmen losgerissen werde.

d) Zuschneiden des Papiers.

Ehe man aber vom Kleister Gebrauch machen kann, muß vorher das zum Ueberziehen bestimmte Papier für alle Theile der zu überziehenden Arbeit zugeschnitten werden, indem es nöthig ist, daß die inwendige und auswendige Seite kurz nach einander weg überzogen werde, weil man sonst nicht leicht verhüten kann, daß sich die Arbeit während des Trocknens krumm ziehe.

Will man also z. B. eine cylindrische Dose überziehn, so beschneidet man zuvor den ganzen oder halben Bogen oder überhaupt das Stück Papier, womit man überziehen will, auf zwey Seiten rechtwinklich, schneidet sodann einen Streif von der erforderlichen Breite, und mißt

dessen Länge über der Dose ab. Statt des Winkelhakens, der sich in diesem Falle nicht wohl anwenden läßt, bedient man sich hier besser eines rechtwinklichen Dreyecks. Auch kann man oft selbst dieses Werkzeugs entbehren indem man das Papier, bey dem die Länge bestimmenden Punkte nur rechtwinklich falzen oder brechen und nach der Bruchlinie schneiden darf.

Ist dieser Streif zur auswendigen Seite der einfachen Dose bestimmt, so wird er jedesmahl beträchtlich breiter geschnitten als nöthig wäre, die Dose nach ihrer Höhe zu bedecken, und dieses zwar deswegen, weil hernach das aufgeklebte Papier an beyden Seiten, sowohl am Boden, als an der Oeffnung der Dose umgeschlagen werden soll.

Man weiß, daß die Nässe die Körper ausdehnt, folglich muß auch der Kleister das überstrichene Papier in die Länge sowohl, als in die Breite ausdehnen. Hierauf hat man beym Ueberziehen Rücksicht zu nehmen, und man muß die zu einer Fläche bestimmten Papierstücke ohngefähr um so viel kleiner schneiden, als man bemerkt hat, daß sie vom Kleister ausgedehnt werden. Daher schneidet man den zur inwendigen Seite der Dose bestimmten Streif jedesmahl ein wenig schmähler, als die inwendige Höhe der Dose beträgt. Auch ist es besser, diesen Papierstreif, bevor man ihn bestreicht, quer durch in zwey Hälften zu zerschneiden, weil er sich alsdann besser einlegen und aufkleben läßt. Seine Länge mißt man nach dem äußern Umfange ab und schneidet ihn dann ein wenig kürzer.

Um eine passende Scheibe zum Ueberziehen der auswendigen Seite des Bodens zu schneiden, darf man nur die Dose mit dem Boden

auf

auf das Papier legen, die Grenze mit einem Bleyſtift bezeichnen, und mit der Scheere ausſchneiden.

Zur inwendigen Seite des Bodens ſchneidet man nicht nach der Zirkellinie ſelbſt, ſondern um eine Pappenſtärke nach dem Mittelpunkte zu einwärts gerückt, in einer, mit ihr parallelen Richtung, indem dieſe Scheibe um die Dicke der Seitenwände der Doſe kleiner werden muß, als die auswendige Scheibe. Wem dieſes zu ſchwierig vorkommt, der darf nur die Papierſcheibe nach dem Boden ſchneiden, ehe dieſer noch eingeſetzt iſt. — Beym Zuſchneiden des Papiers zum Ueberziehn des Deckels iſt übrigens durchgängig daſſelbe zu beobachten, wie beym Haupttheil der Doſe; und was von der Doſe gilt, gilt auch von den meiſten übrigen cylindriſchen und ovalen Arbeiten.

e) Aufkleben des Papiers.

Iſt nun das Papier zu allen Theilen der zu überziehenden Arbeit gehörig zugeſchnitten, ſo beſtreicht man, um bey der cylindriſchen Doſe ſtehen zu bleiben, den zu ihrem äußern Umfange beſtimmten Streif zuerſt, legt ihn, wenn er um acht Linien breiter, als die Höhe der Doſe geſchnitten iſt, dergeſtalt auf, daß er über den Boden ohngefähr um drey, und über die Oeffnung um fünf Linien hervorragt. Man legt den Streif mit dem einen Ende auf die Seite der Doſe, und zwar ſo gerade als möglich, d. h. ſein geradliniges Ende muß ſenkrecht mit der Grundfläche der Doſe zu liegen kommen, ſo gut ſich dieß nach dem Augenmaaße thun läßt. Iſt dieſes geſchehen, ſo ſtreicht man

mit drey in eine Fläche an einander gelegten Fingern der rechten Hand, nähmlich mit dem Zeige-, Mittel- und Ringfinger, auch wohl, wenn die Dose sehr groß ist, mit der ganzen flachen Hand, das Papier nach dem andern Ende zu allmählig auf, bis man ganz herumgekommen ist, und alles dicht aufliegt. Während dieses Aufstreichens hält man mit der linken Hand die Dose bey der Mündung, dergestalt, daß der Daumen auswendig und der Zeigefinger, auch wohl ein oder zwey andere inwendig zu liegen kommen. Merkt man während der Operation, daß die Ränder des Papierstreifes nicht genau mit ihren Enden zusammentreffen werden, sondern der eine höher als der andere zu liegen kommt, welches ein Zeichen ist, daß der Streif nicht senkrecht aufgelegt war: so muß man ihn ohne Verzug, und mit Vorsicht gerade zu schieben suchen, und um dieses zu bewerkstelligen, darf das Papier anfangs nicht zu fest aufgestrichen werden.

Nachdem man nun das Papier mit Beobachtung dieser Regeln aufgelegt, so ist noch übrig den hervorragenden Theil an beyden Enden der Dose umzuschlagen. Man mache zu diesem Behuf mit einer scharfen Scheere, welche besonders an der Spitze gut schneiden muß, ringsherum Einschnitte, bis an den Rand der Dose, welche ohngefähr einen halben Zoll von einander entfernt seyn können, doch kann man diesem Maße, je nachdem der Umfang größer oder kleiner ist, bald etwas zusetzen, bald davon abziehn. Diese Einschnitte oder vielmehr die dadurch entstandenen kleinen Papierabtheilungen werden nun einzeln, eine nach der andern, umgelegt. Eben so ver-

verfährt man auch bey demjenigen Theil des Papieres, der über den Boden hervorragt.

Sobald dieses abgethan ist, so belegt man die auswendige Seite des Bodens und beschneidet mit der Scheere, was an den Seiten von der aufgelegten Papierscheibe etwa hervorragt. Zur inwendigen Seite des Bodens faßt man die Scheibe entweder mit dem Daumen und der Spitze eines Messers am Rande auf, oder man legt sie mit den Fingern am Rande ein wenig um, oder welche Art zu fassen man sonst als die bequemste findet, um sie nur hineinzubringen, ohne daß sie sich an den Seiten der Dose anhängt. Die Scheibe braucht anfangs nur leicht und nur ein Theil der bestrichenen Seite auf den Boden aufzuliegen, denn man kann sie hernach mit leichter Mühe mit der Spitze eines stumpfen Messers oder mit der Fingerspitze zurechtschieben und aufstreichen.

Noch ist übrig, die Dose auch inwendig an den Seiten zu belegen. Um dieses zu bewerkstelligen, nimmt man die eine Hälfte des in zwey Theile zerschnittenen und bekleisterten Papierstreifes, krümmt ihn nach der Mündung der Dose und legt ihn hinein, oder wenn er sich zu früh anhängt, so schiebt man ihn, doch ohne scharf aufzudrücken, mit den Fingern vollends hinunter. Hier ist nun zu merken, daß man in diesem Falle das Papier nicht aufstreichen, sondern bloß durch öfteres Andrücken mit den Fingern zur genauen Vereinigung mit der Oberfläche der Pappe zu bringen suchen muß, weil sich durch das Streichen zwischen dem Papier und der Pappe leicht hohle Stellen bilden, welche hernach schwer wieder auszubessern sind. Liegt nun das Papier überall gut an, so legt man

auch

auch die andere Hälfte auf gleiche Art auf und die Dose ist so weit überzogen *).

Vom Ueberziehn des Deckels ist übrigens nichts weiter zu bemerken, weil bey dieser Arbeit überall dieselbe Vorschrift gilt, und noch überdieß wegen der geringen Tiefe das Ueberziehen der inwendigen Seite leichter ist.

Wenn man eine Dose mit Falz überziehen will, so muß für den Falz ein besonderer Streif geschnitten werden, den man hernach beym Ueberziehen nach der beschriebenen Methode umschlägt. Beym Ueberziehen des äußersten Umfangs wird sodann in diesem Falle der hierzu bestimmte Streif so aufgelegt, daß er über der obern Pappenkante, da wo der Falz angeht, eine Pappenstärke breit hervorragt. Ohne daß man hier nöthig hätte, diesen hervorragenden Theil des Papiers mit Einschnitten zu versehen, legt man ihn vielmehr ohne weitere Umstände mit der Fingerspitze, oder mit einem schmalen Falzbein oder mit dem Rücken eines Federmessers um; doch muß dieses jedesmal ohne Verzug geschehen, ehe der Kleister zu sehr abtrocknet, denn man kann sich hier nicht durch Anfrischen dieser Hervorragung helfen, weil man vor dem Falz nicht beykommen kann.

Da die Pappe durch Feuchtigkeit ihre Elasticität zum Theil verliert, und da ein überzogenes Stück, wenn es eine Zeitlang z. B. eine halbe oder ganze Viertelstunde gestanden, von der Feuchtigkeit des Kleisters meist durchdrungen ist, so ist dieß der beste Zeitpunkt, den cylindri-

*) Bey einigen cylindrischen und ovalen Arbeiten z. B. bey Pennalen und Etuis ist es besser, die zugeschnittene Pappe vor aller weitern Bearbeitung erst inwendig zu überziehen.

lindrischen Arbeiten durch Biegen mehr Rundung zu geben; vorzüglich hat man dieses bey großen Stücken zu beobachten und überhaupt bey solchen, die aus freyer Hand (ohne Form) gemacht sind.

Wenn nun die überzogene Arbeit hinlänglich trocken ist, so wird sie mit dem Polirholze noch einmal recht nachdrücklich polirt, theils um die Oberfläche zu glätten, theils auch um die Arbeit noch mehr zu runden.

Man legt übrigens die überzogenen Stücke, besonders die Deckel, zum Trocknen jedesmal auf die auswendige Seite, wodurch man verhütet, daß sich die Böden nicht auf der auswendigen Seite einziehen oder concav werden, welches sehr übel aussieht. Zu dieser Absicht polirt man sie auch nach dem Trocknen auf der inwendigen Seite jedesmal stärker, denn es sieht allemal besser aus, wenn die Böden der Deckel auf der auswendigen Seite ein wenig erhaben (convex) sind, als wenn sie die entgegengesetzte Beschaffenheit haben.

Man hüte sich die Dosen oder sonstigen cylindrischen oder eyförmigen Arbeiten eher mit dem Deckel zu schließen, als bis sie genugsam trocken sind, denn sonst verschiebt sich und zerreißt inwendig das noch feuchte Papier, und die Arbeit verdirbt.

Sollte sich nach dem Trocknen der Deckel zu sehr zusammengezogen haben und daher nicht mehr passen, so muß man ihn ausweiten, welches auf zweyerley Art geschehen kann. Hat man nähmlich eine Walze zum Deckel, so umwindet man sie mit Papier, drängt sie hinein und polirt den Deckel darüber; im entgegengesetzten Falle biegt man mit den Fingern an mehreren Stellen zugleich die Seitenwände so lange aus-

auswärts, bis der Deckel genug ausgeweitet ist. Doch wird dieses am Besten gelingen, wenn die überzogene Arbeit noch nicht vollkommen trocken, sondern noch ein wenig feucht ist.

Es geschieht oft, daß, wenn der Deckel ein wenig zu schwer paßt, die Naht (verbundene Stelle) der Dose eine Falte bekommt. Dieses verhütet man am besten dadurch, daß man vor dem Ueberziehen die Naht inwendig mit Leim bestreicht, ehe man zum Ueberziehen schreitet.

f. Von der Verzierung der überzogenen cylindrischen und ovalen Arbeiten.

Zum Behuf der Verschönerung der so weit fertigen Sachen, hat man sich auch zu üben, Papier auf mancherley Art zierlich auszuschneiden, um die überzogenen Arbeiten an den schicklichsten Stellen damit zu belegen; denn eigentlich läßt sich hiervon keine bestimmte Anweisung geben, da sich dergleichen Verzierungen auf sehr mannigfaltige Art abändern lassen, und daher größtentheils dem Geschmack und der Geschicklichkeit eines jeden überlassen werden müssen.

Bey allen aber hat man sich zur Maxime zu machen, immer nur einfache Verzierungen zu wählen, denn Ueberladungen beleidigen jederzeit einen unverdorbenen Geschmack, und es würde ohnedem der Mühe nicht werth seyn, wenn man zu viel Zeit auf Nebendinge verwenden wollte.

Verfertigung eckiger Sachen.

Wenn es nöthig war, bey cylindrischen Arbeiten auf die Beschaffenheit der Pappe zu sehen, so ist es eben so wenig gleichgültig, was für Pappe man zu eckigen Arbeiten wählt. Im ersten

sten Falle mußte die Pappe dünn, elastisch und biegsam seyn, weil zu starke und spröde Pappe zu leicht bricht, und die Rundung der Sachen verhindert; in diesem Falle, nähmlich bey eckigen Arbeiten würde im Gegentheil zu dünne Pappe der Regelmäßigkeit der Sachen sehr hinderlich seyn, da sich diese zu leicht krumm zieht, und überhaupt keine Festigkeit des Ganzen zuläßt. Die Eigenschaften der Pappe zu vorliegendem Zweck wären also: Festigkeit, Stärke und auch noch Gleichheit der Oberfläche, welche letztere Eigenschaft jedoch überhaupt zu den Erfordernissen einer guten Pappe gehört. Die beste Stärke der Pappe zu eckigen Arbeiten ist zwey bis drittehalb Linien, zu großen Sachen auch wohl drey Linien, doch kann man zu kleinen Arbeiten auch unter zwey Linien starke Pappe nehmen, wenn sie nur sonst die gehörige Festigkeit besitzt.

I. Netz des einfachen viereckigen Kästchens.

a) Mit stumpfen Ecken.

Das erste, was man in dieser Absicht zu thun hat, besteht darin, daß man die Pappe, woraus man das Netz verfertigen will, auf zwey Seiten rechtwinklich beschneide. Man bestimme sodann die Höhe, welche die senkrecht zu errichtenden Wände des Kästchens bekommen sollen, mit dem Maßstabe, trage dieses Maß auf die beyden beschnittenen Seiten auf, lege, wie gewöhnlich, das Lineal an die Eindrücke an und ziehe mit einem spitzen Bleystift längs beyden beschnittenen Seiten die Linien, deren parallele Entfernung vom Rande die Höhe des Kästchens bestimmen. Eine Zeichnung wird im Fortgange

der

der Beschreibung alles deutlicher machen. Fig. 6307 sey die Pappe, woraus man das Netz eines Kästchens von beliebiger Größe schneiden will, AB und CD die längs den beschnittenen Seiten parallel gezogenen Linien, welche einander in G durchkreuzen, und die Höhe des Kästchens auf zwey Seiten bestimmen. Ist dieses so weit fertig, so trägt man zunächst mit dem Maßstabe die Breite auf, welche das Kästchen bekommen soll. Hierbey legt man aber den Maßstab nicht an den Rand der Pappe, sondern an die Linie CD an, mit welcher also das vordere Ende der Kapsel des Maßstabes genau zusammentreffen muß. Durch die bemerkten Punkte, wird nun die Linie mn gezogen. Hierauf mißt man auf gleiche Art von der Linie AB aus die Länge des Kästchens, und zieht die Linie op.

Noch ist übrig, daß die Höhe an die beyden andern Seiten hinzukomme, welche, wie man leicht sieht, an die Linien mn und op aufgetragen werden muß. Die durch die Messungspunkte gezogenen Linien ef, fg dürfen nicht erst mit dem Bleystifte gezogen, sondern können sogleich mit dem Messer ganz durchgeschnitten werden, so erhält man ein viereckiges Stück Pappe, worauf das Netz des Kästchens gezeichnet ist.

Die Linien HG, GK, KL, LH, werden nunmehr bis über die Hälfte der Pappenstärke eingeschnitten, die Linien GC, GB hingegen schneidet man ganz durch, denn das viereckige Stück CGB soll von der Pappe getrennt werden, welches auch von drey übrigen Ecken des Netzes gilt.

Ist dieses geschehen, so legt man das nun vollendete Netz auf diejenige Seite, worauf die Einschnitte gemacht sind, biegt die Wände nach

der

der entgegengesetzten Seite um, richtet sie senkrecht auf, und verbindet sie mit einander, so ist das Kästchen so weit, nähmlich bis zum Ueberziehen, fertig.

b. Mit scharfen Ecken.

Die Ecken eines Kästchens, dessen Netz man nach obiger Beschreibung aus Einem Stücke verfertiget, fallen jedesmahl stumpf aus, und zwar dieses um so mehr, je stärker die Pappe ist. Doch schadet dieses dem Ansehen nicht viel, wenn die Pappe von mittelmäßiger Stärke ist, da hingegen die Schönheit der Arbeit, wenn man sich starker Pappe dazu bedient, allerdings verlieren würde.

Sollen also die Ecken scharf werden, so erreicht man diesen Zweck durch folgende Abänderung. Man schneidet nähmlich bey Verfertigung des Netzes zwey einander gegenüberstehende Wände an beyden Enden um eine Pappenstärke länger, als die Seiten des Bodens, an welche sie grenzen. Hierdurch erhält man nun schon die Schärfe der Ecken, welche die errichteten Wände unter einander selbst machen. Noch bleiben aber diejenigen Ecken stumpf, welche die Wände bey deren Aufrichtung mit dem Boden bilden. Diese kann man erst nach Errichtung und Verbindung der Wände mit einander scharf machen, und zwar dadurch, daß man den Boden an allen vier Seiten vollends durchschneidet und ihn so weit einrückt, oder, wie den Boden einer cylindrischen Dose dergestalt einsetzt, daß seine auswendige Seite mit den Kanten der Wände in einerley Fläche zu liegen kommt. Der Boden wird in diesem Falle eben so, wie die Böden cylindrischer Arbeiten eingeleimt.

c. Mit Falz.

Soll das viereckige Käſtchen einen Falz bekommen, ſo ſchneidet man vier Streifen von der Länge der Seiten, doch um ſo viel ſchmäler, als der Falz breit werden ſoll. Dieſe Streifen werden auswendig, noch ehe die Seiten mit einander verbunden ſind, auf dieſelben geleimt, und zwar ſo, daß die lange Kante der Streifen mit der untern Kante der Seiten genau zuſammenfällt. Der Leim muß hierzu etwas ſtark ſeyn, und ſchnell aufgetragen werden, damit er nicht während des Streichens gerinne. Man ſtreicht auf dem aufgelegten Stücke mit der Hand ſo lange hin und wieder, bis man merkt, das der Leim anzieht, worauf man das Stück mit proportionirtem Gewichte beſchwert. Eben ſo wird nun auch beym Aufleimen der drey übrigen Stükke verfahren, und zuletzt das ganze mit einem glatten und ebenen Bretchen und darauf gelegtem Gewichte beſchwert, bis es trocken iſt.

Man hat aber bey dieſer Verfahrungsart, wenn die Arbeit gut gerathen ſoll, viele Akkurateſſe und Aufmerkſamkeit zu beobachten, d. h. die Seiten des Käſtchens ſowohl, als die darauf zu leimenden Streifen müſſen beyde unter ſich überall vollkommen einerley Breite haben, und letztere müſſen ſehr ſorgfältig aufgeleimt werden; denn ſollte der eine Streif etwas höher, als der andere zu liegen kommen, ſo würde nach der Vollendung des Käſtchens der Deckel nicht genau an den Falz anſchließen können, welches in mehrerer Rückſicht kein geringer Fehler iſt.

Sind die Ecken des Käſtchens, welchem man einen Falz geben will, ſcharf, ſo müſſen alle vier Streifen um die doppelte Pappenſtärke länger geſchnitten werden, als die Seiten des Käſtchens,

zu denen sie gehören, wovon der Grund bey der Verfertigung von selbst einleuchtet.

Man kann die zur Verfertigung des Falzes bestimmten Streifen auch von innen anbringen, nachdem die Seiten des Kästchens schon verbunden sind. In diesem Falle müssen also die Streifen um die Breite des Falzes höher, als die Seiten des Kästchens geschnitten werden. Sie müssen übrigens wohl hineinpassen und dicht an die innern Ecken anstoßen, weil man sich hierdurch das Aufleimen sehr erleichtert.

II. Zusamenfügung der aufgerichteten Seiten des Netzes.

Die Art, wie die errichteten Seiten mit einander verbunden werden können, ist verschieden. Einige schneiden die Seitenstücke ganz vom Boden ab, bestreichen die Ränder mit Leim, und setzen sie so an den Boden an einander selbst an, andere lassen das Netz unzertrennt, schneiden aber bey dessen Verfertigung jedes Seitenstück an dem einen Ende ohngefähr um einen halben Zoll länger, machen diese hervorragenden Stücke durch Spalten sehr dünn, bestreichen sie mit Leim und vereinigen auf die Art die Wände mit einander. Man kann auch mit einer Pfrieme Löcher in gleicher Höhe vom Boden in die Ränder der noch anhangenden Seitenstücke stechen, und solche durch einen mit der Nähnadel durchgezogenen Faden zusammen ziehen. Diese letztere Methode ist nicht ganz zu verwerfen, nur muß man die Fugen der zusammen gezogenen Wände mit Leim bestreichen, damit sie nach dem Auftrocknen des Leims mit genugsamer Festigkeit zusammen hangen. Da nun der Leim in den Fu-

gen bey dieser Methode die Hauptsache, das Zusammenziehen mit dem Faden aber noch zu umständlich ist, so kommt es nur noch auf ein besseres Mittel an, die Wände auf eine geschwindere und leichtere Art aufgerichtet so lange zusammen zu halten, bis der in die Fugen gestrichene Leim trocken ist, um diese Methode sehr gut und brauchbar zu machen.

Dieses Mittel fand Herr Blasche in den, Fig. 6308, abgebildeten, Klammern oder kleinen Gabeln. Diese bestehen aus zwey an beyden Enden zugespitzten Drathstücken von einem Zoll Länge und von mittelmäßiger Stärke, welche in den kurzen und flachen Heft A, nachdem man mit einer spitzigen Pfrieme vorgestochen, mittelst einer Drathzange eingesetzt werden. Mit diesen Drahtklammern, die man sich selbst mit Hülfe einer Feile, eines Feilklobens, einer Drahtzange und allenfalls noch eines Hobels ohne Schwierigkeit verfertigen kann, lassen sich die Wände eines Kästchens in der Geschwindigkeit, an einander befestigen, indem man mit der linken Hand zwey Seiten oder Wände zusammen hält, — wobey der Zeigefinger dicht am innern Winkel angelegt wird, — und mit der rechten eine Klammer, ohngefähr in der Mitte der Höhe in die Ränder hineinsticht, wobey man sich aber hüten muß, daß, während man mit dem Zusammenfügen der Seiten fortfährt, die schon zusammengefügten durch den Druck der Hand nicht wieder aus einander fahren; man wird den Vortheil dabey nach einiger Uebung leicht selbst entdecken. Sind nun alle Seiten auf solche Art aufgerichtet und mit einander, wiewohl nur leicht verbunden: so streicht man mit einem schmalen und flachen Hölzchen Leim in die Fugen, die zwischen

zwey

zwey Seiten eines stumpfeckigen Kästchens jedesmahl entstehen, und stellt es zum Trocknen hin.

Sind die Ecken scharf und folglich keine solche Fugen vorhanden, so bestreicht man den Rand einer Seite vor der Verbindung mit der andern mit Leim, und verfährt übrigens eben so. Nach dem Trocknen nimmt man die Klammern wieder weg, denn nun sind die Seiten durch den bindenden Leim mit hinlänglicher Festigkeit vereiniget.

III. Verschiedene Arten der Deckel und deren Verfertigung.

Der Deckel zu einem solchen Kästchen kann auf verschiedene Art eingerichtet und angebracht werden. Besonders aber hat man drey Hauptarten der Deckel zu unterscheiden, nähmlich 1) Falzdeckel, 2) Schiebdeckel und 3) Scharnierdeckel. Unter Falzdeckel versteht man solche, die auf eben die Art auf das Kästchen passen, als die Deckel cylindrischer Dosen auf ihren Hauptttheil. Sie sind also ebenfalls viereckige Kästchen, deren Wände aber gewöhnlich niedriger sind, als die des Hauptttheils, zu dem sie gehören, und deren innerer Umfang dem äußern ihres Hauptttheils gleich ist. Die Schiebdeckel haben keine Seitenwände, sondern sind ganz flach und können mittelst oben an den Seiten des Kästchens angebrachter Rinnen oder Nuten ein- und ausgeschoben werden. Die Scharnierdeckel endlich werden durch ein Scharnier oder Gelenke an die eine Seite ihres Hauptttheils befestiget und können auf falsche Art auf- und zugemacht, und entweder mit einem Häkchen oder mit Hülfe eines am Kästchen angebrachten Falzes oder auf andere Art geschlossen werden.

a. Falzdeckel.

Um einen solchen zu verfertigen, lege man das Kästchen mit der Mündung auf die Pappe, woraus man das Netz des Deckels schneiden will; man führe einen spitzen Bleystift, indem man mit der linken Hand das Kästchen etwas fest andrückt, rings um die vier Seiten herum, lege sodann das Lineal an jede dieser vier Linien und schneide bis über die Hälfte der Pappenstärke ein. Ist dieses alles geschehen, so bestimmt man mit dem Maßstabe die Höhe des Deckels, und trägt sie auf mehr beschriebene Art an die vier Linien an, welche dessen Boden begrenzen. Wenn man nun das Netz vollends ausschneidet und dessen Seiten nach der beschriebenen Methode zusammenfügt, so erhält man ein Kästchen, welches, vorausgesetzt, daß man richtig gemessen und auch sonst in der weitern Verfahrungsart nicht gefehlt hat, jedesmahl einen wohlpassenden Deckel abgeben wird.

Wenn das Kästchen, wozu man einen Deckel machen will, stumpfeckig ist, so kann man ihn auch auf andere Art verfertigen. Man schneidet nähmlich einen Streif, dessen Breite die Höhe des Deckels bestimmt, beschneidet ihn an einem Ende rechtwinklich, und legt ihn mit diesem Ende an den Falz des Kästchens, oder wenn es keinen hat, an dessen eine Seite. Die Stelle, wo der Streif über eine Ecke hervorragt, bemerkt man mit einem Eindruck der Messerspitze, legt den Winkelhaken bey diesem Eindruck an, und schneidet so weit ein, das man den Streif rechtwinklich umbiegen kann. Dieser Winkel muß denn, wenn man den Streif wieder an den Falz legt, über denselben Winkel des Kästchens zu liegen kommen, bey welchem man den Eindruck

druck machte. Man fährt auf dieselbe Weise fort, die übrigen Winkel zu bestimmen und einzuschneiden, bis man wieder an das rechtwinklich beschnittene Ende kommt, über welches nunmehr der noch übrige Theil des Streifes hinausragt, und wo man ebenfalls mit einem Eindruck das zweite Ende bestimmt und die Pappe daselbst rechtwinklich durchschneidet. Beyde Enden werden alsdann auf dem Bindebrete eben so, wie bey cylindrischen Sachen verbunden. Zu diesem Deckel fehlt nun noch der Boden, dessen Länge und Breite jedoch mit Hülfe des Maaßstabes leicht zu bestimmen ist; man schneidet ihn aus und leimt ihn ein, wie die Scheiben in cylindrische oder ovale Dosen.

b. Schiebdeckel.

Die Hauptsache bey dieser Art von Deckeln ist die Fuge oder Nute, worin das flache Stück Pappe, woraus der Deckel besteht, laufen soll. Um diese Fugen zu machen, welche an drey Seiten des Kästchens angebracht werden sollen, schneide man drey schmale Pappstreifen, ohngefähr drey bis vier Linien breit und mache zwey davon der Länge zweyer einander gegenüber stehender Seiten gleich; der dritte hingegen muß, wie man leicht sieht, um die doppelte Stärke derjenigen Pappe, von welcher die Streifen geschnitten sind, kürzer werden, als die Seite des Kästchens, zu welcher er gehört. Diese Streifen nun, welche vollkommen einerley Breite haben müssen, werden nach der Zusammenfügung der Wände oben an die inwendige Seite derselben dergestalt geleimt, daß beyde Kanten, nähmlich der Streifen und der Wände gleich hoch d. i.

in einerley Fläche zu liegen kommen, oder daß beyde nur eine Kante ausmachen.

Die Seite des Käſtchens, wo der Deckel eingeſchoben werden ſoll, bekommt keinen Streif, und wird noch vor der Verbindung derſelben mit den übrigen Seiten, um ſo viel niedriger geſchnitten, als die Breite der erwähnten Streifen, addirt mit der Stärke des Deckels, beträgt, wovon der Grund ſogleich einleuchtet. Die Breite des Deckels muß übrigens der Breite des Käſtchens im Lichten (die Stärke der Wände abgerechnet) gleich ſeyn.

Zur Vollendung der Fugen werden nun noch drey andere Streifen erfordert, welche ſchmahler als die erſten ſeyn können, übrigens aber mit demſelben von gleicher Länge ſeyn müſſen. Dieſe werden in einiger Entfernung unter jene, doch parallel mit denſelben aufgeleimt, ſo daß die Breite der dadurch entſtandnen Fugen überall der Stärke des Deckels, wenn er überzogen worden, gleich iſt.

Zur Verſchönerung der Schiebdeckel kann man dieſelben, wenn die Fugen nach der Länge des Käſtchens laufen, um einen Theil länger, und wenn ſie nach der Richtung der Breite gehn, breiter als das Käſtchen machen, um den hervorragenden Theil auf beliebige Art zierlich auszuſchneiden, der denn beym Auf- und Zuſchieben zugleich auch als Handhabe dient.

Will man aber den Deckel genau von einerley Länge und Breite mit dem Käſtchen machen, ſo muß am vordern Ende des Deckels oben ein ſchmahler Streif Pappe queer aufgeleimt werden, damit man vermittelſt dieſer Hervorragung den Deckel, wenn man ihn herausſchieben will, bequem faſſen könne.

c. Scharnierdeckel.

Wenn man endlich den Deckel, er sey nun ganz flach oder mit niedrigen Seitenwänden oder auf andere Art gemacht, durch ein Scharnier an seinen Hauptttheil befestigen will, so kann man dieses am besten auf folgende Art bewerkstelligen. Man legt den Deckel, wenn er, wie das Kästchen selbst, mit senkrechten Seitenwänden versehen ist, mit der Mündung auf die Mündung des Hauptttheils so gerade, als möglich, oder als nöthig ist, um das Kästchen vollkommen zu verschließen. Da, wo das Scharnier hinkommen soll, klebt man über die beyden zusammenstoßenden Ränder des Deckels und Hauptttheils einen Streif Papier und läßt es trocknen. Dieses geschieht bloß deswegen, damit, wenn man das Kästchen hernach aufmacht, um das Scharnier, welches inwendig angebracht wird, zu verfertigen, der Deckel sich während der Arbeit nicht verschieben kann.

Ist also die verklebte Stelle trocken, so macht man den Deckel so weit auf, als es geht, d. h. bis beyde Mündungen, nähmlich des Deckels und Hauptttheils in einerley Fläche zu liegen kommen. In dieser Lage wird nun der Deckel, der, weil er niedriger ist, natürlicher Weise nicht bis auf den Tisch reicht, worauf das Kästchen steht, unterstützt, indem man genau so viel unterlegt, als nöthig ist, den Zwischenraum zwischen Deckel und Tisch auszufüllen. Hierauf sticht man mit einer Pfrieme an zwey Orten Löcher durch die Wände, nahe an beyden Enden derselben, doch nicht zu tief unter den gleich hoch stehenden Rändern. Durch diese Löcher wird nun ein Faden mehrmahls durchgezogen

und verbunden. Zuletzt leimt man über die auf solche Art verbundenen Ränder einen Streif Taffet oder feine Leinewand, und läßt es bey unverrückter Lage des Kästchens trocknen, so ist alles fertig, was zu einem solchen Scharniere gehört.

Um nun das Kästchen auf irgend eine Art verschließen zu können, bohrt man z. B. in der Mitte der dem Scharnier entgegengesetzten Seite des Kästchens, mit einer runden starken Pfrieme ein Loch, in welches man einen kleinen hölzernen Knopf mit einem cylindrischen Zapfen einsetzt. Dieser Knopf soll denn ein aus Draht verfertigtes Häkchen, welches an dem einen Ende in einen Ring umgebogen ist, in welchen der Zapfen des Knopfs paßt, festhalten. Gerade über diesem Knopfe wird in den Deckel eine kleine viereckige Holzscheibe von einigen Linien ins Gevierte, eingesetzt. Die Ecken dieses Scheibchens macht man stumpf und in dessen Mitte wird ein Loch von erforderlicher Größe gebohrt, welches dazu dient, um das erwähnte Häkchen darin einzuhängen. Den Knopf und das durchbohrte Scheibchen macht man zuerst, und setzt beydes einstweilen ein, doch ohne es zu leimen, sodann verfertigt man erst das Häkchen, damit man dessen Länge nach der Distanz des Knopfes von der Scheibe gehörig abmessen könne. Ist das Häkchen fertig und zu Folge einer Probe richtig befunden worden, so wird nun auch die dazu gehörige beschriebene Vorrichtung eingeleimt, und mit einer passenden Farbe bestrichen, welches letztere aber, nähmlich das Einleimen und Anstreichen erst dann geschehen muß, wenn das Kästchen überzogen ist.

Außerdem kann man auch ein solches Kästchen mit dem Scharnierdeckel vermittelst eines

Falzes

Falzes verschließen, in welchem Falle man kein Häkchen nöthig hat. Die Verfahrungsart bey Verfertigung des Scharniers ist übrigens fast ganz die vorhin beschriebene, die wenigen Abänderungen, die etwa dabey vorkommen, wird man leicht selbst finden.

Bey ganz flachen Deckeln endlich, welche man gar nicht zu verschließen pflegt, braucht man am wenigsten umständlich zu Werke zu gehen. An derjenigen Seite des Deckels nähmlich, welche durch ein Scharnier mit dem Kästchen verbunden werden soll, läßt man beym Ueberziehn das Papier um einen halben Zoll breit hervorragen. Ist nun der Deckel trocken, so legt man ihn in der gehörigen Lage auf das Kästchen, nachdem man zuvor den hervorragenden Theil des Papieres mit Kleister bestrichen, den man dann an die Seite des Kästchens über welcher er hervorragt, anstreicht. — Ein solches Scharnier, wenn es gleich das einfachste und leichteste ist, hält doch eine beträchtliche Zeit, besonders, wenn das Papier nicht allzu schwach ist. Wollte man es dauerhafter haben, so dürfte man sich nur statt des Papiers, eines Streifes Taffet von der Farbe des Deckels bedienen.

Ueberhaupt ist noch zu merken, daß die Scharniere jedesmahl erst nach dem Ueberziehen der Arbeit verfertigt werden müssen, weil man sich im entgegengesetzten Falle das Ueberziehn sehr erschweren würde. Es wird daher nöthig seyn, sogleich

Einige Regeln beym Ueberziehen eckiger Arbeiten.

zu geben.

Wenn man ein eckiges Kästchen überziehen will, so kann es entweder vor oder nach der

Verbindung der Seiten geschehen. Letzteres thut man bey kleinen Kästchen, besonders wenn die Pappe stark genug ist, denn es ist weniger umständlich, leichter und geschwinder auszuführen. Ganz anders ist der Fall bey größern Arbeiten. Wollte man diese erst dann überziehen, wenn die Seiten schon aufgerichtet und an einander befestigt sind; so würde man auf keine Weise das Krummziehen der Pappe während des Trocknens ganz verhüten können. Zwar läßt sich dieser Uebelstand durch nachheriges Biegen und Poliren einigermaßen wieder gut machen, aber nicht zu gedenken, daß dadurch viel Zeit verlohren geht, so würde man doch auf diesem Wege nicht so viel Akkuratesse und Regelmäßigkeit erhalten können, als wenn man die Arbeit schon vor der Verbindung der Seiten d. h. als bloßes Netz überzieht.

a. Vom Ueberziehen eines Kästchens mit schon verbundenen Seiten.

Hierbey ist sehr wenig zu erinnern, denn alles, was vom Ueberziehen cylindrischer Sachen gesagt worden ist, gilt fast durchgängig auch für diesen Fall. Um die Seiten von außen zu überziehen, bedarf es nur eines einzigen Stückes Papier, welches ganz um die Seiten herumreicht, aber oben und unten hervorragt, damit es eingeschlagen werden kann. Ist nun das überkleisterte Papier gerade genug aufgelegt, so daß es über den Rand überall gleich breit hervorragt, so braucht man nicht, wie bey cylindrischen und eyrunden Dosen so viele, sondern nur an jeder Ecke einen Einschnitt mit der Scheere zu machen, um das hervorragende Papier ohne Widerstand einschlagen zu können.

Zum

Zum Ueberziehen der inwendigen Fläche schneidet man für jede Seite ein besonderes Stück von gleicher Größe mit derselben, doch kann man lieber für zwey gegenüber stehende Seiten die Papierstücke etwas länger schneiden, damit die innern Winkel desto besser bedeckt werden. Der Boden wird übrigens jedesmahl zuerst aufgelegt, sodann die länger geschnittenen Seitenstücke, zuletzt diejenigen, welche mit ihren Seiten gleiche Größe haben. Die Deckel werden auf gleiche Art, oder mit Beobachtung derselben Regeln überzogen.

Auch ist zu merken, daß man das Netz vor dem Ueberziehn und vor der Vereinigung der Wände so viel möglich glatt und eben poliren muß, denn nach dem Ueberziehn läßt sich dieses, im Fall man auch eine Form dazu hätte, wenigstens bey der inwendigen Seite nicht so gut bewerkstelligen.

b. Vom Ueberziehn des flachen Netzes.

Bey großen Arbeiten überzieht man das bloße flache Netz vor dessen weiterer Bearbeitung. Man legt dieses auf einem gleichen Tische oder Brete auf die linke Seite des Bogens, womit man es überziehen will, und führt einen spitzen Bleystift, an den Grenzen dicht herum. Auf solche Art erhält man eine Kopie des Netzes, welche man mit einer Papierscheere nach den Linien ausschneiden kann. Um die Ränder zu bedecken, kann man entweder in der Entfernung eines halben Zolls nach außen mit den Grenzlinien parallel schneiden, um hernach das Papier beym Ueberziehn umzuschlagen, welches aber nur von dem zur auswendigen Seite

des

des Neßes bestimmten Papiere gilt, oder man läßt die Ränder bloß, und überzieht sie nach der Vereinigung der Seiten mit besondern Streifen, oder streicht sie mit einer schicklichen Farbe an.

Nachdem nun das Neß dieser Vorschrift zu Folge auf beyden Seiten überzogen worden, so läßt man es ohngefähr eine halbe Stunde freyliegend etwas abtrocknen und bringt es dann noch feucht unter eine Presse mit glatten und ebenen Bretern. Hier kann man es immer vier und zwanzig Stunden, auch wohl noch länger liegen lassen, denn je trockner es ist, desto sicherer kann man seyn, daß es sich nicht unter weiterer Bearbeitung krumm ziehen werde. Nach Verlauf der angegebenen Zeit nimmt man also das Neß aus der Presse, und läßt es noch eine Stunde lang frey liegen, um zu sehen, ob es sich noch zieht; findet sich dieses, so wendet man es um, und läßt es noch eben so lange auf der andern Seite liegen. Sollte es endlich auch nach dieser Behandlung nicht ganz gerade seyn, so muß man es zuletzt durch Poliren auf der erhabenen Seite vollends ebnen.

Man beschneidet nunmehr das vermöge der Ausdehnung beym Ueberziehn gewöhnlich über den Rändern hervorragende Papier mit einem scharfen Federmesser und erneuert die mit dem Papier überklebten Einschnitte der auswendigen Seite, um die Wände aufzurichten und mit einander zu verbinden. Wenn dieses alles geschehn und der Leim in den Fugen aufgetrocknet ist, so bleibt noch übrig diese Fugen mit Streifen Papier von der Farbe der auswendigen Seite zu überkleben, wobey weiter nichts zu erinnern ist, als daß für diejenigen Fugen, welche die

ver-

verbundenen Seiten mit einander machen, die aufgelegten Streifen über das untere Ende dieser Fugen ohngefähr drey Viertel Zoll lang hervorragen müssen, damit man den hervorragenden Theil vermittelst eines durch die Mitte der Länge nach gemachten Einschnittes kreutzweise umschlagen könne.

Man thut übrigens wohl, wenn man, nachdem die Fugen verklebt sind, den Boden des Kästchens inwendig mit Gewichten beschwert, um das etwanige Krummziehen während des Trocknens zu verhüten. Wem übrigens daran gelegen ist, daß man die Grenzen der aufgeklebten Streifen so wenig als möglich sehen soll, der darf nur die Ränder der noch trocknen Streifen auf der linken Seite mit Schafthalm abreiben, wodurch das Papier am Rande so dünn wird, das man nach dem Aufkleben die Grenzen nur mit Mühe unterscheiden kann.

Wie man vieleckige Sachen, schiefliegende gerade oder gekrümmte Seitenwände, allerley geometrische Körper, als Prismen, Pyramiden, Kegel, Kugeln ꝛc. aus Pappe zuschneidet und verfertiget, darüber kann ich mich hier der Kürze wegen nicht einlassen, und ich muß in Ansehung derselben auf das oben angeführte Werk des Herrn Blasche verweisen.

Von den Mitteln, der Pappe eine feinere Oberfläche zu geben.

Die Oberfläche der Pappe ist jederzeit, doch nach Verschiedenheit des Zeuges, woraus sie gemacht ist *), mehr oder weniger uneben und rauh.

Nicht

*) Auch hängt viel davon ab, wie sorgfältig oder nachlässig die Pappen auf den Papiermühlen gepreßt werden.

Nicht selten erhält man Pappe, deren Masse mit einer Menge fremdartiger Körper, als da sind Steine, Kohlen, Wolle, kleine Holzstücke u. d. gl. vermischt ist, welche auf der Oberfläche, gleich den Bergen auf der Oberfläche der Erde, vergleichungsweise nicht unbeträchtliche Gebirge verursachen. Wollte man auch diese Berge mit dem Messer abtragen, so würde man doch nicht viel damit gewinnen, denn die Körper, die sie verursachten, fallen dadurch meistens heraus, und lassen nun eben so tiefe unterirdische Höhlen zurück. Dergleichen Pappe kann man allenfalls nur zu den gröbsten Arbeiten gebrauchen. Am besten thut man, um eine zu feinen, besonders zu lackirten Sachen dienliche Pappe zu bekommen, daß man, wie die Buchbinder, Papierabgänge bis zu beträchtlichen Quantitäten sammelt und daraus Pappen verfertigen läßt, welche dadurch eine gleichartige Masse erhalten. Je weißer diese Masse ist, desto schöner und brauchbarer werden die Pappen.

Allein auch die feinsten Pappen haben noch Ungleichheiten genug, wogegen das Polirholz und das einfache Ueberziehn mit Papier noch wenig ausrichtet. Die Buchbinder überziehen, wenn sie feine Arbeit machen wollen, ihre Sachen einigemahl mit starkem Notenpapier und gewinnen dadurch schon mehr. Wir wollen auf diesen Umstand folgende Behandlung gründen.

Der Gegenstand sey z. B. ein cylindrisches Pennal. Dieses wird, wie vorhin gezeigt worden, mit einem breiten Papierstreif, ohne Bindebret sorgfältig gebunden. Das gebundene Pennal muß auf seine Form vollkommen passen, damit man ihm fürs erste mit dem Polirholze, besonders durch Poliren auf der verbundenen Stelle, die

die gehörige Rundung geben kann. Man bestreiche es nun auswendig überall mit dünnem Leimwasser *), und lasse es wieder trocken werden. Unterdessen wird ein Stück Bimsstein auf einer Ziegelplatte oder ein feiner Sandstein auf einem gröbern platt geschliffen. Mit einem solchen Polirsteine reibt man das geleimtränkte trockne Pennal so lange überall ab, bis die meisten Ungleichheiten weg sind. Nach dieser Operation wird ein Streif starken Notenpapiers, welcher wenigstens dreymahl um das Pennal herumreicht, an beyden Enden mit Schafthalm oder Bimsstein dünn gerieben, und das Pennal damit bis an den Falz überzogen. Das Abreiben der Enden mit Schafthalm, diesem sehr bekannten Polirmittel, geschieht deswegen, damit der Absatz der Papierenden nach dem Ueberziehn nicht merklich werde. Das Ueberziehen selbst muß mit vieler Sorgfalt geschehen, d. h. das Papier muß überall vollkommen anliegen, die Ränder müssen besonders da, wo der Falz angeht, so gerade als möglich über einander liegen. Da das steife Papier sich beym Ueberziehn nicht gut behandeln läßt, so taucht man dasselbe, um es geschmeidiger zu machen, vor dem Bestreichen mit Kleister, in Wasser und trocknet es auf einer Wollpappe mit einem Tuche wieder etwas ab. Der Kleister selbst muß nicht nur viel Consistenz und Bindekraft haben, sondern auch so gleichförmig als möglich d. i. von allen Knollen frey seyn, welche Ungleichheiten in die Oberfläche

*) Zur Bereitung dieses Leimwassers wird der Tischlerleim eben so behandelt, wie oben gezeigt worden, nur nimmt man verhältnißmäßig viel mehr Wasser dazu, und seihet nachher das gekochte, noch warme Leimwasser, zur Absonderung der Unreinigkeiten, durch ein leinenes Tuch.

che der Arbeit bringen würden. Die Böden werden von doppelt zusammen geleimter starker Pappe gemacht, damit sie sich nicht so leicht nach dem drey- oder viermahligen Ueberzug mit steifem Papiere krumm ziehen können. (F) Wenn alles hinlänglich trocken ist, so wird wieder mit Bimsstein oder feinem Sandstein sanft polirt, denn wollte man zu stark aufdrücken, so würden sich hier und da einzelne Stücke von dem Papiere losreißen und Unebenheiten verursachen. Fühlt und sieht man nun nach dieser zweyten Politur, das alles eben ist und keine Vertiefungen mehr vorhanden sind, so kommt es in Rücksicht der weitern Bearbeitung darauf an, ob das Stück mit farbigem Papiere überzogen werden, oder einen Farbenanstrich bekommen soll. Im ersten Falle ist es bis zum Ueberziehen fertig, im zweyten aber gibt man ihm noch einen einfachen Ueberzug von feinem starken Velinpapier, läßt es trocknen und polirt es noch einmahl. Nach dieser dritten Politur wird die Oberfläche so sanft und glatt, wie Pergament anzufühlen seyn.

Beym Ueberziehen mit farbigem Papiere muß man eben so vorsichtig zu Werke gehen, wie oben gezeigt worden. Das Abschärfen der Papierenden mit Schafthalm geschieht, wie sich von selbst versteht, auf der linken Seite des Papiers, und man legt es dabey, auf ein sehr ebenes, glattes Bretchen. Das Papier wird über den Grundflächen nicht umgeschlagen, weil das Umschlagen die Grundfläche doch etwas uneben macht, sondern man läßt den Rand des Papiers kaum eine Viertellinie breit hervorragen und streicht ihn mit dem Nagel an die Peripherie der Grundfläche sorgfältig an, damit

nicht

nicht hernach, wenn die Grundfläche belegt ist, irgendwo am Rande die bloße Pappe hervorblicke. Damit sich also der angelegte Papierrand nicht wieder ablöse, bestreicht man ihn zur Sicherheit vor dem Anlegen noch einmahl mit Kleister, und die Scheibe zum Belegen der Grundfläche schneidet man lieber ein wenig zu groß, als zu klein, da man die etwa hervorragenden Stellen nach dem Auflegen vollends beschneiden kann. Wenn der Ueberzug trocken ist, so wird das Ganze zuletzt mit dem Polirholze recht nachdrücklich polirt.

Bey eckigen Arbeiten findet dieselbe Behandlung statt, nur daß sie dann der Zusammensetzung des Netzes vorhergehen muß. Auch hat man hier noch den Vortheil, daß man die Pappe nach dem Leimtränken, wenn sie noch feucht ist, in einer Buchbinderpresse zwischen zwey glatt und eben gehobelten Bretern von hartem Holze pressen und unter der Presse trocknen lassen kann, wodurch man sich beym nachherigen Poliren einen Theil der darauf zu verwendenden Zeit und Mühe ersparen kann, indem die Presse der Politur beträchtlich vorarbeitet. Hierbey ist aber nicht zu vergessen, 1) die Breter vorher ein wenig mit Seife zu überstreichen, damit sich die vom Leimwasser feuchte Pappe nicht zu fest an die Breter anhänge, 2) daß man bey größern Stücken, die Lage der Pappe einigemahl verändere, um zu bewirken, daß alle Theile gleich stark gepreßt werden, denn diejenigen Stellen, welche gerade unter dem Balken der Presse zu liegen kommen, werden immer am stärksten gepreßt.

Man kann auch kleine Sachen, z. B. Dosen, Pennale, Etuis u. d. gl. bloß aus starkem Papiere verfertigen, nähmlich durch vielfaches

Uebereinanderleimen solchen Papieres bis zur Stärke einer Pappe, wie es auch oft die Buchbinder zu machen pflegen *). Man windet das vorher durch Wasser gezogene und mit Kleister bestrichene Papier dicht um die Form herum, bis die daraus entspringende Pappe die beliebige Stärke erreicht hat, doch muß derjenige Theil des Papiers, welcher unmittelbar an die Form zu liegen kommt, vom Kleister frey bleiben, weil man sonst die Form nicht wieder herausbringen würde. Auf sorgfältiges Aufstreichen des Papiers beym Herumwinden um die Form kommt hier das meiste an, denn wenn irgendwo das Papier nicht dicht genug anliegt, so entstehen Runzeln, welche sowohl inwendig Zwischenräume, als auswendig Unebenheiten zur Folge haben, mithin der Schönheit sowohl, als der Festigkeit der Arbeit nachtheilig sind. — Da es schwer ist, bey Verfertigung des Falzes, die Ränder des Papiers so gerade über einander zu legen, als erforderlich ist, um einen regelmäßigen Absatz hervorzubringen, so muß dieser nachher, wenn die Arbeit trocken ist, mit einem scharfen Federmesser beschnitten, oder wenn es ein cylindrisches Stück ist, auf der Drehbank abgestochen werden.

Die auf solche Art verfertigten Stücke werden nachher eben so polirt, wie oben gezeigt worden. — Sehr kleine Stücke lassen sich nach dieser Methode besser, als von ordentlicher Pappe verfertigen, bey größern Arbeiten hingegen würde man zu viel Zeit und Mühe darauf verwenden müssen, und für diese ist daher die vorhergehende Methode weit vorzuziehen.

Wiewohl der Hauptzweck dieser beyden Procederen dieser ist, den Arbeiten eine feine Ober-

fläche

*) Hiervon handelt der Art. Papiermaché.

fläche zu verschaffen, so erhält man doch dadurch zugleich einen andern sehr schätzbaren Vortheil, nähmlich eine sehr große Festigkeit, welche den auf solche Art verfertigten Stücken eine ungleich größere Dauer, als die gewöhnlichen Papparbeiten haben können, verschafft.

Unter die Mittel, der Pappe eine feine, ebene Oberfläche zu geben, ist auch noch das Abdrehen derselben auf der Drehbank zu rechnen, nebst der dazu erforderlichen Vorbereitung. Die cylindrischen Stücke, welche auf der Drehbank bearbeitet werden sollen, bindet man erst, wie gewöhnlich, mit Papierstreifen, bestreicht sodann inwendig die verbundene Stelle mit nicht zu starkem Leim, und wenn dieser trocken ist, reißt man die Papierstreifen wieder ab. Dieses letztere geschieht deswegen, damit die flüssige Materie, womit hernach getränkt wird, auch an dieser Stelle eindringen und die Pappe durchziehn könne. Diese flüssige Materie ist nähmlich schlechter Bernsteinlack, womit man den Papiercylinder überall von außen und von innen bestreicht. Nachdem sich der Lack völlig eingezogen hat, schiebt man den Cylinder auf seine wohlpassende Form, und stellt ihn in einen heißen Backofen, doch so, daß die Pappe den Ofen nicht berühre. Wenn man nach einigen Stunden den Cylinder wieder herausnimmt, so wird die Pappe ganz hart und braun geröstet erscheinen, und in diesem Zustande läßt sie sich auf der Drehbank glatt drehen und überhaupt wie Holz bearbeiten. Wer also selbst eine Drehbank besitzt, bekommt hierdurch Gelegenheit, sich mancherley Sachen viel schneller, als von Holz verfertigen zu können, denn die Zeit und Mühe, welche auf das Abschroten und Hohldrehen des Holzes verwendet

werden müßte, wird hier erspart, und kann nun auf die weitere Bearbeitung und Verschönerung der gedreheten Sachen verwendet werden; denn man kann sie nun entweder überziehn, oder wenn die Figur und gedrehten Verzierungen der Arbeit das Ueberziehn mit Papier nicht wohl zulassen, mit einer beliebigen Farbe anstreichen und lackiren.

Von diesem Lackiren selbst sage ich hier nichts, da ein eigener Artikel dieses Werkes davon ausführlich handelt. Man sehe Th. 58, S. 522 ff.

Anwendung der Papparbeit auf verschiedene andere Künste *).

1) Auf Anlegung verschiedener Sammlungen zum Behuf der Naturgeschichte.

Die Papparbeit dient nicht nur auf mancherley Art zur Verschönerung, sondern noch weit mehr zur Conservirung der anzulegenden Naturaliensammlungen. Die Art, ausgestopfte Thiere in Kästchen hinter Glas aufzubewahren, ist bekannt, aber vielleicht ist es weniger bekannt, daß die aus Pappe verfertigten Behältnisse der ausgestopften Thiere den hölzernen vorzuziehn sind, und zwar besonders aus dem Grunde, weil sich in dem Holze leicht Insekten oder Larven von Insekten, z. B. die von den Bohrkäfern darin verhalten, sich nachher durchbohren, und die ausgestopften Thiere zerstören könnten. Freylich ist diese Methode, die Thiere zu conserviren, überhaupt etwas kostspielig, allein sie wird es noch mehr, wenn man Holz und Tischlerarbeit mit einrechnen muß. So lange das Mittel noch

ein

*) S. Blasche, Th. II. S. 220 ff.

ein Geheimniß ist, die ausgestopften Thiere, und zwar ohne alle zu umständliche zeitkostende Zubereitungen, so zu conserviren, daß man sie frey, vor den Anfällen der Motten gesichert, aufstellen kann, so lange wird man auch die sorgfältig verschlossenen Behältnisse, als das bis jetzt bekannte sicherste Conservirmittel vorziehn müssen. Und gesetzt auch, jenes Mittel wäre bekannt, oder sollte in der Folge bekannt werden, so würde dieses deshalb von denjenigen noch nicht verworfen werden, welche ihre Sammlungen, außer dem reellern Zweck derselben, zugleich auch als Mittel gebrauchen wollen, ihre Zimmer damit bestmöglichst zu verschönern.

Um solche ganz einfache Kästchen schnell genug verfertigen zu können, schneidet man sich einige Netze von verschiedener Größe, nach Erforderniß der Größe der darin zu verschließenden Thiere, und gebraucht sie als Modelle, um von jedem eine beliebige Anzahl darnach zu copiren und auszuschneiden. Man macht sie von ziemlich starker Pappe, und um sie zu überziehn, legt man das dazu bestimmte Papier vielfach über einander, damit man für eine bestimmte Anzahl von Netzen die Ueberzüge zugleich zuschneiden kann. Man läßt die überzogenen Netze unter der Presse trocknen, und wenn sie hernach zusammengesetzt, und die Thiere darin gehörig aufgestellt sind, so läßt man die Glasscheiben nach dem äußern Umfange der Kästchen schneiden, so daß sie, darauf gelegt, auf den Seitenwänden ruhn, und ringsherum die Ränder derselben bedecken. Die Befestigung der Glasscheiben geschieht vermittelst rings um alle vier Seiten aufgeklebter Papierstreifen, welche nicht nur den Motten jeden möglichen Zugang verschließen,

sondern auch zugleich als Rahmen zur Verschönerung dieser Behältnisse dienen sollen. Zum Aufhängen, wenn man sie nicht auf Repositorien aufstellen will, ist ein in der Mitte oben am Boden aufgeleimtes, über denselben hervorragendes, beliebig ausgeschnittenes Stück Pappe hinreichend, welches zu mehrerer Befestigung an den Boden, mit Papier einigemahl überklebt wird, und in dessen hervorragenden Theil ein Loch ausgehauen ist. — Wer bey Anlegung seiner Sammlungen noch mehr auf Verschönerung sehen will, kann mit den Formen der Behältnisse verschiedentlich abändern, kann dieselben bald cylindrisch, bald oval, bald dreyeckig oder pyramidalisch, bald viereckig machen, gruppenweise aufhängen, oder sonst symmetrisch ordnen.

Bey Veranstaltung der Insektensammlungen ist die Anwendung der Papparbeit noch von einleuchtenderm Nutzen. Zur Conservirung der Insekten sind Behältnisse schlechterdings nothwendig; je sorgfältiger diese verschlossen sind, desto sicherer sind die darin befindlichen Insekten vor der Zerstörung durch Motten. Glasschränke mit Thüren, durch Scharniere daran befestigt, können nie so genau verschlossen werden, daß die Motten nicht durch die Fugen der Thüre, oder auch bey deren Eröffnung Eingang finden sollten. Daher ist die neuerlich aufgekommene Methode die Insekten einzeln oder parthienweise in Pappkästchen zwischen zwey Glasscheiben einzuschließen, sehr vorzüglich, und verdient zur Nachahmung empfohlen zu werden.

Man setzt die Seiten der hierzu bestimmten Kästchen, um sie scharfeckig zu machen, einzeln zusammen. Die Pappe, woraus die Seiten geschnitten werden sollen, überzieht man vor-

her

her mit Papier von derjenigen Farbe, welche die Kästchen inwendig bekommen sollen, schneidet sodann, wenn der Ueberzug trocken ist, lauter Streifen von gehöriger Breite, nach der ganzen Länge oder Breite der Pappe. Diese Streifen theilt man mit dem Zirkel an beyden Rändern in lauter gleiche Theile, deren Größe die Länge der Seiten für die Breite sowohl, als für die Länge der Kästchen bestimmen soll. Ein breiter Meißel dient statt des Messers, um desto schneller einen ganzen Vorrath von Seiten von den eingetheilten Streifen abzuhauen. Diese setzt man hernach mittelst etwas auf die Ränder gestrichenen Leims rechtwinklich zusammen, läßt den Leim auftrocknen, leimt die Glasscheiben auf der einen Mündung der Kästchen ganz leicht auf, steckt die Insekten vermittelst einer inwendig auf die Glasscheiben geleimter Korkstückchen hinein, verschließt dann auch die andere Mündung mit Glas, und überzieht die Seiten der Kästchen von außen durch einen ganz herum reichenden Papierstreif, welcher, wenn er aufgelegt ist, über beyde Grundflächen hervorragt, um das Papier zu mehrerer Befestigung der Glasscheiben sowohl, als zur Verschönerung der Kästchen umzuschlagen.

Um die Farben der Insekten, besonders der Schmetterlinge, zu erhalten, müssen sie die meiste Zeit vor dem Einflusse der Lichtstrahlen bewahrt werden, daher man eine Anzahl der auf solche Art conservirten Insekten mit ihren Behältnissen in größern Pappkästen einschließt; oder man mache sich von starker oder doppelt zusammengeleimter Pappe kleine Repositorien, um auf denselben die Glaskästchen aufzustellen, und das

Ganze nachher mit einer hübschen Decke oder mit einem Vorhange zu bedecken.

Will man die Insekten partheyweise, oder in kleinen Sammlungen, in Behältnissen, die nur mit einer Glasscheibe versehn sind, anbringen, so ist zu rathen, sie in Form cylindrischer oder ovaler flacher Dosen mit Falzdeckeln, deren Böden Glasscheiben sind, zu verfertigen, denn solche Deckel lassen sich den so geformten Arbeiten ungleich besser anpassen, als dieses bey eckigen Arbeiten möglich ist.

Auch zum Behuf der Raupenzucht liefert die Papparbeit sehr passende Behältnisse. Cylinder von verschiedener Größe, zum Theil sehr große, nach Beschaffenheit der Pflanzen, worauf die Raupen leben, sind zu diesem Zweck sehr dienlich. Diese Cylinder sind auf der einen Seite offen, auf der andern mit einem Glasbo-den versehn, und in die Seiten schneidet man, einander gegenüber, runde oder viereckige Löcher von der Größe eines halben Quadratzolls, und überspannt sie mit Flor, (Chace) um dem Behältniß immer frischen Luftzug zu verschaffen. Zu jedem Cylinder gehört ein gleichgehobeltes Bret, auf welches man ein Gefäß mit Wasser oder mehrere stellt, in welchen die Pflanzen, worauf die Raupen sitzen, mit ihren Stengeln stekken. Ueber das Ganze wird dann der Cylinder so gestellt, daß er die Pflanzen sammt den Raupen und Gefäßen einschließt. Durch das Glas kann man die Raupen bey ihren Verwandlungen beobachten, und wenn man das Futter erneuern, und den Boden reinigen will, so darf man nur den Cylinder wegnehmen, um dieses ungehindert verrichten zu können. Merkt man, daß sich eine Raupe verwandeln will, so läßt

man

man sie, wenn es eine Schwärmerraupe ist, in ein ebenfalls von Pappe gemachtes, mit feuchter Erde oder Sand angefülltes, flaches, cylindrisches Gefäß laufen, und deckt einen andern Cylinder mit Glasboden darüber, welcher aber viel niedriger seyn kann, als ein solcher, der zum Aufziehn der Raupen bestimmt ist. Sind es Spinnerraupen, die sich zum Einspinnen anschicken, so füllt man das erwähnte flache Gefäß, statt der Erde, mit faulem Holze und etwas Raupenfutter an; sind es Tagfalterraupen, so läßt man das Gefäß weg, und deckt einen Cylinder über die Raupen, welcher inwendig nahe am Glasboden mit einigen quer durchlaufenden Pappstreifen versehn ist, statt deren man sich auch hölzerner Stängel oder Aeste bedienen kann, damit sich die Raupen zu ihrer Verwandlung daran aufhängen können.

Zur Aufbewahrung der Puppen kann man sich noch eines besondern, mit vielen Abtheilungen versehenen Kästchens mit einem Glasdeckel bedienen, welcher durch ein Scharnier von Leinwand, Taffet oder Papier an die Seite des Puppenbehältnisses befestiget ist.

Die Conchylien legt man, zum Behufe der Ordnung sowohl, damit die Gattungen, und Arten in den Schränken, worin man sie aufbewahrt, nicht unter einander gerüttelt werden können, sondern deutlich abgesondert bleiben, als auch zur Verschönerung der Sammlungen, auf vier- oder vieleckige, flache, offene Kästchen, mit schrägliegenden Wänden. Am besten überzieht man sie inwendig mit hellgrünem Papiere, weil die meisten Conchylien mit dieser Farbe schön abstechen.

Die Mineralien können zum Theil auf gleiche Art zu gleichem Zweck aufgestellt werden,

zum

zum Theil können auch die schon erwähnten Kästchen mit Abtheilungen und Glasdeckel, zu kleinen Mineralien angewendet werden. Zu kleinen, sehr seltenen und kostbaren Stücken setzt man auch Kästchen ganz aus Glas zusammen.

b. Anwendung der Papparbeit auf Experimentalphysik, Mechanik und Technologie.

Die Brauchbarkeit der Kunst in Pappe zu arbeiten, bey Verfertigung physikalischer Aparate von mancherley Art, ist bekannt, und die Ersparniß der Kosten nicht unbeträchtlich, wenn man in vielen Fällen statt des, nicht sowohl an sich selbst, als in der Bearbeitung kostbaren Metalls, und anderer Materien, die ungleich wohlfeilere Pappe mit gleich gutem Erfolg anwenden, und sie selbst bearbeiten kann. Besonders findet dieses beym elektrischen Apparate statt, wo nicht nur zu verschiedenen Theilen der Maschine selbst, sondern noch mehr zu Veranstaltung des Apparats, die Pappe sehr gut die Stelle des Metalls und Holzes vertreten kann. Der Conductor, und unter gewissen Bedingungen bey Scheibenmaschienen die Scheibe selbst, kann aus Pappe gemacht werden. Der Conductor verlangt aber eine sorgfältige Bearbeitung der Pappe, wenn er gleiche Wirkung mit einem metallnen thun soll. Man kann ihn eben so vorbereiten, nähmlich durch Ueberziehen mit starkem Papiere, und Poliren, ihm eine so glatte und ebene Oberfläche geben, als wenn er lakkirt werden sollte. Je mehr er nach dem Belegen mit Stanniol (geschlagenem Zinn) wozu man sich eines dicken Gummiwassers als Bindemittel bedienen kann,

von

von aussen dem polirten Metall ähnlich sieht, desto weniger Unterschied wird in Ansehung der Wirkung zwischen dem belegten Pappconductor und einem metallenen seyn. Dasselbe gilt auch von allen übrigen Teilen des elektrischen Apparats, welche aus Pappe verfertigt, und mit Stanniol belegt werden sollen. — Die Pappscheibe, wenn man sich derselben, statt einer gläsernen, bedienen will, kann immer aus dreyfach zusammen geleimter starker Pappe gemacht, mit schlechtem Bernsteinlack getränkt, im Backofen geröstet, polirt, und acht bis zwölfmahl mit einem guten, wohl trocknendem Bernsteinlack überfirnißt werden.

Auch die Basis der Elektrophore kann man aus starker, dreyfach zusammen geleimter Pappe bereiten. Man läßt sie mehrere Tage lang unter der Presse recht trocken werden, und sie wird dann beym Uebergießen mit Pech dem Werfen oder Krummziehen weit weniger als eine Holzscheibe unterworfen seyn. Die Trommel kann weniger stark, als die Basis, aber sie muß, wegen der Belegung, auf beyden Seiten, nach einem starkem Papierüberzuge polirt werden.

Ueberhaupt können alle beym elektrischen Apparate vorkommenden, mit Stanniol zu belegenden Scheiben aus Pappe gemacht werden, z. B. zur Bedeckung der geladenen Flaschen, zu verschiedenen Versuchen, als zum elektrischen Tanz, zum Goldregen, zu dem Versuch, welcher das Einschlagen des Blitzes versinnlichen soll, wo eine, an der obern horizontal hangenden Scheibe, bewegliche Bleykugel die Gewitterwolke, indeß die nahe darunter gehaltene Scheibe die Erdoberfläche vorstellt.

Zum elektrischen Glockenspiel kann ebenfalls eine

eine starke, mit Stanniol belegte Pappscheibe zur Grundlage dienen, um die Glocken, im Kreise herum, daran aufzuhängen, denn die doppelt oder dreyfach zusammen geleimte mit starkem Papier überzogene Pappe erhält dadurch eine Festigkeit, die der des Holzes wenig nachgiebt, oder vielmehr eine im Verhältniß noch größere Haltbarkeit, da die Pappe wegen ihrer Zähigkeit dem Zerbrechen nicht unterworfen ist. Eine andere Scheibe, in deren Mitte eine kurze Röhre eingesetzt ist, giebt den Fuß; in die Röhre befestigt man eine Glassäule oder Glasröhre zum Isoliren des Glockenspiels, und verbindet diese auf gleiche Art mit der obern Scheibe.

Zur elektrischen Batterie kann der Kasten, worin die Leidner Flaschen gestellt werden, zur Nachahmung der zerstörenden Wirkungen des Blitzes im Kleinen, das zerlegbare Häuschen oder Thürmchen, welches die durch den elektrischen Funken entzündete brennbare Luft aus einander schlägt, und noch mancherley andere elektrische Spiele und Versuche vermittelst der Papparbeit veranstaltet werden.

Für andere Theile der Experimentalphysik liefert die Papparbeit z. B. verschiedene Theile zu optischen Instrumenten, zur Camera obscura die Grundlage, die Röhren zu Mikroscopen, zu Teleskopen und Perspectiven, und andere Futterale und Gehäuse zu andern hierher gehörigen Instrumenten. — Für die mathematische Geographie liefert sie die Erd- und Himmelsglobos, und selbst größtentheils die Gestelle zu den kleinern Kugeln; zum Compaß das mit Glas bedeckte Gehäuse für die Magnetnadel. — Sie versinnlicht geometrische Wahrheiten durch Aufstellung der geometrischen Körper, und anderer Figuren,

guren, und in der Mechanik und Technologie erleichtert sie den Unterricht durch Nachahmung der Maschinen und Instrumente im Kleinen. Diese beyden Wissenschaften besonders bieten denjenigen, welche sich mit der Papparbeit beschäftigen, einen sehr reichhaltigen Stoff, sich zu üben, mit Nachdenken zu arbeiten, und zugleich dadurch an Kenntniß dieser Wissenschaften, auf welche die Kunst angewendet wird, zu gewinnen.

Die meisten Modelle von Maschinen und Instrumenten lassen sich zwar, wenigstens in Rücksicht der meisten Theile, aus Pappe verfertigen, allein die Ausführung erfordert noch verschiedene Instrumente, ohne deren Hülfe mit solchen Arbeiten zu viele Schwierigkeiten verbunden seyn würden, denn es ist oft nöthig, an sich schon starke Pappe durch doppelte oder mehrfache Zusammensetzung noch weit mehr zu verstärken, und solche Pappe ist dann mit dem Messer, auch mit dem schärfsten und besten, oft nicht zu zerschneiden. Hier müssen also wirksamere Werkzeuge die Stelle des Messers vertreten, und dieses sind verschiedene Sorten gerader sowohl, als verschiedentlich gekrümmter Meissel und Stecheisen von mancherley Größe, womit man das in einer Minute verrichten kann, was vermittelst des Messers in einer Stunde nicht auszuführen wäre. Diese Meissel müssen dünn, sehr gut geschliffen, aus gutem Stahl verfertigt, und ihre Schärfe muß der Schärfe eines Messers ähnlich seyn, d. h. sie müssen auf beyden Seiten, nicht wie die Tischlermeissel, nur auf einer Seite, geschliffen werden können. Die kleinsten dürfen kaum zwey Linien, die größten hingegen können immer vier Zoll breit seyn. Die geraden durchzuhauenden

Linien

Linien schneidet man erst mit dem Messer, die Zirkellinien mit dem Schneidezirkel ganz flach ein, setzt sodann den Meissel in die Spur, und hauet, vermittelst eines hölzernen Schlägels oder Hammers, theilweise von einem Ende der Linie bis zum andern durch. Um kleinere Löcher auszuhauen, bedient man sich der Meissel oder Stecheisen mit ganz zirkelrunder Schärfe.

3) Anwendung der Papparbeit auf Transparentmahlerey.

Unter dieser Anwendung ist die Kunst zu verstehen, Aufschriften und allerhand Verzierungen in die Pappe zu schneiden, die ausgeschnittenen Figuren auf der hintern Seite mit Papier zu belegen und dasselbe mit durchsichtigen Farben zu mahlen, welche nachher, von dahinter gestellten Lichtern erleuchtet durchschimmern. — Diese Kunst hat zwar an sich bloß Belustigung zum Zweck, allein sie kann durch die Art des Gebrauchs dessen ungeachtet nützlich werden, theils in sofern, daß man sie beym Unterrichte in der Papparbeit als Mittel zur Aufmunterung anwendet, theils auch in sofern, daß man dadurch der Jugend Veranlassung giebt, ihren Aeltern oder Verwandten bey feyerlichen Gelegenheiten durch solche Arbeiten, als einer Ehrenbezeugung, Freude zu machen.

Die Pappe welche man dazu anwendet, darf nicht stark seyn, weil sonst das Ausschneiden so mannigfaltiger Figuren allzuviel Zeit und Mühe erfordern würde. Außerdem sind auch hier zur Erleichterung der Arbeit, wie bey Verfertigung der Modelle, mancherley gerade und gekrümmte, größere und kleinere Meissel nöthig.

Statt

Statt des auf der hintern Seite der ausgeschnittenen Figuren aufzuklebenden, mit durchsichtigen Farben zu illuminirenden weißen Papiers, kann man sich auch, in Fällen, wo die Arbeit geschwinde fertig werden soll, des geglätteten einfarbigen Papiers bedienen, und es nach dem Aufkleben mit Baumöhl tränken: es thut aber nie den Effekt, als wenn man selbst illuminirt. Eben die Farben, welche zum Lassiren gebraucht werden, können auch hier angewendet werden. Besonders schön nehmen sich der Karmin, der Florentinerlack und destillirter Grünspan aus. Man kann die zart geriebenen Farben entweder einigemahl mit Gummiwasser auftragen, und das Papier nachher mit weißem Baumöhl tränken, oder man macht den ersten Auftrag mit Gummiwasser, und rührt zum zweyten die Farbe halb mit Mahlerfirniß, halb mit Terpentinöhl ein; zuletzt wenn alles trocken ist, streicht man einige Mahl einen hellen Weingeistfirniß auf. Diese letztere Art des Auftrags giebt den Farben eine außerordentliche Lebhaftigkeit.

Die Form des Ganzen, worauf man die transparenten (durchscheinenden) Verzierungen und Inschriften anbringt, kann, wie sich von selbst versteht, nach Belieben gewählt werden. Pyramiden, Urnen, Tempel und andere Gebäude nehmen sich am schönsten aus, nur muß man die Lichter mit Vorsicht anbringen, und wenn die Figuren von den Seiten verschlossen sind, oben eine Oeffnung lassen, damit der Dampf abziehen und die Flamme der Lichter keinen Theil der Figur zu sehr erhitzen, und Entzündung verursachen könne.

Eine sehr einfache und leichte Art, die transparenten Inschriften und Verzierungen anzubrin-

gen, ist diese, daß man runde, ovale, vieleckige, oder anders geformte Scheiben dazu wählt, und diese Scheiben, nachdem sie ausgeschnitten oder ausgehauen sind, mit einem drey bis vier Zoll breiten Pappstreifen umgiebt, in welchen oben eine Oefnung von erforderlicher Größe zum Abzug des Dampfes geschnitten wird. Unten befestiget man hinter der transparenten Scheibe in einiger Entfernung von derselben, kleine Dillen, um die Lichter darin aufzustecken, und das Ganze wird mittelst eines Drahtes an die Wand aufgehängt. Die Seiten der transparenten Scheiben verhindern zugleich, daß sich der Schein des Lichtes nicht zur Seite ausbreiten kann, welches der Wirkung der Mahlerey nachtheilig seyn würde. Die Wirkung wird verstärkt, wenn man an der Wand hinter den Lichtern einen Spiegel anbringt, und die Seiten der Figur inwendig mit sehr weißem Papiere überzieht, wodurch die Summe der Lichtstrahlen vermöge der Reflexion vervielfältigt wird.

Will man die Sache mehr ins Große treiben, so läßt sich die Wirkung der Transparentmahlerey durch vervielfachte Reflexion der Lichtstrahlen außerordentlich beleben und erhöhen. Dieß geschieht vermittelst einer um ihre Axe beweglichen Scheibe, welche auch aus starker Pappe gemacht werden kann und hinter den Lichtern angebracht wird. Auf dieser Scheibe befestigt man fast überall, besonders aber in der Nähe der Peripherie, entweder Flittergold oder nach verschiedenen Winkeln gebogene Blechstückchen oder auch Theile zerbrochener Spiegel, die in verschiedenen Winkeln angebracht werden. Sind nun die Lichter hinter der Transparentmahlerey gehörig aufgestellt, so setzt man die so ausgerüste-

te

te Scheibe in Bewegung, und es scheint dann die ganze Mahlerey gleichsam zu brennen und die durchbrochenen Figuren blitzen wie Silber. Man pflegt sich dieser erhöhten Wirkung der Transparentmahlerey vorzüglich auf dem Theater zur Hervorbringung splendider Dekorationen zu bedienen.

4) Abdrücke von Pappe.

Daß man auch in Pappe, fast so gut, als in andere Materien, abdrücken könne, läßt sich schon aus der geschmeidigen Beschaffenheit derselben vermuthen, indem sie befeuchtet, die subtilsten Eindrücke annimmt. Die zu dieser Absicht gewählten Pappen dürfen nicht zu grob seyn, denn je feiner und gleichförmiger der Zeug ist, woraus sie gemacht sind, desto schärferer Abdrücke müssen sie fähig seyn. Auch trägt es zur Schönheit der Abdrücke bey, wenn man die Pappe vorher polirt, und mit feinem weißen Papiere überzieht, nur darf man für diesen Fall zum Poliren nicht mit Leimtränken vorbereiten, denn die Pappe muß vor dem Abdrücken befeuchtet, und von der Feuchtigkeit ganz durchdrungen seyn; das in der Pappe aufgetrocknete Leimwasser würde aber dieses Durchdringen, und folglich die zum Abdrücken nöthige Weichheit und Geschmeidigkeit hindern. Das Ueberziehn, welches bey sehr feiner und weißer Pappe nicht so nöthig, als bey gröberer ist, geschieht am besten nach der Befeuchtung, einige Zeit vor dem Abdrücken. Man bestreiche das Orginal, welches man abdrücken will, es sey nun eine Medaille, oder ein in Holz geschnittenes Bild, oder irgend eine, in Metall, Holz oder Thon, welcher nachher gebrannt wird, eingegrabene oder ausgearbeitete

Verzierung, mit starkem Seifenwasser subtil und gleichmäßig, damit sich hernach der Abdruck leicht ablösen läßt. Zum Abdrücken selbst könnte man sich am besten einer kleinen Presse bedienen, einer Presse mit einem Querbalken, in dessen Mitte die Schraube angebracht ist. Man legt die befeuchtete Pappe gerade unter die Schraube, auf ein glatt und gleich gearbeitetes Bretchen von gutem Birn - oder Apfelbaumholze, dann legt man das Original auf die Pappe, und auf dieses wieder ein anderes Bretchen, welches nicht viel größer, als das Original seyn darf, und in der Mitte eine Vertiefung für das eingreifende Ende der Schraubenspindel hat. Während des Zuschraubens hält man den ganzen Apparat mit der linken Hand in der gehörigen Lage fest, damit sich nichts verrücke, und nach einigen Minuten nimmt man den Abdruck heraus, und läßt ihn in gelinder Wärme trocknen. Hierauf beschneidet man die Pappe worauf der Abdruck befindlich ist, mit Scheere und Federmesser, — im Fall man dem Stücke nicht vorher schon die beliebige Form gegeben hat, — tränkt alsdann das Ganze mit dünnem Fisch - oder Pergamentleimwasser, und giebt dem Abdruck einen beliebigen Farbenanstrich. Die Farbe muß zu diesem Behuf nicht nur an sich von sanfter Beschaffenheit seyn, sondern sie muß auch sehr fein gerieben, sorgfältig eingerührt, und eben so sorgfältig, nähmlich so dünn als möglich aufgetragen werden, damit sie die feinen Vertiefungen des Abdrucks nicht ausfülle. Eben so vorsichtig wird auch, wenn man nachher lackiren will, der Lackfirniß aufgetragen. Will man die Abdrükke vergolden, so trägt man nach dem Leimtränken erst einen Weingeistfirniß von Gummilack,

dann die Mischung, oder einen andern leicht trocknenden Oehlfirniß so dünn, als möglich, auf, und wenn dieser bis zum erforderlichen Grade aufgetrocknet ist, so legt und drückt man mit Baumwolle das Gold sanft auf.

Diese Kunst, in Pappe abzudrücken, giebt denn zugleich ein Mittel mehr an die Hand, verschiedene Papparbeiten auf mannichfaltigere Art zu verzieren; denn auf den Deckeln der Dosen und anderer Arbeiten kann man nicht nur ordentliche Abdrücke anbringen, sondern sie können auch durch eingedrückte Linien, Perlen und andere Vertiefungen, auf eine geschmackvolle Art angebracht, männichfaltig verschönert werden.

5) Anwendung der Papparbeit auf allerley anderweitige brauchbare Gegenstände des gemeinen Lebens.

Endlich zeigt sich auch in dieser Anwendung die Papparbeit als eine nützliche Kunst, die ihrem Besitzer viele Vortheile gewährt, und es scheint eben nicht so allgemein bekannt zu seyn, wie weit sie sich in dieser Rücksicht ausdehnen läßt, daß es ganz überflüssig wäre, etwas darüber zu sagen. Man macht zwar Dosen, Futterale, Etuis und Kästchen von mancherley Art und Beschaffenheit, und zu mancherley Absicht und Gebrauch, allein nur wenige denken daran, sich von demjenigen, was sie gesehen, und wie sie es einmahl gemacht haben, zu entfernen, und durch einiges Nachdenken sich die mannichfaltigen Mittel zu Nutze zu machen, die ihnen ihre Kunst darbietet, die erwähnten Arbeiten theils durch Abwechselung der Formen zu verschönern, und ihnen dadurch Neuheit zu geben, theils sie durch neue Einrichtungen zum Gebrauch zweck-

mäßiger und nützlicher zu machen. Wer Kraft zum Nachdenken hat, oder wessen Erfindungskraft nicht in tiefem Schlummer liegt, der wird hier wenigstens Stoff genug finden, wodurch er diese schätzbare Kraft nach und nach auf eine leichte Art in Thätigkeit setzen, und sich vermöge ihrer Wirksamkeit die Ausübung der Kunst vielfach angenehmer machen kann. Auch sollte man mehr darauf denken, sich des Vortheils zu bedienen, daß die Pappe in vielen Fällen die Stelle des Holzes, und sogar des Metalls mit gutem Erfolge vertreten kann. So fand Herr Blasche z. B., daß aus Pappe verfertigte, mit einem festen Bernsteinfirniß lackirte, und mit Gold verzierte Leuchter, wozu er Dillen von Messingblech verfertigen ließ, oder sie selbst aus Zinn drehete, eben so schön seyn können, und eben die Dienste leisten, als metallene, besonders wenn man, um ihnen mehr Schwere zu geben, inwendig am Fuße ein Stück Bley, oder irgend eine andere schwere Masse anbringt. Man kann sich der neuerlich Mode gewordenen metallenen, lackirten Leuchter als Modelle bedienen, um sie aus Pappe nachzumachen: die Form des Fußes (denn die Hauptsache ist ein Cylinder) kann man, ohne dem Ganzen viel von seiner Schönheit zu benehmen, zur leichtern Ausführung verschiedentlich abändern. — Eben so können Präsentirteller, und die diesen ähnlichen kleinen flachen Teller, deren man sich zum Untersatze für die Trinkgläser bedient, aus Pappe fast eben so dauerhaft als die blechernen verfertigt werden. Wenn man den Boden von starker, doppelt zusammen geleimter, mit Leimwasser getränkter, mit starkem Papiere mehrmahls überzogener Pappe verfertigt, und unter der Presse trocknen läßt, so erhält

die

die Arbeit eine solche Festigkeit, daß man auch Teller von beträchtlicher Größe machen kann, ohne zu besorgen, daß die Pappe von der Last der darauf gestellten Sachen verbogen werden möchte. Die niedrigen Seitenwände, wenn es runde oder ovale Teller werden sollen, macht man von mittelmäßig starker Pappe, deren Rand mit einem runden oder eckigen Stecheisen zierlich ausgehauen, und nachher, wenn er um den Boden befestigt ist, auswärts umgebogen wird. Dieses Umbiegen der Seitenwände, wodurch sie eine Wölbung erhalten, wird dadurch möglich gemacht, daß man sie mit Leimwasser tränkt, wodurch sie so biegsam werden, daß man ihnen ohne Widerstand diese Form geben kann. Den eckigen Präsentirtellern giebt man entweder gerade oder ebenfalls gewölbte schrägliegende Seitenwände, mit schlichtem oder ausgehauenem Rande. Der Bernsteinlack giebt nachher dem Ganzen eine noch größere Festigkeit. — Ferner leisten die Zucker- und Salzdosen, deren Material gewöhnlich Metall, Fayence oder Glas ist, dieselben Dienste, wenn man sie aus Pappe verfertigt, und ihnen eine feste Lackirung giebt. — Zu den Schreibzeugen kann man sich nicht nur auch die Streubüchsen, sondern wenn man will, selbst die Tintenfässer — so sonderbar dieses auch klingen mag — aus Pappe bereiten. Man darf sie nur durch und durch mit Bernsteinlack tränken, gelinde im Backofen rösten, und nachher sorgfältig mit Pech, welches mit ein wenig Wachs vermischt ist, ausgießen. — Auch sogar Tische, — ordentliche zum Gebrauch eingerichtete Tische, können, aus Pappe verfertigt, sich wenigstens der Toilette durch ihre Leichtigkeit empfehlen. Man kann sie mit einem Kasten zur Aufbewah-

rung der zu diesem Zwecke dienlichen Instrumente, und mit einem cylindrischen Gestelle versehn: die in den Cylinder unten einzusetzenden Füße müssen denn freylich wenigstens aus starker vierfach zusammengeleimter Pappe gemacht werden, wenn sie das Ganze sicher genug tragen sollen, so wie man sich auch die sehr großen und starken Pappbogen zum Tischblatt besonders bestellen muß, denn außer diesen Eigenschaften dürfen sie auch nicht von zu groben Zeuge gemacht seyn, damit das Poliren und Ebnen der Oberfläche nicht allzuviel zu schaffen mache.

Zum Beschluß mag hier noch die Beschreibung einiger Stücke von Herrn Blasche's Erfindung folgen, die vorzüglich zum Gebrauche für Frauenzimmer bey ihren Arbeiten bestimmt sind:

1) Das Taschennähzeug, dessen Bestimmung der Nahme angezeigt, hat folgende Einrichtung: Die cylindrische Büchse A Fig. 6309 ist an beyden Enden bey c und e mit einem Falz versehn, um beyde Mündungen, nähmlich die obere a mit dem Deckel B, die untere hingegen mit dem flacheren Deckel C verschließen zu können. Die Büchse A ist inwendig durch einen Schied oder Boden, dessen Lage m n anzeigt, in zwey ungleiche Fächer abgetheilt. Der Boden m n hat in der Mitte eine zirkelförmige Oeffnung, um in das untere größere Fach eine kleine Walze oder Röhre einzusetzen. Diese Röhre ist für die Zwirnrolle D als Axe bestimmt, auf welcher sie sich leicht herumdrehen läßt. Durch die längliche schmale Oeffnung g steckt man den Faden der umwickelten Rolle durch, um zum Gebrauch, bey verschlossener Büchse jedesmahl so viel, als man nöthig hat, herausziehen zu können. Das Ende des Fadens wird während der Zeit, da man das Nähzeug nicht braucht, zwischen den Deckel C und den Falz eingeklemmt, damit er sich nicht in der Tasche der Oeffnung g hineinziehn könne. Ueber die Rolle ragt, wenn man die Büchse umkehrt, die Walze, auf welcher sie sich bewegt, gerade so weit hervor, um einen Fingerhut darauf

darauf stecken zu können. Das obere Fach über m n ist ausgestopft und die Mündung a mit Taffet überspannt, zum Einstecken der Nadeln, und queer durch die Mitte bey a läuft eine schmale Oeffnung oder Spalte, welche das Pult in zwey gleiche Theile theilt, und für die Scheere bestimmt ist, welcher die Röhre des untern Faches, über der sich die Rolle dreht, zugleich als Scheide dient. — Dieses Taschennähzeug hat in der besten Proportion, wenn es 2 Zoll im Durchmesser hält, ohne Deckel $3\frac{1}{2}$ Zoll, mit aufgesetzten Deckeln hingegen $4\frac{1}{2}$ Zoll Höhe. Will man es von größerm Umfange, und in Proportion höher machen, so kann man im untern Fache auch mehrere Rollen anbringen.

Die Verfertigungsart der Rolle D erhellet schon aus der Zeichnung, denn die beyden Scheiben f und h nebst der Röhre i sind die drey Stücke, woraus sie zusammengesetzt wird. Die Löcher, mittelst welcher die Röhre in die Mitte der Scheiben eingesetzt wird, macht man am besten mit einem runden Stecheisen, nachdem vorher die Grenzen dieser zirkelrunden Oeffnungen mit einem Zirkel vorgezeichnet worden. Zur Verfertigung des Nadelpultes muß man noch einen besondern Cylinder machen, welcher in das obere Fach paßt, und von gleicher Höhe mit demselben ist. In den für diesen Cylinder bestimmten Boden wird in der Mitte eine runde Oeffnung ausgehauen, zum Durchgang der Scheere durch die Röhre des untern Faches. Zur Spalte für die Scheere dienen zwey viereckige Pappstücke, welche in gehöriger Entfernung von einander senkrecht eingesetzt werden. In die dadurch entstehende Spalte werden endlich noch zwey schmale Streifen, vom Rande des Pultes schräg gegen die Oeffnung des Bodens laufend, eingeleimt.

2) Das Taschennähpult Fig. 6310 ist von ähnlicher Einrichtung. Der ohngefähr 2 Zoll hohe und $2\frac{1}{4}$ Zoll im Durchmesser große Cylinder G enthält ein Pult mit einer Spalte für die Scheere, welches aber nicht, wie beym Taschennähzeuge, flach überspannt, sondern wie die gewöhnlichen Nähpulte, gewölbt ist. Der Cylinder B, welcher mit G gleichen Umfang hat, aber nicht viel über 1 Zoll hoch seyn darf, hat für seine Grundfläche zwey starke Scheiben, wovon die obere aus doppelt zusammen ge-

leimter starker Pappe gemacht ist, damit man die hölzerne Röhre ab in ein durch die Mitte gehauenes passendes Loch b recht fest einleimen kann. Diese Röhre ist für die Rollen cc bestimmt. In den Cylinder G ist ein zweyter Boden op eingesetzt, und zwischen beyden eine kurze Röhre befestiget, in welche die Axe der Rollen ab sehr genau paßt, um vermittelst dieser Vorrichtung den Cylinder G auf den über den Rollen hervorragenden Theil der Axe fest aufsetzen, und so oft es nöthig ist, wieder abnehmen zu können. Die im Cylinder B unmittelbar über dem Boden befindliche Seitenöffnung e hat die Absicht, das Ganze vermittelst einer Schraubenzwinge an den Tisch festschrauben zu können, und die Höhlung des Cylinders dient zugleich, so oft das Pult nicht gebraucht wird, zur Aufbewahrung des Fingerhutes. Für das Ganze macht man zuletzt eine cylindrische Kapsel, in welche das Nähpult bis zur Linie op hineingeht, und verschließt sie mit einem Deckel von hinreichender Höhe.

3) Das Stickkästchen. Die in diesem Kästchen angebrachten vielen Rollen können vorzüglich zum Gebrauch beym Sticken dienen, wiewohl dieses Kästchen auch zum Nähen alle Bequemlichkeit gewährt, und zur Erhaltung der Ordnung unter den dazu nöthigen Instrumenten und Materialien dient. AB CD Fig. 6311 enthält den Entwurf der Einrichtung dieses länglich viereckigen Kästchens von der inwendigen Seite. In Rücksicht seiner Größe kann es zu 1 Fuß Länge und $\frac{2}{3}$ Fuß Breite ohngefähr $2\frac{1}{4}$ Zoll Höhe bekommen. Jede der sieben Abtheilungen, die es enthält, hat seine zweckmäßige Bestimmung. Von den beyden vordern Fächern zu beyden Seiten der Abtheilung H, hat jede zwey Rollen von gleicher Größe; jedes der zunächst angrenzenden gleich großen Fächer hingegen enthält drey Rollen, eine größere und zwey kleinere von gleicher Größe, folglich das Ganze zehn Rollen. Das lange Fach F ist mit Werg ausgestopft, und straff mit Taffet überspannt, um allerhand Nadeln in hinreichender Menge einstecken zu können. In die Abtheilung G ist ein Kästchen eingepaßt, das man vermittelst eines in der Mitte angebrachten Knopfes herausheben kann, und zur Aufbewahrung der Fingerhüte und anderer Kleinigkeiten bestimmt ist. Die siebente mit H bezeichnete

nete Abtheilung endlich enthält ein gewölbtes Pult zum Anstecken der Arbeit; und um das Ganze mit einer Schraubenzwinge anschrauben zu können, so ist an der vordern Seite unmittelbar über dem Boden bey g eine Oeffnung angebracht, welche der Anfang einer unter den beyden Fächern G und H befindlichen, bis an das lange Fach laufenden flachen Abtheilung ist; daher die Fächer G und H noch einen besondern Boden erfordern. Der Deckel CDK I, ist durch ein Scharnier an das Kästchen befestigt, und kann wenn er zugemacht wird, mit einem Häkchen verschlossen werden. Der ausgeschnittene dünne Holzstreif cd ist bey c mittelst einer Erhöhung von Pappe an den Boden des Deckels befestigt, und liegt daher übrigens hohl; seine Bestimmung ist, eine Scheere unter ihm einzuklemmen. — Die Art, wie die Rollen angebracht sind, erhellt aus folgendem: zu jedem der Fächer, worin Rollen befindlich sind, gehören zwey viereckige Pappstücke von gleicher Höhe und Breite mit dem Rollenfache, deren Beschaffenheit aus der Zeichnung bey E zu ersehn ist. Das in der Mitte durchgehauene Loch hat nähmlich die Absicht, einen dünnen Pappcylinder als Axe für die Rollen einzuleimen: das zweyte Stück ist ebenfalls mit einer solchen Oeffnung versehn, es wird aber nicht, wie jenes, aufgeleimt, sondern nur aufgesetzt. Vermittelst dieser Vorrichtung kann man also die Rollen nicht nur in die Fächer fest genug einsetzen, sondern auch, so oft man will, herausnehmen, und einzeln aus einander legen.

Güte der Materialien und deren Behandlung.

Wahl der Pappen.

Es ist nicht durchgängig und in jeder Rücksicht wahr, daß die Pappen in dem Grade besser und brauchbarer sind, je weißer der Zeug ist, aus dem sie entstanden sind. Oft sind weiße Pappen nichts weniger als fest, und die weiße Farbe vergesellschaftet sich nicht immer mit Ebenheit der Oberfläche. Den grauen, doch

mehr

mehr licht- als dunkelgrauen Zeug hat Herr Blasche oft von der größten Festigkeit befunden. Am wenigsten empfehlen sich die weißen Pappen in Rücksicht ihrer Empfänglichkeit für das Abschleifen mit Bimsstein. Je weißer der Zeug ist, desto leichter schält sich die Pappe beym Abschleifen, selbst nach vorhergegangenem Leimtränken. In dieser Hinsicht ist die dunkeler graue Pappe, die gleichen Zeug mit einer guten Sorte Fließpapier hat, besser zu gebrauchen; sie läßt sich auch ohne Vorbereitung durch Leimtränken, mit Bimsstein gut abreiben, welches oft sehr bequem und zeitsparend ist. Für eckige Arbeiten, die nicht lackirt werden, aber doch nicht mit zu rauher Oberfläche erscheinen sollen, ist das Abreiben mit Bimsstein ohne vorhergegangenes Leimtränken, gerade hinreichend und am wenigsten zeitkostend. Nur dünne Pappen muß man von besserm hellgrauen Zeuge anschaffen, wiewohl, wenn man in der Nothwendigkeit ist, dünne Pappen — aus Mangel besserer — von jener schlechtern Sorte anschaffen zu müssen, diese deshalb nicht ganz zu verwerfen sind. Was dieser Masse an Festigkeit abgeht, ersetzt sie beynahe durch die größere Empfänglichkeit, vermittelst des Leimtränkens und Ueberziehens, Festigkeit anzunehmen.

Auch die Unreinigkeiten der Pappen, die der Masse häufig beygemischten fremden Körper, besonders wenn sie mineralisch sind, können die Arbeit oft sehr aufhalten, indem solche Pappen zur Schlichtung der vielen auf der Oberfläche befindlichen Erhöhungen ein längeres Abreiben mit Bimsstein erfordern, nicht zu gedenken, daß sich die Messer an den tiefer in der Masse befindlichen mineralischen Theilen zu oft abstumpfen.

pfen. Will man übrigens Pappen bestellen und den Stoff selbst dazu liefern, wenn man einige Centner vorräthig hat, so gibt die bey der Arbeit sich sammelnde Mischung von Papp- und Papierabgängen einen recht guten Zeug, wenn man nur die Beygesellung freindartiger Theile beym Sammeln verhütet hat.

Kleister und Leim.

Was guter Kleister für Eigenschaften haben muß, darf hier nicht wiederhohlt werden; aber über seine Erhaltung in gutem Zustande dürften wohl einige Worte hier nicht am unrechten Orte stehn. Der Kleister befindet sich, so gut wie jeder feuchte Körper, in ununterbrochener Ausdünstung. Er wird also, in einem offnen Gefäße, besonders in die warme Stube hingestellt, nach und nach sich verdicken. Dieß gilt vorzüglich von denjenigen Theilen, die am Rande des offnen Gefäßes durch das Abstreichen des Pinsels und oben am Pinsel selbst zurückbleiben. Der Kleister, zu dessen Erhaltung man nichts weiter thut, wird also nicht nur in Rücksicht seiner ganzen Masse dicker und ungeschmeidiger werden, sondern es werden sich auch die am Rande des Kleistertopfs und am Pinsel zurück gebliebenen halbtrocknen Theile während der Arbeit unvermerkt unter die größere Masse mischen und diese ungleichartig, (klößig, knollig) machen. Man sollte sich daher gewöhnen, auf die Consistenz des Kleisters, den man in offnen Gefäßen stehn läßt, stets aufmerksam zu seyn, um ihn, sobald man zu merkliche Verdickung wahrnimmt, mit ein wenig Wasser zu verdünnen. Dann wäre auch zu rathen, über die

Mün-

Mündung des Gefäßes einen Draht auszuspannen, um an diesem den Pinsel jedesmahl abzustreichen. Das Abgestrichene fällt größtentheils herunter, so daß sich dem Drahte nur äußerst wenig anhängt, der Rand des Gefäßes würde rein bleiben, und man würde auf diese Art die Verschlimmerung des Kleisters verhüten.

Beym Gebrauche des Leims hat man sich folgendes zu merken:

1) Man lasse den Leim nie in dem Gefäße, worin er gekocht worden ist, sondern gieße ihn sogleich nach dem Kochen in ein anderes reines Gefäß mit dauerhafter Glasur; denn die am Boden jenes Gefäßes, zum Theil auch am Rande zurückbleibenden halbverbrannten Theile und andere Unreinigkeiten würden bald die ganze Masse verunreinigen.

2) Da der Leim öfters aufgewärmt werden muß, so bediene man sich nur kleiner Gefäße, die auf dem Ofen und selbst über einer Lichtflamme sehr bald erwärmen. Es ist nöthig vor jedesmahligem Aufwärmen, zur nachherigen Verdünnung, über den Leim ein wenig Wasser zu gießen, und man suche sich bald ein richtiges und schnelles Urtheil über das Verhältniß des beyzumischenden Wassers zur jedesmahligen Quantität und Consistenz des Leims zu erwerben. Beym Aufwärmen darf übrigens der Leim nie wieder siedend heiß gemacht werden, indem dieß seine frühere Verderbniß unfehlbar herbeyführen würde.

3) Zur längern Erhaltung des Leims kann zwar schon die beym Kochen zu veranstaltende Beymischung von ein wenig pulverisirten Alaun etwas beytragen; allein wenn man den Leim, auch während längerer Perioden des Nichtgebrauchs,

brauchs, feucht erhalten will, um ihn, auch für unvorhergesehene Fälle, sogleich aufwärmen zu können, so ist das erwähnte Conservirmittel nicht ausreichend, um die durch Geruch und Schimmel sich ankündigende Fäulniß abzuhalten. Will man ihn im Gefäße ganz austrocknen lassen, so ist das Aufwärmen auf den Fall des Gebrauchs mit Zeitverlust verbunden. Herr Blasche schlägt daher folgende Bereitungsart eines trocknen Leims vor, den man in einer verschlossenen Dose, so lange man will, aufbewahren, und in der Geschwindigkeit zum Gebrauch auflösen kann.

Man koche eine beträchtliche Quantität Leim zu einer ziemlich dünnen Consistenz, und wenn sich nach dem Kochen zu viel Unreinigkeiten darin zeigen, so lasse man ihn durch ein leinenes Tuch laufen. Diesen Leim trägt man, vermittelst eines großen Pinsels, gleich einem Farbenanstrich, doch nur sehr dünn, auf die glatte und reine Oberfläche metallener Körper. Man kann sich zu letztern einiger Tafeln von verzinntem Eisenblech oder auch reiner kupferner oder zinnerner Gefäße bedienen. Dieser Leimauftrag hängt sich beym Trocknen nicht fest an das kalte Metall, sondern schält sich von selbst in zarten Blättern los. Von solchem dünngeblätterten Leim kann man sich auf diese Art einen beträchtlichen Vorrath sammeln. Um ihn zu gebrauchen gießt man in einem Gefäße die nöthige Quantität Wasser darauf; in Zeit von einer Minute oder noch früher, sind die Leimblättchen aufgequollen, um sie dann in mäßiger Wärme, ohne des Kochens zu bedürfen, nur zergehen zu lassen. Diese Methode ist vorzüglich auch zur schnellen Verfertigung des Leimwassers, das besonders im Sommer so schwer

vor der Verderbniß zu bewahren ist, sehr vortheilhaft. Denn man darf, da diese Bereitungsart so wenig Umstände erfordert, nur jedesmahl etwa so viel, als man eben nöthig hat, auflösen und dem was übrig bleibt, kann man ja leicht, auf obige Art, die trockene Gestalt wieder geben.

4) Auch die Gefäße, deren man sich zum Auflösen des Leims und zum Aufbehalten des aufgelösten Leims beym Gebrauche bedient, sind eine Sache, die man nicht als gleichgültig übersehen sollte. Durch Mangel an zweckmäßigen, ja selbst schon durch Mangel an reinen Gefäßen kann der Fortgang der Arbeit sehr aufgehalten werden. Man sorge also für hinlänglichen Vorrath an Gefäßen verschiedener Art und Größe, und sorge dafür, daß dieser Apparat immer in der besten Ordnung erhalten werde. Hierzu gehört aber a) ein bestimmter Platz für den sämmtlichen Gefäßapparat, vermittelst welches man jedes bestimmte Gefäß zu jeder Zeit sogleich aufzufinden weiß; b) daß man sich gewöhne, jedes Gefäß, sobald der Leim darin aufgebraucht worden, voll Wasser zugießen, wodurch es zum Reinigen vorbereitet wird; c) daß man sich zum Reinigen selbst eine bestimmte Stunde festsetze. Alles dieß gilt auch von denjenigen Gefäßen, worin die Farben eingerührt werden.

Was nun die Auswahl der Leim- und Farbengefäße betrifft, so gibt es eine Art fester Töpferwaare mit dunkelbrauner sehr dauerhafter Glasur, welche zu diesem Zwecke sehr dienlich ist. Man findet sie auf jedem unbedeutenden Jahrmarkte. Von dieser Waare kann man sich nun sowohl kleine Töpfe in gewöhnlicher Form, welche zum Leimwasser sehr brauchbar sind, als

auch

auch flachere Gefäße in hinreichender Anzahl und von verschiedener Größe anschaffen. Auch hat man kleine Schalen von dieser Glasur in Form der gewöhnlichen Kaffeetassen, diese sind zum Einrühren der Farben zum Anstreichen nicht unzweckmäßig. Hat man Gelegenheit sich solche Schalen aus Fayence, und noch besser aus Steingut machen zu lassen, so sind diese freylich noch viel vorzüglicher. Und wenn man dauerhaftere Leimgefäße verlangt, so thut man am besten, kleine, doch nicht zu flache, Schalen von verschiedener Größe bey einem Kupferschmidt zu diesem Zwecke zu bestellen. Man gewinnt dadurch zugleich den Vortheil, daß diese Gefäße, wenn sie einmahl erwärmt sind, die Wärme länger als irdene Gefäße beybehalten.

5) Zum Aufwärmen des Leims und der Leimfarben bedarf man eines Grades von Wärme, bey welchem der geronnene Leim schnell genug schmilzt, ohne der Gefahr zu verbrennen so leicht ausgesetzt zu seyn. Im Winter ist hierzu die Ofenröhre, im Sommer ein schwaches Kohlenfeuer oder eine Lichtflamme dienlich. Da letztere in den meisten Situationen viel leichter als jenes zu veranstalten ist, so wird man sie freylich in sofern vorziehn; allein das Ueberhalten des Gefäßes (das für diesen Fall nur klein seyn darf) über die Lichtflamme, ist unbequem und zeitraubend, und die Gefäße werden noch überdieß unten davon russig. Man kann aber diesen dreyfachen Nachtheil durch folgende Geräthschaft aufheben.

Man lasse sich aus sehr dünnem Eisen- oder Messingblech (bey einem Schlosser, nicht beym Klempner) einen abgekürzten Kegel von etwa 5 bis 6 Zoll Höhe verfertigen, dessen obere Mün-

dung groß genug ist, um ein kleines Leingefäß von mäßiger Größe darauf stellen zu können, indeß die untere Raum genug hat, eine kleine Lampe zu umschließen. Die obere Mündung ist mit einem Blechboden geschlossen und mit einem erhöhten Rande oder mit einer niedrigen Seitenwand begränzt, welche das darauf gestellte Gefäß unten umschließen soll. Um endlich die zum Brennen erforderliche Circulation der Luft zu bewirken, so ist die Seitenwand des Kegels oben und unten zunächst an beyden Grundflächen mit einigen Löchern durchbrochen. Auch läßt man diese Geräthschaft mit einer an der Seite angebrachten Handhabe versehn. Die Lampe, deren man sich zu dieser Vorrichtung bedient, ist, wie gewöhnlich, von cylindrischer Form, aber ohne Fuß. Der Dochthalter ist nicht am Rande, sondern über der Mitte des Gefäßes angebracht, nicht rund sondern flach — um einen breiten Docht, welcher lebhaft brennt und weniger Dampf gestattet, anbringen zu können. Ueber die Mündung dieser Lampe schiebt man einen flachen Blechdeckel, der bis zur Mitte mit einem Einschnitte versehn ist, vermittelst welches der Deckel sich an den Dochthalter anschließt, von dem er zugleich auch gehalten wird. Beym Gebrauche dieser Geräthschaft muß man darauf sehn, daß die Lampe recht in der Mitte der Grundfläche des Blechkegels gesetzt werde. Durch ein Bretchen, auf welchem zwey concentrische Ringe aus Holz, Blech, oder Pappe angebracht sind, wovon der größere den Blechkegel, der kleinere die Lampe umschließt, kann man die richtige Lage des letztern gegen den erstern für immer sichern. Auch darf man den inwendig im Kegel entstehenden Ruß sich nicht zu sehr an-

häufen lassen, weil dadurch die Wärme beträchtlich aufgehalten wird.

6) Die zweckmäßige Beschaffenheit der Pinsel, deren man sich zum Auftrag des Kleisters, des Leims und der Farben bedient, ist ebenfalls ein Gegenstand, den man nicht vernachlässigen sollte, da er zur Beschleunigung der Arbeit beytragen kann.

Man gebe den großen Kleisterpinseln, die man sich ohne viele Schwierigkeit selbst verfertigen kann, eine flache Form, welche ihrer Bestimmung, mit wenig Zeitverlust große Flächen zu überstreichen, am angemessensten ist. Die größten kann man immer $1\frac{1}{2}$ — 2 Zoll breit machen. Der Pinselstiel besteht in einer nur wenige Linien starken Schiene von erwähnter Breite, die nach hinten zu verjüngt ausläuft. Vorn schneidet man an diese Schiene einen Falz, so weit nähmlich die Borsten aufliegen sollen. Ist dieß geschehn, so legt man vorn an der Kante eines Tisches mehrere Lagen von Borsten zurecht, bestreicht den Falz der Schiene mit starkem gut anziehenden Leim, und legt den bestrichenen Falz sogleich auf eine Lage von Borsten. Hat man auf diese Art beyde Seiten der Schiene mit Borsten belegt, so läßt man den Leim fest auftrocknen, um nachher auf dieselbe Art noch einige Schichten von Borsten aufzulegen, bis der Pinsel die nöthige Stärke erreicht hat. Zuletzt umwindet man die auf dem Falz aufliegenden Borsten — zu größerer Befestigung — dicht mit dünnem Bindfaden, den man, beym Umwinden, so fest als möglich, anzieht. Die Borsten dürfen übrigens kaum einen Zoll breit über der Schiene hervorragen, um dem Pinsel hinlängliche Steifigkeit zu geben. — Man kann

auf solche Art verfertigte Pinsel sehr lange haben, nur muß man sie immer feucht erhalten; die Borsten quellen dann beym Gebrauch immer fester ein. — So sehr indeß dergleichen Pinsel die Verrichtung, zu der sie bestimmt sind, beschleunigen, so nachtheilig würde in andern Fällen der Mangel an mittlern und kleinen sehr zarten Pinseln, für die Geschwindigkeit seyn.

Verschiedene andere Vortheile, welche bey dieser Kunst anzuwenden sind, so wie mehrere Werkzeuge, deren man sich zur Beschleunigung der Arbeiten im Großen bedienen kann, muß ich hier wegen Mangel des Raumes übergehen. Der Herr Blasche hat in seinem oben angeführten Werke: der Papparbeiter ꝛc. ausführlich davon gehandelt.

* * *

Die Kunst, aus Pappe allerley Sachen, als Vasen, Statüen ꝛc. zu formen, und schön zu lackiren, wird von den Papiermachéarbeitern ausgeübt, welche sich dazu des Pappenteiges bedienen, den sie in die Formen drücken.

Eine Manufactur der Art, die sehr geschmackvolle Waaren liefert, ist unter andern in Ludewigslust im Mecklenburg-Schwerinischen. Auch in Berlin und an andern Orten werden in den Lackierfabriken viele schöne Sachen dieser Art gemacht.

Pappe, 1. ein dicker Brey, vorzüglich im gemeinen Leben. So wird der dickliche Mehlbrey, womit man Kinder zu nähren pflegt, ehe sie Zähne bekommen, und welcher auch Mus heißt, Kinderpappe, Mehlpappe, und nur Pappe schlechthin genannt. Dem Kinde Pappe einstreichen. Bey den Buchbindern und einigen andern

andern Handwerkern, ist die Pappe ein dicker Brey von groben Mehle, welcher statt des Kleisters gebraucht wird; Buchbinderpappe. Im Schiffsbaue ist die Pappe, oder der Papp, eine Art der Schiffstheerung, um die Schiffe auf weiten Reisen vor den Seewürmern zu bewahren, da er denn aus Harz, Talg, Schwefel, Thran und gestoßenem Glase zusammen gesetzt wird.

2. Mehrere bis zu einer gewissen Dicke zusammen gepappte oder gekleisterte Blätter Papier; Pappe machen, mehrere Blätter Papier zusammen pappen, um diese dicke Masse hervor zu bringen. Jetzt wird diese Pappe ohne Pappe und Kleister sogleich auf den Papiermühlen aus einer schlechteren Papiermasse verfertiget, wie es im Verfolge dieses Artikels gezeigt werden wird. Ein Buch in Pappe binden, ein Bogen, ein Stück Pappe. Bey den Buchbindern ist dafür auch Pappendeckel üblich, welches sowohl collective für Pappe, als auch von einzelen Stükken und Bogen Pappe gebraucht wird *).

Von der Verfertigung der Pappe (Pappendeckel) **).

Die Arbeit des Papiermachens ist von der Arbeit des Pappmachens wenig verschieden, wenn

*) Sofern dieses Wort Brey bedeutet, lautet es in einigen niedrigen Mundarten auch Päppe. In einigen Gegenden ist es männlichen Geschlechtes, der Papp. Das Ital. Pappa, das Engl. Pap, das Lat. Pappa, bey dem Varro, bedeuten gleichfalls Brey, besonders aber Kinderbrey. Im Niederdeutschen und einigen andern Mundarten lautet dieses Wort mit dem eingeschalteten verwandten m Pampe, Pimpe; S. Schlampampe.

**) Die Kunst Pappen zu machen; von dem Herrn de la Lande. Steht im Schauplatze der Künste und Handwerke. III. Band. Ins Deutsche übers. von J. H. G. v. Justi. Berlin, Stettin und Leipzig bey Rüdiger. 1764. 4. S. 371 fl.

man nur die allgemeine Verfahrungsart einer Kunst zum Augenmerke hat. Indessen geben die Materien, welche man bey der Pappe gebraucht, die Maschinen, deren man sich bedient, und der Gebrauch, den man von der Pappe selbst macht, eine so große Menge besondere Umstände an die Hand, daß dieselben besonders beschrieben zu werden verdienen.

Der allerwichtigste Gebrauch der Pappe scheint derjenige zu seyn, den die Buchbinder davon machen, welche dieselbe nicht entbehren können; doch gebraucht man sie auch häufig in verschiedenen andern Künsten. Man sieht sogar vergoldete und mit den schönsten Gemählden ausgezierte Plafonds, deren Boden bloß von Pappe ist; die mit dem köstlichsten Firniß angestrichenen Schachteln und Kästchen, wovon im vorstehenden Artikel die Rede war, werden aus Pappe gemacht; die Krämer, Spiegelmacher, Kirschner, Papiermacher, die Pferdezeugmacher, Hutmacher, Schuster machen auch vielen Gebrauch davon.

Man unterscheidet zwey Hauptarten von Pappe: geformte Pappe, und bloß geleimte Pappe. Die erstere wird durch das Stampfen, nach Art des Papiers, gebildet, und die Pappe von bloßer Zusammenleimung ist nichts anders, als eine Zusammenfügung verschiedener zusammen geleimter Bogen Papier. Sie ist eigentlich ein Product der Kartenmacherkunst. Inzwischen wollen wir davon so viel sagen, als nöthig seyn wird, sich davon einen hinlänglichen Begriff zu machen.

Die abgeformte Pappe wird noch weiter eingetheilt. Man nennt sie **Bogen**, weil sie aus einer bloßen einfachen Lage von Papierteige gemacht sind; **Doppelpappe**, weil sie zu 2 oder

3 wiederhohlten Mahlen und mit 2 oder 3 verschiedenen Lagen gemacht sind; geleimte Pappe, weil man verschiedene Bogen mit bloßer Hülfe des Leimes über einander gelegt hat.

Es sind bey der Pappenmacherarbeit überhaupt acht Stücke zu beschreiben: die Faulbütte, der Stampftrog, der Stein, die Bütte oder Kufe, die Presse, der Aufhängesaal, die Glättmaschine und die Zusammenleimung. Eine Werkstatt von 25 Fuß lang gegen 20 Fuß in die Breite ist zu der Arbeit der Pappe, die Faulbütte und den Aufhängesaal ausgenommen, hinreichend.

Man nimmt zu der Materie der groben Pappe eine jede Art von Papier, gutes oder schlechtes, vornähmlich aber dasjenige, was zu nichts anderm dienlich ist, alle Abschnittsel, von dem Messer der Buchbinder, der Kartenmacher, der Papiermacher, Bilder- oder Fächermahler; alle Arten von unnützem, gedrucktem, beschriebenem, weißem oder buntem Papier, alte zerrissene Pappe, die um Zucker und andere Materialienwaaren gewickelt ist, Hüte- oder Pelzfutter, und andere ähnliche Sachen.

Die Pappenmacher würden Materien genug haben, wenn ihnen die Buchhändler um einen billigen Preis alte Bücher, die in Rießen wie Maculatur verkauft werden, überließen; da man aber für dergleichen sechsmahl mehr bey den Gewürzkrämern und Butterhändlern bekommt, als die Pappenmacher dafür geben können, so sind sie gezwungen, mit denen zufrieden zu seyn, welche nicht zum Einwickeln dienen.

Die Abschnittsel und andere schlechte Papiere werden der Centner zu einigen Thalern verkauft; die Kartenabschnittsel aber werden, da

sie stärker und tauglicher sind, etwas theurer der Centner bezahlet.

Die Abschnittsel, welche die Pappenmacher bey den Buchbindern kaufen, gelten ohngefähr die Hälfte so viel nach dem Gewichte als eine verfertigte und geglättete Pappe. Man gibt 50 Pfund Pappe für 100 Pfund Abschnittsel.

Der Pappenmacher kann sich seinen benöthigten Vorrath zu jeder Zeit anschaffen. Er verwahrt an einem trocknen Orte alles was er nicht gebraucht, und nach Maaßgebung, als man Gebrauch davon machen will, läßt man diese Abschnittsel an den Faulungsort hinschaffen.

Von der Faulbütte und dem Faulungshaufen.

Die Faulbütte ist gemeiniglich ein Trog von ohngefähr 4 bis 5 Fuß lang gegen 2 oder 3 Fuß tief, und eben so viel breit. Man läßt die Papiere darin weichen, welche sich senken, und sich hernach allmählig erhitzen, so daß sie leichter zu zerreiben oder zu stampfen werden. Die Pappenmacher haben bisweilen verschiedene von diesen Faulbütten, allein es ist bequemer, diesen Trog nur zu dem Weichkübel zu gebrauchen, das ist, um die zu der Pappe bestimmten Materien zu begießen und in Wasser einzuweichen. Alsdann ist die Faulbütte nichts anders als ein freyer, in der Werkstatt des Weichkübels, auf dem Pflaster angelegter Raum, wo man alles dieses unnütze Papier, indem man es aus dem Weichkübel, wenn es noch von Wasser, womit es begossen ist, träufelt, herausnimmt, und auf einander häufet. Dieses Wasser seigert sich zum Theil durch, und fließt auf dem Pflaster des Faulungsortes ab. Das übrige bleibt

in

in dem Haufen, feuchtet die Theile desselben an, und bewirkt darin nach und nach die nöthige Gährung. Das überflüssige Wasser fließt gemeiniglich innerhalb eines Tages weg, worauf es zu fließen aufhört, und die Gährung anfängt.

Zwey Leute gebrauchen beynah 6 Stunden Zeit, um eine Anfeuchtungsbütte von 8 Fuß lang gegen siebentehalb Fuß hoch, und fünfe breit, zu verfertigen. Diese Anfeuchtungshaufen von 266 Cubikfuß erfordern 7 bis 8 Tage zu der Gährung. Man braucht im Sommer etwas weniger Zeit als im Winter, da aber die Pappenmacher bey ihren Arbeiten keiner außerordentlich großen Genauigkeit bedürfen, so sehen sie in diesem Stück nur auf die längste oder kürzeste Zeit, die sie dazu haben müssen, und zu Ende der Woche fangen sie an den Obertheil ihres Haufens wegzunehmen, um es in die Mühle zu schaffen.

Die äußere Lage, welche den obern Theil des angefeuchteten Haufens bildet, hat die Gährung gemeiniglich noch nicht empfunden, allein auf 6 Zoll tief ist die Hitze sehr empfindlich, und etwas tiefer würde man Mühe haben, die Hand darin zu halten. So ist der Zustand der Wärme beschaffen, worin diese Materien gekommen seyn müssen, damit sie dem Stampfen überlassen werden können.

In der Zeit von 8 Tagen, da die Fäulung währet, nimmt der Haufen an Höhe ab, und wird ohngefähr bis zu 5 Fuß verringert. Der niedrigste Theil ist der letzte, der die Wirkung der Gährung empfindet, denn er ist durch die ihn umgebenden Theile vor der Berührung der Luft gar zu sehr verwahrt. Da aber zum Verbrauch des Haufens 7 bis 8 Tage erfordert

werden, und mithin seine Höhe sich von einem Tage zum andern vermindert: so erlangen die untern Theile mehr Zeit, um sich nach ihrer Reihe zu erhitzen.

Man sorgt dafür, zu dem angefeuchteten Haufen abwechselnd Abschnittsel Papier, und Abschnittsel von Karten zu gebrauchen. Da diese letztern stärker sind, so vermehren sie durch ihre Vermischung die Stärke der Pappe.

Ob man wohl ohngefähr eben so lange im Sommer als im Winter faulen läßt, so trägt es sich doch zu, daß, wenn die Luft sehr kalt ist, der gemeiniglich an einem offenen Orte befindliche Haufen der Gährung mehr widersteht, insonderheit was den äußern Theil betrifft. Alsdann bedeckt man die Oberfläche desselben mit einigen Säcken Abschnittsel.

Manchmahl unterscheiden auch die Pappenmacher die Papierabschnittsel von verschiedener Beschaffenheit, und sondern sie von einander ab, indem sie nur die weißesten und reinsten, als die von den Buchbindern und Kartenmachern zurück behalten. Sie machen daraus eine zu den weißen Pappen bequemere und delicatere Materie. Das bunte Papier, das grobe blaue Papier, worin man den Zucker einwickelt, die Ueberbleibsel von Pappen, und andere grobe Risse, werden in diesem Falle zu der grauen Pappe aufgehoben. Die graue Pappe dient den Krämern, Huthmachern, Kirschnern, die Futterale ihrer Waaren daraus zu machen. Uebrigens achten die meisten Pappenmacher diese Absonderung nicht, und machen ihre Pappe aus der Vermischung, als sie sich findet. Wenn sie eine gewisse Anzahl Abschnittsel von einer schlechtern Beschaffenheit haben, so theilen sie sie nochmahls.

und

und vertheilen sie unter die andern, damit der Unterschied nicht merklich ist.

Man hat in einer Pappenmacherey gemeiniglich zwey angefeuchtete oder Faulungshaufen, von welchen der eine gemacht wird, während daß man den andern gebraucht. Sobald als einer derselben zu Ende geht, so befindet sich der andere im Stande gebraucht zu werden, und man fängt wieder einen in die Stelle desjenigen an, welcher gänzlich verbraucht worden ist.

Von dem Zertheilungskübel.

Die Materien, welche man in der Mühle gebrauchen will, werden zuerst in den Zertheilungskübel geschafft. Dieser Kübel ist bisweilen eben so beschaffen, wie der Anfeuchtungstrog. Oefters ist es nur ein gewöhnliches Faß von der Größe eines Scheffels, oder nach Belieben gröſſer. Man kann verschiedene Kübel von verschiedener Art, große und kleine haben, gemeiniglich aber ist ein einziger zur Fortsetzung der Arbeit hinlänglich. Man trägt in diesen Kübel nach und nach die ganze Materie, welche man von dem Faulungsorte bekommt; man zerstücket sie, man theilet sie gröblich mit den Fingern, um die fremden Theile und die Ausschüsse davon wegzuthun, welches Stücke von Hanf oder Seilen sind, Zeuge von Seide oder Wolle, von Leder, und überhaupt von dem allen, was niemahls Papier gewesen ist. Das ist es, was man die zu stampfende Materie ausschütteln nennt, (secouer la pilée). Hierauf arbeitet man diese Materie mit einer hölzernen Schaufel, oder mit einem eisernen Kratzeisen von oben nach unten, und von Raum zu Raum wohl durch,

durch, indem man wieder nach sich bringt, was nicht zertheilt oder zerbrochen worden. Bey jedem Schlage den man von oben herunter, und so tief als möglich, gibt, trägt man ferner Sorge mit dem Stiel der Schaufel tief umzurühren, indem man ihn neiget, gleichsam um ihn stark auf die Materie zu drücken; man bewegt diesen Stiel von der Rechten zur Linken, indem man ihn im Kreise umdreht, während daß die Schneide, als der Mittelpunkt der Bewegung unten bleibt, das ist, man beschreibt ohngefähr die Figur eines umgekehrten Kegels.

Wenn man auf die Art die Materie einige Zeit zertheilet oder zerbrochen hat, so ist sie in die Gestalt weicher Klumpen gebracht, welche weder die Gestalt vom Papier, noch auch den Anschein haben, daß sie zusammen verbunden gewesen sind. Alsdann befindet sie sich im Stande, in ein anderes Gefäß gebracht zu werden, nähmlich in eine Kufe, die man den Stein nennt, ohngeachtet es schon lange gebräuchlich ist, sie nur von Holz zu machen, welches eine Art von Fässern ist, von 3 oder 4 Fuß im Durchschnitte, und 5 bis 6 Fuß in der Höhe, mit 8 bis 10 hölzernen Reifen, oder mit 4 oder 5 eisernen Bändern gebunden, und um die Hälfte ihrer Höhe eingegraben.

Der auf der Kupfertafel Fig. 6312 vorgestellte, und mit der Zahl 1 bezeichnete sogenannte Stein, welchen man in C besonders sieht, hat 40 Zoll im Durchschnitte, gegen 30 Zoll in der Höhe. Man erkennt leicht, daß diese Größe willkührlich ist; es ist genug, wenn sie nach den andern Theilen, wovon wir geredet haben, und noch reden werden, eingerichtet ist.

Auf dem Grunde des Steins befestigt man mit Nägeln, oder wenn man will, mit hölzernen Schrauben, ein plattes Stück Holz, welches eine eiserne Pfanne von 5 bis 6 Zoll im Viereck führt. Das Loch von dieser Pfanne macht den Mittelpunkt des Bodens der Kufe, und nimmt den Zapfen eines Brunnens ein, den wir gleich beschreiben wollen. Dieses hohle metallne Stück, welches die Pfanne heißt, nennt man bey andern Handwerkern Zapfenmutter (Grenouille oder Coiste.)

Der Baum ist ein gerundetes in A vorgestelltes Stück Holz von 8 bis 9 Fuß hoch, und 6 oder 8 Fuß im Durchschnitte. Sein unterer Theil führt einen eisernen Zapfen, welcher an 2 eisernen sich rechtwinklich durchschneidenden, und viereckig gehauenen Bändern dergestalt befestigt ist, daß sie den untern Theil des Baumes genau einschließen. Man kann diesen Zapfen an dem Ende dieses Baumes auf eine jede andere Art befestigen, wenn er nur fest hält, und durch die beständige Bewegung des Baums, welcher arbeitet, nicht aus seiner Stelle verrückt werden kann.

Der in dem so genannten Stein liegende Theil des Baumes, führt um seinen Umkreis herum, verschiedene Ringschrauben. Eine jede Ringschraube hat ein Loch, woran man die Messer befestigt. Dieses sind 4 Stücke von platten und breiten Eisen, wie das Eisen der Bänder an den Kutschen; sie sind oben und unten gekrümmt, oder mit einem Winkel versehn, in Gestalt eines doppelten Winkelmaßes, oder wie die Griffe an einer Sänfte; jedes Ende endigt sich mit einem Zapfen oder Haken, welcher in das Loch einer Ringschraube geht, wie wir gesagt

sagt haben. Ein jedes von diesen Messern hat ohngefähr 20 bis 22 Zoll Entfernung von einer Krümme zur andern, und die Arme, welche wieder an dem Baum zusammen kommen, haben 15 bis 16 Zoll. Diese Arme sind es, die in die Ringschrauben gehen, und darin getragen werden, wie eine Thüre in den Bändern an den Thürangeln, mit diesem Unterschiede, daß diese Messer nur eine sehr geringe Bewegung in ihren Ringschrauben haben müssen, damit sie sich mit dem sie tragenden Baume A umzudrehen gezwungen sind.

Dieser mit seinen Messern versehene Baum, scheinet einem kleinen Rade oder Haspel ähnlich zu seyn. Das obere Ende des Baumes endiget sich durch einen Zapfen, welches nur ein schlechter in der Dicke des Holzes angebrachter Zapfen, und in das Loch eines gewissen Balkens, oder eines andern Stückes Holz der Decke, oder des Zimmerwerkes wohl eingefügt ist, welches dazu dient, diesen Baum gerade aufrecht stehend und senkrecht über der Pfannenmutter zu befestigen, welche ihn unterwärts empfängt. Anstatt der Messer, wovon wir geredet haben, begnüget man sich oft, durch das Untertheil des Baumes, welches sich in dem so genannten Steine befindet, platte eiserne Bänder, die auch auf der platten Seite liegen, durchgehen zu lassen, indem ihre Enden außer dem Baume frey in die Luft heraus gehen, und von einander in verschiedenen Weiten übers Kreutz angebracht sind. Diese eisernen Stücke, so, wie die jetzt beschriebenen Handhaben, welche alle öfters nichts anders als eiserne Schienen von Karren oder Kutschenrädern sind, werden Messer genannt. Indessen ist es wahr, daß sie keine Schneide haben, allein, indem

dem sie sich mit dem Baume herumdrehn, so treffen sie alle Zeit die Materie an, als wenn sie eine Schneide hätten, unterlassen sie nicht die sich ihnen entgegenstellende, und durch das Wasser bewegte dicke Materie zu zerschneiden, zu zertheilen, und zu zermalmen, die man aus dem Zertheilungstroge dahin gebracht hat, sie verwandeln sie in eine Art von Brey, worin man keine ganze Stücke mehr wahrnimmt, es sey denn, daß einige Stücke Tuch, oder andere fremde Körper, die wir für Ausschuß angegeben haben, und die etwa dem Auge oder der Emsigkeit desjenigen, der die Materie zertheilt hat, entwischt sind. Alles dieses läuft gewisser maßen auf die Zubereitung des Teiges zum Papiere hinaus; allein in den Papiermühlen ist man ungleich sorgfältiger und reinlicher, als wenn man mit der Pappe zu thun hat.

Da die Materie der Pappe nicht mit fließendem Wasser gewaschen ist, und alle Unreinigkeiten, womit das alte Papier gemeiniglich überhäufet ist, behält; so darf man sich nicht wundern, daß sie viel groben Sand in sich hält, welches die Buchbinder an der Geschwindigkeit genug gewahr werden, mit welcher sich die Messer bey dem Schneiden der Pappe abnutzen.

Es ist nicht nöthig, von dem Unterschiede der Messer hier zu bemerken, daß diejenigen weit sauberer und reinlicher sind, welche gekrümmet und an Schraubennägeln befestigt sind, als die schlechten eisernen Schienen, welche durch den Wellbaum durchgehen. Außerdem haben die Messer in Form der Handhaben diese Bequemlichkeit, daß sie sich leicht von ihrem Orte hinweg, und wieder hin begeben können, und daß sie die Festigkeit und Stärke des Baumes durch

keine

keine Zapfenlöcher und Keile schwächen. Es giebt Bäume, wo man zwölf Messer gebrauchet, von welchen vier fest angemacht sind, und die Hauptmesser genannt werden.

Um diesen Baum bewegbar zu machen, bringet man nach oben in einer schicklichen Entfernung, und in der Höhe des Pferdes, welches darunter gestellet werden soll, ein Stück Holz B von ohngefähr 6 Zoll im Viereck, gegen 5 bis 6 Fuß in der Länge daran an, wovon ein Ende durch ein Zapfenloch, worin man es befestiget, mitten durch den Baum A geht, das andere aber 4 bis 5 Fuß lang, außer dem Baume, nach Art eines Galgens hervorraget, und dieses heißet der Flügel, oder der Arm der Mühle. Von seinem Ende gehen zwey andere Stücke Holz a a von ohngefähr dritthalb Fuß lang gegen 3 bis 4 Zoll ins Gevierte, senkrecht herunter, welche um 18 Zoll von einander entfernt sind. Sie müssen mit dem Flügel fest eingezapfet seyn, weil sie die ganze Stärke des Pferdes, welches sie umdrehen soll, ausstehen müssen.

Um das Pferd anzuspannen, ist nur ein schlechtes Band nöthig, in dessen Bögen man durch ein kleines Loch zwey Knochen von Hammelfüßen e e hinein stecket, welche mit einem kleinen Ende eines Seiles an jedem Ende der beyden jetzt beschriebenen Stücke hangen, dergestalt, daß wenn man diese Knochen ganz nach ihrer Länge in ein Loch, welches nicht größer, als zu ihrem Durchgange nöthig ist, hinein gesteckt hat, und sie hernach wieder platt auf die Böden legt, sie von sich selbst nicht mehr heraus gehen können, und man hat keines andern Gespannes nöthig. So, wie das Pferd läuft, ziehet es den Baum vermittelst dieser Knochen, und

der

der beyden kleinen Seile, die ihm zu Ziehsträngen dienen, hinter sich her. Dieses Pferd ist es, welches, indem es sich binnen ohngefähr anderthalb Stunden, mehr oder weniger, nach der Menge und Beschaffenheit, oder der Festigkeit der Materie beständig umdreht, sie in den Stand setzt, in das Gefäß getragen zu werden, wo man sie zu der Fabrike der Pappe ausschöpft.

Der Nahme Deichsel, oder Wagennagel, begreift alle das kleine Geräthe in sich, wovon wir geredet haben, nähmlich die zwey herabhangenden Stücke Holz, welche als Gabeln dienen; die beyden Knochen oder Nägel, und ein Stück Holz, welches ebenfalls mit einem Ende an dem Baume, und mit dem andern an dem Pferde befestiget ist, um es zu verhindern, sich im Umdrehen dem Mittelpunkte seiner Bewegung zu nähren, das ist, um es alle Zeit in einem gewissen Abstande von dem so genannten Steine zu halten, damit es nicht von einer oder der andern Seite zu sehr ausweiche. Durch dieses Mittel dreht es sich beständig auf seinem Kreise um, welcher ohngefähr 20 Fuß im Umfange hat, denn das Brustzeug ist auf 3 Fuß und einige Zoll von dem Mittelpunkte der Bewegung entfernt.

Was die zubereitete Materie betrifft, so nennt man einen Stampfhaufen alles das, was der volle Stein in sich fasset, welches ein Tagewerk für das Pferd ausmacht, und weil man es zuweilen täglich drey Mahl arbeiten läßt, so sind das dritte Mahl der volle Stein, oder 3 Stampfhaufen. Man nennt diese Zubereitung, welche in dem so genannten Steine geschieht, das Umdrehen; wie man Zertheilen dasjenige nennt, was in dem vorhergehenden Troge ge-

schieht, und manchmahl läßt man aus Mangel des Pferdes den Baum durch Menschen umdrehen, indem man Hebel, die mitten durch denselben gehn, daran anbringt.

Wenn das Pferd drey Viertelstunden in einer Richtung gedreht hat, so kehrt man seinen Deichselnagel um, und läßt es in der gegenseitigen Stellung binnen eben dem Zeitraume laufen. Diese Verschiedenheit giebt ihm ein wenig Erleichterung, und dient zugleich die Materien besser umzukehren, und zu zerreiben.

Ein einziges Pferd, welches man den Tag über drey Mahl arbeiten läßt, ist hinlänglich zwey Werkbütten zu versehn, und sie in einer fast beständigen Arbeit zu unterhalten. Eine Pappenmacherey kann mit 2 Werkbütten 6 Menschen zu thun geben; zwey, welche zu den Werkbütten, und vier andere, welche zum Stampfen, Schöpfen, Brechen, Aufhangen, Leimen und Glätten dienen.

Damit man wisse, ob die Materie genug zerrieben ist, so nimmt man davon eine gewisse Anzahl, woraus man einen Ball in der Hand macht, man läßt ihn auströpfeln und man sieht, ob keine weiße Flecke oder Theile, die noch das Ansehn des Papiers behalten haben, darauf erscheinen. Das ist eine Probe, daß die Materie genugsam zerrieben ist, und man sie gebrauchen kann.

Wenn man die Materie aus dem so genannten Steine zu nehmen gesonnen ist, so nimmt man die um den Baum befindlichen Messer hinweg, ausgenommen das große, welches gemeiniglich fest gemacht ist, und mit Eimern oder großen hölzernen Schaufeln nimmt man diesen Teig heraus, um ihn entweder in die Werkbütte, oder

in

in den zu dem Vorrathswerke bestimmten Trog zu tragen. Man nennt Vorrathstrog einen oder verschiedene andere der Werkbütte ähnliche Tröge, von welchen wir hernach reden wollen, worein die Materie bis man sie gebraucht, gegossen wird. Dieser Trog muß allezeit auf der Seite der Werkbütte seyn, damit der Arbeiter seine Werkbütte, wenn es nöthig ist, erneuern könne. An die Stelle dieses Troges setzt man auch ein oder mehrere Fässer, die eben diese Dienste leisten können, welche statt der Vorrathskasten, in der Papiermacherkunst dienen.

Wenn man wieder bemerkt hat, daß die Materie genug zerrieben ist und man sie nun gebrauchen will, so trägt man dieselbe in diese Art von Kasten, den man die Werkbütte nennt, an welcher der vornehmste Arbeiter arbeitet. Die Werkbütte ist 5 bis 6 Fuß lang gegen 3 bis 4 und auch mehrere Fuß breit, eben so viel Fuß tief. Sie muß von gutem eichenen Holze stark und wohl zusammen gefügt seyn, so daß sie den flüßigen Teig behalte, womit sie beständig angefüllt ist. Auf dem Rande ihrer großen Seite, die der Seite wo der Arbeiter steht, entgegen gesetzt ist, befindet sich eine kleine Wanne, die nur ungefähr 2 oder 3 Zoll tief, und in H unten auf der Kupfertafel vorgestellt ist. Sie muß einen guten Boden haben, um ebenfalls das Wasser aufzubehalten, welches darein hat abtröpfeln müssen, sie hat oberhalb 5 bis 6 hölzerne Querstäbe, deren Enden auf den beyden großen Seiten der Werkbütte ruhen, wo sie recht einförmig zusammengefügt oder gleich gemacht sind. Diese Wanne heißt die Abtropfpfanne, weil man vermittelst eines Lochs, welches sie gegen einen ihrer Winkel hat, alles aus den Rahmen oder

den Formen fallende Wasser abtröpfeln läßt. Diese Abtropfpfanne ist allezeit länger, als die Werkbütte, damit das Ende, wodurch es abtröpfelt, das Wasser in ein Faß ablaufen lassen kann, welches sich sonst nicht leicht setzen lassen würde. Die Abtropfpfanne muß auch ohngefähr dritthalb Fuß breit seyn, um die Rahmen der großen Pappe bequem darin zu setzen. Von einer Seite ruhet sie auf dem Rande der Werkbütte, und von der andern giebt man ihr meistentheils zwey Füße oder hölzerne Stützen, nähmlich einen in jedem Winkel, wie man es in der Kupfertafel bey der zweyten Verrichtung (2) sieht.

Von den Pappformen.

Die Formen sind Rahmen von verschiedenen Größen, mit welchen man den Teig schöpfet, woraus die Pappe werden soll. Die Rahmen bestehn aus vier Leisten von Eichenholz von ohngefähr 3 Fuß lang, und zwey Fuß breit, und einen Zoll dick, welche durch die vier Keile recht viereckig an einander gefügt sind, und die 2 großen Leisten sind noch durch 10 oder 12 andre, bisweilen auch nur durch einen einzigen zusammen verbunden, alles dieses wohl vereinigt und wagerecht. Ueber einer der Oberflächen dieser Form von dem einen bis zu dem andern Ende ihrer Länge liegen verschiedene messingene Drähte, welche ohngefähr von einer halben Linie dick, und fast eine Linie in der Entfernung von einander sind; sie sind fast eben so wie die Formen der Papiermacher, doch mit diesem Unterschiede, daß die Formen der Pappenmacher nicht so viel Umstände und Zierlichkeit und Sorgfältigkeit erfordern, und daß diese meßingenen Drähte nicht mit

großer Vorsichtigkeit eingeflochten sind, sondern nur auf den hölzernen Leisten liegen. Die Ränder sind wieder mit einem sehr dünnen meßingenen Bleche bedeckt, auf welchem die Köpfe der sie an diese Leisten befestigenden Nägel ruhen. Man vermeidet bey der Zusammensetzung dieser Formen Eisen zu gebrauchen, weil es verrostet, sich splittert, und gar leicht verdirbt, da hingegen das Kupfer viel besser widersteht. Man läßt auch alle diese meßingenen Drähte nach der Breite durch einige andre von Raum zu Raum als 2 oder 3 Zoll durchkreutzen, die auch ohngefähr in gleicher Entfernung mit den großen verbunden sind, um sie in ihrem Zustande zu erhalten, dergestalt, daß sie sich weder von einander entfernen, noch einander nähern.

Außer diesem Rahmen, den man die Form nennt, ist noch ein anderer größerer, welcher unterhalb der vier Seiten eine Fuge hat, in welche die Form einpasset. Er besteht nur aus 5 hölzernen Leisten, die ohngefähr einen Zoll im Vierecke haben. Diese Leisten sind etwas länger als die Leisten der Form, damit sie durch ihre nur 2 bis 3 Linien tiefe Fuge dieselbe einnehmen können. Viere von diesen Leisten machen die Länge und Breite des Rahmens aus, die fünfte geht durch die Mitte, und ist mit ihren beyden Enden an die zwey längern angefügt. Man beleget bisweilen den Rahmen und die Form zusammen genommen mit dem einzigen Nahmen: Rahmen. Wenn die Form mit ihrem Rahmen wohl eingepaßt ist, so gehen die Ränder dieses Rahmens wegen ihrer Höhe beynahe 8 oder 9 Linien über die Fläche der Form, und sind gleichsam eine Art von Kästchen, des-

sen Boden ein bloßes Gitter von messingenem Drahte ist.

Solchergestalt hat man verschiedene Formen mit ihren Rahmen von verschiedener Größe und Tiefe nach dem Maße, welches man der Pappe geben will. Diejenige, welche in der größesten Form gemacht wird, nennt man die Bibel; hernach kommt die gewöhnliche Bibel, der Catholicon, welcher entweder doppelt oder einfach ist, und die kleine starke Pappe, die man Pergamentpappe nennt, welcher sich die Hutmacher und andere Künstler, die sehr große nöthig haben, bedienen. Diese erfordert besondere Formen. Jeder Arbeiter kann sich, nachdem er es versteht, mit allen diesen unterschiedenen Formen nach Bedürfniß seines Verkehrs versehn. Es giebt einige, welche, um die Rahmen zu ersparen, große Rahmen zu kleinen Formen brauchen, indem sie dieselben vermittelst anderer Leisten schmaler machen, welche sie gegen das Inwendige der vier die Einfassung des Rahmens machenden Leisten, legen.

Von den Tuchlappen, (Filzen.)

Die Tuchlappen sind nach Belieben genommene Stücke Tuch, die man unter jeden Pappenbogen legt, und womit man ihn, nachdem er gemacht ist, bedeckt, so, daß es so viele Tuchlappen, und noch einer mehr, als Pappen sind. Man erwählt zu den Tuchlappen ein loses und weiches Tuch, ob es wohl sonst von keiner Nothwendigkeit ist, meistentheils aber dasjenige, welches wohlfeiler ist. Das wollichste behält die Materie besser.

Wenn das Tuch allzu stark ist, so zieht sich die

die Fettigkeit in die Substanz des Tuches, und es wird sehr schwer zu reinigen, weswegen man ein loses und dünnes Zeug verlangt.

Die Tuchlappen der Pappenmacher dauern nicht viel über ein Jahr. Sie verfaulen wegen dieser beständigen Feuchtigkeit und leiden sehr durch die wiederhohlte Stärke der Presse. Man ist genöthigt, sie nach Verlauf dreyer Wochen, oder aufs späteste alle Monathe zu waschen, um die Theile der Materie der Pappe abzusondern, welche sich nothwendig daran anhängen.

Man gebraucht bey dieser Wäsche weder Seife noch Lauge; man begnügt sich, die Tuchlappen in fließendem Wasser hin und her zu spühlen, sie mit Nachdruck zu reiben, mit einem hölzernen Waschbläuel stark zu schlagen und das Wasser herauszudrücken, jedes erfordert ohngefähr eine Frist von zwey Minuten. Wahrscheinlich ließe sich die im Art. **Papier** beschriebene Waschmaschine auch zur Reinigung dieser Tuchlappen gut gebrauchen. S. oben, S. 228 fl.

Es ist sehr gewöhnlich, daß man selbst bey guten Pappenmachern eine besondere sparsame Haushaltung in Ansehung der Tuchlappen findet. Das dünne und gemeine Zeug, dessen sie sich bedienen, ist fast immer zu schmal und enge, als daß es die Form in ihrer größten Ausmessung bedecken könnte. Sie ersetzen was fehlt durch allerley andere Stücke, welches gemeiniglich Stükke von altem Tapetenwerke, oder andere wollene Stücke sind, die von dem Tuchlappen, der den größten Theil der Pappe bedeckt, sehr verschieden sind. Diese Oekonomie ist indeß nicht sehr löblich, weil die Pappbogen dadurch eine ungleiche Oberfläche bekommen.

Von der Arbeit der Werkbütte.

Wenn die Materie in der Werkbütte ist, so sorgt man dafür, sie mit einer hölzernen Harke wohl aus einander zu bringen, welche sich zu diesem Zwecke allezeit an einem Ende der Werkbütte befindet, und diese Materie sowohl mit den Zinken als dem Rücken dieser Harke stark umzurühren dient, welches die Werkbütte schlagen genannt wird. Man nennt diese Harke ziemlich uneigentlich den Haken. Der Arbeiter oder Büttmann hält allezeit 2 Formen auf einmahl auf seine Abtropfmaschine, und nur einen Rahmen, welcher den beyden Formen wechselsweise dient. Er fängt damit an, daß er eine dieser Formen wohl einfügt, und indem er sie mit beyden Händen an den zwey Enden angreift, so taucht er sie unter diese Materie, und bringt sie ganz angefüllt wieder heraus, indem er den Rahmen von der Rechten zur Linken sehr wenig schüttelt, welches macht, daß sich die Materie gleich anfangs ein wenig senket. Darauf glitschet er den Rahmen auf die Abtropfwanne hin, worin die Materie, nach dem Maaß, als das Wasser abläuft, noch mehr sinket.

Während, daß die Form abtröpfelt, breitet der Arbeiter einen Tuchlappen über ein anderes Bret oder Formbret, welches wie eine starke hölzerne Wanne etwas mehr als 3 Fuß lang und über 2 Fuß breit ist, wo alle Pappen in einen Haufen über einander, jeder auf einem Tuchlappen, gesetzt werden müssen. Wenn so viel als man pressen will, darin sind, so zieht man die Presse mit Hülfe zweyer eiserner an einem der Leisten dieses Formbretes befestigten Ringe oder Schnallen heraus, so wie man eine Schub-

lade

lade in einem Schranke herauszieht. Dieses Formbret, oder Art von Abtropfbret, hat ohngefähr 2 bis 3 Zoll Tiefe, und in der Mitte der vordern Leiste ist ein Loch, wodurch das Wasser der darüber befindlichen Pappen abtröpfelt, und es läuft in eine Bütte, wenn man es nöthig hat, um es wieder zu gebrauchen, oder man läßt es nur in einen Bach fließen, der es aus der Werkstätte führet. Gemeiniglich hat man ein in die Erde gegrabenes Faß, worein alles dieses Wasser fließt, und aus welchem man mit einem Eimer schöpfet, um es wieder in die Werkbütte zu thun. Und weil dieses Abtropfbret, wenn es beladen ist, sehr schwer ist, so setzt man es auf ein kleines hölzernes nasses Bret, damit man es leichter über den sogenannten Stein, der sehr glatt und wagrecht ist, herüber unter die Presse schieben kann. Man läßt es mit der Hebestange hinglittschen, welche ein eiserner Hebel ist, auch dient, sie genau unter den Balken der Presse zu bringen.

Der Tuchlappen, (Filz) wie wir gesagt haben, ist ein Stück Tuch oder Frieß, welches etwas größer seyn muß, als die Pappen. Der Arbeiter breitet eines derselben über dem Formbrete aus; er nimmt den Rahmen über der erstern Form hinweg, um ihn nach der zweyten zu bringen. Hernach erhebt er die erstere, indem er sie ein wenig aufhebt, als wenn er sie von unten betrachten wollte. Er trägt sie fast senkrecht, und indem er sie auf den vordern Rand des Tuchlappens auf seiner Seite stellt, so legt er sie ziemlich hurtig nieder, und wirft sie auf dem Tuchlappen um. Er schlägt mit der Hand auf das Gitter, oder schüttelt seine Form 3 bis 4 Mahl auf dem Tuchlappen ab, worauf er sie

wieder aufhebt. Die Form läßt alle Materie, die sie trug, leicht fahren, und die Pappe oder die beyden Pappen, welche die Form trug, bleiben auf dem Tuchlappen. Diese beyden Pappen sind durch einen kleinen Zwischenraum von einander abgesondert, welcher kleiner ist, als die Leiste die ihn gebildet hatte, weil diese Materie platt und in den ersten Augenblicken etwas ausgedehnt wird, bis sie wohl von ihrem Wasser gereinigt worden ist, dergestalt, daß wenn dieselbe ihre letzte Form durch die Presse erhalten hat, sie mehr als 3 Viertel von der auf der Form gehabten Dicke verloren hat, und der Zwischenraum der beyden Pappen verschwindet so glücklich, daß sie, so lange sie sich auf dem Tuchlappen befindet, nur einen einzigen auszumachen scheinen. Wenn diese erstere Form wieder aufgehoben worden ist, so bringt der Arbeiter sie auf die Abtropfwanne, hernach nimmt er den Rahmen über der zweyten hinweg, und paßt ihn von neuem auf diese erstere an, taucht sie wieder wie das andere Mahl ein, und legt sie abermahls ganz mit Materie angefüllt auf die Abtropfwanne. Da 2 bis 3 Minuten zu dieser Form erfordert werden, um abzutropfen, so breitet der Arbeiter während der Zeit einen andern Tuchlappen über die erste Pappe, welche fertig geworden ist; er legt die zweyte Form darauf, er nimmt den Rahmen über der erstern weg, um ihn wieder auf diese zu legen, worauf er die letztere eintaucht, und sie wieder auf die Abtropfwanne bringt. Dieses geschieht auf die Art täglich abwechselnd, bis daß man fast die ganze Materie der Werkbütte verbraucht hat.

Der eben gelegte Bogen ist gemeiniglich 7 bis 8 Linien dicke, allein diese weichliche Materie

rie wird durch die Wirkung der Presse leicht zusammen gedrückt. Das Wasser, wovon anfänglich die Dicke derselben herrührte, läuft bald ab, und der Bogen wird zu einer 3 bis 4 Mahl geringern Dicke gebracht. Das Sonderbare aber hierbey ist, daß sich, dieser großen Verringerung an Dicke ungeachtet, die Pappe nicht in die Breite ausdehnet; sie behält noch nach dem allerstärksten Drucke merklich dieselbe Größe.

Der Büttarbeiter kann aus ein und eben demselben Teige Pappen von verschiedener Festigkeit machen, nähmlich feine und dicke. Es kommt nur darauf an, daß er seine Form tiefer eintauche, sie geschwinder herausziehe, sie weniger bewege. Dadurch erhält man eine weniger flüssige Materie, weil man ihr nicht Zeit läßt, sich mit dem Wasser zu vermischen, und man behält davon mehr auf der Form.

So wie man arbeitet, muß man von Zeit zu Zeit die Werkbütte schlagen, das ist, die Materie mit der Harke umrühren. In der That ist der Teig allezeit bemühet, sich auf den Grund niederzuschlagen. Das Wasser wird immer um desto klarer, nachdem man unaufhörlich schöpfet, und nach Verhältniß bekommt man viel mehr Materie als Wasser, weil, nach dem Maaße immer ein größerer Theil Wassers wieder in die Werkbütte fällt, ehe der Rahmen auf die Abtropfwanne gestellt werden kann.

Wenn man die Stärke der Pappen verdoppeln will ohne sie zu leimen, so legt man nicht nur den Tuchlappen auf den eben hingelegten Bogen, sondern man nimmt auch eine frisch gemachte und schon gepreßte Pappe, mit ihrem Tuchlappen auf die Art, wie wir es hernach beschreiben werden. Auf diese bereits gemachte,

aber

aber noch feuchte Pappe, wirft man die Form um, um dieser Pappe eine neue Lage zu geben, zu welchem Ende der Leger die schon verfertigten und zu verdoppelnden Pappen bey sich hat, welche auf dem sogenannten Fußschemmel liegen.

Der Leger nimmt bey Umstürzung der Form seine Maaßregeln so, daß die neue Pappe die andere in ihrer ganzen Ausdehnung ziemlich genau bedecke, sodann legt er, über die letztere wieder einen andern seine Pappe ebenfalls tragenden Tuchlappen, und auf diese Pappe die neue Pappe von der andern Form, und so beständig fort, bis er sie alle verdoppelt hat, ehe er das Formbret oder die Form unter die Presse schiebt. Diese letztere Verrichtung geschieht mit einem eisernen Hebel, den man die Hebstange nennt. Die Anmerkung ist nicht unnütz, daß man, um der Geschwindigkeit der Arbeit, und der größern Leichtigkeit willen, wenn der Arbeiter diese mit Pappe bedeckten Tuchlappen anfassen will, um sie auf die Form zu tragen, den Gebrauch hat, die zwey vordern Winkel, nähmlich die ihm die nächsten sind, nach der Mitte zu, umzubiegen; und weil diese Biegung nur schwach geschieht, und die Pappe nicht zerreißt, welche sich darunter aufrecht erhält, so ist es viel leichter, sie fortzutragen, als wenn man sie ganz ausgedehnt in der Luft hielte.

Indem man solchergestalt die Pappe, eine nach der andern, wieder ergreift und in die Hand nimmt, so trägt man Sorge, alle am meisten in die Augen fallenden Unreinigkeiten, welche ansehnliche Ungleichheiten darauf machen, hinwegzunehmen. Man kratzt sie bloß mit dem Nagel aus, worauf man die Materie mit der Spitze des Fingers wieder an dem Orte niederdrücket,

wo

wo die kleine Tiefe geworden ist. Die Pappe, welche man darauf legt, wird hernach durch die Presse ziemlich gut gleich gemacht, und diese beyden Pappen werden in ihrer ganzen Ausdehnung sowohl zusammen geleimt, daß man niemahls glauben sollte, daß sie auf zwey Mahl gemacht worden.

Man pflegt die Pappen nicht mehr als ein Mahl zu verdoppeln, ob man es gleich leicht so oft als man wollte, thun könnte, um ihnen alle Arten von Dicken zu geben. Allein diese ohne Leim verdoppelte Pappe hat allezeit zu viel Weiche, und niemahls die Festigkeit derjenigen, deren Bogen alle mit Leim verbunden sind; daher wollen sich die guten Buchbinder gemeiniglich nicht der auf diese Art verdoppelten Pappe bedienen. Die zusammen geleimte Pappe wird theurer bezahlt, als die ungeleimte, allein sie wenden diese Kosten gern an, um sich eine bessere und stärkere Pappe zu verschaffen.

Bogen nennt man jede einfache Pappe. Eine Form macht zwey auf einmahl, es sey denn, daß sie von beträchtlicher Größe sind. Wir werden am Ende davon reden.

Man häufet, wie wir gesagt haben, auf dem Formbrete oder auf der kleinen Abtropfmaschine alle die Pappen auf einander, die man pressen will, welches bisweilen bis auf 120 auch wohl bis auf 200 zu den dünnen Pappen geht, bis zu einer Höhe von viertehalb oder 4 Fuß. Alsdann führt man die Form oder das Formbret unter den Balken der Presse.

Die Anzahl von Pappen, die man auf einmahl pressen kann, wird eine volle Presse genannt. Sie ist nicht beständig gleich, weil sie von der Stärke und Dicke der Pappe abhängt;

sie

sie hat, wenn man anfängt zu pressen, ohngefähr 4 Fuß in der Höhe. Diese Höhe, da sie durch die Höhe der Presse bestimmt ist, bestimmt die Menge der Pappen, welche die volle Presse ausmachen sollen, welches ohngefähr 112 oder 115 Bogen von der gewöhnlichsten Größe sind. Ein Büttarbeiter hat 3 oder 4 Stunden nöthig, eine volle Presse zu machen.

Von der Presse.

Die Presse ist der wichtigste Theil der Werkstatt eines Pappenmachers, weil er eine große Stärke nöthig hat, um das Wasser aus der Pappe zu drücken, und ihr die nöthige Festigkeit und Dichtigkeit zu geben. Es ist damit nicht wie mit der Presse eines Buchbinders beschaffen. Diese wirkt unmittelbar auf die Schraube durch Hülfe eines Hebels, anstatt daß die Pappenmacher, um diesen Hebel selbst wirkend zu machen, noch einer andern Maschine bedürfen, die sie die kleine Mühle nennen.

Zwey Seitenhölzer von 9 bis 10 Fuß hoch, welche in aa in der Fig. 6312 vorgestellt sind, machen das Hauptwerk der Presse aus. Sie sind mit ihrem Untertheile tief in der Erde befestigt, und oberwärts durch ein starkes Queerholz, welches auch zur Schraubenmutter dient, verbunden. Die Breite dieses Stücks ist viertehalb Fuß; es ist zwischen den beyden Seitenhölzern horizontal angebracht, und umgibt sie beyde mit seinen Enden, welche als eine Gabel getheilt, oder nach Art eines doppelten Hakens gehauen, und durch einen an den Seitenhölzern befindlichen Einschnitt stark vereinigt sind, dergestalt, daß sich dieses Stück von oben nach unten,

ten, und von der Seite nicht verändern kann. Und damit sich auch die Seitenhölzer nicht von einander entfernen können, so sind die Enden dieses Stückes vermittelst großer eiserner Nägel von 18 bis 20 Zoll lang, gegen 15 bis 18 Linien dick, befestigt; weil dieses Stück, welches man schlechthin die Schraubenmutter nennt, auf 15 bis 16, und bisweilen an 18 Zoll im Viereck, und 5 Fuß in der Länge hat.

In diese Schraubenmutter geht die Schraube. Sie wird durch ein anderes Stück Holz formiret, dessen Durchschnitt in dem gewundenen, das ist, als eine Schraube geschnittenen Theil 8 bis 9 Zoll im Durchschnitt gegen 4 oder 5 Fuß in die Höhe, und auch mehr hat. Dieser Baum ist in seinem Untertheil viereckig, ohngefähr einen Fuß im Quadrate, und in einen aus 2 Scheiben oder runden Stücken Holz von ohngefähr 4 Zoll dick, gegen einen Durchschnitt von 20 bis 22 Zoll bestehenden Trilling eingefügt, welche Stücke rund umher mit eisernen Bändern versehen, ohngefähr 8 bis 10 Zoll über einander erhabenen, und ganz nahe bey dem Umfange durch 4 oder 5 Stücke Eisen verbunden sind, die man Triebstöcke nennt, und welche auf jeder Seite mit Stücken von sehr starkem Holze bekleidet und versehen sind. Diese 4 Triebstöcke thun ohngefähr eben die Wirkung, als die Trillinge oder Getriebe der Mühlen, worin die Zähne der Kammräder eingreifen. Zwischen diese Triebstöcke wird das Ende des Hebels, oder des Stückes Holz, welches zum Umdrehen der Schraube dient, hineingesteckt. Das untere Ende der Schraube ist unter dem mit d bezeichneten Trillinge in Gestalt eines ohngefähr einen Zoll dicken und breiten Reifes ausgehöhlt. In

diesen

diesen Reif gehen zur Rechten und Linken 12 andere eiserne Nägel, welche mitten durch die ganze Breite einer starken hölzernen Scheibe (Preßdeckel) von 10 bis 11 Zoll im Viereck, gegen ohngefähr 3 oder 4 in die Dicke wagrecht hindurch gehen, dergestalt, daß das Ende der Schraube in ein, in der Mitte dieses Preßdekkels befindliches Loch eingreift, und in diesem Loche aufgehalten wird. Vermittelst dieser beyden Nägel, die in seinen Hals gehen, erhält die Schraube die Freyheit sich umzudrehn, aber nicht aus demselben heraus zu gehn, und so wie sie sich umdreht, führt sie den Preßdeckel mit sich in die Höhe und herunter.

Der Preßdeckel ist auf einem andern grossen platten Stücke Holz unbeweglich angebracht, welches man den Preßbalken nennt, der ohngefähr 4 bis 5 Zoll dick, 2 Fuß breit und eine Länge hat, die der zwischen den Seitenhölzern befindlichen Entfernung gleich ist. Dieser Preßbalken führt an jedem Ende eine Aushöhlung, welche die Seitenhölzer in ihrer ganzen Dicke umgibt, welche macht, daß er, indem er auf- und abgeht, auf einer horizontalen Fläche fester zusammen hält, als wenn man ihn kürzer als der Zwischenraum zwischen den Seitenhölzern ist, machte. Im übrigen mag er wagrecht oder geneigt seyn, wenn er nur wohl in der Höhe gehalten wird, so drückt er dennoch, nachdem man ihn einmahl auf die Pappen zu legen angefangen hat. Der Obertheil der Platte ist mit Kupfer beschlagen, und der auf diese Platte drükkende Theil der Schraube, ist mit Eisen verwahrt, um dem Reiben besser zu widerstehn, zu dessen Verminderung man sie auch mit Fett zu beschmieren pflegt.

Wenn dieser Preßbalken vermittelst der Schraube wieder so hoch hinaufgegangen ist, als es nach der Höhe des Pappenhaufens nöthig ist, so beschwert man die Pappen mit einem eben so großen Brete, als die Form, und man legt über dieses Bret einige Klötze, auf welchen der Preßbalken unmittelbar ruhet, damit die Schraube nicht gar zu tief herunter zu gehen genöthigt sey, welches die Schraubenmutter angreifen könnte. Hierauf kommt es nur darauf an, den Preßbalken herunter gehen zu lassen, um alles dieses durch Hülfe der Schraube zu pressen, und das Ende des Hebels steckt man zwischen die Getriebstöcke des Trillings hinein. Allein weil sich dieser Trilling zu hoch befinden würde, um diesen Hebel mit der Hand zu führen, und auch mehr Kraft als ein Mensch mit einem Hebel von 5 Fuß hat, dazu erfordert wird: so ersetzt man diese Kraft vermittelst eines andern nicht weit von der Presse befindlichen Baumes von 8 bis 9 Zoll im Durchschnitte. Dieser Baum ist wie eine Winde, welche sich auf den Zapfen, die er an jedem Ende hat, umdreht. Mitten durch denselben geht einer oder 2 kleine Hebel von ohngefähr 4 bis 5 Fuß in der ganzen Länge, dergestalt, daß ein jedes Ende beynahe 2 Fuß über den Baum hinaus geht. Diese kleinen Hebel sind ohngefähr 3 Zoll breit und gegen anderthalb Zoll dick. Dieß alles wird die kleine Mühle genannt. Um den Baum der kleinen Mühle wickelt man ein dickes Tau von 15 bis 16 Linien im Durchschnitte, welches mit dem einen Ende oben an dem Baum der kleinen Mühle unbeweglich angebunden ist. Nachdem es 5 oder 6 Mahl um den Baum herumgegangen, so endigt sich das Tau mit dem andern

Ende in einen Ring, und dieser Ring ist es, den man über das äußere freye Ende des Hebels steckt, dessen anderes Ende in den Trilling eingreift. Durch dieses Hülfsmittel kann ein Mensch, der die kleine Mühle, um welche sich das Seil wickelt, drehet, den Hebel leicht ziehen, und bringt den Trilling zum Umgehen, welcher den Preßbalken und die Pappen presset, und viel Wasser heraustreibt.

Wenn ein einziger Mensch die kleine Mühle, so viel als seine Kräfte haben erlauben wollen, umgedreht hat: so stellt man einen zweyten hin, sodann einen dritten, und endlich den vierten. Alle viere zusammen lassen die Schraube der Presse noch eine Umwendung machen, und vermindern die Höhe der ganz vollen Presse um einen Zoll. Wenn die Stärke der vier Männer mit Hülfe der kleinen Mühle nicht weiter hinreicht, so dreht man den Hebel auf die entgegenstehende Seite um, und bedient sich derselben kleinen Mühle, um die Schraube wieder in die Höhe zu ziehen. Zuletzt nimmt man die volle Presse über der Mühle weg *).

Die Gewalt der Presse bringt die Pappen nicht allein zu ihrer gehörigen Dicke, sondern sie vermehrt auch ihre Dichtigkeit und ihre Stärke, und preßt alles Wasser, womit der Teig untermengt war, aus. Dieses sich in die Form ergießende Wasser fällt darauf durch eine Rinne in eine kleine Bütte.

Wenn die Pappen gepreßt sind, so gebraucht man eine Frau, sie von den Tuchlappen aufzuheben,

*) Daß man zur Ersparung der Menschenkräfte und zur Bewirkung einer größeren Pressung die im Art. Papier, Th. 106, S. 813 fl. beschriebene Wasserpresse auch bey der Pappmanufactur anwenden könne, versteht sich von selbst.

heben, und neue Haufen davon zu machen, die man reglées nennt, und von neuem gepreßt werden müssen.

Das Bret, worauf man die Pappen, nachdem sie gepreßt worden sind, ausbreitet, wird das Aufhebebret genannt. Auf diesem Aufhebebret arbeitet die Abschnißfrau. Sie sorgt dafür, die fremden Körper, welche sie auf einem jeden Bogen wahrnimmt, heraus zu reißen, worauf sie mit dem Daumen stark auf den beschädigten oder geborstenen Theil drücket, um ihn wieder zu vereinigen, und den Fehler auszubessern. Sie thut auf einmahl zugleich die Verrichtungen des Aufhebers in der Papiermacherkunst und der Aufhängerinn, welche das verrichtet, was man mit der Naht zusammen heften nennt.

Die Art, die Haufen zur zweyten Pressung zu machen.

Die zweyte Verrichtung ist nöthig, das Wasser vollends aus der Pappe heraus zu drücken, um die Fehler zu verbessern, welche die Abschnitselfrau beym Herausreißen der fremden Körper darin gelassen hat, und um die Pappen wieder vorzurichten, das heißt, sie viereckig zu machen, und ihnen allen ohngefähr einerley Größe zu geben, indem man die Ränder beschneidet.

Die in wieder vorgerichtete Haufen gesetzte Pappe beträgt ohngefähr viertehalb Fuß in die Höhe. Ein einziger Mann fängt an die Schraube von 2 Umläufen mit dem 5 Fuß langen Hebel zu schrauben; er schraubt die Schraube von einander, um noch andere Pappe hinzu zu fügen, wenn die ersten durch den Druck ein wenig an

Höhe abgenommen haben; er fängt wieder an mit dem bloßen Hebel von ohngefähr anderthalb Umläufen zu schrauben, hernach befestigt er seinen Hebel an das Seil der kleinen Mühle; er schraubt nochmahls mit 2 Umläufen, oder ohngefähr 4 Zoll, so, daß sich die Pappenhaufen durch die Wirkung der Presse um einen Fuß erniedrigt befinden. Mittlerweile, daß sie in diesem Zustande des Druckes sind, nimmt man ein sogenanntes Kratzeisen, welches nichts anders, als eine dreyeckige eiserne Platte ist, wovon jede Seite ohngefähr 3 Zoll hat. Sie ist durch einen Stock von 4 Fuß mit einem Stiel versehen. Mit diesem Kratzeisen nimmt man rund um den Pappenhaufen her die Franzen, die Fasern, und selbst auch die Ränder der Pappe hinweg, so, daß der Pappenhaufen ganz viereckig wird.

Hierauf nimmt man ein kleines glattes Bret zur Hand, mit welchem man alles, was das Kratzeisen abgesondert hat, eben macht. Man thut den überflüssigen Teig hinweg, und macht die Seiten dieses Haufens gerade und viereckig.

Der ganze überflüssige Teig dieser Pappe, welcher theils mit dem Kratzeisen, theils durch das kleine vorerwähnte Bret weggenommen worden ist, wird von neuem gebraucht, Pappe daraus zu machen, daher man sorgt, ihn wieder in die Bütte zu tragen.

Im Fall die Pappe, welche man wieder vorrichten will, den Tag zuvor, oder noch eher gemacht worden wäre, so würde man genöthigt seyn, den Teig wieder zu erfrischen und anzufeuchten, wozu hinlänglich ist, aus einem Eimer voll Wasser gegen den Pappenhaufen rund umher Wasser anzugießen.

Ein

Ein Pappenhaufen wiegt ohngefähr 200 Pfund in kleiner starker Pappe, 230 in sogenannten Catholicons, 250 in kleiner Bibelpappe, 400 in sogenanntem St. Augustin. Ein guter Büttenarbeiter kann wöchentlich 5 Pappenlagen vom St. Augustin, achte, neune, zehn aber von andern Beschaffenheiten machen.

Von den verschiedenen Größen der Pappe.

Man begreift genugsam, daß die verschiedenen Größen der Pappe für den Arbeiter eine sehr willkührliche Sache sind. Inzwischen hat der Gebrauch im Handel die Pappenmacher ziemlich durchgängig an vier Sorten gebunden, welche sie nennen: kleine starke Pappe (Petit-Ais), Catholicon, Bible, St. Augustin. Die kleine starke Pappe hat 13 Zoll gegen 19 oder 20; die Catholiconpappe hat 14 gegen 20 oder 21; die Bible 16 oder 17 gegen 22; der St. Augustin 18 oder 19 gegen 24. Diese Größen ändern oft um einen Zoll und auch mehr. Man hat angemerkt, daß, wenn die Tuchlappen fett oder abgenutzt sind, die Pappe fließt, und sich auf dem Tuchlappen mehr ausdehnt, indem sie nichts findet, woran sie sich anhängen kann. Alsdann dehnt die Presse sie mehr oder weniger über die Größe der Form aus. Außerdem ist bekannt, daß sich bey der Art, wieder vorzurichten, keine große Genauigkeit anbringen läßt.

Die Arten von welchen wir jetzt geredet haben, ausgenommen der St. Augustin, werden oft von einer doppelten Breite gemacht. Man nennt sie alsdann kleine starke Pappe ohne Stäbe, Catholicon ohne Stäbe, und Bibel ohne Stäbe oder große Bibel.

In der That darf man, um diese Pappen von doppelter Breite zu bilden, nur den Stab wegnehmen, welcher den Rahmen in zwey gleiche Theile absondert, um zwey kleine Pappen auf einmahl zu machen. Alsdann werden diese zwey Pappen mit einander vereinigt, und machen nur eine aus, deren Breite doppelt ist; mithin bekommen die kleinen starken Pappen, welche 13 Zoll gegen 20 hatten, 26 Zoll gegen 20, und das waren die kleinen starken Pappen ohne Stäbe.

Ehedem belegte man mit dem Nahmen der Concilienpappe, eine Mittelsorte zwischen der kleinen starken Pappe, und dem Catholicon, allein sie ist heut zu Tage nicht mehr im Gebrauch.

Diejenige Pappe, welche viel größer ist, wird Pergamentpappe genannt.

Endlich gibt es gepfropfte, oder gefalzte Pappe. Dieser, von der Gärtnerey hergenommene Ausdruck, wird überhaupt bey einem Baume gebraucht, der vermittelst eines Einschnittes, oder einer Spalte aus zweyen oder mehrern gebildet worden ist. Eben so verhält es sich fast mit der Pappe. Man spaltet einen Bogen nach seiner Dicke, wenn er noch feucht ist; man steckt den andern dahinein; man unterwirft beyde einem starken Drucke, und sie finden sich vollkommen mit einander vereinigt.

Die Pappe von der Größe des St. Auguslin, dient die Bücher in Octavo, in Quarto, und in Folio, von großem Papiere zu binden.

Die Größe der Bibelpappen dient zu den Büchern von der gewöhnlichen Größe, in Folio, in Quarto, in Octavo.

Die Größe des Catholicon dient zu den Büchern in Duodez von gewöhnlicher Größe, zu den Büchern in Folio in holländischem Papier,

welches

welches kleiner, als das französische ist, und zu den Büchern in Octavo, von kleinem Papiere.

Die kleine starke Pappe, dient gleichfalls für die Bücher in Folio, und in Duodez, von kleinem Papiere, und zu gewissen geographischen Atlassen, die ein langes Format haben.

Die Hüter und Pferdezeugmacher gebrauchen gemeiniglich Bogen von großer Bibel ohne Stab.

Man unterscheidet auch zuweilen die Pappen von einerley Größe in 2 Arten, je nachdem sie geleimt oder nicht geleimt worden sind, indem man sagt: geleimte Bibel, ungeleimte Bibel ꝛc.

Von dem Aufhängesaale.

Die höchsten und lüftigsten Kornböden dienen den Pappenmachern zum Aufhängesaale. Ein Arbeiter trägt die volle Presse auf dem Kopfe mit etlichen Mahlen hin, und wenn er sie auf die Erde gesetzt hat, nimmt er eine Hand voll Stecknadeln, und durchbohrt die Pappen, indem er sie zwey und zwey, oder drey und drey zusammen durchsticht. Diese Stecknadeln sind Enden von eisernem Drahte, die an jedem Ende umgekrümmt sind, und gleichsam einen doppelten Haken machen. Der eine von diesen Haken dient die Pappen durchzustechen, und der andere sie aufzuhängen. Man sieht einen derselben unten auf der Kupfertafel in S.

Wenn die ein- oder zweymahl verdoppelten Pappen viel schwerer als die einzelnen Bogen sind, so würden sie mehr leiden, wenn zwey und zwey an einem messingenen Drahte aufgehängt würden, und könnten zerrissen werden. Man

ist daher genöthigt, bey jeder eine Stecknadel zu gebrauchen, und eine jede besonders aufzuhängen.

Man bedient sich zuweilen aufgezogener Seile, und zuweilen der Latten, welche die Ziegelsteine des Daches tragen.

Manchmahl werden auch die sehr dünnen Pappbogen, und welche man verdoppeln will, auf Stangen, nach der Art des Papiers aufgehängt. Zu diesem Behuf bedient man sich eines Aufhängers oder Aufhängekreutzes. Dieses ist eine lange Stange, durch welche an ihrem Ende ein Stock, oder ein kleines Bret, in Gestalt des T, geht, womit man die Bogen auf die Stangen hängt, man wartet aber nicht, um sie wieder herab zu nehmen, bis sie ganz trocken sind.

Wenn man nicht Raum genug hat, alle Pappen auf die Weise aufzuhängen, so stellen die Arbeiter einige auf den Fußboden aufgerichtet hin, indem sie selbige auf der schmalen Seite gegen einander angelehnt stehend machen, auf dieselbe Art wie die Kinder ihre Kartenhäuser haltbar machen, welches man nennt: im Viereck setzen; folglich haben sie die Luft allemahl auf beyden Seiten, und trocknen fast eben so gut, als die aufgehängten. Man hat nicht nöthig, die Pappe sogleich, wie sie aus der Presse gekommen ist, aufzuhängen. Oftmahls wartet man bis auf den folgenden Tag, und noch länger, ohne daß daraus die geringste Unbequemlichkeit entsteht.

Von der Glättmaschine.

Die Glätte der Pappenmacher ist sehr nothwendig, um die Pappen dünner und dichter zu ma-

machen. Man hat einen großen Stein zum Glätten nöthig, auf welchem man die Pappen ausbreitet, und eine Rolle, oder Walze von polirtem Eisen. Der erste ist von unten in ein Stück Holz, vermittelst zweyer Krampen, die an ihren Enden an das Stück Holz angenagelt sind, befestigt. Diese Krampen, da sie nach Art der Ringschrauben durchlöchert sind, empfangen die an jedem Ende der Walze befindlichen Zapfen. Dieses in O vorgestellte Werkzeug heißt die Glätte.

Das Stück Holz, welches die Walze trägt, ist ohngefähr 3 Zoll dick und 6 bis 7 lang, und führt an jedem Ende einen Griff, oder gleichsam einen rundgemachten hölzernen Zapfen, um ihn in der Hand zu fassen, und mit Gewalt über der Pappe herumzuführen.

Um dem Glätter die Mühe zu ersparen, stark auf die Pappe zu drücken, so gebraucht man einen Stock, der sich an der Decke der Werkstatt stützet. Die Glätte ist oben, nach ihrer ganzen Dicke, theils von der einen, theils von der andern Seite, als ein halber Bogen ausgehöhlt, dergestalt, daß ein festes Zwischenstück in der Mitte bleibt, welches eine Art von Zapfen macht. Dieser Zapfen wird in das Ende des Stockes der Glätte eingefügt. Dieser Stock ist 4 Fuß lang, er widersteht stark und überhebt den Glätter stark auf die Pappe zu drücken; er braucht diese Maschine fast nur zu leiten. Ueberdem erfordert der Gebrauch, zu welchem man die Pappe gewöhnlich bestimmt, nicht, daß sie sehr glatt sey; mithin kann man leicht 8 bis 10 Bogen stündlich auf jeder Seite glätten. Man könnte indeß auch hier, so wie bey der Papiermanufactur sehr gut andere

Arten zu glätten anwenden, welche dieses Geschäft erleichtern, und gleichwohl der Pappe eine ebnere Oberfläche geben würden. Man sehe im Art. Papier, Th. 106. S. 823 fl.

Um den Stock der Glätte sich gelinde aufdrückend zu machen, so befestigt man auf dem Plafond ein starkes, ohngefähr 6 Fuß langes, gegen 6 Zoll breites Bret, welches man durch die Mitte mit einer eisernen Stange fest macht. Das andere Ende des Bretes wird von einem dicken durch einen Hebel mit Gewalt gedrehten Seile ergriffen, dergestalt, daß das Ende des Bretes sich biegt, und durch die Stärke des Seiles wieder um einige Zoll herunter geführt wird. Gegen das Ende des solchergestalt durch die Ausdehnung des Seils gekrümmten Bretes stützt man den obern Theil des Glättstockes, und man steckt ihn sogar in eine zu diesem Ende in einem Brete des Glätters angebrachte Höhlung hinein. Durch dieses Mittel widersteht das Seil, welches eine gewisse Elasticität hat, mit dem Seile des Bretes vereinigt, und giebt gleich auf einmahl der Handlung des Glätters nach, welcher keine andere Mühe hat, als die Einfassung der Glätte horizontal zu führen, während, daß die Stärke des Seiles den Glättstock auf der Pappe sich anzudrücken nöthigt. Die Elasticität des Seiles und des Bretes thut genugsamen Widerstand. Die Glätte geht 2 oder 3 Mahl auf jeder Seite über die verschiedenen Theile der Pappe hin und her, in die Länge und in die Breite über die erste und andere Seite. Man gebraucht eine halbe Viertelstunde, um einen Bogen vom St. Augustin zu glätten.

Der Glättarbeiter hat allezeit neben sich einen Grabstichel, welcher die fremden Körper, die

er

er in de Pappe gewahr wird, hinweg zu nehmen dient; denn die wenige Mühe, die man sich gemeiniglich nimmt, die Abschnittsel auszusuchen, woraus die Pappe besteht, macht diese Verrichtung für diejenigen alle Augenblicke nothwendig, welche einweichen, zertheilen, umwenden, legen, aufhängen, leimen, oder glätten. Sie finden jeder fremde Theile hinweg zu nehmen, sie reißen sie ohne Vorsichtigkeit aus. Die Presse und die Glätte bessern nach der Hand die leeren Räume aus, welche diese Art zu reinigen, darin nothwendig bildet.

Wenn die Pappe, welche man glätten will, lange aufgehänget worden, und gar zu trocken ist, so ist man genöthigt, ihr eine gewisse Feuchtigkeit zu geben, um ihre Biegsamkeit zu vermehren, und die Bewegung des Glätters zu befördern. Zu diesem Ende weichet man einen Besen von Binsen in das Wasser, mit welchem man die Pappe, die man glätten will, ein wenig benetzet.

Dieser Glätter der Pappenmacher kommt mit dem Glätter der Kartenmacher in Ansehung der allgemeinen Einrichtung und Verfahrungsart überein. Sie sind darin verschieden, daß die Kartenmacher sich eines Kieselsteines bedienen, den sie über die Seife gehen lassen. Die Pappenmacher brauchen eine eiserne Rolle und Wasser die Pappen anzufeuchten.

Es ist im Anfange gesagt worden, daß man bisweilen graue Pappen macht. Es ist eine Sparsamkeit für diejenigen, welche Bestecke, Kammfutterale, oder kleine Einfassungen um Kupferstiche machen. Man gebrauchet dazu noch gröbere und schlechtere Materien als zu den Pappen der Buchbinder, wovon wir jetzt geredet haben.

Man

Man macht ferner sehr große Pappen, auf deren einen Seite man einen Bogen weißes Papier klebet, zum Gebrauch der Kirschner. Endlich macht man überzogene Pappen, welche sorgfältig geleimet und geglättet sind, um darauf zu zeichnen oder zu schreiben, allein man kann diese überzogenen Pappen ohne Seife nicht gut glätten, denn das Papier dehnt sich nicht, und hat nicht Geschmeidigkeit genug, um schlechthin nach Art der Pappen geglättet zu werden.

Von dem Leim.

Die Pappenmacher bereiten ihren Leim aus 4 Theilen Abschabsel der Loh- und Weißgärber, und verschiedenen andern Lederabgängen, und einem Theile Staubmehl. Man muß nicht glauben, daß die Pappenmacher, des theuren Preises wegen, nur den fünften Theil Staubmehl zu ihren Leimmaterien nehmen. Ungeachtet die verschiedenen Abschabsel der Loh- und Weißgärber ungleich wohlfeiler scheinen; so sind sie es doch nicht, wenn man auf ihre Ergiebigkeit zu den Leimmaterien Rücksicht nimmt. Ein Scheffel Staubmehl giebt gewiß mehr Consistenz zu dem Leim, als vier Scheffel solcher Abschabsel; und dieses können die Pappenmacher leicht einsehen. Allein eine ganz andere Ursache verbindet sie, das Staubmehl nur in solcher Proportion zuzusetzen. Der Leim welcher aus den Lederabgängen entsteht, ist von einer ganz andern Natur, als der Leim, oder vielmehr der Kleister, welcher von Mehl gemacht wird. Der erste hat die Eigenschaft, daß er in der Kälte steif und hart wird, und auch so bleibt; der andere aber thut dieses niemahls, sondern, wenn die damit geleimten Sachen durch

die

die Wärme getrocknet sind, so ziehn sie vielmehr die Feuchtigkeit aus der Luft wieder an sich. Eine bloß mit Kleister geleimte Pappe, würde also niemahls die Steifigkeit und Härte erlangen, die eine andere bekommen wird, welche mit aus Ledertheilchen gezogenem Leime geleimet worden. Der vorzüglichste Gebrauch der Pappen, besonders zu Foliobänden, erfordert eine besondere Härte und Steifigkeit. Indessen würde es auch seine Unbequemlichkeiten haben, wenn der Leim der Pappenmacher ganz von Lederabschabseln gemacht würde. Das Leimen der Pappen geht nicht so geschwinde von statten, als das Leimen des Papiers. Ehe man also einen Preßhaufen Pappen fertig hätte, so würde ein solcher Leim allzu sehr gerinnen und hart werden, daß ihn die Presse nicht genugsam zertheilen könnte. Der Zusatz des Staubmehls erhält ihn also in der nöthigen Flüssigkeit, welche dennoch nach einigen Tagen merklich abnimmt. Vermuthlich ist also der fünfte Theil Staubmehl die rechte, durch die Erfahrung ausfindig gemachte Proportion, um den Leim der Pappenmacher in der zu ihrer Arbeit unentbehrlichen längern Flüssigkeit zu erhalten.

Man thut in einen großen kupfernen Kessel 3 Eimer Abschabsel von Fellen, und 5 Eimer Wasser. Wenn der Kessel nach Verlauf einer halben Stunde zu kochen anfängt, so gebraucht man nicht viel über eine Viertelstunde, um den Leim fertig zu machen. Man trägt Sorge, ihn beständig mit einem Besenstiele von wohl beschnittenem Birkenholze umzurühren. Je mehr man ihn kochen läßt, desto flüssiger wird er; man läßt ihn aber nicht mehr, als nöthig ist, kochen. Das Holz, welches man verbrauchen

würde,

würde, und der Abgang, den der Leim leidet, würden so gut als verlorne Kosten seyn. Während des Kochens thut man noch 2 oder 3 Eimer Wasser, nach dem Maße, als weniger Leim geworden ist, hinzu.

Der Leim, den man aus dem Staubmehle macht, erfordert nur 2 Eimer Mehl gegen 3 Eimer Wasser. Er gebraucht ohngefähr dieselbe Zeit zu seiner Bereitung, allein er ist, wenn er zubereitet ist, sehr schwarz, anstatt daß der Leim von Lederabschabsel seine Weiße behält.

Wenn man vier Kessel Leim von Lederthei-len nebst einem Kessel von Mehl macht, so ist dieß die Tagearbeit für einen Leimer, welcher 6 bis 7 Pappenhaufen den Tag über zu leimen hat, wenn der Kessel 20 Zoll breit und 13 hoch ist. Der Leim von Ledertheilen würde nach Verlauf einiger Tage sehr hart werden; allein man gebraucht ihn gemeiniglich den dritten Tag, ehe er ganz geronnen ist. Außerdem mischt man Mehlleim darunter, der ihm wieder eine Feuchtigkeit giebt, und öfters ist man noch genöthigt, Wasser hinzu zu thun, wenn man den Leim zu lange hat stehn lassen, daß er schon zu dick geworden ist.

Die Art zu Leimen.

Wenn der stehende Leimer auf einer Seite die kleine Wanne mit Leim, und auf der andern die zu leimenden Pappen hat, so breitet er eine Pappe auf ein Bret aus. Er nimmt eine Bürste, deren Borsten oder Haare lang und biegsam sind, tauchet sie überflüssig in die kleine Wanne, und führt sie mit Leim beschwert wieder heraus. Er verbreitet diesen Leim über die

die ganze Oberfläche der Pappe, welcher darauf oft in Krumpen bleibt, die aber die Presse hernach besser zertheilt, als die Bürste nicht hätte thun können. Aus eben dem Grunde thut man viel mehr davon hin, als nöthig seyn würde, weil man gewiß ist, das Ueberflüssige hinweg nehmen zu können, wenn die Pappen in der Presse sind, so daß nichts verloren geht.

Wenn der Leim auf dieser ersten Pappe vertheilt ist, so nimmt der Leimer 2 andre Pappen, welche er auf die erstere leget, und fängt wieder an, den Leim über die dritte Pappe zu verbreiten, welche er bald mit zweyen andern bedecket, und so ferner, dergestalt, daß die Pappen nur 2 und 2 an einander geleimt worden sind, die erste mit der andern, die dritte mit der vierten, und so ferner.

Wenn man das, was ein Haufen ausmacht, geleimt hat, so trägt man es unter den Preßbalken, und sowohl mit dem Hebel, von welchem wir bey Gelegenheit der Arbeit der Kufe geredet haben, als mit der kleinen Mühle, erniedrigt man den Balken ohngefähr einen Fuß, oder 6 Gänge an der Schraube. Darauf sieht man den Leim von allen Seiten auf die Wände des Haufens fließen. Man ergreift eine Pappe mit der einen, und ein kleines Bret mit der andern Hand. Man kratzet diesen Leim rund herum ab, welchen man auf die Pappe legt, um ihn dem Leimer wieder zu überliefern.

Die also geleimten Pappen haben nicht nöthig, lange unter der Presse zu bleiben; wenn der folgende Haufen bald fertig ist, so schraubt man die Schraube auf, man trägt die Pappen auf den Anhängesaal, und stellt sie in die obbesagten Vierecke, um ihnen Zeit zum Trocknen

zu lassen; denn sie sind allzu schwer und hart, als daß man sie durchstechen und mit Nadeln aufhängen könnte.

Oefters leimet man anstatt zweyer Pappen 3 und mehrere. Es sind zuweilen 7 bis 8 Bogen in den Pappen, womit die dicken Kirchenbücher, die großen Polyglotten, und andere große und dicke Bücher gebunden werden.

Von den bloß zusammen geleimten Pappenbogen.

Es ist bisher nur die Bereitung der Pappen von Teig, welcher nach Art des Papiers zerrieben und mit den Formen geschöpft wird, beschrieben. Es ist noch übrig, daß wir ein Wort von den zusammen geleimten Pappenbogen sagen, die entweder dergestalt gemacht werden, daß man einen Bogen Papier auf eine Pappe von Teig leimet, oder die bloß aus zusammen geleimten Bogen Papier bestehn. Diese Arbeit gehöret eigentlich zu der Kartenmacherkunst; überdem ist wenig davon zu sagen.

Der gewöhnliche Leim, dessen man sich zu den Karten oder den bloß geleimten Pappen bedient, ist aus Mehl und Wasser gemacht. Diejenigen, welche sehr schöne Karten machen wollen, gebrauchen dazu den Leim von Stärke; allein das geschieht selten.

Man läßt diesen Leim so lange kochen, bis er die nöthige Stärke erlanget hat. Die hierzu erforderliche Zeit hängt von der Menge des Wassers ab, welche man dazu gethan hat, und von der Menge des Leimes, den man auf einmahl macht. Ein Kartenmacher, der ohngefähr anderthalb Scheffel Leim auf einmahl macht, läßt

ihn 5 bis 6 Stunden kochen. Dieser Leim wird durch ein Sieb geschlagen, und mit einer breiten Bürste auf dem Papiere von einander gebreitet. Die nur paarweise geleimten Bogen Papier werden wie die gewöhnlichen Papiere und Pappen in die Presse gethan, jedoch läßt man sie nur allmählig und stufenweise die Kraft der Presse empfinden. Man läßt sie sogar eine Viertelstunde liegen, ehe man den letzten Stoß giebt, damit das Papier, welches Zeit gehabt hat, sich wieder zu befestigen, indem es ein wenig Feuchtigkeit und überflüssigen Leim verloren hat, nicht der Gefahr ausgesetzt sey, aus einander zu gehen, oder zu zerreißen.

Die durch die Aufeinanderlegung zweyer Bogen Papier verfertigten Pappen werden aufgehängt und getrocknet, wie die Pappen von Teig. Will man sie dicker machen, so fängt man dieselbige Arbeit von neuem an. Zum Exempel, was die Spielkarten betrifft, die aus vier Bogen gemacht sind, so bilden 2 Bogen braunes Papier die zusammengeleimt sind, die Doppelbogen welche das Innere der Pappen ausmachen. Man leimt hernach jeden Doppelbogen zwischen einen Bogen Kartenpapier, und einen Bogen so genanntes Topfpapier, und auf die Art erhält man die Pappe, auf welche man nachgehends die Figuren und die Zahlen abdrückt.

Die Pappen von dieser Art dienen zu verschiedenem Gebrauch, und insonderheit zu den Rissen. Man nennt sie zu Paris: Karte von Rouen, weil man in der That den größten Theil derselben von Rouen bekommt.

Je länger die Pappen in der Presse bleiben, desto besser sind sie. Die gewöhnliche Zeit ist eine Viertelstunde, allein man geht oft sehr

weit darüber. Diejenigen, welche eine Ehre darin suchen, vorzüglich schöne Pappen zu machen, bringen jeden Bogen, den sie leimen, einen Augenblick unter die Presse. Die andern warten bis sie eine ganze Presse voll haben: Endlich sind welche, die ihre Pappen verschiedene Mahl während der Zeit, daß sie trocknen, und zwar zu 4 bis 5 Mahlen wieder in die Presse legen.

Man läßt die Pappen im Schatten trocknen, welche an der Decke eine jede durch 2 kleine Haken aufgehängt sind. Man muß sie hangen lassen, bis sie wirklich trocken sind. Der Sommer ist folglich zu dieser Austrocknung die allergünstigste Jahrszeit, ob man gleich die Pappen niemahls in die Sonne hängt, es sey denn in der allerdringendsten Noth.

Die Glätte ist derjenigen ohngefähr ähnlich, von welcher wir weiter oben geredet haben. Es sind Kieselsteine, die man dazu gebraucht.

Man unterscheidet in der Handlung von Rouen so viele Sorten von Pappen, als es Arten von Papier giebt, woraus sie gemacht werden. Die gewöhnlichsten sind mit einem Worte die Pappen von Topfpapier, von Kronenpapier, von Weintraubenpapier, ꝛc.

Aehnliche Nahmen werden auch den Pappen von gemeinen Papieren gegeben, obgleich man zwischen zwey Bogen von diesen gemeinen Papieren, um sie stark zu machen, kleine Pappen von grauem Teige oder dicke graue Pappen hinzu thut, wenn man eine große Dicke haben will.

Die Größen der geleimten Pappen sind folglich mit den Größen der Papiere, woraus man sie macht, einerley. Inzwischen macht man auch im Nothfall welche von größerm Maße, als von 5 bis 6 Fuß in der Höhe. Alsdenn ist es zu-

reichend,

reichend, die Bogen Papier so lange an einander zu leimen, bis man zu den verlangten Längen und Breiten gelangt ist; folglich ist in diesem Stücke nichts gewisses noch bestimmtes.

Die bloß geleimten Pappen, das ist, die einzig und allein aus zusammen geleimten Bogen Papier gemacht sind, halten von 5 bis 20 Bogen nach der Stärke, die man ihnen geben will, und nach dem willkührlichen Gebrauche, wozu man sie bestimmt, in sich. Die Preise von jeder Art von Pappen sind daher nach der Stärke, Größe und Feinheit eingerichtet, wobey es sich von selbst versteht, daß die Pappen keinen bestimmten Preis haben können, seitdem man die Schönheit des Papiers und die Anzahl der Bogen, woraus die Pappen bestehn, nach Gefallen verändert hat.

Erklärung der Figuren des Pappenmachens.

Das Obertheil der Kupfertafel, Fig. 6312, stellt die 3 vornehmsten Verrichtungen dieser Kunst vor, welche mit den Zahlen 1, 2, und 3 bemerkt sind.

Die erste ist die Verrichtung des Pferdes, welches die Materie, oder den Teig in dem Behältnisse, welches man den Stein nennt, umdreht.

Die zweyte ist die Verrichtung des Büttenarbeiters, welcher den Teig mit einer Form, oder einem Rahmen schöpft, um hernach seinen Bogen auf den vor sich stehenden Haufen zu legen.

Die dritte ist die Verrichtung des Arbeiters, der die Pappen preßt. Man hat nur einen vorgestellt, ohngeachtet öfters drey oder vier Arbeiter bey dem Umdrehen sind.

a a, die Seitenhölzer der Presse.

b, Schraubenmutter, die zum Balken dient, und die Seitenhölzer oberhalb zusammen hält.

c, die Schraube der Presse.

d, der Trilling, in welchen man den Hebel steckt.

e, der Preßdeckel, auf welchem der Trilling ruht.

f, verschiedene Stücke Holz in die Länge und Quere, die man auf das, die Pappen bedeckende Bret stellt.

g, Pappen in der Presse.

h, Bret, oder Abtropfebret, worauf man die Pappen trägt.

i, Unterbalken mit einer Art von Traufe, um das Wasser, welches man aus den Pappen drücket, wieder zusammen zu bringen, und es in ein Gefäß fließen zu lassen.

k, kleines Faß, welches das Wasser aus der Traufe empfängt.

l, ein an dem Hebel der Presse befestigtes Seil.

m. kleine Mühle, auf welche sich das Seil wikkelt, und welches dient, mit mehrerem Nachdrucke zu pressen.

n, Hebel, der durch den Baum der kleinen Mühle geht. Man bringt zuweilen zwey an, die sich rechtwinklich durchkreuzen.

A, Baum, der die Materie der Pappe in dem Steine umdreht. Die Messer sind an ihrem Orte durch 1, 2, 3, 4 bezeichnet. Die abgenommenen, oder von ihrem Baume abgesonderten Messer, sind 5 und 6. Die Ringschrauben, welche die Messer zu leiten, in den Baum gehn, sind mit 7 und 8 bezeichnet.

B, Flügel des Deichselnagels. Die bezeichneten Stücke Holz aa dienen zu Deichseln, und man sieht in ee die Hammelknochen, welche an dem Halse des Pferdes befestigt sind.

C, hölzerne Kufe, die man uneigentlich den Stein nennt.

c, Pfanne, die auf dem Grunde des Steins befestigt seyn muß.

D, Schaufel, oder Kratzeisen, welches dient die Materie abzukratzen, oder zu zertheilen.

E, Zertheilungstrog. Der Weichtrog ist oft ganz gleich.

F, Form, welche oft aus einem Gitter von messingenem Drahte besteht.

G, Harke, mit welcher man den Teig umrührt.

H, Abtropfebret, auf welches man die aus der Bütte kommende Form setzt. Man läßt sie einige Minuten lang daselbst.

I, Arbeitsbütte, in welcher man die Materie der Pappen verdünnt, und zu den Pappen herausschöpft.

K, Faß, in welches das Wasser des Abtropfebretes zurückfällt.

L, Kessel, oder kleiner Küchenkessel, in welchem man den Leim kochen läßt.

M, Dreyfuß, auf welchen man den Kessel setzt.

N, Bürste, welche den Leim aus einander zu dehnen dienet.

O, Der Glätter, oder das Stück Holz, welches mit 2 Griffen und einer eisernen Walze, die Pappen zu glätten, versehen ist. Er ist umgekehrt, um die Walze sehen zu lassen.

o, Höhlung, in welche der Stock des Glätters hineingeht.

P, In Haufen gesetzte Pappen.

Q, Trog, oder kleines Abtropfbret, auf welches man die Pappen niederlegt, und welches man unter die Presse führt.

R, Kleine Bütte, worin man den Leim, wenn er gekocht ist, schüttet, um ihn unter einander zu mischen, und kalt werden zu lassen.

S, Stecknadel, welche die Pappen in dem Aufhängesaale aufzuhängen dient.

1. **Pappel**, die, ein Nahme verschiedener Pflanzen, als: 1. des **Eibisches**, **Althaea officinalis Linn.**, welcher zum Unterschiede von den folgenden Arten **wilde Pappel** und **weiße Pappel** genannt wird; s. Althaea, Th. 1, S. 589. fl.

2. Ein anderes ähnliches Gewächs eben dieser Classe, welches auch unter dem Nahmen des **Siegmarskrautes** oder der **Flugwurz** bekannt ist, **Alcea Linn.**, wird sehr häufig nur **Pappel** schlechthin genannt. Da die Beschreibung dieser Pflanze Th. 1, S. 486 hierher gewiesen ist, so muß ich darüber einiges anführen, obgleich nach den neuesten Beobachtungen der Botaniker die Pflanzengattung **Alcea** mit der Gattung Althaea zusammen fällt, und also die sonst bekannten beyden Arten von **Alcea**, nähm-

lich Alcea roſea und Alcea ficifolia L., jetzt Arten von Althaea ſind.

Die Gattungskennzeichen von Althaea beſtehn in einem doppelten Kelche, wovon der äußere einblättrig, klein und ungleichförmig 6—9 ſpaltig iſt. Die ſehr vielen Samenkapſeln enthalten jede nur einen Samen. Die hierher gehörigen beyden Arten ſind nun folgende:

1) Die Herbſtroſe, Roſenpappel, gemeine Stockroſe. Althaea *roſea*, foliis quinque-ſ. ſeptemlobo-angulatis. Willd. Spec. plant. Tom. III. P. I. p. 773. Aethaea caule erecto, foliis rugoſis, cordatis 5-7 angulatis crenatis. Cavan. Diſſert. II. p. 91. t. 28. f. 1. Alcea *roſea* foliis ſinuato-anguloſis. Linn. Syſt. Veg. p. 519. Hort. Cliff. 348. Malva roſea folio ſubrotundo. C. Bauhin pin. 315. Malva hortenſis. Dod. pempt. 652. Malva roſea. Lob. Ic. 652.

2) Feigenblättrige Pappel. Althaea *ficifolia*, foliis ſeptemlobo-palmatis obtuſis. Willd. l. c. p. 774. Althaea caule erecto, foliis inferioribus palmatis ſeptemlobatis, ſuperioribus haſtatis. Cavan. Diſſ. II. p. 92. t. 28. f. 2. Alcea *ficifolia*, foliis palmatis. Linn. Malva roſea folio ficus. Bauh. pin. 315. Malva arborea Blackw. t. 54.

Dieſes ſind zwey verſchiedene Arten, deren Unterſchied in der Geſtalt ihrer Blätter beſtändig iſt. Die Blätter der erſten Art ſind rundlich, und an ihrem äußerſten Ende in Winkel zerſchnitten. Die Blätter der andern Art hingegen ſind tief, in ſechs bis ſieben Abſchnitte getheilet, und ſehen daher den Fingern einer offenen Hand gleich.

Da die Verschiedenheit der Farben bey den Blumen der ersten Art etwas bloß zufälliges ist, und auch die gefüllten Blumen bloße Varietäten sind, die ihren Grund in der Wartung haben: so haben die Botanisten daraus keine verschiedene Arten gemacht. Hier können wir indeß die verschiedenen Farben bemerken, die man insgemein an ihren Blumen beobachtet. Sie sind bald weiß, bald blaß, roth, dunkelroth, schwarzroth, purpurroth, gelb und fleischfarbig. Außer diesen hat Miller vor vielen Jahren, in dem Garten des Lord Burlington zu London, einige Pflanzen mit scheckigen Blumen gesehen, die man aus Samen, der aus China gekommen war, gezogen hatte.

Die Varietäten der gefüllten Rosenpappeln sind zwar nicht beständig; indessen wenn man den Saamen von den am stärksten gefüllten Blumen sorgfältig aufhebet: so wird der meiste Theil der Pflanzen denjenigen, von welchen man den Samen genommen hat, sowohl in Ansehung der Farbe, als der Völle der Blumen, ziemlich nahe kommen, wofern man nur keine einfache, oder schlechtfarbige Blumen, nahe bey ihnen wachsen läßt. Sobald daher einige dergleichen zum Vorschein kommen, müssen sie ohne Zeitverlust von den guten weggeschafft werden, damit ihr Samenstaub nicht auf die andern Blumen komme, wodurch diese alsobald ausarten würden.

Die erste Art wächst in China wild; und von daher hat man öfters Saamen bekommen. Die zweyte Sorte wächst in Istrien, wo man sie auf den Feldern findet. Allein aus dem Saamen daher zieht man nur einfache rothe Blumen. Hingegen von dem Saamen dieser

Art, welchen Carl du Bois, Ritter von Mitcham 1726 an Miller gegeben, und den er aus Madras hatte kommen lassen, zog er viele gefüllte Blumen von verschiedenen Farben. Das eigentliche Vaterland dieser zweyten Art ist übrigens Sibirien.

Ungeachtet diese Pflanzen in warmen Ländern ursprünglich zu Hause sind: so sind sie doch so dauerhaft, daß sie in dem gemäßigten Europa in freyer Luft fortkommen, und viele Jahre lang, eine der größten Zierden in den Gärten, gegen das Ende des Sommers zu, gewesen sind. Seit dem sie aber sehr gemein geworden sind, hat man sie nicht mehr, wie sie es verdienten, geachtet, welches zum Theil aber auch davon herkommen mag, weil sie einen zu großen Wachsthum für kleine Gärten machen, und lange Stangen erfordern, um sie daran zu befestigen, damit sie von den starken Winden nicht abgebrochen werden. In großen Gärten aber, wo sie schicklich und gehörig angebracht werden, machen sie ein ungemein gutes Ansehen. Denn da sie sehr lange Blumenähren bilden: so werden zwey Monathe lang, immer wieder neue auf die alten folgen, indem die Blumen an dem untern Theil der Aehre im Julius zum Vorschein kommen, und wie der Stängel wächst, immer neue Blumen, bis fast zu Ende des Septembers erscheinen. Wenn man die Pflanzen auf einen guten Boden setzt, so werden ihre Stängel öfters acht bis neun ja wohl zwölf Schuh hoch, dergestalt daß an jedem fast sechs Schuh mit Blumen besetzt seyn werden. Wenn diese nun gefüllt sind, und eine schöne Farbe haben, so werden sie ein ungemein schönes Ansehn geben, besonders wenn die Farben gehörig unter einander geordnet worden sind.

Man

Man zieht sie aus dem Saamen, und dieser muß, wie wir bereits bemerkt haben, sorgfältig von solchen Pflanzen gesammelt werden, deren Blumen am meisten gefüllt sind, und die schönsten Farben haben. Wird dieser Saame in den Capseln bis auf das Frühjahr aufgehoben: so wird er desto besser anschlagen, wofern man sie nur sehr trocken eingesammelt und Sorge getragen hat, daß sie im Winter nicht feucht gelegen haben, als wodurch ihre Hülsen vermodern und der Saame selbst verderben würde.

Den Saamen muß man in der Mitte des Aprils, in ein Beet von leichter Erde säen, und solchen ungefähr einen halben Zoll tief, mit eben einer solchen leichten Erde zudecken. Einige Personen säen den Saamen in seichte Grübchen, andere aber streuen ihn ganz dünn über das ganze Beet aus. Bedient man sich der erstern Art, so gehen die Pflanzen insgemein ganz dick auf, und müssen daher viel eher versetzt werden, als diejenigen, welche man auf die andere Art zieht. Bey der erstern Art kann auch der Saame gleichförmiger bedeckt, und mit geringer Mühe rein erhalten werden, weil man die Erde zwischen den Grübchen mit der Karste umhacken kann. Wenn die Pflanzen sechs bis acht Blätter getrieben haben, muß man sie in ein Pflanzbeet versetzen, und immer eine Pflanze einen Schuh weit von der andern entfernen. Sie müssen auch, bis sie recht eingewurzelt sind, fleißig begossen werden. Nach diesem brauchen sie wenig Sorge mehr, außer daß man sie bis in den October fleißig von Unkraut reiniget, als um welche Zeit sie an den Ort versetzt werden müssen, wo sie beständig bleiben sollen.

Einige Gärtenliebhaber lassen ihre Pflanzen ein Jahr länger auf dem Pflanzbeete stehen, um zu sehen, was sie für Blumen tragen, ehe sie solche in den Blumengarten versetzen. Hat man aber diese Absicht, so müssen die Pflanzen gleich Anfangs etwas weiter von einander gesetzt werden, sonst haben sie nicht Raum genug zum wachsen. Die erstere Verfahrungsart ist aber besser, denn die jungen Pflanzen wachsen viel lieber, als die, welche schon etwas älter sind, und wenn man bey Einsammlung des Saamens sorgfältig zu Werke gehet, so wird unter zehn Pflanzen kaum eine seyn, die einfach ist, oder eine schlechte Farbe hat.

Die Althaea rosea dauert zwar in unsern Gärten länger als zwey Jahre, aber dann liefert sie keine so schöne Blumen, als im zweyten Sommer nach der Aussaat, und in dieser Rücksicht muß man in den Gärten, wo diese Pflanze der Zierde wegen unterhalten wird, alljährlich eine frische Aussaat machen, damit man in jedem Herbste junge Pflanzen, an die Stelle, wo sie Zierde machen sollen, setzen kann. In den neudeutschen Gartenanlagen, wo sie z. B. an die Fronte eines Lustwäldchens gepflanzt werden, säen sie sich auch von selbst aus, und man darf in diesem Falle nur die jungen Pflänzchen ausheben, und an den Ort ihrer Bestimmung setzen. Will man aber die Arten in Ansehung des Gefülltseyns und der Farben der Blumen rein erhalten, so ist es besser, wenn man den Samen in jedem Frühjahre aussäet. Man kann sie auch im Herbste aussäen, wenn der Same reif ist.

Wer keine Gelegenheit hat, die Pflanzen alljährlich aus dem Samen zu erziehen, der muß

an

an den alten Stöcken, welche junge Sprossen aus der Wurzel getrieben haben, im Herbste etwas frische Erde anhäufen, und dadurch den Sprossen zum künftigen Triebe neue Kräfte verschaffen.

Die Althaea ficifolia wird von einigen für eine Spielart der erstern gehalten, sie unterscheidet sich aber auffallend durch die siebenlappigen handförmigen Blätter, deren Lappen den Fingern einer offenen Hand gleichen. Uebrigens hat sie in Hinsicht auf Wuchs, Dauer und Blühezeit mit jener vieles gemein.

Die Blumen der ersten Art besitzen eine erweichende und zugleich gelinde anziehende Kraft, und dienen daher in Entzündungen und Geschwüren des Halses. Man braucht sie auch wider die Rose, in Form eines Breyumschlages.

3. Noch häufiger führen diesen Nahmen verschiedene Pflanzen aus der Gattung der Malven, Malva Linn., worüber der Artikel Malve, Th. 83, S. 488 fl. nachzusehen ist.

4. Die Sammtpappel, Sida Linn., wird im Deutschen gewöhnlich Sida genannt.

5. Roßpappel, ist ein Nahme, welchen in einigen Gegenden auch die Pestilenzwurz oder Schweißwurzel führt; Tussilago Petasites Linn.

6. Endlich führen auch mehrere Arten der Gattung Hibiscus Linn. den Nahmen der Pappeln, wohin besonders der syrische Eibisch, Hibiscus Syriacus gehört, welcher baumartig ist, und daher auch syrischer Pappelbaum genannt wird. S. im Art. Ketmie, Th. 37, S. 92.

Da alle diese Pflanzen, oder doch wenigstens die meisten und eigentlichsten derselben weiche wollige Blätter haben, so scheinet auch darin der Grund ihrer

ihrer Benennung zu liegen, zumahl da der latein. Nahme Malva, und Griech. μαλαχη, gleichfalls die Ableitung von mollis, weich, molsch, zulassen.

2. **Pappel**, die, zunächst der Nahme der in Deutschland wild wachsenden Arten der Pappelbäume, Populus Linn.; dann der Gattungsnahme für Populus überhaupt. *)

An allen Pappeln stehen die Blätter wechselsweise auf den Zweigen, und sie gehören unter diejenigen Bäume, welche ihre männlichen und weiblichen Blumen jede auf verschiedenen Stämmen tragen (Dioecia). Die männlichen Blumen stehen in einem gemeinschaftlichen, lokker in einander geschobenen Kätzchen beysammen. Eine längliche, flache, am Rande etwas gezähnte Schuppe macht die Blumendecke aus. Die Blumenkrone ist einblättrig, unten Kräuselförmig, einer Röhre ähnlich, oben in eine flache ovale Oefnung auslaufend. Die Staubfäden sehr kurz, acht Stück. Staubbeutel groß, vierseitig. An den weiblichen Blumen ist das Kätzchen eben so, wie an den männlichen gestaltet, und die schuppige Blumendecke nebst der Blumenkrone kommen mit jener ebenfalls überein. Sie haben einen ovalen, zugespitzten Knopf mit einem kaum sichtbaren Griffel und einem vierfach getheilten Stigma. Die Früchte sind ovale, einfächrige, zweyklappige, krumm gebogene Kapseln, in welchen viele, gleichfalls oval gebildete, mit Federbüscheln versehene Saamen befindlich sind.

1) Balsam-Pappel. Populus *balsamifera*, foliis ovatis acuminatis adpresso-serratis subtus albidis reticulato-venosis, gemmis resinosis. Willd. Spec. plant. Tom. IV.

*) Die Abstammung dieses Nahmens Pappel ist ungewiß; denn alle bisher vorgebrachten Vermuthungen sind etwas unwahrscheinlich.

IV. p. II. p. 805. Berlin. Baumz. S. 230. Populus (balsamifera) foliis ovatis, serratis, subtus albidis; stipulis resinosis. L. Sp. Pl. Du Roi Harbkesche wilde Baumzucht. II. Th. herausgeg. von J. F. Pott, Braunschw. 1800. 8. S. 202. fl. v. Wangenh. Beytr. S. 85. Tab. 28. Fig. 59. *) Medik. in Anmerk. d. Churpf. physik. ökon. Gesellschaft von 1774. S. 231. Mönch Verz. S. 79. Pallas Fl. Ross. Tom. 1. P. 1. p. 158. Populus (Tacamahaca) foliis subcordatis, inferne incauis, superne atroviridibus Mill. 6.

Populus balsamifera lanceolata. Marsh. Beschr. S. 199.

Populus nigra Caroliniana, folio maximo, gemmis balsamum odoratissimum fundentibus Catesby Carol. 1. p. 34. et du Ham. arb. 6. Engl.

Tacamahaca Poplar Tree. Franz.

Peuplier noir dit Tacamahaca, ou le Baumier. Im Deutschen außer Balsampappel auch Tacamahacabaum.

Diese Nordamerikanische Pappel wird nach Gmelin auch in Sibirien wild angetroffen. Sie wächst jedoch nach ihm daselbst nicht so hoch als eine baumartige Weide auf. Nach Pallas Reisen 2r Th. S. 507. findet sie sich längs dem Irtisch, imgleichen an der Uba, Ulba und an andern Gebürgsflüssen häufig, und wird daselbst zu einem ziemlich starken Baum.

Die Blätter weichen von unserer gemeinen schwarzen Pappel darin ab, daß sie mehr lang als breit sind. Sie sind an den Zweigen auf Zoll langen Stielen befestiget, von beynahe ova-

ler

*) Andere Abbildungen findet man bey Miller Tab. 261. Trew Ehret, Tab. 46, Gmelin Fl. Sib. p. 152. Tab. 33.

ler jedoch spitz auslaufender Figur, in ihrem Bau steif und stark, über vier Zoll lang, an zwey Zoll breit. Die obere Fläche dunkelgrün, die untere weißgrün, mit einem feinen flach liegenden Gewebe von Adern durchzogen, beyde glatt und glänzend. Der Rand fein gezähnt.

Im Frühjahre sind die Knospen und Afterblätter mit einem gelblichen, zähen Safte versehen, der sich Tropfenweise bey warmen Tagen zeiget, im Geschmacke bitter, und im Geruche so balsamisch ist, daß man ihn unter dem Winde auf funfzig Schritte riechen kann. Auch noch in der folgenden warmen Jahrszeit verbreiten diese Bäume ihren balsamischen Geruch.

Die Staubbeutel sind nach Miller's Abbildung röthlich, bey der von Catesby gelieferten sind aber die Blätter wider die Natur zu hellgrün angegeben.

Die Rinde ist schwärzlich, glatt, das Holz weiß, ziemlich fest.

Ein etwas alter Stamm vermehret sich in einem lockeren Boden von selbst durch die bisweilen sogar bis auf funfzig Schritte von dem Stamme aus seinen Wurzeln häufig austreibenden Schößlinge, welche man ausheben und von neuem verpflanzen kann. Gleich leicht sind sie jedoch auch durch Stecklinge zu vermehren. Die Bäume in Harbke und einigen andern Pflanzungen sind aus Nordamerikanischem Saamen gezogen.

Vorzüglich lieben sie ein etwas feuchtes, fettes, mit Sand vermischtes Erdreich, ob sie gleich im trocknen Grunde auch gut fortkommen. In dem ersteren verlangen sie einen etwas beschützten Stand, und in solchem wachsen sie alle Jahre

re einige Spannen in die Höhe. Unsere Winter schaden ihnen nicht.

Die Blätter sind wegen des bitteren Saftes gegen die Insekten gesichert, und wenn solche ja darauf fallen, so verlassen sie dieselben bald wieder. Doch versichert das 103te Stück der Gothaischen gelehrten Zeitungen von 1777, daß man kleine grüne Raupen, ein vielleicht diesem Baume ganz eigenes Insekt, an einigen Blättern wahrgenommen habe. Diese befanden sich gemeiniglich zu 8 bis 10 an der Zahl an dem äussersten Rande eines Blattes herum, und stützten die Hälfte ihrer Körperchen insgesammt in die Höhe, wenn man das Blatt berührte. Medikus klagt sogar, daß die Insekten seinen Baum dieser Art alljährlich vor der Zeit blätterlos machen. Dagegen hat Mönch seine Bäume eben so frey vom Insektenfraße, wie du Roi angiebt, gefunden. Er vermuthet deswegen, daß die Balsampappel wohl in wärmern Gegenden mehr von Insekten angegriffen werden könne. Nach des Herrn Medikus's Erzählung war aber auch sein Baum von andern Insekten im Stamme sehr beschädigt, und daher wohl schon als krank dem Ungeziefer mehr ausgesetzt.

Die Balsampappel erreicht bey uns eine Höhe von 30 — 40 Fuß.

Gmelin giebt nach Steller die Nachricht, daß die Einwohner in Irkutzk auf die im Frühjahre gesammelten Knospen Branntewein gießen, und daraus einen im Geschmacke nicht unangenehmen Liqueur verfertigen, der Urin treibend ist, und sowohl im Scorbut, als zu der Zeit gute Dienste leistet, wenn von der Lustseuche in dem Harngange zurückgebliebene Auswüch-

se den Urin zurückhalten. Nach Pallas 3ten Theile seiner Reisen sind die harzigen Knospen im Winter die liebste Nahrung der Birkhühner und geben ihren Eingeweiden einen angenehmen Balsamgeruch.

Hagström hat in den Abhandlungen der Schwed. Akad. zu Stockholm im 37sten Bande Versuche mit dem Balsam dieser Knospen gemacht. Er ist gelb wie Gummigutte, aber klar, glänzend, dick wie Butter, zäh, riecht und schmeckt wie Rhabarber, hat aber zugleich einen heißen und etwas brennenden Geschmack, welchen er auch beybehält, wenn man ihn zwey Monate lang in freyer Luft liegen läßt, ohnerachtet er dadurch eine dunklere Farbe und einen etwas schwächern Geruch bekommt. Er ist ein vollkommenes Harz.

Für Pflanzungen und Gärten hat der Baum ein gutes frisches Ansehen.

Daß dieser Baum den officinellen Takamahak liefere, wie man es gemeinhin glaubte, wird von Jacquin bestritten, welcher dafür hält, daß der ächte Takamahak von Fagara octandra kommt. Das Holz dieses Baumes ist weiß, weich, und wenig dauerhaft, jedoch dichter, als das von den andern Pappelarten, und kann daher zu mehreren Arbeiten nutzbar angewendet werden.

Herr von Burgsdorf erwähnt in seiner Anleitung zur Erziehung der Holzarten (3te Ausgabe 1805.) einiger Spielarten, die aus dem Samen entstanden sind, und durch Ableger, Brut und Stecklinge vermehrt werden: nähmlich

a) Populus balsamifera rotundifolia. Die rundblättrige Balsampappel.

b) Populus balsamifera major. Die großblättrige Balsampappel.

c)

c) Populus balſamifera foliis variegatis. Die ſcheckige Balſampappel.

2) Herzblättrige Pappel. Populus *candicans*, foliis cordatis ovatis acuminatis obtuſe inaequaliter ſerratis ſubtus albidis ſubtriplinerviis reticulato-venoſis, gemmis reſinoſis. Willd Spec. plant T. IV. P. II. p. 806. Populus (candicans) foliis cordatis acuminatis ſubtus albidis ſubtriplinerviis, ſtipulis reſinoſis, ramis teretibus. Ait. hort. kew. Vol. III p. 406. Willden. Berl. Baumz. S. 231. Populus (balſamifera cordifolia) foliis ſubcordatis. Du Roi a. a. O. S. 206. Populus balſamifera. Marſh. S. 198. Populus balſamifera. Mönch. S. 80. Heart-leav'd Tacamahaca Poplar Tree.

Dieſen gleichfalls aus Nordamerika abſtammenden Baum haben verſchiedene nur für eine Abart des vorigen angenommen, indem er in allen ſeinen Theilen mit jenem völlig übereinkommt, außer daß ſeine Blätter breiter, theils herzförmig und theils oval zugeſpitzt ſind. Die von mittlerer Größe haben viertehalb Zoll Länge und zwey Zoll Breite. Sie ſind rund gezähnt, auf beyden Seiten glatt. Die Oberfläche dunkelgrün, die untere weißlich. Die Afterblätter und Knoſpen ſchwitzen ein wohlriechendes Harz aus.

Die Bäume wachſen viel langſamer als die von der vorigen Art, auch bleiben ſie kleiner. Ihr Wuchs iſt ſperricht.

Von dieſer Pappel gilt in Anſehung des Nutzens, der Dauerhaftigkeit und der Fortpflanzung eben dasjenige, was von der vorhergehenden geſagt iſt.

3) Silberpappel. Populus *alba*, foliis cordato-ſubrotundis lobatis dentatis ſubtus to-

tomentoſo-niveis, amentis ovatis. Willd. l. c. p. 802. Smith Flor. Brit. III. p. 1079. Populus (*nivea*) foliis ſubtrilobis, dentatis, ſubtus tomentoſis niveis: lobis acutiuſculis, patulis. Willden. Berl. Baumz. S. 227. Populus (*alba*) foliis ſubrotundis dentato-angulatis ſubtus tomentoſis L. Sp. Pl. Du Roi Harb. Baumz. 1. Aufl. 2. Bd. S. 146. 2te Aufl. 2. Bd. S. 208. Pall. Fl. Roſſ. Tom. 1. P. 1. p. 157. Roth. Fl. Germ. II. 532. Populus major. Mill. dict. 4. Populus alba majoribus foliis C. Bauh. Pin. 429. et Du Ham. arb. Tom. II. Pl. 36. Populus alba, var. *β*. nivea. Ait. hort. kew. Vol. III. p. 405. Populus alba. var. foliis lobatis albiſſimis. v. Burgsd. Anleit. 2. Th. S. 180. Engl. Abele-Tree. Franz. Peuplier argenté, Griſaille de Hollande, Ypreau, Franc-picard, Aubel, Orme blanc. Im Deutſchen heißt dieſer Baum auch Schneepappel *), Weißalberbaum, Weißbaum, Bellbaum, Heilgen- oder Götzenholz, Lawele, deutſcher Silberbaum, weiße Pappelweide, weißer Sarbaum, Johannislaub, Abele, Albe, Albele, Abelklee, Abielbaum, Alber, Alberbruſt, Aller, Alaprobſt, Tabelke, Balle, Belle, Bollee, Bolweide, Belzbaum, Belbaum, Wunderbaum, Papierbaum. Holl. Abeelboom.

Sie wachſen mehr in den gemäßigten, als kalten Gegenden von Europa; doch findet man dieſen Baum auch in Schweden. In England, Deutſchland, Frankreich und Italien iſt er nicht ſelten.

Die

*) Mit einigen von dieſen Nahmen mag indeß auch wohl die folgende Art gemeint ſeyn.

Die Blätter stehen auf über zwey Zoll langen, mit weißer Wolle bedeckten, runden Stielen, sind fast herzförmig, stumpf zugespitzt, bald in fünf, bald in vier, bald in drey ungleiche und ungleich stumpf gezähnte Einschnitte getheilt. Die größten Blätter sind über fünf Zoll lang, an sechs Zoll breit. Die obere Fläche ist dunkelgrün, glänzend, die untere mit einer schönen, silberfarbigen, fest sitzenden, dichten Wolle bekleidet, mit der zugleich die jungen, sonst röthlichen Zweige überzogen sind. Es laufen auf dieser unteren Fläche drey besonders merklich erhabene Adern mit andern kleineren Nebenästen hin, und bilden auf der obern vertiefte Striche. Im Herbste ist die obere gemeiniglich mit großen braungelblichen beynahe rostfarbigen Flecken bezeichnet.

Die Blumen kommen mit denen von der Espe oder Zitterpappel überein.

Die Rinde ist aschgrau und glatt. Das Holz an jungen Stämmen weiß, an ältern bräunlich, an mittelmäßigen fest.

Durch sechs bis acht Fuß lange im Frühjahre abgeschnittene und in feuchtes Erdreich funfzehn Zoll tief gesteckte Zweige pflanzen sich die weißen Pappeln leicht fort.

Sie gedeihen am besten in einem lockern, feuchten Boden und kommen selbst auf Höhen gut fort, nicht aber in einem festen, thonigen Erdreiche.

Wegen dieser Schnellwüchsigkeit, bey der diese Art in zwanzig Jahren vollkommen als ein hoher Baum aufwachsen kann, und in einem ihr angemessenen Grunde öfters jährlich bis auf neun Fuß in die Höhe schießt, verdient sie häufiger angebaut zu werden. Die Bäume fallen

durch das schöne Laub wohl ins Auge und zieren die Landstraßen besser, als alte Weidenstämme.

Das Holz der alten Bäume, das wie das Nußholz eine braune Farbe hat, wird im Herzogthum Brabant, woselbst und in der Grafschaft Flandern sie zu Alleen an den Hauptstraßen häufig angepflanzt sind, zu Vertäfelungen der Zimmer und Schränke angewendet. Das Stammholz nimmt die schwarze Beitze gut an; aber es ist nicht sonderlich fest, und wird unter dem Hobel nicht recht glatt. Die Wurzeln haben ein maseriges Holz, das zu Kästchen u. dgl., besonders mit gelbem Firniß überstrichen, vortreflich ist. Die Kohlen sind schlecht *).

Bey jüngern Stämmen gibt sonst die Weiße der aus ihnen geschnittenen Breter ihnen bey vielen vor andern Hölzern den Vorzug, und man nimmt es gern zu Fußböden. Miller aber räth diesen Gebrauch ab, weil es gar zu leicht Eindrücke von Nägeln und andern harten Körpern annimmt; zur Vertäfelung der Zimmer empfiehlt er es jedoch besonders, weil es sich weder wirft noch reißt. Es werden auch daraus Gelten, Löffel und andere Geräthschaften verfertigt, und der starke Wuchs gibt in wenig Jahren Rebenstöcke und Hopfenstangen. Zu leichten Wagen sollte das Pappelholz von vorzüglichem Nutzen seyn.

Die Blätter dienen zu einem guten Winterfutter für Schafe und Ziegen. Die Bienen hohlen den Kleber der Knospen und den Befruchtungsstaub der männlichen Blumen zu dem Vorwachse und zu dem Wachse. Die Rinde und Blätter sind zur Färberey empfohlen worden,

*) S. Schrank Baierische Flora, Bd. 1. S. 656.

den, und könnten, besonders erstere, nach Siefert's und Dambourney's Versuchen auch dazu dienen, da sie eine so schöne gelbe Farbe, wie die lombardische Pappel liefert.

4) **Weiße Pappel, graue Pappel.** Populus *canescens*, foliis subrotundis angulato-repandis dentatis subtus tomentoso-incanis, amentis cylindraceis laxis. Willd. Spec. l. c. Smith l. c. p. 1080. Populus (*alba*) foliis subrotundis, angulato-dentatis, subtus tomentosis, cinerascentibus. Willden. Vers. Baumz. S. 227. Populus alba. Mill. dict. 1. v. Burgsd. Anleit. Th. 2. S. 178. Populus alba minoribus foliis. Lob. ic. 2. p. 193. Bauh. hist. 1. p. 160. Du Ham. arb. 2. Populus alba. var. *α*. canescens. Ait. hort. kew. Vol. III. p. 405. Engl. White Poplar. Franz. Peuplier blanc.

Mehrere deutsche Benennungen dieses Baums kann man nicht füglich mit Sicherheit beyfügen, weil er bisher gewöhnlich von der vorigen Art nicht gehörig unterschieden worden ist. Einige der bey der vorstehenden Art angeführten Nahmen mögen daher eigentlich wohl zu dieser gehören.

Sein Vaterland ist der größte Theil von Europa, besonders Deutschland, Frankreich und England. Er wächst fast eben so schnell und hoch als die Silberpappel. Der Stamm ist gerade. Seine Rinde grau. Die jungen Zweige rund, mit einem weißen Filze überzogen. Die Blätter herzförmig, breiter als an der Silberpappel, so daß an vielen ihre Breite ihre Länge übertrifft, am Rande mit ungleichen Ecken und Zähnen versehen, oben zugespitzt, auf der obern Seite glänzend grün, auf der untern Seite von einem graulichweißen Filze bedeckt. Die Blatt-

ſtiele kürzer als die Blätter, rundlich, gleichfalls von einem graulichweißen Filze überzogen.

Dieſer Baum gedeiht nach Hrn. v. Burgsdorf ſehr gut in allerley Boden und ſelbſt in bloßem Sande, nur weniger in ſchattigem oder dumpfigem Stande und nicht in einem ſehr feuchten Boden.

Sein Nutzen und ſeine Vermehrung kommen mit dem von der Silberpappel überein.

5) Die Zitterpappel. Populus *tremula*, foliis ſuborbiculatis dentatis utrinque glabris, petiolis compreſſis, ramulis hirtis. Willd. Spec. l. c. p. 803. Smith. Fl. Brit. III. p. 1081. Populus (tremula) foliis ſubrotundis dentato-angulatis utrinque glabris L. Sp. Pl. Mill. 2. Pall. Fl. Roſſ Tom. 1. P. 1. p. 152. Du Roi harbk. w. Baumz. 2te Ausg. II. Bd. S. 213. Willden. Berl. Baumz. 228. Populus tremula C. Bauh. Pin. 429. et Du Ham. arb. 7. Engl. The Aſpen Tree, The trembling Poplar Eſpe, Aſpe, Flatteraſpe, Zitterbaum, Flitteresche, Fauleſche, Rattleſche, Patteleſche, Loheſche, Laufeſpe, Klapperesche, Wanzenholz, Lybiſche Pappel, Aſchenbaum, Heſſe.

Abbildungen dieſer Art haben beſonders geliefert Blackwell Tab. 248. Cramer Tab. 13. Kerner Abbild. ökon. Pfl. Tab. 518. Reiter und Abel T. 9.

Die übrigen Nahmen und die Beſchreibung dieſes in Deutſchland und dem übrigen nördlichen Europa ſehr gemeinen Baumes ſind im Art. Eſpe, Th. 11, S. 578. fl. nachzuſehen. Doch bemerke ich hier noch folgendes:

Nach Pallas's Bericht wird in Sibirien die Rinde als ein vorzügliches Mittel bey veneriſchen

rischen Krankheiten gebraucht. Man übergießt zu der Absicht zerstückte Rinde mit Wasser, und bringt den bedeckten Hafen in einen Backofen. Von diesem Infus läßt man so lange trinken, bis Geschwüre auf der Haut erscheinen, worauf man solche in den heissen Bädern mit einer Salbe aus Sublimat, Eisenvitriol und Seife einreibt. Auch gebraucht der gemeine Mann die Lauge von der Asche in der Gonorrhöe, und andern ähnlichen Krankheiten.

Die Asche, welche man von besonderer Schärfe aus dem Pappellöcherschwamm (Boletus Populi) erhält, gebrauchen die Ostiaken zur Schärfung ihres Schnupftabacks.

Bey Moskwa pflegt man die mit ungelöschtem Kalke beladenen Schiffe mit Pappelreisern zu bedecken, da man glaubt, daß sich der Kalk so weniger vom Regen erhitze.

Die Rinde, das Holz und die Zweige mit Blättern geben übrigens nach Dambourney's Versuchen, so schöne Farbe, als die lombardische Pappel.

Als eine Merkwürdigkeit führt Du Roi an, daß die Ziegel, welche mit frisch gehauenem Espenholze gebrannt werden, gleichsam mit einer bläulichen Glasur überzogen werden, und dadurch mehrere Dauerhaftigkeit und ein schieferartiges Ansehen bekommen. Dagegen erinnert aber der Herr Hofrath Beckmann *): „er habe gesehen, daß die Holländer am Wege von Rotterdam nach Gouda grüne Reiser von Erlen zu diesem Gebrauche genommen hätten. Auch würden die Ziegel dadurch nicht etwa mit einer Glasur überzogen, sondern der Rauch dringe,

*) S. dessen physikalisch-ökonomische Bibliothek, 4ter Bd., S. 112.

nach Verschließung des Ofens, in die innersten Theile und färbe auch solche. Eben so wenig habe er bemerken können, daß diese bläulichen Steine vor den gemeinen etwas in der Härte voraus hätten."

Von den schon im März erscheinenden männlichen Blumen hohlen die Bienen vielen Wachsstoff.

6) Langstielige Pappel. Populus *trepida*, foliis suborbiculatis dentatis basi supra biglandulosis acuminatis glabris, junioribus sericeis. Willd. Spec. l. c. p. 803.

Diese Art hat Mühlenberg in Nordamerika entdeckt. Sie ist der vorhergehenden sehr ähnlich, aber die rundlichen gezähnten Blätter sind vorn lang zugespitzt, und die Blattstiele zwar sehr lang, aber nicht zusammen gedrückt. Die jüngeren Blätter sind auf beyden Seiten seidenartig behaart und weiß, die ganz ausgewachsenen aber sehr glatt und an der Basis auf der oberen Seite mit zwey Drüsen versehen.

Von den übrigen Eigenschaften dieses Baumes weiß man noch nichts näheres.

7) Glatte Pappel. Populus *laevigata*, foliis subrotundo-ovatis acuminatis subcordatis inaequaliter serratis glabris, petiolis compressis, ramis teretibus glabris. Willd. l. c. Populus foliis cordatis trinerviis glabris basi glandulosis inaequaliter serratis, petiolis compressis, ramis teretibus. Ait. kew. III. p. 406.

Auch diese Art ist in Nordamerika zu Hause, und sie nähert sich zwar der Zitterpappel, allein sie ist eigentlich der folgenden Art noch ähnlicher. Die Blätter sind rundlich eyförmig, etwas herzförmig, vorn lang zugespitzt, ungleich

gesägt

gesägt und glatt; durch die Linse angesehen sind sie am Rande gefranzt. Die Blattstiele sind zusammen gedrückt, die Zweige rund und glatt.

8) Griechische Pappel. Populus *graeca*, foliis subrotundo-ovatis acutis leviter cordatis aequaliter adpresso-serratis glabris margine subciliatis, petiolis compressis, ramis teretibus glabris. Willd. Spec. l. c. p. 804. Pop. foliis cordatis glabris basi glandulosis remote crenatis, petiolis compressis, ramis teretibus. Ait. kew. III. p. 407. Willden. Berl. Baumz. S. 232.

Wächst auf den Inseln des Archipelagus, und es ist ein Baum von mittler Größe, der sehr rasch wächst, ein schönes Ansehen hat, und unser Klima ohne Schaden erträgt.

Die Zweige sind braun und rund. Die Blätter stehen wechselsweise, sind gestielt, rundlich herzförmig, und lang zugespitzt, vier Zoll lang, und eben so breit, an der Basis auf der oberen Fläche mit zwey Drüsen besetzt, auf beyden Seiten glatt, auf der Oberfläche dunkelgrün, auf der untern hell blaßgrün, am Rande gesäget. Die Sägezähne sind sehr kurz, stumpf, und an ihrer Spitze mit einer Drüse versehen. Der Blattstiel ist fast zwey Zoll lang, und flach gedrückt.

Die Blumen kommen im März und April. Sie sind viertehalb Zoll lang, dünne, und haben ganz das Ansehen wie bey der Zitterpappel. Willdenow hat nur weibliche Kätzchen gesehen. Die Schuppen sind rundlich, keilförmig, tief gezähnt, am Rande lang weiß behaart.

9) Schwarze Pappel. Populus *nigra*, foliis utrinque glabris acuminatis serratis, deltoidibus diametro longitudinali longiore.

Willd. Spec. l. c. p. 804. Ait. kew. III. p. 405. Willden. Berl. Baumz. S. 229. Du Roi herbkesche wilde Baumzucht, Ausgab. von Pott, II. B. S. 217 ff. Populus (nigra) foliis deltoidibus acuminatis serratis L. Sp. Pl. Mill. 3. Pall. Fl. Ross. Tom. 1. P. 1. p. 155. Populus nigra C. Bauh. Pin. 429. et Du Ham. arb. 4. Engl. Black Poplar. Fr. Peuplier noir. Im Deutschen heißt dieser Baum auch noch Pappelweide, Sarbache, der Sarbaum, der schwarze Alberbaum, schwarz Alber, schwarze Espe, Bollenholz, Wollenbaum, Felbaum, Salbenbaum.

Abbildungen desselben findet man vorzüglich bey Blackwell Tab. 248. I. Cramer Tab. 11. Kerner Abbild. ökon. Pfl. Tab. 194. Miller illust. Tab. 90. Reiter und Abel Tab. 10. Gaertner II. T. 90. f. 4.

Die schwarze Pappel wächst in Europa, jedoch mehr unter einem gemäßigten Himmelsstriche, als die Espe oder Zitterpappel.

Die Blätter bilden beynahe ein Dreyeck, das unten gerundet, oben mit einer langen Spitze versehen ist. Sie haben beym frischen Wuchse fünf Zoll Länge und an fünf und einen halben Zoll Breite. Der Rand hat runde Zähne. Ihr Bau ist dick und stark, die Farbe hellgrün. Beyde Flächen sind glatt, die obere besonders glänzend. Vor dem Ausbrechen sind sie in dicke, zugespitzte, klebrige Knospen von einem nicht unangenehmen, balsamischen Geruche gewickelt.

Die Stiele der Blätter drittehalb Zoll lang, da, wo sie an den Blättern befestigt stehen, der Seite nach aufgerichtet, unten breit gedrückt, weswegen sie durch den geringsten Wind in Bewegung gesetzt werden können.

In Absicht der Blumen unterscheiden sie sich von den Espen, daß die weiblichen in kleinen einzelnen Knöpfen befindlich sind.

Die äußere Rinde des Stammes und der Zweige ist aschgrau, dunkler als bey den übrigen, und hat dem Baume den Nahmen der schwarzen Pappel gegeben.

Die gemeinste Art, sie zu vermehren, geschieht, wie bey den Weiden, durch Stecklinge. Mit ausgehobenen Schößlingen verfährt man indessen sicherer, weil die Stecker nicht so leicht, wie die von der weißen Pappel, anschlagen.

Sie lieben einen feuchten Boden, und wachsen darin zu einer erstaunlichen Höhe und Dikke auf. Ihr Wuchs ist ungemein schnell, und in wenigen Jahren liefern sie starke Stangen, geben reichlichen Schatten und erlangen ein ehrwürdiges Ansehn. In den wagerecht stehenden Zweigen und den Wurzeln breiten sie sich sehr aus.

Aus den Knospen wird in den Apotheken eine Salbe unter dem Nahmen Unguentum populeum verfertigt. Auch ist neuerlich von ihnen die Verfertigung eines Wachses angegeben, indem man sie in siedendes Wasser weicht und auspreßt *).

Mit den abgenommenen Blätterzweigen können die Schafe im Winter gefüttert werden **).

Das Holz dient zu allerley Hausgeräthe, zu Salztrögen, zu Wagenbretter beym Mistladen; zu andern Sachen taugt es aber wenig, weil es weich ist.

Die Rinde der weißen und schwarzen Pappel giebt gelbliche Brühen, welche aber von der schwar-

*) S. Berlinische Sammlungen 2r Bd.
**) S. *Bomare* Dict. d'hist. nat. Tom. 8. p. 403.

schwarzen am gesättigsten ausfällt. Nach Beschaffenheit der Zusätze lassen sich manche dauerhafte Farben daraus bereiten. Das Laub der schwarzen Pappel gibt ebenfalls eine gelbe Farbe, welche aber von der Sonne leicht ausgezogen wird. (Seiffert I. S. 88. 95. Dambourney Rec. 300. 299.)

In Schweden werden aus der Rinde Stricke an Fischernetze verfertigt, und der Herr Rath Schäffer zu Regensburg hat aus der Samenwolle ein gutes Papier bereiten lassen *). Ihre Gewinnung ist aber etwas kostspielig, um im Großen eine Anwendung davon zu machen. Eben dieses gilt auch von andern Versuchen, diese Samenwolle, so wie die von der weißen und Zitterpappel zu verarbeiten, wobey ihre Kürze überhaupt auch sehr hinderlich ist. Gleditsch vermischte Schriften, I. 249. Doch sehe man noch den Art. Pappelbaumwolle.

Zu Dammarbeiten geben sie ferner Faschinen, und zu Feuerung und zu Pallisaden sind sie vorzüglicher als die Weiden. Die Wurzel der schwarzen Pappel so wie der Birken und Kiefern, geben oft den Stoff zur Erzeugung des Steinbruchs oder der Osteocolle.

10) **Lombardische Pappel, italienische Pappel.** Populus *dilatata*, foliis utrinque glabris, acuminatis, serratis, deltoidibus: diametro transversali longiore. Willd. Spec. l. c. p. 804. Ait. hort. kew Vol. III. p. 406. Willd. Berl. Baumz. S. 229. Populus nigra Italica. Du Roi Harbk. Baumz. 1. Aufl. Bd. 2. S. 141. Populus italica. Mönch Verzeichn. S. 79. von Burgsdorf Anleit. 2te Aufl. 2. Th. S. 181. Engl. Italian Poplar, Lom-

*) S. dessen Papierversuche 1r Band.

Lombardy Poplar Tree, Po Poplar Tree. Franz. Peuplier de Lombardie. In der Schweiß Felbaum.

Diese Pappel gehört in Italien, wie auch in Tauricn zu Hause. Von der vorstehenden unterscheidet sie sich durch die sich näher an den Stamm in einem spitzen Winkel ganz aufrecht haltenden Zweige, und daß sie nicht gegen die Erde herabhängend sind, folglich dem Baume ein pyramidenförmiges Ansehn geben, so daß er mehr auf einen einzelnen geraden Schaft treibt. Diese Zweige sind auch weit biegsamer, das Holz ist weißer und von feinern Fibern, die Rinde ist weißer, in den äußern Spitzen hellgrün, und die Blätter sind etwas dunkelgrüner, wie auch breiter, indem die mehrsten eine größere Breite als Länge haben. Die Blattstiele glatt, etwas kürzer als die Blätter.

Nach Hrn Pelee de St. Maurice *) pflanzet man diese Art am besten durch Steckreiser fort, womit auch an mehreren Orten in Deutschland gleichförmige gut gerathene Versuche gemacht sind.

Vorbemeldeter Schriftsteller wählt dazu vorzüglich Reiser, welche nur ein Jahr Alter haben, und läßt sie, wie die Weiden, vier und zwanzig Stunden ins Wasser legen, weil das Wasser den Saft steigend erhält, und die Zweige desto leichter Wurzeln treiben. Sie werden hierauf eilf Zoll tief in die Erde gesteckt, er läßt zwey oder drey Augen hervorstehn, und begießt sie alle Abend, bis sie Wurzeln geschlagen haben.

Innerhalb des ersten Jahrs treiben die jungen Pappeln zwey bis drey Sprossen, wovon man in

*) L'art de cultiver les Peupliers d'Italie. Paris. 1762. 8. Lyon. 1767. 8. Die Kunst Italienische Pappelbäume aufzuziehen. Leipz. 1764. 8.

in dem folgenden Frühjahre den besten zum Stamme übrig behält und die andern zu weiterer Vermehrung abschneidet.

In frischem fetten Grunde gelangen sie geschwinder zu einer größern Höhe, als wenn solcher trocken und mager ist.

In Frankreich hat man seit einigen Jahren sie vor der schwarzen Pappel weit vorzüglicher und nutzbarer angepriesen. So viel bleibt auch wahr, daß sie wegen der Biegsamkeit ihrer Zweige zu Bindweiden, Faßreifen, Korbmacherarbeit und Zäunen, und wegen des feinern Holzes zur Feuerung und vielleicht auch zu Tischler- und Drechslerarbeiten besser ist; indessen glaubt du Roi doch, so wie er beyde gesehn hat, daß sie in gleichem Boden von unserer gemeinen schwarzen Pappel im schnellen Wuchse übertroffen werde. Die Franzosen sehn dieses nachgrade selbst ein. Sie scheint aber doch in Ansehung der Benutzung den Vorzug vor der schwarzen Pappel zu verdienen. Deswegen hat auch vor einigen Jahren der Herrn Cammerrath Reuling in Darmstadt in einer kleinen Schrift ihren mehrern Anbau als das geschwindeste und sicherste Mittel angerathen, dem immer mehr einreissenden Holzmangel wo nicht völlig, doch wenigstens größtentheils abzuhelfen.

Wenn Stämme frei stehn, so leiden sie wegen der dichter sitzenden Zweige bei starken Windstößen und die Zweige erfrieren leichter, als bei den übrigen. Mönch hat bemerkt, daß sie am Weißenstein bey Cassel in der Länge der Kälte nicht widerstehen können, indem daselbst oft Stämme von 30 Schuh Höhe absterben, die noch dazu vor starken Winden beschützt in Thälern stehn. Sollen sie daher in Menge ver-

pflan-

pflanzet werden, so muß man ihnen einen beschützten Stand geben. Willdenow bemerkt aber, daß man von dieser Art zwey Spielarten habe, nähmlich die italienische und die so genannte carolinische, und daß die erstere zwar etwas zärtlich und weniger schnellwüchsig, die letztere aber sehr dauerhaft sey.

Nach Dambourney's Versuchen beweiset sich die lombardische Pappel besonders nutzbar für Färbereyen. Die Rinde gab dem vorbereiteten Tuche eine schöne goldgelbe Farbe, das Holz braune, und junge Zweige mit Blättern schöne gelbe Farben, welche in der Versetzung mit Krapp hochbraunroth ausfielen, so wie bey andern Vorbereitungen der Wolle, goldgelb und sehr dauerhaft. Zu schönen gelben Farben verdiente sie daher besonders vielen andern Materialien in den Färbereyen vorgezogen zu werden, wie sie denn nach Dambourney's weiteren Versuchen in Ansehung der Schönheit und Dauer der gelben Farben Vorzüge vor der Quercitronrinde besitzt, ungeachtet sie sich für grüne Farben in Verbindung mit dem Indigo nicht so gut beweiset. Da bey dem immer zunehmenden Gebrauche der Quercitronrinde leicht ein Mangel derselben entstehen könnte, so verdiente diese Pappel eine besondere Cultur zu dieser Benutzung für die Fabriken. Dambourney Rec. p. 286—299.

11) Canadische Pappel. Populus *monilifera*, foliis subcordatis, glabris, basi glandulosis; serraturis cartilagineis, hamatis, pilosiusculis; nervis patulis; petiolis compressis; ramis teretibus. Wild. Spec. l. c. p. 805. Ait. hort. kew. Vol. III. p. 406. Willd. Berl. Baumz. S. 232. Du Roi harbk. w.

Baumz.

Baumz. 2te Ausg. II. S. 224. Populus (caroliniensis) foliis cordatis, crenatis, supra glandulosis, antice integris. Mönch Verzeichn. S. 81. *). Populus grandidentata. Micheaux amer. II. p. 243. Engl. Ihr Vaterland ist Canada, und Pennsylvanien. Der Stamm gerade. Die Rinde hellbraun, glatt. Die Zweige sehr ausgebreitet, die jüngern nicht eigentlich rund, sondern stumpf viereckig, mit weißen Punkten. Die Blätter auf drey Zoll langen, glatten Stielen, herzförmig, mit einer verlängerten Spitze, die größern bis dritthalb Zoll lang und eben so breit, am Rande mit stumpfen nach oben eingebogenen Zähnen sägenförmig gezähnt, auf den untern Zähnen drüsig, von festem Bau, glatt.

Nach Herrn Willdenow kommen die männlichen Blumen am Ende des Aprils in anderthalb Zoll langen Kätzchen heraus, die in ihrer Gestalt das Mittel zwischen denen von der schwarzen Pappel und von der Zitterpappel halten. Ihre Schuppen fallen ab, so wie diese sich öfnen; sind rundlich, keilförmig, mit fadenförmigen, langen Zähnen, ohne Haare.

Diese Art ist sehr dauerhaft, und wächst ausnehmend schnell zu einem sehr hohen Baume. In den harbkeschen Pflanzungen hatte ein neunzehnjähriger Baum sieben Fuß im Umkreise des Stammes und achtzig Fuß Höhe. Eben solche große Schnellwüchsigkeit hat der Herr Professor Leonhardi in seiner Schrift: Ueber die Erziehung der Pappeln, angegeben. Ob nun schon ihr

*) Mönch's Populus canadensis gehört nach Willdenow's Vermuthung auch hierher. Der Herr von Wangenheim hat diese Art mit seiner Populus heterophylla verwechselt.

ihr Holz, so wie das von den andern Pappelarten, weich ist, so ist doch wegen ihrer außerordentlichen Schnellwüchsigkeit ihr Anbau bey uns als eine große Beyhülfe gegen den immer mehr zunehmenden Holzmangel sehr anzurathen; denn ihr Holz giebt doch immer ein sich zwar geschwind verzehrendes, aber doch ganz brauchbares Brennholz, und kann auch zu Bauholze im Trocknen angewendet werden.

In Pflanzungen nimmt sie sich durch ihren geraden Wuchs und durch ihre großen Blätter sehr gut aus.

Sie läßt sich eben so leicht durch Stecklinge vermehren als unsere einheimischen Pappeln, und liebt einen schwarzen, lockern, feuchten Boden.

12) Eckige Pappel. Populus *angulata*, foliis cordatis deltoidibus acuminatis obtuse uncinato-dentatis, ramis alato-angulosis. Willd. Spec. l. c. p. 805. Populus foliis cordatis, glabris; ramis alato-angulosis. Ait. hort. kew. Vol. III. p. 407. Willden. Berl. Baumz. S. 234. Du Roi harbk. Bz. 2te Ausgabe. II. 226. Populus (heterophylla) foliis cordatis, primoribus villosis. Du Roi Harbk. Bz. 1. Aufl. Bd. 2. S. 150. Mönch Verz. S. 80. Populus (angulosa) ramis acutangulis, foliis deltoideis glaberrimis serratis, floribus masculis polyandris femineis remotiuscule distinctis, ovario subgloboso. Mich. amer. II. 243. Populus balsamifera Mill. 5. Populus magna Virginiana foliis amplissimis, ramis nervosis quasi quadrangulis Du Ham. arb. II. p. 178. t. 39 f. 9. Engl. Carolina Poplar-Tree. Franz. Peuplier noir de Virginie à très grandes feuilles. Du Roi nennt diese Art Carolinische Pappel.

Eine gute Abbildung findet man auch noch bey Catesby. Tab. 34.

Diese Art wächst in Pensylvanien, Virginien und Carolina.

Die Blätter stehen wechselsweise an den Zweigen auf zwey Zoll langen, glatten Stielen; haben gemeiniglich die Größe einer guten Mannshand, öfters fallen sie noch größer aus; sind mehrentheils länglich-herzförmig, hellgrün, etwas zart, jedoch übertrifft ihre Dicke die Blätter der gemeinen schwarzen Pappel. Der Rand fein gekerbt; mitten durch das Blatt läuft eine auf beyden Flächen gleich hoch liegende hellrothe Ader, welche nach den Seiten ihre Nebenäste wechselsweise ausschickt. Die jungen Blätter sind mit kurzen wolligen Haaren besetzt, welche sich bey dem zunehmenden Wuchs verlieren.

Die Zweige sind in ihrer Jugend hellroth, bey mehrerem Alter grün, die alten hellgrün. Ihr Trieb ist außerordentlich stark. Sie wachsen beynahe viereckig, auch wohl fünfeckig, und wenn sie durchgeschnitten werden, so stellt die Markröhre einen Stern mit eben so vielen Ekken vor.

Die Blumen sollen nach Miller völlig denen gleichen, welche auf den schwarzen Pappeln gefunden werden.

Man kann sie durch Ausläufer und Schnittlinge ohne viele Mühe vermehren, wenn das Holz daran nur gehörig reif und nicht erfroren ist.

Dieses Erfrieren der Zweige ist ein Hauptübel unter unserm Himmelsstriche, und sie erfordern einen bedeckten Stand, wenn sie dagegen in etwas verwahrt seyn sollen.

Da sie sehr schnell aufwachsen, so gibt Miller zugleich die Bemerkung an, daß ihr

Stamm

Stamm bey ſtarken Winden im Sommer wegen der breiten häufigen Blätter oft entweder ganz abgebrochen, oder doch geſpalten werde. Ein gleiches Unglück hat man auch in Harbke an einem über 20 Fuß hohen Baume erfahren, der von ungemein ſchönem Anſehen war.

Das öftere Verpflanzen dieſer Pappel iſt bey uns auf keine Weiſe anzurathen, denn die Stämme ſind alsdann dem Erfrieren mehr unterworfen, als wenn ſie ungerührt auf einer Stelle ſtehen bleiben.

Ihr Holz iſt weicher, als an den übrigen Arten, alſo weniger brauchbar.

Von ihrem Nutzen findet man nichts beſonders aufgezeichnet, als daß ſie in Carolina zu einem hohen Baume wird. Wäre ſie gegen die Kälte nicht ſo empfindlich, ſo würde ſie vortreffliche Alleen abgeben.

Miller nannte dieſen Baum Populus balſamifera, weil die jungen Knoſpen, wie bey der Takamahakpappel, mit einem wohlriechenden Balſam bedeckt ſind, welches man bey uns indeß nur im Frühlinge etwas bemerkt, wovon das kältere Klima die Urſache ſeyn mag.

13) Verſchiedenblättrige Pappel. Populus *heterophylla*, foliis cordatis ſubrotundo-ovatis, obtuſis uncinato-dentatis, junioribus ſubtus tomentoſis. Willd. Spec. l. c. p. 806. Pop. fol. cordatis junioribus villoſis. Linn. Sp. pl. 1464. Pop. foliis cordatis primaribus pubeſcentibus baſi eglanduloſis, petiolis ſubteretibus, ramis teretibus. Ait. Hort. Kew. III. p. 407. Willden. berſ. Baumz. S. 233. Pop. ramulis teretibus, foliis amplis ſinu profundo cordatis obtuſis leviter dentatis, junioribus tomentoſis, floribus maſculis po-

lyandris, amenti feminei glaberrimi floribus remote distinctis longius pedicellatis. Micheaux amer. II. p. 244 Pop. magna, foliis amplis, aliis cordiformibus; aliis subrotundis, primoribus tomentosis. Gronov. virg. 194. 157.

Wächst in Virginien und Neu-York.

Linné hat bey dieser Pappel verschiedene Schriftsteller angeführt, die zur eckigen Pappel, Pop. angulata, gehören; daher kommt es, daß man die Linné'sche Pflanze ganz verkannt hat, und die eckige Pappel gewöhnlich dafür ausgibt. Reichard, in seiner Ausgabe des Linné'schen Systems, hat durch die Anmerkung, daß der Stängel fünfeckig sey, die Sache noch dunkler gemacht. Die ältern Zweige sind rund und gestreift, die jungen mit einem dicken weißen Filze überzogen.

Die Blätter stehen wechselsweise, und sind gestielt. Die Blätter an den jungen Trieben sind länglich, eyförmig, an der Basis herzförmig, an der Spitze abgerundet, am Rande stumpf dicht gesägt, auf der Oberfläche glatt, an den Adern etwas haarig, auf der Unterfläche mit einem dünnen Filze überzogen, der etwas stärker auf den Adern ist. Sie ist viertehalb Zoll lang, an der Basis drey, und an der Spitze anderthalb Zoll breit.

Der Blattstiel ist rund und dick, weißfilzig. Die Blätter der ältern Zweige, wenn sie vollkommen ausgewachsen sind, sind rundlich herzförmig, viertehalb Zoll lang, und vier Zoll breit, an der Spitze rund, am Rande groß und stumpf gezähnt, auf beyden Seiten glatt, und nur in den untern Winkeln der Adern auf der Unterfläche

fläche etwas behaart. Der Blattstiel ist zwey Zoll lang, glatt, und etwas zusammen gedrückt.

Diese Pappel stand sonst in der berühmten Tegelschen Anpflanzung in der berlinischen Gegend; ist seit einigen Jahren aber abgestorben. Sie scheint etwas zärtlich zu seyn.

Pappel (Augen-) ein Nahme der Malva Alcea L., s. im Art. Malve, Th. 83, S. 491.

— (Balsam) der unächte Takamahakbaum, Populus balsamifera, s. oben, S 380.

— (Bisam-) Hibiscus Abelmolchus Linn., s. im Art. Ketmie, Th. 37, S. 96.

— (canadische) Populus monilifera, s. oben, S. 399.

— (carolinische) dieser Nahme bezeichnet theils eine Varietät der lombardischen Pappel, Popul. dilatata Willd. s. oben, S. 399. theils die eckige Pappel. Popul. angulata W., s. oben, S. 401.

— (eckige) Popul. angulata, s. oben S. 401.

— (feigenblättrige) Althaea ficifolia (Alcea ficifolia Linn.) s. oben S. 374.

— { Flatter- } Nahmen der Zitterpappel, Po-
— { Flitter- } pul. tremula; s. oben, S. 390.

— (Gänse) Malva rotundifolia, s. unter Malve, Th. 83, S. 488.

— (glatte) Populus laevigata, s. oben, S. 392.

— (Gras-) Malva rotundifolia, s. Th. 83, S. 488.

— (graue) Populus canescens, s. oben, S. 389.

— (griechische) Popul. graeca, s. oben, S. 393.

— (großblättrige) eine von Burgsdorf bemerkte Varietät der Balsampappel; s. oben, S 384.

— (Hanf-) Malva sylvestris, s. im Art. Malve, Th. 83. S. 489.

— (Hasen-) Malva rotundif., s. daselbst, S. 488.

Pappel (herzblättrige) Popul. candicans, s. oben S. 385.
— (italienische) oder lombardische, Popul. dilatata, s. oben, S. 396.
— (Käse-) Malva rotundif., s. Th. 83, S. 488.
— (langstielige) Popul. trepida, s. oben, S. 392.
— (lavaterische) s. Lavatere, Th. 66, S. 526.
— (lombardische) Populus dilatata, s. oben, S. 396.
— (lybische) ein Nahme der Zitterpappel, s. oben, S. 390.
— (Pyramiden-) ein Nahme der lombardischen Pappel, Popul. dilatata; s. oben, S. 396.
— (Rosen-) Althaea rosea (Alcea rosea Linn.) s. oben, S. 374. Auch wird die Malva Alcea so genannt; s. Th. 83, S. 491.
— (Roß-) diesen Nahmen führt in einigen Gegenden 1. der großblättrige Huflattich, Tussilago Petasites Linn., s. Pestilenzwurz. 2. Auch hat die Malva sylvestris diesen Nahmen; s. Th. 83, S. 489.
— (rothe) ein Nahme der Malva sylvestris, s. eben daselbst.
— (rundblättrige) eine Spielart der Balsampappel; s. oben S. 384.
— (Sammt-) s. Sida.
— (scheckige) eine Varietät der Balsampappel; s. oben, S. 385.
— (Schnee-) Popul. alba, s. oben, S. 385.
— (schwarze) Popul. nigra, s. oben, S. 393.
— (Silber-) Popul. alba Linn., Pop. nivea einiger Autoren, s. oben, S. 385.
— (syrische) oder syrischer Pappelbaum, Hibiscus syriacus Linn., s. im Art. Ketmie, Th. 37, S. 86. 92.

Pappel (Takamahak-) Popul. balsamifera, s. oben, S. 381. Das ächte Takamahakgummi kommt aber nicht von diesem Baume, sondern, wie jetzt alle Pflanzenforscher annehmen, von Fagara octandra, einem amerikanischen und westindischen Baume.

— (verschiedenblättrige) Popul. heterophylla, s. oben, S. 403.

— (Wald-) Malva sylvestris, s. im Art. Malve, Th. 83, S. 489.

— (weiße) 1) Popul alba Linn., Pop. nivea mehrerer Autoren; s. oben, S. 385. 2) Popul. canescens Ait., s. oben, S. 389. 3) Malva Alcea Linn., s. im Art. Malve, Th. 83, S. 491.

— (wilde) Malva sylvestris, s. daselbst, S. 489.

— (Zitter-) Popul. tremula, s. oben, S. 390.

Pappelabendfalter, Pappelnschwärmer, Sphinx-leg. Populi, ist eine Art der Schwärmer, deren Raupe vorzüglich auf Pappelbäumen lebt.

Pappelaugen, die Blattknospen der Pappeln, besonders der schwarzen Pappel; s. Pappelknospe.

Pappelbaum, ein Baum aus der Gattung der Pappeln, Populus Linn., s. 2. Pappel, oben, S. 380. Der syrische Pappelbaum ist ein Nahme des syrischen Hibiscus. S. im Art. Ketmie, Th. 37, S. 92.

Pappelbaumholz, Holz von den verschiedenen Pappelarten, wovon der Art. 2. Pappel nachzusehen ist.

Pappelbaumwolle, die Samenwolle der schwarzen und anderer Pappeln; s. oben, S. 396. Man hat für das Fach der Manufakturen an mehrern Orten Versuche gemacht, ob man den immer höher steigenden Preis der Biberhaare und der macedonischen Baumwolle durch Benu-

tzung unsrer Landesprodukte nicht zum Fallen bringen könnte. Ich werde die mit Baumwolle unsrer Pappel und Weide gemachten Proben unter einen Gesichtspunkt zu bringen suchen.

Schon im Jahre 1765 beschrieb der berühmte Superintendent zu Regensburg, Schäffer, seine ein und achtzig Papierversuche, darunter die Pappelwolle das feinste Papier lieferte; außerdem ließ er gestrickte, gewebte und gedruckte Proben von Zeug aus einer Mischung von zwey Drittheilen Pappelbaumwolle und einem Drittheil ausländischer Arten, wie auch Garn, verfertigen.

Die Veranlassung dazu gab der bereits allgemein gewordne Mangel an weißen Leinenlumpen, woraus man weißes Papier macht, und der berühmte Guettardt hatte bereits ein eignes und umständliches Verzeichniß von den dazu schicklichen Papierzeugen herausgegeben, welche gewissermaßen die Stelle der Leinenlumpen zu ersetzen fähig sind, nur im Großen eben nicht mit Vortheil angewendet werden können, weil es sehr schwer hält, eine hinlängliche Menge von ihnen zusammen zu bringen.

In diesem Vorschlage befanden sich auch, und vorzüglich, die Bäume und Pflanzen mit Katzenblüthen und einige grasartige; beyde, weil ihre Samen mit Baumwolle bekleidet sind, und man versuchte, ob die damit abgezweckte Absicht der Natur, den Samen im Winde fliegend zu machen, nicht, wie gewöhnlich, mit mehreren Anwendungen verknüpft werden könne, und das Loos traf vorzüglich die Baumwolle der Pappel und der Weide.

Schäffer fand ganze Striche mit der verstäubten Baumwolle der Schwarzpappel zu

Ende

Ende des Brachmonaths weiß überschneiet; eine kleine Donauinsel bey Regensburg lieferte eine Menge von diesen Bäumen der Schwarzpappel, welche gern auf fettem und feuchtem Boden wächst.

An den weiblichen Kätzchen dieser Pappel zeigen sich weißliche, holzartige Samenkapseln, welche in der Reifung in zwey Halbkugeln zerspringen, die den wolligen Samen aussäen, den die Natur zu dem Ende mit einer zarten und weißen Baumwolle ausstattet.

Das Papier, welches man auf der Papiermühle aus einigen Pfunden dieser gezupften Pappelwolle verfertigte, war schmutzigweiß oder grau, welk, ohne die gewöhnliche Steifigkeit, voller Knoten, ungleich wegen der mitgestampften Samengehäuse, aber im Anfühlen sanft, wie Seidenpapier, und man konnte darauf drucken und schreiben, weil es nicht durchschlug. Der Papiermacher verlangte zwanzig Pfund zu einem Versuche, um dieselbe durch eine Kalkbeitze vorzubereiten; doch es war bereits die Zeit zum Einsammeln verstrichen.

Nachher wurde eine Quantität Pappelwolle nach Art der Schaafwolle gezupft, und mit Fett eingeschmiert; doch sie nahm kein Fett an, und ballte sich zwischen den Fingern zu Klumpen, und zerriß, als man sie zu spinnen anfing, ohne einen Faden zu geben.

Also strich man sie, wie die Baumwolle, mit Kartätschen, d. i. mit hakigen Drahtkämmen; allein es wollte keine Blätterwolle entstehen, weil die Haare der Pappelwolle gar zu kurz sind, und sie ballte sich zu Klumpen im Striche, und konnte aus den Kämmen nicht in Gestalt der Blätter gebracht werden.

Nun vermischte man drey Theile der Pappelwolle mit einem Theile der eigentlich so genannten Baumwolle; man strich diese Mischung, und es gelang zwar das Kartätschen besser, aber die Blätter blieben ungleich, und waren also zum Spinnen noch untauglich. Besser gerieth der Versuch mit zwey Theilen Pappelwolle und einem Theile Baumwolle; aber die gestrichnen Blätter enthielten noch Knoten, woraus man lange und feste Fäden spann, welche aber wegen der mit eingesponnenen Klumpen grob und knotig ausfielen. Dieses Gespinnste schien also zu groben Zeugen, Strümpfen und Schnupftüchern hinlänglich zu seyn; aber zu den feinen Fäden und Zeugen fehlte es dem Faden an Festigkeit, Gleichartigkeit und Stärke. Indessen gab es doch ein Baumwollengewebe. Ein Leineweber lieferte aus einer Kette von Leinenfäden und aus dem Einschlage von diesem aus Pappelwolle und Baumwolle gemischten Garne eine baumwollne Leinwand, welche vermuthen läßt, daß sich dieses Garn zu bunten Zeugen, Parchent und dergleichen gut anwenden ließe.

Von dieser gesponnenen und gemischten ausländischen und einheimischen Baumwolle gelang auch eine Haube, welche man daraus strickte. Und diese nicht übel gerathenen Versuche ermunterten den Fleiß des verdienten Schäffer's zu neuen Fortschritten, und er versuchte die Materie, als Unterfutter zu Mannskleidern, zu sogenannten gesteppten Weiberröcken und Bettdekken, anstatt der Seidenwatte, anzuwenden. Seidenwatten scheinen, dem Nahmen nach, von Seide gemacht zu seyn, aber sie bestehn bloß aus Baumwolle. Man verfertigte also aus der gemischten und gekämmten Mischung eine gute

Seiden-

Seidenwatte, die bloß gelblichweiß war, anstatt daß die gewöhnliche an sich weiß ist. Ungemischt würde Pappelbaumwolle dazu nicht taugen, weil sie sich nicht zu Blättern streichen läßt. Als Kleiderfutterung pflegt man die Baumwolle vorher in Kalklauge zu beitzen, damit sie nicht in der Wäsche Waschkleider gelb färben möge, und diese Mischung von Pappelbaumwolle und der griechischen Baumwolle hatte eben den Fehler, welcher verschwand, als man sie vor dem Unternähen in Kalkwasser beitzte, und nachher wieder rein wusch und trocknete.

Nun kam man auch zu der Hutprobe; aber unsre gemischte Wolle versagte; man vermengte also einen Theil dänischer Schafwolle und einen Theil Hasenhaare damit; die Mischung gab unter den Händen des Hutmachers ein kleines Probehütchen, an welchem die schwarze Farbe ungleich vertheilt war, und die Festigkeit des Filzes zu fehlen schien.

Endlich gab die gesponnene Pappelbaumwolle Dochte, welche in Wachs- und Talglichtern überaus helle und sanft brannten, und an diesen Eigenschaften alle Arten von Dochten zu übertreffen schienen.

Um bey den Papierversuchen die Zeit des Stampfens abzukürzen, ließ Schäffer die Baumwolle von der Schwarzpappel mittelst eines Hackemessers klein schneiden, er übergab sie hierauf der Stampfe, schöpfte sie nach 3 Stunden ohne allen Zusatz, und bekam die schönsten Papierbogen, welche leicht von der Form losgingen, und sich ohne zu zerreißen aufhängen, leimen, pressen und ohne Schwierigkeit glätten ließen. Ueberhaupt fehlte diesem Pappelpapiere nichts an der Vollkommenheit, als die Weiße.

Die

Die Knoten in dem Zeuge verbessert ein fortgesetztes Stampfen und das Umrühren vor dem Schöpfen.

Die Einsammlung der Pappelbaumwolle geschieht, wenn man die noch grünen Saamenbüschel, wenn die Saamenkapseln im Begriffe stehen, aufzuspringen, von den Bäumen mit der Hand abnimmt, und sie auf dem Tische in die Sonne stellt, da die Knospen von selbst aufspringen, und die Seide schwellend herausdringt, welche man mit den Händen bequem abnimmt, und man wundert sich, daß die ersten Kapseln gleichsam neue Seide schwitzen, wenn man den Vorrath abgelesen hat.

Außer vielen andern einzelnen Personen, welche mit der einheimischen Baumwolle von der Pappel und der Weide Versuche angestellt haben, sind hier noch Herzer's Bemühungen zu erwähnen, welche derselbe 1785 angefangen. Er suchte die Pappelwolle einzusammeln, und so vollkommen, als möglich zu reinigen; er versandte die wohlgerathnen Proben an die Pfalzbayerschen Städte, nach Sachsen, in die Schweiz, nach Nürnberg, Mainz, Erfurt, und sogar nach Paris, und er trieb die Sache mit Eifer. Dadurch wurden andere aufgemuntert; man sammelte und kämmte die Pappelwolle mit einem Zusatze von griechischer Baumwolle, und man machte daraus Watten, womit man Bettdecken durchnähte. Zu Mannheim gab der Hofastronom Fischer eine bequeme Maschine dem industriösen Herzer an, die Pappelwolle hinlänglich zu reinigen; und die Städte und Dorfschaften aus der Nachbarschaft sandten ihm ihre Landbaumwolle zu reinigen ein.

Auf die Anhäufung von einigen Zentnern solcher gereinigten deutschen Baumwolle ermunterte der Hof den Unternehmer durch Unterstützungen zu einer vollständigen Maschine. Man vertheilte diese Arbeiten unter die Zucht- und Arbeitshäuser, man verfertigte mit dem Viertel-Zusatze von ausländischer Baumwolle dauerhaftes Garn zum Stricken und Zeugweben, und Herzer machte München zum Mittelpunkte seiner Anstalt. Ein geschickter Hutmacher zu Erding in Bayern verfertigte von zwey Drittheilen Hasenhaaren und einem Drittheil Pappelwolle kastorartige Hüte, die man in München nachmachte, indessen daß Herzer Jedermann zur Einsammlung dieser Baumwolle einlud, und für das rohe Pfund bis zehn Kreutzer, und für das von seinen Hülsen gereinigte Pfund bis achtzehn Kreutzer bot. Er setzte sogar Preise auf ein dauerhaftes Garn, und die Erfindung, die Schnellkraft dieser Spinnmaterie durch das Rösten zu verbessern, aus.

Man setzte indessen die Hutversuche so weit fort, daß sogar der Kurfürst von der Pfalz, der Erfindung zu Ehren, einen von Pappelbaumwolle verfertigten Hut trug, und es bezeugte ein Hofkammerrath, einen solchen Hut sieben Monathe lang ohne Abgang gebraucht zu haben.

Aus dem Inhalte der Herzerschen Bittschrift an den Kurfürsten vom September 1786 erhellt, daß eine Pappel 40 bis 50 Pfund Baumwolle liefere, daß das gereinigte Pfund gegen 30, das rohe gegen 18 Kreuzer zu stehen komme, daß man daraus Hüte mache, die den Kastorhüten an Güte und Dauer gleich kommen, an Leichtigkeit solche aber übertreffen; daß man daraus Watte zum Kleiderfutter mache, welche leichter,

als die gewöhnlichen sind, daß man damit Kleidungen durchnähe, Gespinnste und Strickereyen ohne Zusatz, wie auch Strickereyen und Zeuge mit Einem Drittheil Zusatz zu Parchent, Bettausfüllungen, feines Papier zum Drucken und Schreiben liefere u. s. w. Man ertheilte ihm die ausschließende Sammlungsfreyheit, nebst einem Geschenke.

Endlich gelang auch die Kunst, diese Hüte schwarz zu färben, und es machten einige Hutmacher in Bayern aus drey Loth reiner Pappelwolle und neun Loth Hasenhaaren saubere, haltbare und vollkommen schwarze Kastorhüte, dergleichen einen Schäffer selbst fünf Monathe lang in Staub und Regen, ohne fehlerhaft geworden zu seyn, gebrauchte. Friedrich II, König von Preussen, hatte bereits einige Zeit vorher dem Hutfabrikanten Niemayer zu Breslau für diese nützliche Unternehmung tausend Thaler und das Monopol ertheilt.

Auf einer andern Seite dringt das Interesse der Landökonomie darauf, diese Baumwolle der Pappeln und Weiden aus dem Grunde wegzuschaffen, weil Wind und Regen die nassen Gegenden mit diesem Manufakturstoffe bedecken, dem Menschen und Vieh den Athem verderben, und ein schädliches Gewebe von Flocken auf dem Futtergrase ausbreiten. Dieser schädliche Umstand, und der Korbflechter scheinen den Weiden das Urtheil, gekröpft zu werden, gesprochen zu haben, da Eine ansehnliche Weide in nassem Boden von zehn bis funfzig Pfund unreine Weidenbaumwolle trägt, wenn man die Hülsen, zur Zeit der Reife noch geschlossen abnimmt, ohne sie dem Winde und Regen preis zu geben.

Der

Der täglich höher steigende Preis der Hasenhaare, der ausländischen Baumwolle, sonderlich der Biberhaare, und Schafwolle, könnte durch die Pappelbaumwolle etwas gemäßigt werden.

Zum Einsammeln im May oder Junius, um diese kleinen Büschel, welche gelb sind, wenn sie reifen, bequem von den Bäumen abzunehmen, bedient man sich einer langen, am Ende gespaltnen Stange. Man schüttet diese Kätzchen auf dem Dachboden ausgebreitet aus, und hier springt der an Größe der Weinbeere ähnliche Balg in zwey Hälften auf, indem sich die Baumwolle hervordrängt. Diese wehet man mit einem Fledermisch, als den leichten Flockentheil, in einen leergelassenen Winkel des Bodens, um ihn dadurch von den Hülsen, Stängeln und Saamenkörnern abzusondern. Nach den gemachten Versuchen haben zwey Männer mehrmals gegen zwanzig Pfund reiner Baumwolle in Einem Tage eingesammelt, indem mancher Baum, nach Beschaffenheit der guten Witterung und des Bodens, gegen funfzig Pfund unreine Baumwolle trägt.

Herzer legte dem Landesfürsten einen Vorrath von gereinigter, zu jedem Gebrauche appretirter Baumwolle, das Pfund zu zwey und dreyßig Kreutzern vor, nebst einem Hute von acht Loth Hasenhaaren und vier Loth Pappelwolle, dergleichen aus andern Städten, Gespinnste mit einem Achttheil bis die Hälfte Zusatz, Bettdekken, Muffe mit Eiderdunen und Pappelwolle, Seidenwatten, von Hülsen und Körnern gestampftes, unreines Papier, feste Pappen von den Hülsen und Stängeln der Pappel- und Weidenwolle mit der Hälfte Lumpen, braungefärbte Handschuhe, halb von griechischer, halb von in-

ländischer Baumwolle, dergleichen Strümpfe, Gewebeproben, Dochte, halb aus Pappelwolle, runde Hüte von zwey Theilen Hasenhaaren, einem Theile Eiderdunen und einem Theile Pappelwolle; dergleichen halb von Rohrkolben, halb von Hasenhaaren. Außerdem dienen die Samenkörner der Pappel zum Oehlpressen.

Hieraus erhellet die Möglichkeit, inländische Baumwolle zu einem Manufakturstoffe zu machen, wenn die Regierungen mit Hand anlegen.

Pappelbirke, ist eine nordamerikanische Birkenart, Betula populifolia Ait. und Willdenow, welche sehr schnell wächst.

Pappelbohrer, oder **Pappelholzspinner**, Phalaena Bomb. Terebra, ein Nachtfalter, dessen Raupe in den Stämmen der Pappeln lebt, und der Cossusphalänenraupe in allen Kunsttrieben und ihrer Lebensart ähnlich ist.

Pappelholzspinner, s. das vorstehende.

Pappelkäse, im gemeinen Leben, die in runde Scheibchen zusammen geordneten Samenkapseln der Pappeln, in der ersten Bedeutung dieses Wortes, besonders der Hasenpappel oder Gänsepappel, Malva sylvestris Linn., weil sie in der Gestalt kleinen Käsen gleichen. Kinder pflegen diese Samen, so lange sie noch unreif sind, als eine kleine Näscherey zu essen.

Pappelknöpfe, s. das folgende.

Pappelknospe, die Laubknospen des schwarzen Pappelbaumes, oder der schwarzen Aespe, welche im Frühlinge einen balsamischen Geruch von sich geben, und wegen ihres balsamischen harzigen Wesens mit zu der Pappelsalbe genommen werden; Pappelaugen, im Oberdeutschen, wo der Pappelbaum Alber heißt, Alberbrossen, von Brossen, Knospen, Alberknöpfe. Pap-

Pappelkraut, s. 1. Pappel, oben, S. 373.

Pappelmotte, eine Art Nachtfalter, deren Raupen sich gern auf den Pappeln aufhalten; Phalaena Bomb. Populi.

Pappelnymphe, Pappelvogel, Papilio Nymph. Ph. Populi Die Dornenraupe desselben nährt sich von der Zitterpappel.

Pappelöhl, ein Oehl, welches aus den Pappelknospen bereitet, und als ein Schmerzen stillendes Mittel auf die Schläfe und Pulse gestrichen wird.

Pappelrose, ein Nahme der Althaea (Alcea Linn.) rosea; s. oben, S. 374. Auch die Malva Alcea wird wohl so genannt. Sommerpappelrose, ist die Lavatera trimestris; s. Lavatere, Th. 66, S. 529. Ferner, die sonderbaren Auswüchse auf der Schwarzpappel, welche eine Blattlaus, Aphis bursaria, verursacht.

Pappelsalbe, eine Salbe, welche aus Pappelknospen, Mohnblättern, Hauswurz u. s. f. mit ungesalzner Butter bereitet, und in verschiedenen Fällen gebraucht wird.

Pappelsammt, oder Sammtpappel, s. Sida; besonders wird die Sida Abutilon so genannt.

Pappelschnabelkraut, ist ein Nahme des rundblättrigen Storchschnabels, Geranium rotundifolium Linn. und Willd.

Pappelschwärmer, s. Pappelabendfalter.

Pappelstrauch, ein Nahme des wolligen Schneeballs, Viburnum, Lantana Linn.

Pappelvogel, s. Pappelnymphe hier oben.

Pappelweide, so wird die schwarze Pappel in vielen Gegenden genannt. Die weiße Pappelweide ist die weiße Pappel.

Pappelwolle, s. Pappelbaumwolle, oben, S 407.

Pappemachée, s. Papiermaché, oben, S. 107.

Pappen, ein regul. activ. Zeitwort von **Pappe**. 1. So fern dieses Wort Brey bedeutet, ist pappen im gemeinen Leben mit Breye füttern. Das Kind pappen. In den niedrigen Sprecharten braucht man es auch bisweilen als ein Neutrum für Brey essen; Ital. pappare, papponare. Ingleichen mit zahnlosem Munde kauen oder essen, welches vielleicht die erste Bedeutung dieses Wortes ist, und wie mampfen, mumpfen, mümpfeln den damit verbundenen Laut nachahmt. 2. In der zweyten Bedeutung des Wortes Pappe ist pappen mit Pappe oder Mehlbrey befestigen. Zwey Blätter Papier zusammen pappen. Besonders in den Zusammensetzungen anpappen, aufpappen, einpappen. Ingleichen in Pappe arbeiten, allerley Dinge aus Pappe verfertigen, doch nur im gemeinen Leben.

Pappenblume, **Pappenkraut**, vielleicht eigentlich Papenblume ꝛc. d. i. Pfaffenblume, Leontodon Taraxacum L., s. Löwenzahn, Th. 81, S. 192.

Pappendeckel, ein besonders bey den Buchbindern für Pappe in der zweyten Bedeutung übliches Wort. Etwas aus Pappendeckel verfertigen, aus Pappe. Besonders von einzelnen Bogen Pappe, zwey Pappendeckel. Die letzte Hälfte scheint auf den häufigsten Gebrauch der Pappe zu den Deckeln der Bücher zu gehen.

Pappenform, die Form, mit welcher die Masse zu der Pappe geschöpft und darin zu Bogen gebildet wird. Sie kommt mit der Papierform mehrentheils überein. S. im Art. Pappe, oben, S. 340.

Pappenfutteral, allerley Futterale, welche von den Buchbindern und andern in Pappe arbeitenden Pro-

Professionisten und Künstlern aus Pappe oder Pappendeckeln gemacht werden. Wie man dabey verfährt, ist im Art. Papparbeit hinlänglich gezeigt worden.

Pappenheimer, so heißen in Nürnberg besondere Leute, welche des Nachts die Abtritte ausleeren, den Koth in Karren laden und wegschaffen. Die ersten, welche sich diesem Geschäfte ausschließlich unterzogen haben, sind wahrscheinlich aus Pappenheim gewesen.

Pappenheimer Schiefer, s. Schiefermarmor.

Pappenheimiana Machina, eine Art vom Wasserdruckwerk; s. unter Kapselkunst, Th. 34, S. 613.

Pappenkraut, s. Pappenblume.

Pappenleim, s. im Art. Pappe, oben, S. 364.

Pappenpresse, s. daselbst, S. 350.

Pappenschachteln, Dosen und andere ähnliche Behältnisse von Pappe oder auch von zusammen geklebtem Papiere; s. den Art. Papiermaché und Papparbeit, beyde in diesem Theile.

Pappenschneider, ein großer hölzerner Bottich, gewöhnlich der Stein genannt, worin die Materie zu der Pappe verkleinert wird. S. im Art. Pappe, oben, S. 332.

Pappenstiel, ein nur im gemeinen Leben im figürlichen Verstande übliches Wort, eine unerhebliche Kleinigkeit, eine nichtswürdige Sache zu bezeichnen. Ich mache mir so viel daraus als aus einem Pappenstiele. Das Wort ist dunkel.

Pappenteig, die in einen Brey verwandelte Masse, woraus die Pappenbogen geformt werden.

Pappfabrik, oder Manufactur, eine Anstalt, woselbst aus Pappe oder aus Pappenteige allerley Sachen gebildet oder geformt werden. S. die Artikel Papiermaché und Papparbeit.

Papst, das sichtbare Oberhaupt der römischen Kirche, welches seinen Sitz gewöhnlich zu Rom hat. Der römische Papst. Papst Clemens IX. — Dieses Wort ist aus dem mittlern Lat. Papa, Vater, welches Wort als ein Ehrentitel ehedem allen Bischöfen gegeben wurde, entstanden, indem es nach und nach auf die Bischöfe zu Rom allein eingeschränkt worden, wozu schon Gregor VII. durch eine förmliche Verordnung den Grund legte. Die Geschichte der Päbste, die Vergrößerung ihrer Macht, und die allmählige Verminderung ihres Einflusses auf die Weltangelegenheiten, gehört nicht hierher.

Papstbaum, s. Papstweide.

Papstkrone, die dreyfache Krone des Pabstes; s. im Art. Krone, Th. 53, S. 681.

Päpstlicher Legat, s. Th. 67, S. 730 fl.

Päpstliche Münzen, s. im Art. Münze, Th. 97, S. 235 fl.

Papstmütze, eigentlich eine zugespitzte Mütze, welche die Päpste als ein Ehrenzeichen ihrer Würde bey feyerlichen Gelegenheiten zu tragen pflegen. Figürlich eine Art Schnecken mit regelmäßig gewundenen Häusern, und welche auch die Bischoffsmütze heißt; Voluta Mitra Linn.

Papstthum, 1. Die päpstliche Würde; eine veraltete Bedeutung. 2. Diejenige Religion, in welcher der Papst zu Rom für das sichtbare Oberhaupt der Kirche erkannt wird, die römische Religion; doch nur im harten Verstande.

Papstweide, oder **Papstwiede**, eine im gemeinen Leben übliche Benennung, 1. des Vogelkirschbaumes oder Stinkbaumes, Prunus Padus Linn. S. Ahlkirsche, im Art. Kirsche, Th. 39, S. 177. 2. Des Schlingbaumes oder Mehlbaumes, Viburnum Lantana Linn. S. wolliger Schneeball, in S. Pa-

Papulae, Pustulae, Bläschen, Blätterchen, Hitzblätterchen.

Papyrus, Cyperus Papyrus Linn., s. Papiercyperngras, oben, S. 2, und die dort nachgewiesene Stelle im Art. Papier.

Paque, oder Paques, s. Ostern.

Paquerette, Bellis perennis Linn., s. Maßlieben, Th. 85, S. 349.

Paquet, s. Packet, Th. 106, S. 141.

Paqueteur, s. Ballenbinder, Th. 3, S. 449.

Paquette, grande, Chrysanthemum Leucanthemum Linn., s. unter Goldblume, Th. 19, S. 482. Bey Willdenow heißt diese Pflanze weiße Wucherblume.

Paquira, ein Thier im Amazonenlande, s. Pecari.

Paquotille, Beylast, s. Führung, Th. 15, S. 445.

Par, ein Adject. und Adverb., s. paar, Th. 105, S. 725.

Par, das, s. Paar, eben daselbst.

Para, in der Türkey, eine kleine Silbermünze, die zu 3 Asper, d. i. $4\frac{4}{5}$ Pf., ausgegeben wird.

Parabaten, so hießen in Rom diejenigen, welche in dem Circus zuerst ein Wettrennen mit dem Wagen, hierauf einen Wettlauf zu Fuße machten.

Parabel, 1) eine Gleichnißrede. 2) Eine Figur, welche ein Körper, wenn er horizontal geworfen wird, beschreibt. 3) Eine geometrische Figur, eine in Gestalt eines stumpfen oben halbrunden Kegels gezogene Linie, in welcher das Quadrat der halben Ordinate so groß ist, als das Rechteck aus der Abscisse in einer unveränderlichen Linie, die ihr Parameter genannt wird.

Parabolanen, 1) in den ersten Zeiten der christlichen Kirche, Ordensgeistliche, welche der Kranken in Hospitälern pflegten. 2) Menschen, welche für Geld im Amphitheater zu Constantinopel mit wilden Thieren kämpften.

Paraboliſch, einer Parabel ähnlich, und darin gegründet.

Paraboliſche Lampe, eine Lampe mit einem paraboliſch ausgehöhlten Schirm oder vielmehr Scheinwerfer, um die Strahlen deſto beſſer aufzufangen und auf eine beſtimmte Fläche zurück zu werfen. Ein ſolcher Schirm wird gewöhnlich aus Papiermaché verfertigt, und im Mittelpunkte ſeiner Krümmung hängt eine gläſerne Lampe, deren Strahlen an der innern weiſſen Wand des Schirms ſich brechen und ſenkrecht herabfallen. Man hängt dieſe Lampe an die Decke eines Zimmers über dem Tiſche, auf welchen ſie ein ſehr verſtärktes Licht herabwirft. Daß der Schirm in der Mitte eine angemeſſene Oeffnung habe, um den Dunſt der Lampe durchzulaſſen, verſteht ſich von ſelbſt.

Paraboliſcher Spiegel, ein Hohlſpiegel, deſſen hohle Fläche ein Stück der Oberfläche eines Paraboloidis, d. i. eines aus Umdrehung der Parabel um ihre Axe enſtandenen Körpers iſt. Solcher Spiegel bedient man ſich nicht nur als ſehr wirkſamer Brennſpiegel, ſondern auch in Teleſkopen, weil ſie, vermöge ihrer Structur, ein vollkommen genaues Bild entfernter Gegenſtände geben. Sie werden ſowohl aus Glaſe als aus Metall verfertigt.

Wenn ſich nähmlich die Parabel AMM, Fig 6313 um ihre Axe AP umdreht, ſo beſchreibt die Fläche PAMM den Körper, und die krumme Linie AMM die Oberfläche eines Paraboloids, oder die hohle Fläche eines paraboliſchen Spiegels, die alſo mit einer Ebene durch die Axe AP geſchnitten, ringsum gleiche und ähnliche Parabeln gibt.

Die Parabel hat die Eigenſchaft, daß jede mit ihrer Axe PA parallel laufende Linie NM, wenn ſie von der Curve ſelbſt oder ihrer Tangente bey M unter einem gleichen Winkel abprallt, in den Punkt F gelangt, welcher vom Scheitel A um den vierten Theil der ſenkrechten Breite der Parabel bey F, oder um $AF = \frac{1}{4} m \mu$ abſteht. Oder was eben ſo viel iſt: Jede mit der Axe AP parallele Linie NM macht mit der Tangente der Parabel bey M einen eben ſo großen Winkel, als die aus F dahin gezogene Linie FM. Sind alſo NM, NM parallele Lichtſtrahlen, dergleichen von ſehr entfernten Punkten der Axe herkommen, ſo werden dieſelben von jedem Schnitte der paraboliſchen Spiegelfläche nach der Zurückwerfung in dem Punkte F vereinigt.

Kehrt man die Axe eines ſolchen Spiegels gegen die Sonne, ſo kommen aus dem Mittelpunkte derſelben lauter Parallelſtrahlen auf ſeine Fläche, die ſich alſo durch die Zurückwerfung genau in F vereinigen. Aus der Sonne übrigen Punkten kommen auch Parallelſtrahlen, die zwar kleine Winkel mit der Axe machen, aber ſich doch auch um F vereinigen. So entſteht in F ein kleines Bild der Sonne, in welchem alle auf den Spiegel gefallene Sonnenſtrahlen zuſammen kommen, und Körper, die ſich da befinden, ſtark erhitzen oder entzünden. Daher heißt F der Brennpunkt des Spiegels, und der Parabel AMM überhaupt.

Zwar iſt hier kein eigentlicher Brennpunkt, ſondern nur ein Brennraum vorhanden, weil ſich alle Strahlen nicht in F ſelbſt vereinigen, ſondern durchs Sonnenbild verbreiten. Da aber doch alle aus einem Punkte kommenden Strahlen wieder in einen Punkt zuſammen gehn, ſo

fällt die katoptriſche Abweichung hierbey ganz hinweg. und ein ſolcher Spiegel muß nicht nur ſtärker brennen, als die gewöhnlichen hohlen Kugelſpiegel, ſondern er muß auch ein vollkommen genaues Bild entfernter Gegenſtände machen.

Sowohl die Brennſpiegel, als die erwähnte Eigenſchaft der Parabel, waren den Alten bekannt. Porta (Magia natur. L. XVII. c. 14. 15.) glaubt daher, ſie hätten ſich paraboliſcher Metallſpiegel zum Zünden bedient, welches aber wegen der geringern Brennweite ſolcher Spiegel und der Schwierigkeit, ihnen die paraboliſche Geſtalt zu geben, ſehr unwahrſcheinlich wird.

Unter den Neuern iſt eine lange Zeit von paraboliſchen Spiegeln mehr geredet, als an ihrer Verfertigung gearbeitet worden. Vor Erfindung der Spiegelteleſkope wurden die Hohlſpiegel meiſtentheils nur zum Brennen gebraucht, zu welcher Abſicht ſchon Kugelſpiegel und Brenngläſer hinlängliche Wirkung thun. Daher ſchien die große Mühe, die die Bereitung nach paraboliſcher Geſtalt erfordert, ſich nicht genug zu belohnen. Inzwiſchen iſt ein ſolcher paraboliſcher Spiegel vom P. Franz Tertius de Lanis (Act. Erud. Lipſ. 1688. p. 38.) angegeben, und zum chemiſchen Gebrauche vorgeſchlagen.

Ein Künſtler in Dresden, Höſe, hat ſich ungemeine Mühe gegeben, große paraboliſche Brennſpiegel zu Stande zu bringen, wovon D. Hofmann (Hamburg. Magazin, V. Band, S. 269. XIV. B. S. 563. XVI. B. S. 313.) Nachricht ertheilt. Auch hat Höſe ſelbſt (Nachricht von paraboliſchen Brennſpiegeln. Dresden. 1755. 4.) eine Beſchreibung derſelben gegeben. Sie waren nach einer paraboliſchen Lehre aus ſtarken meſſingenen Blechtafeln zuſammen gefügt, und

die

die Probe der richtigen Geſtalt ihrer Flächen ward durch gemeſſene Diſtanzen ihrer Punkte und Vergleichung mit den Berechnungen gemacht. Der größte hatte 4 Ellen in der Höhe und 48 Zoll Brennweite. Mit einem von $2\frac{1}{2}$ Ell. Höhe und 22 Zoll Brennweite ſchmolz Höſe einen heſſiſchen Schmelztiegel in 2 Sec. zu einem grünſchwarzen Glaſe, und machte bey der zehnzölligen Verfinſterung der Sonne im Jahre 1748 den merkwürdigen Verſuch, daß eben dies in etlichen Secunden gleichfalls gelang, obgleich über $\frac{3}{4}$ der Sonnenſcheibe vom Monde bedeckt waren. Dieſe Höſiſchen Brennſpiegel übertreffen alſo den Tſchirnhauſenſchen in der Geſchwindigkeit ihrer Wirkungen ſehr weit.

Durch die Erfindung der Spiegeltéleſkope ward es wichtiger, zu Vermeidung der katoptriſchen Abweichung den Metallſpiegeln derſelben eine paraboliſche Geſtalt geben zu können. Schon Gregory's erſter Vorſchlag eines ſolchen Teleſkops ging auf einen paraboliſchen und einen elliptiſchen Spiegel. Aber eben aus Unmuth darüber, daß er keine guten Spiegel dieſer Art bekommen konnte, gab er ſeinen Vorſchlag ganz auf, und Newton begnügte ſich aus eben dem Grunde mit ſphäriſchen Spiegeln, ſo wie Hadley, der um 1726 die erſten guten Teleſkope dieſer Art verfertigte.

Short, welcher kurze Zeit darauf weit vollkommnere Spiegelteleſkope lieferte, erreichte dieſe Vollkommenheit hauptſächlich durch die geſchickte Krümmung, die er den Spiegeln derſelben zu geben wußte. Dieſe Krümmung mußte der paraboliſchen nahe kommen; denn ſie machte, daß die Shortiſchen Spiegel größere Oeffnungen, als andere, vertrugen, und vermin-

derte also die Abweichung (s. *Euler* Dioptr. To. II. p. 530). Allein man darf nicht glauben, daß sich dieser Künstler zu Hervorbringung der parabolischen Form beym Schleifen der Metallspiegel nach genau bestimmten Regeln gerichtet habe. Er sowohl, als die folgenden englischen Künstler haben hierbey blos einige Vortheile gebraucht, die sich nur durch Erfahrung und Uebung treffen lassen, und deren Wirkung allemahl zufällig bleibt.

Diese Vortheile bestehn darin, daß man den Spiegel beym Abschleifen auf den Wetzsteinen, auf eine besondere Art führt, und den Druck dabey so geschickt verändert, daß die Krümmung um die Mitte etwas stärker, als am Rande ausfällt, wodurch wenigstens einige Annäherung an die parabolische Gestalt erhalten wird. Man probirt alsdann den Spiegel, indem man ihn im verfinsterten Zimmer stark erleuchtete Bilder zurückwerfen läßt, und verbessert seine Gestalt durch neues Abschleifen so lange, bis die Bilder vollkommen deutlich werden.

In Smith's Lehrbegriff der Optik (nach Kästner's Ausgabe, S. 278. u. f.) befindet sich eine Anweisung zu Verfertigung der Metallspiegel von Molyneux und Hadley, deren Verfasser (§. 64.) sagen, sie hätten die parabolische Gestalt dadurch erhalten, daß sie ein wenig mehr Schlamm auf den Wetzsteinen gelassen, oder daß sie das Abschleifen mit einer Art von epicykloidalischer Bewegung beschlossen hätten, mit der sie die Mitte des Spiegels ohnweit des Umkreises der Wetzsteine etwa eine Minute lang herum führten.

Mudge (Philos. Transact. for 1777. Vol. LXVII. P. 1. p. 296, übers. in den Leipz. Sammlungen

ſungen zur Phyſik und Naturg. I. B. 5. St. S. 584.) gibt eine ſehr umſtändliche Beſchreibung ſeiner Methoden bey Verfertigung der Metallſpiegel, und räth, den Spiegel auf den Wetzſteinen anfangs genau ſphäriſch zu ſchleifen, und auf die Abänderung der Geſtalt erſt beym Poliren zu denken. Er ſchlägt hierzu ſtatt der Smithiſchen eine eigne Methode vor, nach welcher der Spiegel die Politur zuerſt in der Mitte, oder um das durch ihn gebohrte Loch herum zu erhalten anfängt; alſo auch an dieſer Stelle mehr angegriffen wird und etwas mehr Krümmung erhält, als an den übrigen. Inzwiſchen vermeidet er dieſe Wirkung dadurch, daß er die Polirſcheibe ebenfalls in der Mitte durchlöchert, und gibt ſo dem Spiegel zuvörderſt eine richtige ſphäriſche Geſtalt, deren Daſeyn ſich durch das Gefühl der Gleichförmigkeit bey der Bearbeitung offenbaret.

Am Ende der ganzen Operation aber verſtopft er das Loch in der Polirſcheibe mit Kork, der nicht ganz bis an die Oberfläche reicht, reinigt dieſe Oberfläche mit einem feuchten Schwamm, ſetzt den Spiegel, indem ſie noch feucht iſt, darauf, trägt mit dem Pinſel rund herum ſo viel Waſſer auf, als der hervorſpringende Rand der Scheibe faſſen kann, gießt auch Waſſer in das Loch des Spiegels, und läßt dies alles 2—3 Stunden ſtehn, um eine innige Berührung beyder Flächen und völlig gleiche Wärme zu erhalten.

Hierauf zieht er den Kork aus, läßt das Waſſer ablaufen, und bewegt den Spiegel zuerſt gelinde und langſam in einem ſehr kleinen Kreiſe um den Mittelpunkt der Polirſcheibe (welche Bewegung anfänglich etwas ſchwer geht), dann macht er allmählich Kreiſe von größerm

Durch-

Durchmeſſer, und dreht dabey immer den Spiegel um ſeine Axe: doch ohne weitern Druck, als den das Gewicht des Spiegels gibt, den er ganz leicht zwiſchen den Fingern hält. So fährt er etwa zwey Minuten fort, verändert dabey immer ſeine Stellung gegen den Block, worauf die Polirſcheibe feſt iſt, und führt die Kreiſe mit immer vergrößertem Durchmeſſer ſo weit, bis der Rand des Spiegels etwa $\frac{1}{2}$ bis $\frac{5}{8}$ Zoll über den Rand der Scheibe hinausgeht. Hierbey wird nun die ſtärkere Krümmung in der Mitte durch die anfänglich engen, und nachher immer weiter geöffneten Kreiſe des Streichens hervorgebracht.

Wie man die Probe anſtellen ſolle, ob dieſe Spiegel paraboliſch ſind, darüber ſagt Mudge folgendes:

Um die Geſtalt des Spiegels zu unterſuchen, iſt es am bequemſten, ihn in das Teleſkop, für welches er beſtimmt iſt, zu ſtellen. Ich brauche dabey das Inſtrument als eine Art von Mikroſkop, ſtelle aber doch das Object ſo weit ab, daß die Strahlen beynahe parallel werden. Ich befeſtige z. B. in einer Entfernung von 20 Yards ein Papier aus einem Uhrgehäuſe, oder einen ähnlichen Gegenſtand, auf welchem ſich etwa ein Kupferſtich mit feinen Strichen befindet. Man muß nunmehr das Blei von der Rückſeite des Spiegels abnehmen, welches am beſten ſo geſchehen kann, daß man die Schneide eines Meſſers da anſetzt, wo das Blei mit dem Metall verbunden iſt, und ganz gelinde auf den Rücken deſſelben ſchlägt, wodurch ſich das Pech ſogleich abtrennt, und der Griff abfällt; das übrige Pech wird mit dem Meſſer abgeſchabt, wobey man Achtung geben muß, daß nichts davon auf die polirte Spiegelfläche komme.

Man ſtelle hierauf den Spiegel in das Teleſkop, und richte daſſelbe gegen das Object, mache einen Ring von Kartenpapier, der den mittlern Theil des Spiegels zwiſchen dem Loche und dem Rande bedeckt, und deſſen Breite etwa den achten Theil von dem

dem Durchmeſſer des Spiegels beträgt: dieſer Ring wird in die Oeffnung des Teleſkops befeſtigt, und bleibt in dieſer Stellung während des ganzen Verſuchs; denn der dadurch bedeckte Theil des Spiegels wird für vollkommen angenommen, und kommt alſo gar nicht in Gebrauch.

So muß man auch noch zwey andere runde Stücke von Kartenpapier ausſchneiden. Das eine iſt ein Zirkel, der die Mitte des Spiegels bedeckt, und den innern leeren Zirkel in dem vorgedachten Ringe vollkommen ausfüllt; das andere aber iſt ein Ring, der vollkommen in die Oeffnung des Teleſkops einpaßt, und deſſen innerer Rand genau auf den äußern Rand des vorgedachten Ringes paßt. Dieſe beyden letztern Stücke muß man ſo an eine Axe befeſtigen, daß ſie ſich an ihre gehörigen Stellen bringen, aber auch leicht wieder aus denſelben wegſchieben laſſen, ohne das Inſtrument zu verrücken. Alle dieſe Stücke zuſammen genommen müſſen die Oeffnung des Teleſkops vollkommen ausfüllen und bedecken.

Man ſchiebe alſo zuerſt das runde Stück auf die Seite, welches die Mitte des Spiegels bedeckt, und keine Oeffnung in der Mitte hat, und ſtelle das Teleſkop mit Hülfe der Schraube ſo genau, daß das Bild, (welches jetzt bloß von dem mittlern Theile des Spiegels gemacht wird) ſo ſcharf und deutlich, als möglich, wird. Hierauf ſtelle man, ohne ſonſt etwas an dem Inſtrumente zu verrücken, das mittlere Stück wieder an ſeinen Ort, und ſchiebe dagegen das äußere ringförmige Stück auf die Seite, wodurch denn nunmehr der Rand des Spiegels allein unbedeckt bleibt, und das nunmehr entſtehende Bild bloß von denjenigen Strahlen gemacht wird, welche dieſer Rand zurückwirft. Hat man nun bey dieſer Veränderung nicht nöthig, den kleinen Spiegel durch die Schraube anders zu ſtellen, ſondern findet man die von beyden Theilen des größern Spiegels gemachten Bilder ohne Verrückung des kleinern gleich ſcharf und deutlich, ſo iſt der Spiegel vollkommen, und hat die richtige paraboliſche Geſtalt; oder wenigſtens zeigt die Probe ſo viel, daß die etwa noch vorhandenen Fehler des größern und kleinen Spiegels einander wechſelsweiſe aufheben

Wenn aber bey Wegſchiebung des Ringes, der

den

den Rand des Spiegels bedeckt, das Bild nicht mehr deutlich iſt, und man, um dieſe Deutlichkeit wieder herzuſtellen, den kleinen Spiegel mit Hülfe der Schraube näher an den größern ziehen muß, ſo iſt dies ein Zeichen, daß der Spiegel noch nicht die gehörige paraboliſche Geſtalt habe. Muß man hingegen, um das Bild deutlicher zu machen, den kleinen Spiegel weiter entfernen, ſo zeigt dies, daß man die Geſtalt des größern Spiegels über die Gränzen der paraboliſchen getrieben, und ſie hyperboliſch gemacht habe. Im letztern Falle muß man dem Spiegel (nachdem man ihn mit Pech wieder an den Handgriff befeſtigt hat) durch kühne kreuzweis geführte Striche die ſphäriſche Geſtalt wieder geben, und ihn dann auf die oben beſchriebene Art vollenden. Findet man aber die Figur des Spiegels noch nicht genug paraboliſch, ſo müſſen mit großer Vorſicht noch einige wenige runde Striche auf der Polirſcheibe gethan werden: ſchon eine ſehr geringe Anzahl ſolcher Striche thut in der That auf die Geſtalt des Spiegels weit mehr Wirkung, als man glauben ſollte. Wenn man einen Spiegel von genauer ſpäriſcher Geſtalt auf dieſe Art im Teleſcope probirt, (wie ich dies oft gethan habe) ſo findet man den Unterſchied zwiſchen den Brennpunkten der beyden Segmente des Spiegels ſo groß, daß man die Schraube wohl zwey bis dreymahl umdrehen muß, um bey dem letztern Theile der Probe die richtige Stellung zu erhalten; ſo groß iſt die Abirrung bey der ſphäriſchen Figur, und ſo wenig iſt alſo dieſelbe geſchickt, die Schärfe und Deutlichkeit des Bildes zu verſchaffen, welche bey einem guten Spiegelteleſkope ſo unentbehrlich iſt.

Bey den Objectivgläſern der dioptriſchen Fernröhre iſt dieſes der Fall gar nicht: denn außerdem, daß man bey dieſen Fernröhren niemahls ſo viel Deutlichkeit verlangt, als bey den reflectirenden Teleſkopen, ſo ſind auch bey ihnen die Aperturen ſo klein, und die Anzahl der wirklich gebrauchten Grade ſo gering, daß man die aus der ſphäriſchen Geſtalt entſpringende Abirrung nicht ſo ſehr gewahr wird. Wir bemerken daher bey den gewöhnlichen reflectirenden Teleſkopen, (deren Spiegel, wenn es nicht zufälliger Weiſe geſchieht, nie eine andere, als ſphäriſche Geſtalt, haben) daß die richtigen Strahlen

len, welche das deutliche Bild machen, einzig und allein diejenigen sind, die aus der Mitte des Spiegels kommen, und daß, wenn man den Fehler nicht durch eine beträchtliche Bedeckung, welche aber viel Licht wegnimmt, vermindert, die falsche Reflexion von den äußern Theilen des Spiegels eine Art von grauem Nebel hervorbringt, welche man in des Herrn Short und andern guten Teleskopen niemahls antrifft.

Gesetzt nun, daß die beyden Brennpunkte der verschiedenen Theile des Spiegels vollkommen zusammen fallen, und wegen dieser Vereinigung der Spiegel auch noch, wenn man die Bedeckungen ganz hinweg genommen hat, ein scharfes und deutliches Bild macht, so muß man darum doch noch nicht glauben, daß er keiner weitern Verbesserung fähig sey; denn man wird vielleicht noch einen merklichen Unterschied in der Deutlichkeit des Bildes antreffen, wenn man dem größern Spiegel verschiedene Stellungen gegen den kleinern gibt, indem man nähmslich den erstern in seiner Fassung so herumdreht, daß immer andere Theile von ihm gegen die vorigen Theile des kleinern Spiegels gekehrt werden, wobey sich die kleinen Fehler beyder Spiegel immer verschiedentlich gegen einander aufheben. Mit diesen Versuchen muß man eine Zeitlang anhalten, den großen Spiegel etwa um $\frac{1}{16}$ seiner Peripherie auf einmahl drehen, und bey jedem Mahle beobachten, in welcher Stellung er ein deutlicheres Bild gebe: hat man ihn nun in allen möglichen Stellungen versucht, und die deutlichste ausgewählt, so bezeichne man in derselben den obern Theil des Spiegels mit einem Merkmahle, damit man ihn in seiner Fassung, gerade in dieser und keiner andern Stellung, befestigen könne. Dies ist die gewöhnliche Methode des Herrn Short; die Sache hat ihm so wichtig geschienen, daß er sie in seiner gedruckten Anweisung zum Gebrauch der Teleskope als einen nothwendigen Umstand anführt.

Auch bediente sich Herr Short noch eines andern Mittels, um die Unvollkommenheiten eines Spiegels durch den andern aufzuheben. Wenn der große Spiegel im Teleskop nicht die gehörige Wirkung that, so half er diesem Mangel bisweilen dadurch ab, daß er anstatt desselben andere Spiegel,

einen

einen nach dem andern verſuchte. Bey verſchiedenen von ſeinen Teleſkopen, welche in meine Hände gekommen ſind, und deren Größe und Güte völlig gleich war, fand ich doch, daß, wenn ich den großen Spiegel des einen in das andere ſetzte, dieſe Verwechſelung beyde Teleſkope verſchlimmerte, und ſie ſehr undeutlich machte, welches durch nichts, als durch den angegebenen Umſtand erklärt werden kann. Er muß alſo, wie ich glaube, immer eine große Anzahl großer Spiegel von einerley Brennweite fertig im Vorrath gehalten haben, um bey Verfertigung ſeiner Teleſkope eine beſſere Wahl treffen, und ſolche Spiegel verbinden zu können, die ſich am beſten zu einander ſchickten. Dieſe Muthmaßung gründet ſich nicht allein auf meine oben erwähnte Beobachtung, ſondern auch darauf, daß ich ſelbſt bey ihm eine Büchſe mit fertigen Spiegeln geſehen habe, in welcher ſich gewiß anderthalb Dutzend Spiegel von einerley Brennweite befanden.

Ein wenig Uebung wird dem Künſtler die ganze Arbeit des Schleifens und Polirens leicht, und ihn darin gewiß machen. Den Umſtand muß ich noch bemerken, daß man, wenn der Spiegel anfängt, auf der Polirſcheibe nicht mehr ſo leicht, als vorher, zu gehen, und beſonders, wenn die paraboliſche Form bald vollendet iſt, die Ellenbogen an die Seite ſtemmen muß, um der Bewegung der Hand durch die Mitwirkung des ganzen Körpers mehr Feſtigkeit und Gleichförmigkeit zu geben.

Man kann einerley Polirſcheibe zu verſchiedenen Spiegeln gebrauchen, wenn man ſie nur beym Anfange der Arbeit ein wenig erwärmt.

Noch ein weſentlicher Umſtand darf nicht übergangen werden. Aus eben dem Grunde, aus welchem das Pech weder zu hart noch zu geſchmeidig ſeyn darf, geht auch die Arbeit an ſehr heiſſen oder ſehr kalten Tagen nicht von ſtatten. Im Winter kann man zwar das Zimmer heizen, und im Sommer etwas härteres Pech gebrauchen; doch zweifle ich, ob beydes dem Mangel völlig abhelfen werde; ich ſelbſt habe immer nur im Frühlinge und Herbſte gearbeitet.

Das Poliren und das Schleifen auf den Steinen gehen beſſer von ſtatten, wenn die Arbeit vom Anfange bis zu Ende ununterbrochen fortgeſetzt wird.

Ver-

Verläßt man sie nur auf eine Viertelstunde, so dauert es nachher eine Zeitlang, ehe man sie wieder gehörig in den Gang bringt; und während dieser Zeit verdirbt man leicht das, was man vorher gewonnen hatte.

Ich habe hier durchgängig angenommen, daß der zu bearbeitende Spiegel 4 Zoll im Durchmesser habe: ist er nun größer oder kleiner, so müssen auch die Größen der Steine, der hohlen Schale und der Polirscheibe verhältnißmäßig vergrößert werden. Von der verschiedenen Ausdehnung der Werkzeuge durch die Wärme und Kälte habe ich niemahls üble Folgen bemerkt, obgleich diese Werkzeuge von verschiedenen Metallen und Substanzen gemacht sind, außer daß man die bey Unterbrechung der Arbeit entstehende Schwierigkeit hierher rechnen kann. Uebrigens gehen die Veränderungen der Fläche durch das Schleifen und Poliren weit geschwinder vor sich, als die durch Wärme und Kälte, daß also die letztern in der Ausübung gar nicht zu bemerken sind.

Die neuern Metallspiegel des Herrn Herschel's übertreffen an Größe und Vollkommenheit alles, was man jemahls von optischen Werkzeugen zu erwarten gewagt hat. Der größte Spiegel, von dem Herr Bode im astronomischen Jahrbuche für 1790 aus einem Schreiben des Herrn Grafen von Brühl Nachricht gibt, gehört zu einem Teleskope von 40 Fuß Länge und 4 Fuß Durchmesser, und das Gewicht des Spiegels betrug nach dem Schleifen und Poliren noch 1035 Pfund. Die Gestalt der Fläche muß sehr genau parabolisch seyn, weil ein Kugespiegelt von dieser Größe und Brennweite die Vollkommenheit nicht gewähren könnte, die man von diesem bewundernswürdigen Instrumente rühmt. Wer nur einigermaßen Begriffe vom Schleifen und Poliren der Spiegel hat, wird sich die unbeschreibliche Mühe und Sorgfalt, die auf dessen Verfertigung gewendet seyn muß, vorstellen können. Gleichwohl hat Herr Herschel

dieſen Spiegel zu ſchwach befunden; der jetzige wiegt 2148, und vor der Bearbeitung betrug ſein Gewicht ſogar 2500 Pfund.

Herr Oberamtmann D. Schröter in Lilienthal (Beyträge zu den neueſten aſtronomiſchen Entdeckungen. Berlin, 1788. 8.) beſchreibt ein kleineres Teleſkop, das er von Herrn Herſchel ſelbſt erhalten hat. Im größern Spiegel deſſelben hält der Durchmeſſer der polirten Fläche $6\frac{1}{2}$ Zoll, die Brennweite, oder vielmehr der Abſtand vom kleinen Spiegel, wenn das Inſtrument auf Fixſterne gerichtet iſt, beträgt 6 Fuß 10 Zoll, und die paraboliſche Geſtalt iſt ſo vollkommen, daß man die ganze polirte Fläche ohne Blendung gebrauchen kann, ohne daß dadurch eine Abweichung entſteht — ein Vorzug, den man ſelbſt bey den beſten Shortiſchen Spiegeln vermißt. Von den Mitteln, die Herr Herſchel zur Erhaltung dieſer vollkommnen Geſtalt anwendet, iſt noch nichts Umſtändliches bekannt.

Hr. Oberamtmann D. Schröter hat im Jahre 1794 ein 25füßiges Newtoniſches Teleſkop zu Stande gebracht, deſſen großer Spiegel mit der Faſſung ungefähr 180 Pfund wiegt, und eine polirte Fläche von $19\frac{1}{4}$ Zoll Sehne hat. Nach wiederholten Verſuchen iſt Hrn Schröter die Figur ſo genau gelungen, daß Rand- und Kernſtrahlen pünktlich in eins zuſammenfallen, und das Teleſkop die völlige Oeffnung der angegebenen polirten Fläche bey 800 — 1000 mahliger Vergrößerung verträgt (ſ. Götting. gelehrte Anz. 1794. 60ſtes St. S. 601 ff.) Auch Hr. Prof. Schrader in Kiel hat ſeinem 26füßigen Reflector (Beſchreibung des Mechanismus eines unweit Kiel errichteten 26füßigen Teleſkops. Hamburg

burg 1794. gr. 8.) einen großen paraboliſchen Spiegel gegeben.

Daß inzwiſchen, ſelbſt bey ſehr vollkommnen Spiegeln, noch Unregelmäßigkeiten in der Geſtalt vorkommen, erhellet daraus, weil die meiſten Newtoniſchen Teleſkope mehr Deutlichkeit gewähren, wenn man dem großen Spiegel eine ſchräge Lage gegen die Axe der Röhre gibt, den kleinen ganz wegnimmt, und den Oculareinſatz an der Oeffnung unmittelbar gegen den großen Spiegel richtet. So hat Herſchel den 20füßigen Reflector bey der Entdeckung der Uranustrabanten gebraucht, und eben ſo auch ſein großes 40füßiges Teleſkop eingerichtet (ſ. Gothaiſches Magaz., IV. B. 4tes St. S. 15. 18.) Hr. Schröter (ſ. Götting. gelehrte Anz. 1792. 71ſtes St.) verſuchte gleichfalls, den Objectivſpiegel ſeines 7füßigen Teleſkops in inklinirten Richtungen zu gebrauchen. Wenn er ihn bis 1° 50′ rückwärts neigte, ſo wurde das Bild immer auffallender, ruhiger und deutlicher. Er verſuchte den kleinen Spiegel parallel nachzuſchrauben; aber dadurch verlohr ſich die größere Deutlichkeit, und der kleinere Spiegel mußte wieder in ſeine gehörige Stellung gebracht werden. Unter mancherley Neigungen wählte Hr. Schr. ungefähr 1 Gr. 15 Min., wodurch die Deutlichkeit des Teleſkops ſchon viel gewann. Sonderbar iſt es, daß bey einer ſo beträchtlichen Neigung das Bild vom großen Spiegel doch eben ſo, wie bey der richtigſt concentrirten Lage, mitten auf den kleinen Spiegel, nicht oberhalb über denſelben, reflectirt wird. Ohne Zweifel iſt die Urſache hiervon eine Irregularität in der Figur des Spiegels. Auch Hr. Maſkelyne bemerkte, als er den großen Spiegel des 6füßigen Newtoniſchen Teleſkops um

etwa $2\frac{1}{2}$ Grad neigte, daß es eine gedruckte Schrift viel besser zeigte. Der Vortheil ist erheblich, indem Hr. Schr. bey 700—1000 mahliger Vergrößerung ein viel deutlicheres und besser begrenztes Bild bekam.

Gehler's physikalisches Wörterbuch. III. S. 393—98. V. 668.

Prieſtley Geschichte der Optik, durch Klügel. S. 9. 168. 174. 523.

Smith vollst. Lehrbegrif der Optik, durch Käſtner. S. 287.

Sammlungen zur Physik u. Naturg. I B. 5 St. Leipzig, 1779. gr. 8. S. 584.

Lichtenberg's Magazin für das Neuste aus der Physik, fortgeſ. v. Voigt. V. B. 4. St. Gotha, 1789 8. S. 72. VIII. B. 2tes St. S. 90 u. f.

Uebrigens sehe man den Art. Spiegel, wo von dem Schleifen und Poliren der Spiegel überhaupt gehandelt werden wird.

Paracelsus, (Lilium des) ſ. Metalltinctur, Th. 89, S. 694.

Paracelsus's Samechgeist. Dieſer scheint durch öftere Abdeſtillation des Weingeistes vom Weinſteinalkali seinen Ursprung genommen zu haben, wobey das zuletzt übrig gebliebene Salz Samechbalsam genannt worden.

Paracenteſis, darunter verstehen einige eine jede Oeffnung unter der Haut. Gewöhnlich aber ist es diejenige chirurgiſche Operation, wo man, vermittelst eines Instrumentes, die in einer natürlichen oder widernatürlichen Höhle des Körpers enthaltene widernatürlich gesammelte Feuchtigkeit ausleeret, wie in der Waſſerſucht, und bey dem grauen Staare.

Parachûte, ein neu erfundener Fallschirm des Hrn. Blanchard, womit er am 3ten Jul. 1785, bey einer in London gemachten Luftfahrt den ersten

Ver-

Versuch machte. Diese Maschine hatte 20 Fuß im Durchmesser, und bestand bloß aus Taffet und Stricken. Er nahm sie bis zu einer Höhe von 1000 Fuß in die Luft, und ließ sie fallen. Man sahe den Apparat langsam, und gleichsam wallend, von dem Winde getrieben, niedersinken, so daß er sich während des Falles über eine halbe englische Meile fortbewegte. Nichts war versehrt, er kam völlig ausgespannt zur Erde, und die in einem angehängten Netze befindliche Katze hatte nicht den mindesten Schaden genommen.

Nach der Zeit haben auch Menschen es gewagt, sich vermittelst eines solchen Fallschirmes aus großen Höhen nieder zu lassen. Bey einigen Versuchen dauerte es erst einige Secunden, ehe der Schirm sich entfaltete und das Herabsinken geschahe natürlich in großer Schnelle, wie bey andern fallenden Körpern, welches vielleicht von einer kleinen Verwickelung der Falten herrührte. So wie der Schirm sich aber ganz ausgespannt hatte, wurde die große Schnelle aufgehalten, und die Menschen kamen unbeschädigt zur Erde.

Bey diesen Versuchen bemerkte man indeß doch noch eine andere Art der Gefahr, gegen die man noch keine Abhülfe kennt. Dieses ist das starke Hin- und Herschwanken, dem jeder an einem Luftballon oder Fallschirme in der Luft schwebend hangender Körper nach Verhältniß des Windes und der andern Bewegungen der Luft mehr oder weniger unterworfen ist. Da dieses Schwanken bisweilen sehr rasch geht, so kann es sich nun fügen, daß der sich herablassende Mensch bey der Erreichung der Erde mit großer Gewalt von der Seite gegen ein Haus, einen Baum ꝛc. geschleudert und dadurch stark verletzet wird. Herr Pros-

fessor Bourguet hier in Berlin hatte aus dieser Ursache den kleinen Korb am Fallschirme, womit er sich bey seiner nicht zu Stande gekommenen Luftfahrt herunter zu lassen gedachte, unten rund herum stark auspolstern lassen, um dadurch das Nachtheilige eines etwanigen starken Stoßes so viel wie möglich zu verhindern.

Parade, aus dem Franz, Parade, und dieses von dem mittlern Lat. Parata. 1. Der Staat, d. i. feyerliches Gepränge, besonders in Ansehung der Kleider und des Hausgeräths. Etwas zur Parade haben, zum Staate. Parade mit etwas machen, Staat. Das dient zur Parade aber nicht zum Nutzen. In Parade erscheinen, in festlicher Kleidung, in feyerlichem Gepränge. Daher denn dieses Wort mit allen Hauptwörtern zusammen gesetzt wird, welche zur Parade, d. i. zum Staate bestimmt sind, wofür in vielen Fällen auch das mehr deutsche Pracht gebraucht werden kann. Das Paradebett, das Prachtbett; das Paradepferd, Paradezimmer, Paradekleid, ꝛc.

2. Ein Aufzug in festlicher Kleidung, in welchem Verstande es nur im Kriegswesen üblich ist, wo die Parade, der feyerliche Aufzug der Soldaten in ihrer besten Kleidung ist. Bey der Parade erscheinen. Daher denn auch die auf solche Art auf die Wache ziehenden Soldaten die Wachparade, oder auch nur die Parade schlechthin genannt werden, in welchem Falle dieses Wort auch einen Plural hat. — Daher der Paradeplatz, derjenige Platz, auf welchem die Soldaten auf solche Art aufziehn.

Von Parade beym Fechten und reiten sehe man den Art. Pariren.

Paradebett, ist ein mit schwarzem Tuche behängtes Gerüst, in einem finster gemachten, schwarz behängten Zimmer, worauf der Sarg einer vornehmen Leiche zur Parade ausgestellt wird. Es ist erhöht und mit etlichen Stufen umgeben, neben welche Gueridons mit brennenden Wachskerzen stehn. S. Th. 73, S. 412. 595 fl. und im Anhange zum Art. Leichenbestattung, S. 795. und Fig. 4294 B daselbst, so wie im Art. Leichenparade, Th. 74, S. 59.

Paradeleiche, s. Leichenparade, Th. 74, S. 58.

Paradeplatz, ein großer Platz in einer Festung oder andern mit starker Garnison besetzten Stadt, auf welchem sich die Soldaten in Parade stellen können; s. unter Parade.

Paradesarg, s. im Art. Leichenbestattung, Th. 73, S. 654, und im Anhange zu diesem Artikel, daselbst, S. 796. mit der Fig. 4294, B.

Paradezimmer, Prunkzimmer, sind sehr prachtvoll verzierte Zimmer in den Häusern der Vornehmen und in Pallästen, die zur Audienz oder bey gesellschaftlichen Zusammenkünften gebraucht werden. Trauerparadezimmer, s. im Art. Leichenbestattung, Th. 73, S. 651. und im Anhange zu diesem Artikel, daselbst S. 797. mit der Fig. 4293. A.

Paradies, 1. eigentlich, die anfängliche Wohnung der ersten Menschen, welche als ein überaus angenehmer Ort beschrieben wird, und im ersten Buche Mosis der Garten in Eden, der Garten Eden heißt.

2. Figürlich. 1) Ein höchst angenehmer Ort, eine überaus anmuthige Gegend. 2) Der Aufenthalt der Seligen nach diesem Leben, in welchem Verstande es schon in der deutschen Bibel vorkommt.

Schon im Isidor und bey dem Ottfried Paradis, nach dem Griech. und Lat. παράδεισος, Paradisus, welches Wort aus dem Morgenländischen herzustammen scheint, weil das Paradies auch im Persischen Pardeus heißt, und die Ueberlieferung von dem Paradiese der ersten Menschen bey allen alten Völkern angetroffen wird. — Ehedem wurde die Halle vor den großen Stiftskirchen Paradisus, Paravisus, Franz. Parvis, Deutsch auch Perdis genannt, von dem Griech. παραδεισος, welches Hesychius durch τοπος εν τω προναω erklärt.

Ueber die Beschaffenheit und die Lage des Paradieses hat man unendlich viel und vielerley gesagt und geschrieben, und wenn man sich die Mühe nehmen will, die verschiedenen Meinungen zusammen zu halten, so wird man finden, daß fast alle Völker der alten Welt, zu denen die Ueberlieferung von dem Paradiese gelangt war, dasselbe in ihr Vaterland gesetzt haben. Die Sache liegt jetzt indeß so sehr im Dunkeln, so daß sich schwerlich je etwas befriedigendes darüber wird sagen lassen, besonders da die Erde seit der Entstehung des Menschengeschlechts sehr große Veränderungen erlitten hat, wenigstens erlitten haben kann. Wenn man sich aber damit begnügt, mit der größesten Wahrscheinlichkeit diejenige Weltgegend zu wissen, wo das Menschengeschlecht seinen Ursprung genommen hat: so stimmen die mehrsten Gründe dahin zusammen, daß das wohl die caucasischen Länder gewesen seyn müssen, nicht nur, weil diese so ungemein glücklich von der Natur mit allen begabt sind, was dem Menschen zu seiner Erhaltung im ersten Zeitalter seines Daseyns nöthig war; sondern vorzüglich auch, weil so viele Hausthiere, Früchte und Getreidearten, welche der Mensch in so vielen Ländern fortpflanzt und cultivirt, in den Gegenden des Caucasus ursprünglich zu

Hause

Hause gehören, so daß der Schluß, wenigstens die Vermuthung sehr natürlich ist, daß der Mensch von hieraus sich über die ganze Welt verbreitet haben müsse. Ob nun in den dortigen Gegenden noch Spuren von einer solchen Lage der Flüsse ꝛc. sind, wie Moses sie beschreibt, das ist eine Sache, die man in diesem Werke nicht umständlich beleuchtet zu finden erwarten wird. —

Die folgenden Zusammensetzungen haben dieses Wort theils wegen ihrer angenehmen Beschaffenheit erhalten, theils gründen sie sich auf eine alte Ueberlieferung, daß dieses oder jenes Ding in dem Paradiese der ersten Menschen befindlich gewesen sey.

Paradiesapfel, 1) ein Nahme des bekannten kleinen Johannisapfels; s. im Art. Malus, Th. 83, S. 171. 2) Der rothe Paradiesapfel, eine andere Apfelart, ist daselbst, S. 193. beschrieben. 3) Eine Art der Cedratfrüchte, welche auch Judenapfel genannt wird. S. dieses Wort, Th. 31, S. 618.

Paradiesbaum, in einigen Gegenden ein Nahme des wilden Oehlbaums, Elæagnus angustifolia Linn. S. im Art. Oehlbaum, Th. 104, S. 672 fl.

Paradiesbirn, eine große schöne ursprünglich deutsche Birn, welche endlich fast ganz aus einem honigsüßen Safte besteht, wenn sie auf dem Lager die gehörige Zeitigung erhalten hat. Man findet diese Birn in Sicklers teutschem Obstgärtner, VIII. S. 91 fl. beschrieben und Taf. 5. daselbst abgebildet.

Die Rheinische Paradiesbirn ist eine verwandte Birnsorte, deren Beschreibung man im Obstgärtner XVI. S. 19. und Taf. 2. daselbst antrifft. Der Nahme zeigt ihr Vaterland an.

Paradiesfeige, die Frucht der Musa paradisiaca Linn.; s. den Art. Muse, Th. 98, S. 428.

Paradiesfisch, Polynemus paradiseus L., eine Art der Fingerfische, welche sich in Indien aufhält.

Paradieshäher, s. Paradiesvogel.

Paradiesholz, diesen Nahmen führen verschiedene Holzarten, deren Beschreibung hierher gewiesen ist *). Ich habe im Art. Lignum, Th. 78. S. 700 fl. indeß schon alles angeführt, was sich bis jetzt über die Verschiedenheit dieser Holzarten sagen läßt.

Paradieskorn, gewöhnlicher indeß Paradieskörner, Amomum grana Paradisi Linn., s. große Cardamome, Th. 7, S. 654.

Paradiespapagey, ein Nahme des gelben Papageyes, Psittacus Paradisi L. s. Th. 106, S. 457. Paradiesparkit, ist Psittacus ornatus L.

Paradiesrosinen, eine vortreffliche Sorte Rosinen, die in der Gegend von Bologna in Italien gewonnen werden.

Paradiesvogel, 1) ein Nahme des Eisvogels, Alcedo paradisea Linn; s. Th. 10, S. 540. 2) Ein Nahme der Gattung Paradisea Linn., von welcher hier nachfolgendes bemerkt zu werden verdient.

Man wußte vor Zeiten nicht, wo diese Vögel herkamen, und weil sie außerordentlich schön sind, so glaubte man, sie könnten nur allein aus dem Paradiese gekommen seyn; seitdem man aber weiß, daß sie in den molukkischen Inseln wohnen, so darf man diesen Nahmen mit Recht beybehalten, denn die dasigen Gegenden, die herrlichen

*) S. Agallochum, Th. 1, S. 448. Aloesholz, Th. 1, S. 576. Calamba, Calambac, Calambas, Calambouc, Th. 7, S. 525.

lichen Wälder von Gewürzbäumen, mit den vielen indianischen Gewächsen und dem warmen Klima, sind gewiß einem Paradiese gleich.

Die Wurzel ihres geraden sehr spitzigen messerförmigen Schnabels ist mit sammtartigen Flaumenfedern bedeckt, die Seitenfedern oder die Federn der Weichen sind länger als die übrigen, die zwey obern Ruderfedern aber kahl.

Was die Arten betrifft, so zählt Aldrovandus fünf, Seba noch mehr, allein Linné hat einige von diesen unter die Raben geordnet, und nur drey Arten behalten. Im Gmelinschen Systema Nat. Tom. I. P. I. p. 399 ff. werden 9 Arten aufgeführt.

1. Der Luftvogel, gemeiner Paradiesvogel. Paradisea *apoda*, pennis hypochondriorum corpore longioribus, rectricibus duabus intermediis longis setaceis. Gmel. l. c. Manucodiata. Briss. av. II. p. 130. n. 1. t. 13. f. 1. Paradisea lutea, cauda, pectore abdomineque brunneis, gula azurea. Linn. Mus. Ad. Frid. I, p. 15. Oiseau de Paradis. Buffon.

Alle Paradiesvögel, die vormahls nach Europa kamen, hatten keine Füße, daher nannte Linné diese gemeine Art Apus oder Apodia, und weil man dieses Umstands halben glaubte, daß diese Vögel sich allezeit nur in der Luft aufhielten, sich mit den langen Schwanzfedern an die Aeste der Bäume hiengen, und niemahls, außer wenn sie todt seyen, auf die Erde niederfielen, so gab man dieser Art den Nahmen Luftvogel. Sonst aber heißen sie bey den Schriftstellern gewöhnlich Manucodiata, welches von einem indianischen Worte herstammen soll, daß so viel als Gottesvogel bedeutet, weil die Indianer

dianer diese Vögel so nennen, und für heilig halten, auch deswegen ihre Waffen mit ihren Federn bestecken, um unüberwindlich zu seyn. Es leben zwar diese Vögel einiger Maßen in der Luft, weil sie im Fluge allerhand Insecten, und besonders die indianischen großen Schmetterlinge aufschnappen; sie haben aber so gut wie andere Vögel, Füße, und zwar verhältnißmäßig größere und längere. Daß ihnen aber solche abgeschnitten worden, geschahe, um sie besser einpacken und verschicken zu können, vorzüglich aber, um die schönen Federn nicht durch die Krallen zu verletzen.

Sie sind nicht größer, als ein Staar, wenn sie aber fliegen, so scheinen sie schon durch das Gepränge der kürzesten Federn, wenigstens so groß wie eine Taube, ohne auf die langen Federn zu sehen. Die ganze Länge ist von der Schnabelspitze bis zum Ende des Schwanzes zwölf und einen halben Zoll, davon der Schwanz allein sechs und einen halben Zoll macht, und kaum von den Spitzen der Flügel erreicht wird. Außer dem Schwanze aber sind diejenigen langen Federn merkwürdig, welche häufig aus den Seiten oder Weichen des Vogels heraustreten, wovon die größten über ein und einen halben Schuh lang sind. Diese Federn wurden ehedem ohne Grund für die Schwanzfedern gehalten, da sie doch weit über den eigentlichen Schwanz herausstechen. Sie haben diese besondere Beschaffenheit, daß der Bart aus lauter einzeln stehenden zarten Federchen bestehet. Die ersten Seitenfedern sind weiß, braun und violet gemischt, die übrigen aber gelblich weiß, die kürzesten goldfarbig, und die letzten violetfarbig glänzendbraun. Sie dienen dem Vogel, um gleichsam darauf in

der

der Luft zu schweben und zu ruhen. Aus dem Steiße, oberhalb der Wurzel des Schwanzes, stechen noch zwey Federn in der Länge von zwey Schuh und neun Zoll hervor, die nur bey der Wurzel und an dem Ende ein wenig mit einem Barte besetzt, übrigens aber nackt sind. Der ganze Kiel dieser zwey Federn ist sehr dünn, im Anfange etwas schwärzlich, und am Ende ganz schwarz, woselbst sie mit einem feinen schwarzen sammetartigen Barte besetzt sind, der sich etwa auf vier Zoll erstreckt, und einen grünen Glanz gibt, wie der Hals einer Ente.

Was nun die übrigen Theile betrifft, so ist der Kopf nach Verhältniß des Körpers sehr klein, und mit kurzen steifen Härchen besetzt, welche auf dem Wirbel blaß goldgelb, an der Kehle grün mit einem Goldglanze, und an dem Schnabel schwarz sind. Die Farbe des Körpers ist röthlich kastanienbraun, oben blasser, an der Brust und dem Unterleibe dunkler, zwischen beyden aber weißlich. Die Flügel und der Schwanz sind eben so gefärbt, die Füße und Krallen aber braun. Zwischen dem Männchen und dem Weibchen zeigt sich nur an den zwey langen nackten Federn einiger Unterschied, denn die Bärtchen an derselben Spitzen sind bey dem Männchen lang und zottig, bey dem Weibchen aber kurz, und also nicht zottig.

Es gibt von diesem Vogel noch eine kleinere Varietät auf den Papusinseln, welche auf hohen Bäumen nistet, bey welcher das Männchen einen längeren Hals und Schnabel hat.

2. Königsvogel. Paradisea *regia*, rectricibus duabus intermediis filiformibus, apice lunato-pennaceis. Gmel. l. c. p. 400. Linn. Mus. Ad. Frid. I, p. 15. Manucode. Buffon.

Dieser

Dieser Vogel ist weder größer noch schöner als der erste, sondern er wird darum Königsvogel genannt, weil er allezeit über den andern, wenn sie schaarenweise fliegen, schwebet, und gleichsam ihr Heerführer ist; dazu kommt auch seine Seltenheit, daher er wohl Königsvogel heißen mag.

Die Größe ist etwa wie eine Lerche, ausgenommen, daß er sich dicker in seinen Federn zeigt, denn mit dem Schnabel und Schwanze ist er nicht fünf Zoll lang, dahingegen sollen die Füße, (wie Herr Houttuyn sagt, und es mit einer Abbildung aus dem Brisson bestärket), einen Schuh lang, und die Krallen einen Zoll lang seyn.

Der Kopf, die Kehle, der Hals, der Rükken, der Steiß und die Deckfedern der Flügel und des Schwanzes sind glänzend purpurfarbigkastanienbraun. Unten ist die Farbe weißlich, doch mit einer goldfarbig grünen Queerbinde durchzogen, wie ein Entenhals. Die Schwingfedern sind röthlich, die Schwanzfedern braun, die beyden dünnen schmalen Federn oberhalb der Wurzel des Schwanzes sind goldglänzend grün, an den Spitzen einwärts umgebogen. Die Seitenfedern sind nicht so lang, als bey den andern, indem sie nur einen und einen halben Zoll erreichen, und an den Enden sehen sie aus, als ob sie abgeschnitten wären.

Er befindet sich, sowohl als die erste Art, auf den molukkischen Inseln, besonders in Amboina.

3. Der Bastard. Paradisea *tristis*, area nuda pone oculos triangulari, capite colloque fuscis. Gmel. l. c. p. 401. Martin. Buffon. Paradise grackle. Lath. syn.

Dieser

Dieser Art mangeln viele Eigenschaften der Paradiesvögel, daher man sie den Bastard nennt; weil aber Linné an ihr fand, daß die Wurzel des Schnabels mit wollichten Haaren und Federn besetzt war, so hat er geglaubt, sie hieher ordnen zu müssen, gibt ihr aber wegen der dunkelen Farbe den Nahmen tristis, denn der Kopf und der Hals sind braun, der Körper hellbraun, der Schnabel und die Füße gelb, hinter den Augen ist ein nackter dreyeckiger Flekken. Die ersten Schwingfedern sind von der Wurzel bis zur Hälfte weiß, die Ruderfedern aber haben nur weiße Spitzen, ausgenommen die mittelsten. Es wohnt dieser Vogel auf den philippinischen Inseln, und lebt daselbst von Grillen und andern Insecten. Brisson nennt ihn die philippinische Merle.

4. Der prächtige Paradiesvogel. Paradisea *magnifica*, supra spadiceus, gula viridi lunulis aureis, cervicis fasciculo pennarum flavarum. Gmel. l. c. Magnifique de la nouvelle Guinée, ou Manucode à Bouquets. Buff. hist. nat. des oif. III. p. 166. Plant. enlum. n. 631.

Diese Art trifft man auf Neuguinea an, und sie ist 9 Zoll lang. Die ersten Schwungfedern sind braun, die folgenden tief gelb; die mittlern sehr lang, der Bart sehr kurz. Die Füße und der Schnabel gelb; letztere an der Spitze und an der Basis schwarz.

Die übrigen bekannten Arten dieser Gattung, nähmlich der schwarze Paradiesvogel, Parad. nigra Gmel., der stolze, Par. superba, der goldfarbige, P. aurea, der grüne, P. viridis, und der weiße, P. alba, muß ich hier der Kürze wegen übergehen. Das obige wird hinreichen,

reichen, sich einen genügenden Begriff von dieser mit so schönen Federn prangenden Vogelgattung zu machen.

Man muß sich übrigens in Acht nehmen, nicht gleich jede neue Art, welche man in diesen und jenen Cabinetten finden möchte, auch wirklich für neu zu halten. Oefters sind das nur durch die Kunst der Chinesen hervorgebrachte Geschöpfe, die aus Papagey- und Pfauenfedern allerley Gestalten zusammen setzen, und sie den Europäern als neue bis dahin unbekannte Paradiesvögel verkaufen; gerade so, wie es einige gewinnsüchtige Insectenhändler in London und anderwärts machen, die aus verschiedenen Theilen anderer Insecten neue zusammen setzen, diesen ihren Fabrikaten neue Nahmen geben, und sie für ein gutes Geld an den Mann bringen.

Einige ältere Schriftsteller, z. B. Seba, nannte alle Vögel mit langen Schwänzen Paradiesvögel, z. B. den morgenländischen Schwarzkamm, Muscicapa paradisi Linn. und andere.

Paradigma, heißt Beyspiel, Vorbild, Muster, nach welchem man sich in andern Fällen richten kann.

Paradiren, im gemeinen Leben, Staat, Gepränge machen, sich ein Ansehen geben. Ein Pferd paradirt, wenn es Courbetten macht.

Paradisea, s. Paradiesvogel.

Parafoudre, paratonnère, überhaupt ein Blitzableiter, besonders aber ein solcher, welcher an einem Regenschirm angebracht ist. Diese im Art. Gewitter, Th. 18, nicht angegebene Art besteht darin, daß über dem Schirm eine kleine metallene Spitze hervorragt, mit welcher eine hinten auf der Erde nachschleppende Kette in Verbindung gebracht ist.

Parage, Paragium, s. unter Apanage, Th. 2, S. 278.

Paragon Parragon, Parangon, eine Schriftart bey den Buchdruckern, welche zwischen Text und Tertia steht, wie man es im Art. Letter, Th. 77 S. 299. angegeben findet. S. auch den Art Fractur, Th. 14. S. 738. Auch ist es der Nahme einer Pferderace, die sonst auch unter dem Nahmen der barbarischen Pferde bekannt ist.

Paragraph, eigentlich dieses (§) Schriftzeichen, welches man zuweilen über die Absätze einer Schrift zu setzen pflegt; daher ein solcher Absatz selbst, wenn er auch nicht bezeichnet ist.

Paraguaykraut, oder Paraguaythee, ein Thee von der Calline Perragua Linn., s. im Art. Cassinenstaude, Th. 7, S. 710.

Parallaktische Maschinen, s. im folgenden Artikel.

Parallaxe, ist zwar ein Ausdruck, der vorzüglich nur in der Astronomie vorkommt; allein, da er einen für alle astronomischen Berechnungen so ungemein wichtigen Gegenstand bezeichnet, und daher nach gerade auch im gemeinen Leben nicht selten gehöret wird: so halte ich es nöthig, hier so viel zur Erklärung desselben zu sagen, als man vielleicht von jedem gebildeten Menschen zu wissen erwarten darf.

Parallaxe, Lat. parallaxis, heißt im allgemeinen der Unterschied oder die Entfernung zweyer optischer Orte eines Objectes, welches aus zwey verschiedenen Standpuncten betrachtet wird. Wenn nähmlich ein Körper C Fig 6314. von den zwey Endpuncten einer Linie GH betrachtet wird, so wird er von den zwey Zuschauern an zwey ganz verschiedene Orte hin referirt. Der Beobachter in G setzt ihn nach F, und der in H setzt ihn nach A. Und der Bo-

gen AF, oder der Winkel ACF, oder auch sein Vertikalwinkel GCH heißt die Parallaxe.

Wird GH als eine Standlinie auf unserer Erde angenommen, so daß zwey Beobachter zugleich nach dem Weltkörper hinsehen, so heißt man die beyden verschiedenen Orte, in die sie den Weltkörper versetzen, die scheinbaren Orte des Weltkörpers. Nur dann, wenn das Auge im Mittelpunkte der Erde stände, hätte man einen sicheren Punkt, oder auch, wenn der Weltkörper im Zenith eines Beobachters O stände, so würde er an einem Orte S gesehen, welches der wahre Ort desselben ist.

Man setze die vorige Standlinie GH weiter hinaus, daß GH = KM, so wird die Parallaxe nun Bd, und um vieles kleiner. Es erhellet also, daß ein Weltkörper eine immer größere Parallaxe habe, je näher er uns ist, und daß im Gegentheil bey größerer Entfernung seine Parallaxe immer kleiner werde, bis sie sich endlich auf diese Art nicht mehr angeben läßt, wenn unsere Standlinie auf der Erde, oder unser Erddurchmesser gegen seine Entfernung verschwindet.

Es stelle Fig. 6315 der Kreis R den äußersten eingebildeten Himmelsraum vor, und in dem Kreise S sey die Bahn eines Weltkörpers, der sich wirklich in A befinden soll. C sey die Erde, und HABQ der Horizont. Ein Auge in B findet den Weltkörper A im Horizont H; allein ein Auge in C würde ihn höher hinauf in D referiren, und BAC = DAH ist die Parallaxe, und heißt Horizontalparallaxe, Parallaxis horizontalis, und ist da, nähmlich am Horizont, am größten; nimmt hingegen als Höhenparallaxe, Parallaxis altitudinis, gegen das Zenith hin immer ab, bis sie daselbst verschwin-

det;

det; wie VG schon kleiner ist, als DH. Das Dreyeck ABC heißt das parallaktische Dreyeck.

Aus dem bisherigen erhellet:

1) Daß durch die Parallaxe alle Weltkörper, die dem Auge nicht im Zenith stehen, um etwas niedriger gesehen werden, als an ihrem wahren Orte.

2) Weil der Erdradius als eine Standlinie bey Messung der Fixsternparallaxe verschwindet, so kann den Fixsternen keine Parallaxe zugeschrieben werden. Ihre Entfernung ist also unermeßlich. Dieser Radius wird nur bey dem Monde und kaum noch bey den nächsten Planeten gegen den Sinus des parallaktischen Winkels ein Verhältniß haben; bey der Sonne ist sie schon sehr geringe, so daß man schon zu anderen Hülfsmitteln, besonders zu einer größeren Standlinie, seine Zuflucht nehmen muß

3) Die Sinus der Höhenparallaxen eines Weltkörpers bey einerley Entfernung von der Erde verhalten sich wie die Cosinus der scheinbaren Höhen, oder wie die Sinus der scheinbaren Abstände vom Zenith.

4) Die Parallaxen zweyer Weltkörper, die einerley Höhen haben, verhalten sich umgekehrt wie ihre Entfernungen von der Erde.

5) Die Parallaxe steht mit der Veränderung des scheinbaren Durchmessers eines Weltkörpers im Verhältniß; wie dieser bey mehrerer Annäherung zur Erde größer wird, so wächst auch die Parallaxe. So ist der Durchmesser des Mondes allemahl $\frac{6}{22}$ von seiner Parallaxe.

6) Da die Parallaxe den Weltkörpern, die ihr unterworfen sind, niedrigere Stellungen gibt, als sie ihrem wahren Orte nach ha-

ben, so scheinen solche Weltkörper um der Parallaxe willen später aufzugehen, und früher unterzugehen, als solches wirklich geschieht.

7) Ueberhaupt ist die Beobachtung der Parallaxe auch bey anderen in unserer Atmosphäre sich ergebenden Erscheinungen der Weg zu Entdeckung ihres wahren Ortes.

Die parallaktischen Maschinen bestehen aus einem befestigten Stative, darin der Tubus auf einer Axe, die der Weltaxe parallel liegt, ruhet, und, wenn man diese Axe drehet, mit derselben also bewegt werden kann, daß er nie aus dem Parallelkreis komme, in welchem sich der Weltkörper während der Beobachtung bewegt. (Fig 6316). Die Axe CG des Instruments ist also gegen den Horizont LM genau nach der Polhöhe des Orts geneigt, und liegt auch mit der Weltaxe nicht nur parallel, sondern auch in einerley Verticalfläche. Daraus folget, daß, wenn der Tubus AF mit dieser Axe bey seiner Bewegung in den Parallelcirkeln in eben diese Verticalfläche kommt, er alsdann zugleich auch in der Mittagsfläche stehe.

Eine leicht scheinende, aber schwer genau auszuführende Einrichtung kann bey jedem Stativ eine parallaktische Bewegung zuwege bringen. Es sey das Beyspiel eines Gregorianischen Teleskops zu Cambridge, welches J. Bernoulli anführet. (Lettres Astronomiques. 8. Berlin. 1771. p. 118.) Das Fußgestell sey ein Cylinder von hartem Holz: dieser sey nach dem Schnitt SN durchschnitten (Fig. 6317), dessen Fläche mit dem Horizonte einen Winkel NSO macht, der genau der Polhöhe des Orts gleich ist, wo man die Beobachtung anstellet. Will man demnach dem Instrumente eine Parallakti-

sche

sche Bewegung geben, so hat man nichts zu thun, als das Stück ABSN um einen Zapfen zu drehen, der sich in der Mitte des Schnitts SN befindet. Das Teleskop muß sodann nothwendig Parallelcirkel mit dem Aequator beschreiben.

Diese Bewegung des Tubus nach der Bahn der täglichen Bewegung ist also die Haupterforderniß einer parallaktischen Maschine, man kann aber noch weitere Endzwecke damit verbinden. So kann:

1) (F. 6316) das Instrument zugleich noch bey jeder Station seiner Bewegung auch noch ein Höhenmesser seyn, wenn an dem Tubus ein in einer Hülse sich drehender und sich immer vertikal senkender Quadrant oder Halbcirkel N angebracht ist, welcher die Höhe des Weltkörpers durch den Senkel Z angibt. Freylich wird man die Höhe selten genauer, als etwa $\frac{1}{4}$ Grad erhalten können, weil die Bewegung des Quadranten in solcher Verbindung mit dem Tubus nicht wohl eine größere Schärfe erlaubt; man hat aber hier manchmahl daran genug; wenn nur die übrige Einrichtung des Instruments genau genug ist.

2) Ferner kann man einen Halbcirkel anbringen, der die südliche oder nördliche Declination eines Weltkörpers anzeigt, auf den der Tubus gerichtet ist. Dieser Halbcirkel sey in der Fig. WOV. Wenn die Axe des Tubus AF mit der Axe des Instruments CG rechte Winkel macht, so trifft diese Axe des Tubus genau in den Aequator. (Denn die Aequatorsfläche macht mit der durchgehenden Weltaxe überall 90°). Es findet also hier keine Declination in O statt, und beyderseits von O gehen die Ein-

theilungen an, welche durch einen an der Axe des Instruments in O angebrachten unbeweglichen Zeiger auf dem Halbcirkel bezeichnet werden, und zwar von O nach V die südlichen, und von O nach W die nördlichen Abweichungen. So hätte ein Weltkörper, gegen den das Fernrohr in der Lage DB gerichtet wäre, die südliche Abweichung yO.

Cassini gab in den Mem. de l'Acad. Paris. 1721. die erste Beschreibung einer parallaktischen Maschine, (Steinwehrische Ausgabe Th. VI.) welche auch Hr. D. Kordenbusch in seiner Ausgabe von Rost's astronom Handbuch, Zugabe zur praktischen Sternkunde, S. 328 anführt, so wie auch eine Maschine dieser Art von Tob. Mayer in Göttingen S. 330. Eine andere neue parallaktische Maschine beschreibt der Inspector Köhler aus Dresden, in dem Berlinischen astronom. Jahrbuch auf 1785. S. 153. f.

Man bedient sich des Declinationshalbcirkels bey dieser Maschine hauptsächlich auch zu dem Endzwecke, um das Fernrohr auch bey Tage oder bey der Dämmerung auf einen Stern, den man beobachten möchte, zu richten, oder ihn durch Bewegung der Axe des Instruments in dem Wege seines Tagecirkels, den auch der Tubus nimmt, anzutreffen.

Durch Hinzuthun der Aequatorialplatte K mit den Sternbildern, des Declinationslineals GP, und einiger anderer bequemer Einrichtung hat aus dergleichen parallaktischem Instrument der berühmte Brander sein Planisphaerium Astrognosticum Aequatoriale formirt, vermittelst dessen man nicht nur alle Sterne am Himmel sogleich finden, sondern auch manche Aufgaben auf-

auflösen kann. Man sehe die besondere Beschreibung davon: Augspurg. 1775. gr. 8.

Parallel, parallelus, in allen Punkten gleich weit von einander abstehend, in einer Richtung mit einander fortgehend; gleichlaufend. Parallele Linien, oder Parallellinien. So auch der Parallelzirkel oder Parallelkreis, besonders in der mathematischen Erdbeschreibung, ein Zirkel auf der Erd- oder Weltkugel, welcher mit dem Aequator parallel geht, und auch nur die Parallele genannt wird; das Parallellineal, ein Lineal, parallele gerade Linien damit zu ziehen; das Parallelogramm, eine vierseitige Figur, an welcher die gegen über stehenden Seiten einander parallel sind; das Parallelepipedum, ein viereckiges Prisma, dessen Grundflächen Parallelogrammen sind.

Parallele, die, oder im Plural, Parallelen, so viel als Parallellinien, nähmlich zwey Linien, welche in gleicher Weite, dergestalt von einander abstehn, daß sie weder jemahls zusammen stoßen, noch sich weiter von einander entfernen können. 2) Die Laufgräben vor einer Festung, weil sie gewöhnlich in einer gleich weit abstehenden Linie angelegt werden. Der Marechal dû Vauban ist der Erfinder derselben. S. Th. 66, S. 106.

Parallelkreise, circuli paralleli, Franz. Paralleles. So nennt man in der Astronomie und Geographie, wie es im Art. Parallel vorläufig bemerkt wurde, Kreise, welche auf der Himmels- und Erdkugel mit dem Aequator parallel gezogen werden. Die Parallelkreise der Himmelskugel heißen auch Tagkreise. Von den Parallelkreisen der Erdkugel ist hier folgendes anzuführen.

Auf der Erdkugel kann durch jeden Ort, wie L Fig. 6318., ein kleinerer Kreis KLM mit

dem Aequator AQ parellel gezogen werden. Dieser heißt der Parallelkreis oder Parallel von L. Alle Orte, die in ihm liegen, R, L, M ꝛc. haben einerley geographische Breite. Man sagt, diese Breite gehöre dem Parallelkreise zu, und nennt ihn den Parallel von dieser Breite. So liegt Leipzig unter dem Parallel von 51° 19′ 41″ nördlicher Breite.

Die Parallelkreise werden, wie alle Kreise, in Grade, Minuten, Secunden ꝛc getheilt. Weil sie aber kleinere Kreise der Sphäre sind, so sind auch ihre Grade kleiner, als die Grade der größten Kreise, d. i. des Aequators AQ und der Meridiane PAp, PLp, PQp. Wenn der Halbmesser des größten Kreises CM den Sinustotus vorstellt, so wird NM, der Halbmesser des Parallels, den Sinus von PM, d. i. den Cosinus von MQ, oder von der Breite des Parallels vorstellen, oder es ist

$$LM = \text{cos. Breite} \times Cm.$$

Und, weil CM für alle Parallelen einerley bleibt, so verhalten sich ihre Halbmesser, mithin auch ihre Umkreise, Grade ꝛc., wie die Cosinus der ihnen zugehörigen Breiten, und es ist

Grad des Parallels = Grad des Merid. × cos. Breite.

Für den Parallel von Leipzig z. B. wird der Cosinus von 51° 19′ 41″ aus den Tafeln = 0,6248605 gefunden, mithin ist der Grad desselben nur 0,6248604 × 15 = 9.372906 geographische Meilen. Für Jena beträgt die Breite 51° 2′, wovon der Cosinus = 0,6288682, mithin der Grad des Parallelkreises = 0,6288682 × 15 = 9,433023 geographische Meilen. Eben so ist die Rechnung für andere Parallelen. In dem von 60° Grad Breite ist der Grad nur halb so groß,

als

als im größten Kreise (weil cos. 60° = ½), mithin nur 7½ geogr. Meilen.

Eine Tafel über die Größe der Parallelkreise und ihre Grade findet sich in sehr vielen geographischen Lehrbüchern, unter dem Nahmen Canonion Apiani. Nähmlich Peter Apian oder Bienewitz (Cosmographicus liber. Ingolst. 1524. 4.) hatte sie mitgetheilt, und die Grade der Parallelen in Meilen und Sechzigtheilen oder Minuten der Meile angegeben. Funk (Anfangsgr. der mathem. Geographie, Leipz. 1771. 8 §. 114.) gibt eine in Meilen und deren Decimaltheilen.

Die Parallelkreise werden von allen Meridianen unter rechten Winkeln geschnitten. Ihre Richtung ist also auf die Mittagslinie senkrecht, und gibt im Horizonte Abend und Morgen an. Wenn man daher von L aus immer westwärts oder ostwärts fortgeht, so bleibt man in demselben Parallele, und umreiset die Erdkugel oder eigentlich den Pol P auf einem kürzeren Wege, als im größten Kreise.

Die Grade der Parallelen heissen sehr oft, besonders auf Landkarten, Grade der Länge; denn man kann den Unterschied der Längen von K und L, der eigentlich AD ist, auch durch den Bogen KL ausdrücken, welcher als ein ähnlicher Bogen, eben so viel Grade, aber kleinere, als AD, hat.

Die Wendekreise und Polarkreise sind auch Parallelen, jene von der Breite 23° 28′, diese von 66° 32′.

Kästner's Anfangsgründe der mathem. Geographie. 3te Aufl. Götting. 1781. 8. §. 40.

Parallellineal, Fr. Parallele, besteht aus zwey Linealen, welche durch zwey kleine metallene Bän-

der mit einander verbunden sind, so daß man sie, nachdem es der Gebrauch dieses Instruments erfordert, parallel von einander entfernen, oder einander nähern kann. Die Genauigkeit dieses Werkzeugs hängt sowohl von der Richtigkeit der beyden Lineale, als von der Art sie zu bohren ab, um die Schrauben der Bänder recht in der Mitte, und in gleicher Weite von einander durchzubohren. Man zieht damit Parallellinien, welche man in architektischen Rissen, und oft auch in andern Zeichnungen machen muß.

Man hat ein verbessertes **Parallellineal**, welches fast wie ein einfaches Lineal aussieht, und eben so leicht wie dieses mit einer Hand hin und her bewegt wird. Es besteht aus einem saubern harten Holz, und hat in der Mitte, der Länge nach, eine verdeckte bewegliche Achse von Stahl, an welcher zwey etwas von einander entfernte fein gekerbte gleiche Rollen von Messing, die sich mit derselben zugleich umdrehen, befestigt sind. Diese ragen nur um etwas weniges auf der untern Seite des Lineals hervor, damit dasselbe leicht darauf hin und her bewegt, und dennoch an jedem Orte, wo man eine Linie ziehn will, mit dem Druck eines Fingers am vordern Theile so fest, als es nöthig ist, auf dem Papiere angelegt werden können. Die Rollen sind vollkommen gleich, damit die Bewegung desselben, so lange es nicht aufgehoben wird, immer parallel geschehe. Etwas eingekerbt sind sie, damit das Lineal nicht unter dem Finger wegglitschen könne, wenn man mit dem Bleystift oder mit der Reisfeder oben daran herfährt. Die Rollen haben grade zwey Zoll im Umkreise, neben welchen an den Enden der Achse die Abtheilung von 24 gleich weit von einander entfern-

fernten Linien zu sehn ist, die nahe an dem festen Theile, worauf ein Spitzzeiger gegen dieselbe steht, herum gehn. Diese um die Achse gemachte Abtheilung dient statt eines Maßstabes, um den zu ziehenden Parallelen eine verlangte gleiche oder proportionirliche Weite zu geben, ohne einen Zirkel und Maßstab dabey nöthig zu haben. Denn, wenn die Achse von einem solchen Striche zum andern vor dem festen Spitzzeiger vorbey gegangen, so ist das Lineal grade um eine Linie oder ein Zwölftelzoll fortgerückt. Geht die Achse halb herum, so ist die Weite 1 Zoll, ganz herum 2 Zoll, 6 mahl herum 1 Schuh u. s. w. Um aber bey etwas großen Entfernungen nicht alle Striche zählen zu dürfen, so sind zur Bequemlichkeit die Striche mit deutlichen Ziffern numerirt. Man hat also bey der öftern ganzen Umwendung der Achse allemahl nur auf die Wiedererscheinung der nähmlichen Ziffer vor dem Spitzzeiger zu sehn. An beyden Seiten dieses Lineals ist am Rande nach der Länge ein Schuh bis auf Zolle und Linien abgetheilt zu sehn; welches sehr bequem ist, um einer jeden Linie während des Zuges gleich die begehrte Länge zu geben. Diese zwey auf beyden Seiten befindlichen gleichen Abtheilungen sind auch dienlich, um in der Geschwindigkeit, auf eine gegebene Linie, und aus jedem gegebenen Punkte eine senkrechte Linie zu ziehn. Denn man darf alsdann nur das Instrument dergestalt legen, daß zwey gerade gegen einander überstehende Striche von diesen Abtheilungen auf die gegebene Linie kommen, so wird die Richtung desselben allemahl perpendikulär seyn.

Ein anders verbessertes Parallellineal ist Fig. 6319 abgebildet. Die gewöhnlichen Paral-

lel-

lellineale haben nähmlich den Fehler daß sie bey ihrem Gebrauche nicht in gerader Linie herunter laufen, sondern sich nach einer oder der andern Seite hin verschieben, so daß man genöthigt ist, sie immer wieder neuerdings anzulegen. Folgende Einrichtung hat diesen Fehler nicht, sondern das Lineal läuft in grader Linie abwärts.

AA Fig. 6319 sind die beyden Lineale von Holz, Elfenbein, Messing, oder einer andern schicklichen Substanz.

Diese beyden Lineale werden ebenfalls durch zwey messingene Bleche mit einander verbunden, mit dem Unterschiede, daß diese Bleche hier aus zweyen zusammengesetzt sind, die bey BB mittelst einer Niete verbunden werden. Endlich werden die bey BB beweglich zusammen genieteten Bleche noch durch das längere Blech C in Verbindung gebracht, welches dazu dient, daß die beyden Lineale sich an keiner Stelle einander mehr, als an einer andern, nähern können. Doch das Ganze ist nun an sich leicht begreiflich *).

Parallellineale, um auf die leichteste Art meteorologische Instrumente richtig abzutheilen, erfunden von Eckhardt, verfertigt der Hofmechanikus Kleinsteuber in Weimar, zu 5 thl. mit der Noniusabtheilung, und ohne diese zu 2 thl. 12 gr.

Man sehe übrigens auch den folgenden Artikel.

Parallellinien, was man darunter versteht, ist in den Artikeln Parallel, und Parallele hinlänglich erklärt. Ich führe dieses Wort hier aber besonders auf, um von einer neuen Vorrichtung für Kupferstecher, zur leichten und sichern Zie-

hung

*) S. Journal für Fabrik ꝛc. April 1805. S. 302 und Tab. II. f. 2.

hung der Parallellinien von jeder Weite und in jeder Richtung, Nachricht zu geben, welche Hr. Buschendorf in Leipzig erfunden, und zum Besten der Künstler bekannt gemacht hat. *) Er sagt darüber:

Kupferstecher, besonders die, welche architektonische und mechanische Gegenstände bearbeiten, haben oft viele Parallel-Linien zu ziehen, deren gutes Aussehen bekannter Maßen vom vollkommenen Parallelism, von der immer beobachteten gleichen Weite, oder auch von der gleichen Zunahme in der Erweiterung oder Verengerung abhängt. Die Gleichweitigkeit der einzelnen Linienpaare läßt sich zwar ganz gut und sicher durch eine richtige und richtig gehandhabte Anschlageschiene der gewöhnlichen Art bewirken; schwerer aber ist schon die Hervorbringung immer gleicher Zwischenweiten beym Fortrücken mit der Schiene, wo das Auge immer scharf nachsehen muß, daß diese Fortrückungsweiten gleich werden, und wo die Hand oft nur mit Mühe den rechten Punkt trifft, was die Arbeit alle Mahl langweilig und unangenehm macht. Noch schwieriger ist die verhältnißmäßige Erweiterung oder Verengerung der Zwischenräume; das Auge muß da lange messen und vergleichen, muß in diesem Vergleichen sehr geübt seyn, und ist doch immer der Irrungsmöglichkeit ausgesetzt.

Kupferstechern, welche oft solche Linien ziehen müssen, wird also folgende für sie ausgemittelte Vorrichtung zur leichten, schnellen und sichern Ziehung aller Arten Parallel-Linien von allen Weiten und jedem Weitenwechsel, so erwünscht als nützlich seyn, besonders da sie zugleich einfach und wohlfeil ist, und sich leicht und bequem behandeln läßt.

Es besteht dieselbe — man sehe Figur 6320 a) aus einer winkelrechten, rundum berahmten Reißtafel a b c d, auf welcher die zu bearbeitende Kupferplatte e f g h entweder mit feinen Schräubchen aufgeschraubt, oder auch mit Siegellack aufgekittet wird.

Auf

*) S. Journal für Fabrik ꝛc. Jan. 1805. S. 56 ff. und Tab. II. f. 1. 2.

Auf dieser Tafel läuft eine gewöhnliche Reißschiene i k, welche an ihren Kopf l l, mittelst einer hinlänglich starken Flügelschraube m, angeschraubt ist, so daß sie in jede Schiefe und in jeden Winkel mit demselben gestellt und in jeder Stellung fest gehalten werden kann.

Zur bessern Festhaltung der Schiene in jeder gegebenen oder verlangten Lage kann am andern Ende eine Art beweglicher Beykopf oder Gegenkopf n n angebracht werden, der durch die Flügelschraube o seine Feststellung erhält, im Uebrigen aber mittelst des Schlitzes in der Schiene weiter hinaus geschoben werden mag, wenn die schiefe Richtung der Schiene diese Verrückung, bey welcher auch zugleich der Kopf mit schief nach dem Laufe der Rahmenseite gerichtet werden muß, erfordert.

Beyde Köpfe können durch Federn, welche an die Unterseite der Reißtafel pressen, und welche in der Folge näher bemerkt werden, festern und sichern Halt bekommen.

Auf dem Hauptkopfe der Schiene findet sich bey p ein vorstehendes Knöpfchen, welches sich niederdrücken läßt, und nach aufgehobenem Drucke wieder empor springt, auf welchem der Daumen der linken Hand während der Arbeit ruht. Durch einen Druck auf dieses Knöpfchen bewirkt der Künstler das Fortrücken der Schiene niederwärts oder nach sich zu, und alle diese so hervorgebrachten Fortrückungen sind gleich groß, sind sich vollkommen gleich, dafern er nur jedes Mal das Knöpfchen so weit niederdrückt, bis es unten aufsitzt. Der Urtheilsfähige sieht ein, daß es sehr vortheilhaft und zeitsparend ist, mittelst eines solchen leichten, einfachen Druckes, der keine Viertel-Sekunde Zeit wegnimmt, die Schiene gleich um den verlangten Raum, und zwar um den immer gleichen Raum, fortrücken zu können.

Da das Knöpfchen höher und tiefer geschraubt werden kann, so wird dadurch der Fortrückungsraum nach jeder verlangten Weite oder Enge regulirt, so daß nähmlich, wenn das Knöpfchen höher steht, die Fortrückung weiter, und wenn es tiefer steht, enger erfolgt und erfolgen muß.

Doppelter oder wiederholter Druck bewirkt demnach doppelte oder zwey Mal weitere Fortrückung der Schiene; und einem drey, vier Mal u. s. w.

wie-

wiederholtem Drucke folgt eine dreyfach, vierfach größere Fortrückung, so daß man also auf jede beliebige Art mit den Raumweiten während der Arbeit ohne Mühe, ohne Aufenthalt und Unsicherheit wechseln kann.

Schraubt man das Druckknöpfchen nach jeder Linienziehung etwas heraus oder höher, so wird die nun durch den Druck bewirkte Fortrückung etwas weiter als die vorhergehende, nach Maßgabe der mindern oder größern Erhöhung des Knöpfchens und der dadurch entstandenen mindern oder größern Drucktiefe. Auf diese Art kann man bey jeder folgenden Fortrückung etwas zugeben, sowohl das Einfache als das Mehrfache nach jeder beliebigen Zahl, was sich bey einiger Uebung leicht erlernt und bis zur sichern Fertigkeit bringen läßt. Solche Weitenvergrößerungen kommen bey Darstellung der Luft, bey zurückweichenden Flächen, die im Schatten liegen, und bey herannahenden, die dem vollen Lichte ausgesetzt sind, häufig vor.

Wird das Druckknöpfchen umgekehrt nach jeder Linienziehung tiefer geschraubt und dadurch die Drucktiefe verringert, so findet der entgegengesetzte Erfolg statt, nähmlich die Fortrückung wird kleiner, die Linien fallen enger, und die Schatten werden dunkler, so wie dort das Licht heller ward. Nach Maßgabe der Darstellungsgesetze sichtbarer Gegenstände kann man wie dort den abnehmenden Raum nach Belieben immer mehr und mehr verkleinern; kann ihn auch, nachdem es nöthig ist, gleich bleiben oder auch wieder wachsen lassen.

Zwischen schon gezogene Linien kann man eine oder mehrere andere Linien, nachdem es die Zwischenweite erlaubt oder verlangt, ohne ängstliches Richten ins Mittel, ins Drittel, Viertel u. s. w., in gleichen und ungleichen Weiten, einziehen, wenn man nur die Schiene zu der ersten dieser Zwischenlinien richtig angelegt und gestellt hat.

Alle diese gleichen und ungleichen Fortrückungen der Schiene bewirkt, wie schon bemerkt worden, der Daumen der linken Hand, welche den Kopf der Schiene festhält und während der Arbeit gar nicht verläßt; und eben dieser Daumen dirigirt auch zugleich die beliebige Zunahme oder Abnahme der Fortrückungsweiten durch eine kleinere oder größere Drehung

hung des Druckknöpfchens, dessen Rand fein eingekerbt ist, nach der rechten oder linken Seite zu. Die rechte Hand, die sich sicher auf die linke verlassen kann, zieht indessen nur die verlangten Linien mit der Nadel oder dem Stichel; sie wird nicht aufgehalten, hat immer vollauf zu thun, denn indem sie nach Vollendung einer Linie zum Anfange der folgenden zurückkehrt, ist die Schiene auch schon an den Ort gerückt, wo sie liegen soll.

Die Fortrückungen können unendlich klein und fein gemacht werden, wie sich das schon aus dem Obigen ergibt, und unendlich sind die Abstufungen und Abwechselungen derselben. Eine kurze aufmerksame Betrachtung des Instruments und seiner Einrichtung zeigt dem denkenden Künstler — und denkende Männer müssen doch alle die seyn, die Künstler seyn wollen — welche Stellung er der Druckschraube nach diesem oder jenem Erforderniß, nach dieser oder jener Nüance des Schattens und des Lichtes geben muß; und eine kurze Uebung lehrt ihn, wie viel er das Druckknöpfchen für jede verlangte Erweiterung oder Verringerung des Zwischenraumes empor- oder niederschrauben muß, woraus sehr bald eine mechanische, nicht leicht irrende Fertigkeit entsteht.

Welcher Mechanism, der im Innern des Schienenkopfes verborgen liegt, diese sichere, auf jeden Punkt sicher zu stellende Fortrückung bewirkt, soll das Folgende lehren.

In Figur 6320 b) sieht man die Reißtafel von der Seite, und zwar von der untern c d mit der aufgeschraubten Kupfertafel, und der aufliegenden Schiene i, k, deren Kopf l unterhalb der Stellschraube m abgeschnitten, vorgestellt ist. n ist der Gegenkopf mit seiner Stellschraube o: und p zeigt das hinter der Hauptstellschraube m, auf dem Hauptkopfe l stehende Druckknöpfchen, deren Stift durch den Kopf hindurch geht, und unterhalb desselben wieder zum Vorscheine kommt. Bey q und r bemerkt man schwalbenschwanzförmige Ausschnitte oder eigentlich Nuten, welche längs den Seiten des Rahmens der Reißtafel hinlaufen, und, wenn man will, um die ganze Tafel herum gehen. In diese Nuten sind genau passende zinnerne Stäbe eingeschoben und mit Leim, Kitt oder Verschraubung darin fest gemacht.

macht. Auf der äußern Seite haben diese Stäbe eine runde Vertiefung oder Hohlkehle, die ganze Länge hinab, deren Gestaltung man bey r deutlich bemerkt. In diese Hohlkehle ist rund herum ein Schraubengang eingeschnitten, so irgend von der Weite eines Achtelzolles und fast gleicher Tiefe, und zwar mehr eckig als scharf.

Im Innern des Kopfes liegt nun — man sehe die Figuren 6320 c) und 6320 d), wo der Schienenkopf der Quere und Länge nach durchschnitten, der deutlichern Darstellung wegen in natürlicher Größe vorgestellt ist — der Länge nach ein messingener oder stählerner Cylinder s, welcher nach jener Hohlkehle genau rund gedreht, und mit einigen erhabenen Schraubengängen, die gerade in die Schraubenschnitte der bemerkten Hohlkehlen passen, an dem einen Ende versehen, ist, sonst aber um seine beyden feinen Endzapfen gedreht werden kann. Die Umdrehung dieses Cylinders verursacht die Fortschiebung des Schienenkopfes und der Schiene, deren Weite immer der Größe und Zahl der Umdrehung proportionirt ist und seyn muß.

Um diese Umdrehung leicht und nach jedem Erforderniß bewirken zu können, ist der Cylinder an dem andern Ende dünner gedreht — damit er hier die Hohlkehle und deren Schraubendämme nicht berühre — und mit feinen Steigradszähnen u u versehen. — Weil sie von dem dickern Ende des Cylinders verdeckt werden, sind sie blind oder punktirt gezeichnet. —

Neben dieser Zahnung steht der Druckstift t, der oben den Schraubenknopf p trägt, und hat an seiner gegen die Zähne des Cylinders gekehrten Seite eine gleichförmig gezahnte Feder v, welche in jene Zähne des Cylinders eingreift, und wo demnach die Richtung ihrer Zähne der Richtung jener gerade entgegen stehen muß. Diese Feder ist nur unten fest mit dem Druckstifte verbunden, oben aber hat sie freyes Spiel, damit sie sich mit ihren Zähnen genau in die Zähne des Cylinders einzulegen vermag, und ihnen auch wieder ausweichen kann, wenn der Stift, nach aufgehobenem Drucke, getrieben durch die Feder w in Fig. 6320 d) wieder empor springt.

Der Druckstift ist, wie x in Figur 6320 d) zeigt, von oben hinein eingebohrt und mit Schrauben-

mütergängen versehen, in welches Schraubenloch der Druckknopf p mit seiner Schraubenspindel eingesteckt und eingeschraubt wird, durch welche Einrichtung man ihn denn, wie der Augenschein lehrt, leicht und nach jedem Erforderniß bestimmt und angesessen hoch und tief stellen kann. Bey flacher Stellung kann der Druckstift nur wenig niedergedrückt werden und die Feder v wird daher nur wenige Zähne des Cylinders ergreifen und fortziehen, und dadurch auch nur eine geringe Drehung des Cylinders z und folglich kleine Fortschiebung der Schiene verursachen. Bey höherer Stellung von p wird t weiter herabgedrückt, der Schrauben-Cylinder s mehr gedreht und die Schiene in gleichem Verhältniß weiter fortgeschoben.

Ein messingenes Plättchen y y, das oben versenkt auf den Schienenkopf aufgelegt, und, wie sich versteht, für den Schraubenstift des Druckknöpfchens durchbohrt ist, hält den von der Feder w bewirkten Aufsprung des Druckstiftes t t auf, und bietet dem Druckknöpfchen p bey jedem Niederdrucke den nöthigen Widerstand.

Uebrigens bemerke ich noch zum Ueberflusse, daß der Schrauben-Cylinder knapp und enge in seinem Lager liegen muß, daß er nicht schlappern noch sich bemerklich hin und her schieben darf, weswegen die Lager sehr gut mit Horn gefüttert werden. Auch die Schraubendämme des Cylinders müssen genau in die Schraubenrinnen der Hohlkehlen am Rahmen der Reißtafel passen und durchaus nicht darin schlottern können. Ueberhaupt muß das Ganze fleißig gearbeitet seyn und bey genauem, durchaus genauem Anschlusse doch willig und gern, durchaus gleich willig und gern gehen.

Die oben schon bemerkten Gegenfedern z z an der Unterseite des Hauptkopfs und des Gegenkopfs der Schiene, welche in Figur 6320 b) deutlich zu sehen sind, können allenfalls wegbleiben, sie dienen sonst aber sehr zur Festhaltung der Schiene, wenn diese der linken Hand für sich allein zu schwer werden sollte.

Will man die Schiene um große Weiten schnell vorrücken, hierhin oder dahin auf die Platte legen, auf diese oder jene Seite bringen, so muß man den Schrauben-Cylinder vorerst aus den Schraubenrinnen

nen der Hohlkehle, in welcher er bisher lag, seitwärts ausheben, weswegen der Gegenkopf nicht zu fest angeschraubt seyn darf, damit er nachgebe, oder vorher gelüftet werden muß; und zugleich behandelt man das Ganze etwas vorsichtig und behutsam beym Ansetzen, damit die Schraubengewinde der Hohlkehlen nicht gequetscht, abgestumpft und verdorben werden.

Der Cylinder muß, wenn man die Schiene an ihre Stelle gebracht hat, mit seinen Schraubengängen genau in jene korrespondirenden Rinnen eingedrückt, und der Schienenkopf während der Arbeit immer genau an den Rahmen der Tafel angepreßt werden, damit kein Wanken in der Richtung der Schiene entstehe, sondern diese bey jeder Fortrükkung sich immer parallel bleibe.

Die genauere Richtung oder Lage giebt man der Schiene, nachdem man sie an eine oder die andere Stelle oben berührter Maßen gebracht hat, durch Drucke auf das Druckknöpfchen, und es ist daher gut, ja sogar nöthig, die Schiene alle Mal etwas höher zu legen, und sie dann durch Behandlung mit dem Daumen vollends niederwärts dahin zu schieben, wo die erste Linie liegen, oder die Arbeit anfangen soll. Aufwärts läßt sie sich, das merke man wohl, durch Anwendung des Drucks nicht ziehen oder schieben, der Mechanism ist dieser Bewegung entgegen.

Es brauchen zwar nur zwey zusammenstoßende Seiten der Reißtafel mit hohlkehligen Schraubenleisten versehen zu seyn, und man kann da schon jede verlangte Linie in jeder verlangten Lage und Richtung ziehen; es ist aber gut und sehr räthlich, wenn diese eingeschobenen Leisten um die ganze Tafel herumgehen, denn man kann dann den Schienenkopf auf jeder Seite anschlagen, und die Schraubengänge selbst werden nicht so bald abgenutzt.

i i in Figur 632 c d) ist ein Theil der bey der Stellschraube m quer abgeschnittenen Schiene, um die Anbringung und Festmachung der erwähnten Stellschraube, die von unten in die Oberplatte des Schienenkopfes eingeschoben und versenkt wird, zu zeigen.

Nimmt man an — um durch Berechnung die Linienweiten, die diese Vorrichtung anzugeben im

Stande ist, und wie sie zu jeder verlangten zu stellen ist, anzuzeigen — daß die Weite der Schraubengänge am Cylinder und in den Hohlkehlen einen Achtelzoll beträgt, wie sie die Zeichnung auch darlegt, so wird bey einer vollen Umdrehung des Cylinders die Schiene um einen Achtelzoll oder anderthalb Duodecimal-Linie des Leipziger Zolles fortgeschoben. Der gezahnte Umkreis des Cylinders — seine Dicke ist 7 Linien — betrage 22 Linien, und die Weite jedes Zahnes sey eine halbe Linie: so wird er 44 Zähne enthalten, und man ist folglich im Stande, wenn man das Druckknöpfchen nur 1 halbe Linie hoch von der Platte y y stellt, so daß jedes Mal nur ein Zahn gefaßt und niedergezogen werden kann =43 andere gleich weite Linien in den Zwischenraum jener beyden ersten, die einen Achtelzoll von einander abstehen, zu ziehen, deren jede nur um beynahe eine Dreyßigstel-Linie oder genau drey Achtundachtzigstel-Linien =$\frac{9}{22}$ Zweyundzwanzigstel Haarbreiten, oder so ziemlich 3 Siebentel einer Haarbreite von einander entfernt sind.

Diese Weiten, die das Auge fast nicht zu erkennen vermag, werden in der Praxis wohl schwerlich oder doch nur höchst selten vorkommen, und man wird daher die engste Fortrückungsstellung selten oder wohl gar nie nöthig haben.

Wenn jene Weite von einem Achtelzolle in 8, 10, 11 Theile wieder getheilt wird, so fallen diese Linien schon sehr fein, und zu solchen Fortrückungsweiten, die die gebräuchlichsten und häufigsten unter den feinen oder engen seyn werden, muß man das Druckknöpfchen $2\frac{1}{2}$ Linie bis 2 Linien hoch stellen, damit im ersten Falle 5, im letzten 4 Zähne des Schrauben-Cylinders ergriffen und bey jedem Drucke niedergezogen werden können.

Jede halbe Linie Erhöhung des Druckknöpfchens korrespondirt demnach einem Zahne des Cylinders, und folglich einer Fortrückung der Schiene von $\frac{1}{7}$ Haarbreite, die man der leichtern Rechnung wegen auf eine halbe Haarbreite ansetzen kann. Eine ganze Linie Erhöhung bewirkt also eine Fortrückung von ziemlich 1 Haarbreite, zwey Linien 2 Haarbreiten, u. s. f.: und wenn man die Erhöhung vor jeder neuen Fortrückung um eine halbe Linie durch Drehung des Druckknöpfchens vermehrt, so wird jede

neue

neue Fortrückung um eine halbe Haarbreite vergrößert werden.

Leicht läßt sich hieraus die Stellung des Druckknöpfens für jede verlangte Zwischenweite berechnen und finden, wenn man nur merkt, wie sich die Höhe des Niederdrucks zur Weite der Fortrückung verhält, und wenn man dem gemäß mit jener ersten Grundweite in die verlangte dividirt, und nach dem gefundenen Quotienten das Druckknöpfchen, welches zu dem Ende mit feinen Linien an seiner Spindel, die den Zahnweiten an der Feder und am Cylinder genau entsprechen, bezeichnet ist, stellt. Sollten z. B. die Linien 2 und $\frac{1}{2}$ Haarbreite Zwischenweite bekommen, so müssen 5 Zähne jedes Mahl fortgeschoben werden, und das Druckknöpfchen muß demnach 5 halbe Linien hoch stehen.

Wird die Fortstellung des Druckknöpfchens um eine halbe Linie oder die Weite eines Zahnes durch zwey Umdrehungen des Knöpfchens bewirkt, wie es die gewöhnliche Gangsweite einer Schraube von der gezeichneten Dicke mit sich bringt, so kann man jeden Zahn noch in kleinere Theile abtheilen, nähmlich durch eine ganze Umdrehung des Knöpfchens in die Hälfte, durch eine halbe ins Viertel und durch eine Viertel-Umdrehung ins Achtel, was eben bey wachsenden und abnehmenden Fortrückungsweiten von Nutzen und Erwünschung ist und seyn wird.

Parallelepipedum, s. im Art. Parallel.

Parallelogramm, s. eben daselbst.

Paralysis, Lähmung, s. Lähme, Th. 58, S. 827.

Paralytica alpina, ein alter Nahme der Primula Auricula Linn.; s. den Art. Auricula ursi, Th. 3, S. 154.

Paramite, der Nahme eines Fahrzeuges in Genua; s. Palander, Th. 106, S. 164.

Parangon, 1. solche Pretiosen, welche mit Perlen und Edelsteinen von außerordentlicher Größe und seltenem Werthe geziert sind. 2. Diejenige Schriftart bey den Buchdruckern, welche auch Paragon heißt; s. oben, S. 449. 3. In Smyrna werden einige Arten der schönsten Zeu-

ge, welche die venetianischen Kaufleute sonst dahin brachten, venetianische Parangons, Franz. Parangons de Venise, genannt, und andere, welche von Padua kamen, paduanische Parangons, Parangons de Padoue.

Parangonfractur, s. im Art. Fractur, Th. 14, S. 738.

Paranymph, 1. ein Brautführer. 2. Paranymphe, oder Brautjungfer, der Nahme eines Nachtfalters, Phalaena Noct. Paranympha, deren Raupe auf Pflaumenbäumen, Schlehdorn und Weißdorn lebt.

Paranze, an der östlichen Küste des Königreichs Neapel, Fischerfahrzeuge von ziemlicher Größe, die mit 8 Matrosen und 2 Schiffsjungen besetzt sind.

Parapet, Brustwehre, s. unter Kanone, Th. 34, S. 409.

Paraphe, der, der Handzug, der Stämpel. Daher Paraphengelder, diejenigen Gelder, welche für den Stämpel erlegt werden. Fr. Paraphe.

Im Preußischen Staate hat es mit den Paraphengeldern, welche zum Stämpelregal gehören, folgende Bewandniß: nähmlich alle Kaufleute, welche die Handlung erlernt haben und in die Gilde aufgenommen sind, oder sonst zur Handlung Concession erlangt haben, folglich zur Führung ordentlicher Handlungsbücher verbunden sind, wie auch alle Apotheker, Holzhändler, Buchführer, Fabrikanten, die ihre Waare ankaufen, und überhaupt alle diejenigen, die ihren Handlungsbüchern eine Beweiskraft zueignen wollen, müssen jährlich jedes Blatt ihrer Hauptbücher, nachdem vorher alle Seiten davon gehörig foliirt worden sind, mit dem Stämpel, welcher der Paraphenstämpel genannt wird, bey Strafe des doppelten

pelten Satzes dieses Stämpels, bedrucken lassen, und für jedes Hauptbuch, ohne Unterschied und Ansehn ihrer Folien, gewisse Sätze von ein bis zehn Thaler bezahlen.

Paraphernalvermögen, ist alles dasjenige, was eine Frau außer ihrem Brautschatze in die Ehe eingebracht, oder in derselben auf irgend eine Art erworben hat. Ueber dieses Vermögen hat der Mann, nach den bisher in Deutschland gültigen Gesetzen, ganz und gar keine Rechte, ja nicht einmahl die Verwaltung, wenn ihm die Frau die Verwaltung davon nicht überträgt. Ist es geschehen, daß die Frau dem Manne die Einkünfte von dem Paraphernalvermögen überläßt, so hat sie deswegen ein stillschweigendes Unterpfand an dem Vermögen des Mannes. Heut zu Tage hat der Mann an sehr vielen Orten den Nießbrauch an dem Paraphernalvermögen der Frau, besonders da, wo er vermöge Herkommens die nutznießende Vormundschaft über die Frau hat *).

Paraphernus, paraphernalis hieß schon bey den Römern dasjenige, was die Frau außer der Mitgift dem Manne zubrachte.

Paraphimosis, spanischer Kragen, eine widernatürliche Verengerung der Vorhaut, s. im Art. Vorhaut.

Paraphrenesis, eine Entzündung des Zwerchfells; s. unter Zwerchfell.

Paraplegia, Paraplexia, s. im Art. Lähme, Th. 58, S. 841.

Parapluie, s. Regenschirm.

Pararocs, kleine Arten von Geschütz, welche Steine schießen, und auf Schaluppen geführt werden, gewöhnlicher aber Passen heissen.

*) Schilter Prax. Jur. Rom. Exerc. 36. §. 78. Hellf. Jurispr. forens. §. 240.

Parasange, Parsange, oder Farsange, Lat. Parasanga, eine persische Meile, welche 3000 geographische d. i. doppelte Schritte, oder eine Stunde Weges beträgt.

Paraselenae, Paraselenen, s. Nebenmond, Th. 101, S. 793.

Paraselemon, das Zeichen an den Schiffen der alten Griechen, wodurch sie von einander unterschieden wurden. S. im Art. Kriegsflotte, Th. 50, S. 287.

Parasi, eine Silbermünze der Türken, welche 4 Asper, oder etwas mehr als 6 Pf. gilt.

Parasis, eine unvollkommene Lähmung; s. im Art. Lähme, Th. 58, S. 842.

Parasit, war ursprünglich ein niederer Geistlicher bey den Griechen, welcher von den Opfern seinen Antheil, und daher jenen Nahmen bekam. Mit demselben bezeichnete man späterhin Schmarotzer und Schmeichler, von welchen man besonders dreyerley Arten hatte: als 1) welche bey Tische die Lustigmacher abgaben; 2) welche sich selbst lächerlich machen, auch wohl mißhandeln ließen; 3) Schmeichler, welche alles, was ihre Gönner vorbrachten, bewunderten und priesen. Die Parasiten wurden auch auf das Theater gebracht, wo sie eine komische Charakterrolle hatten, und sich gleich durch ihr Costüm, wozu eine Striegel, ein Oehlkrug und ein Stecken gehörte, auszeichneten.

Encyklopädisches Wörterbuch. VI. Zeitz u. Naumburg 1803. S. 186.
Flögel's Geschichte der Hofnarren. S. 98.

Parasitische Gewächse, Plantae parasiticae oder Schmarotzerpflanzen, sind solche Gewächse, welche nicht in der Erde wachsen, nicht aus dieser ihre Nahrung ziehen, sondern auf Stengel, Stamm und

und Wurzeln anderer Pflanzen wuchern, und diese oft so aussaugen, daß sie sehr krank werden, oder gar sterben. In Deutschland gibt es nicht viele dieser Pflanzen, sondern nur einige, wohin z. B. Viscum album, Cuscuta europaea und Epithymum, Monotropa Hypopithys, Lathraea squamaria, Orobanche major, laevis, arenaria und ramosa, Ophrys nidus avis, gehören. In wärmeren Himmelsgegenden sind sie zahlreicher, am zahlreichsten im südlichen Amerika, und die sehr zahlreiche Gattung Epidendron, wozu die bekannte Vanille gehört, besteht nebst mehreren andern ganz aus solchen parasitischen Gewächsen.

Die Schmarotzerpflanzen, welche auf den Bäumen wachsen, bringen mit ihren Wurzeln in das Holz des Baumes und saugen alle Säfte desselben an sich, wodurch der Wachsthum gehemmt, und endlich eine tödliche Auszehrung befördert wird. Schmarotzerpflanzen, die an den Wurzeln der Bäume und Sträucher sich ansaugen, thun zwar eben dieses, doch nicht in dem Grade der Stärke, wie jene, und unsere einheimischen bringen den Tod eines Baumes oder eines nur mäßig starken Strauches nicht zuwege; allein desto gefährlicher sind sie auf den Wurzeln eigentlicher Pflanzen und Halbsträucher (Stauden). Die Cuscutae wickeln mit ihren nackten Zweigen alle Gewächse, die in ihrer Nachbarschaft stehen, ein, und saugen sie aus, so daß sie verkrüppeln und ersterben müssen.

Die Mose und Flechten, welche an den Stämmen und Aesten der Bäume wachsen, sind nicht als eigentliche Schmarotzerpflanzen anzusehn, denn sie saugen die Bäume nicht aus, sondern haben zum Theil vortheilhafte Zwecke für

sie. Die auf den Stämmen wachsenden Pilze hingegen sind nachtheilig durch die viele Feuchtigkeit, die sie beym Zergehen auf dem Stamme zurücklassen, so wie auch durch ihre tief eindringenden spinnewebartigen Wurzeln, welche das Holz bald zum Verolmen bringen.

Parasoll, das, aus dem Franz. Parasol und Ital. Parasole, s. Sonnenschirm.

Parasollgehäuse, s. unter Sonnenschirm.

Parastaten, sind Nebenpfeiler, Stützen.

Parat, zu Hamburg, ein einfarbiger schwarzer Zeug, der besonders zu sogenannten Regenmänteln für Frauenzimmer verbraucht wird. Dieses sind eigentlich Ueberdecken, die sie umnehmen, wenn sie zur Kirche gehen. Man hat diese Zeuge sowohl von Seide als Wolle, und diese und jene werden wieder in verschiedene Unterarten eingetheilt.

Paratout, Paratout, eine von dem Herrn Barnett in Birmingham vor einigen Jahren erfundene Art der Schirme, die sich als Sonnen-, Regen-, Licht-, Caminschirm u. s. w. gebrauchen läßt. Bey den gewöhnlichen Sonnen- und Regenschirmen sind die hölzernen oder messingenen Stäbe in einem Ringe befestiget, so daß keine Speiche aufgespannt oder eingezogen werden kann, ohne daß nicht alle zugleich ausgedehnt oder eingezogen würden. Bey dieser neuen patentirten Erfindung des Herrn Barnett's kann man aber nach Belieben so viele oder so wenige Speichen, als man will, ausstrecken. Dieser Schirm ist also fähig sehr verschiedene Gestalten anzunehmen, und zu mehr als einem Zwecke zu dienen, weshalb der Erfinder ihm den Nahmen Paratout gab. Der Mechanismus dieser Einrichtung liegt oben in dem Knopfe verborgen. Alle Speichen lassen sich mit größter Leichtigkeit

tigkeit aufspännen. Der Griff gleicht einem Taschenfehrohre; man kann ihn aus einander und wieder so enge zusammen schieben, daß er nicht länger als eine Schreibfeder ist. Das ganze innere Gerippe dieses Barnettschen Paratouts ist silberplattirt, und die Arbeit durchgängig dauerhaft, kunstreich und schön. Der Preis ist bey Moore in St. Martinscourt zu London 2 Guinee.

Fig. 6321 a) zeigt das Paratout in Gestalt eines Traghimmels, in welcher es sowohl in heißen Weltgegenden, als in einem offenen Wagen, und überall als ein schöner Schirm sehr nützlich ist. In Fig. 6321 b) sind beyde Seiten flach niedergelassen. In dieser Form ist das Paratout auf gedrängten öffentlichen Spatziergängen oder im Schauspielhause als Schirm wider die blendende Erleuchtung, oder auch sonst als Licht- und Caminschirm zu brauchen. In Fig. 6321 e) erscheint das Paratout mit in einander geschobenem, unsichtbaren Griffe, und kann so als Fächer gebraucht werden. Fig. 6321 f) ist ein Dreyfuß. Setzt man das Paratout darauf, so dient es zum Licht- und Caminschirme, oder zu einem Arbeitstische. F. ist die Dille für den Griff des Paratouts, eben so wie in Fig. 6321 c) und 6321 d). GG. ist der Deckel des Arbeitsbeutels und läßt sich bey der getüpfelten Linie abnehmen; setzt man ihn mit dem Paratout auf einen Tisch, so vertritt er die Stelle eines Lichtschirms beym Lesen. HH. sind kleine Deckel oder Klappen. Macht man sie auf, so hat man drey kleine Rechen, und findet inwendig Behältnisse für Zwirn, Scheere. I. ein seidener Arbeitsbeutel.

Englische Miscell. XX. B. 2tes St. 1805. S. 71.

Par avance, zum voraus, vorschußweise.

Parbasolle, eine Mayländische Silbermünze, welche $2\frac{1}{2}$ Soldi oder etwa 7 Pf. gilt.

Parc, Fischwehr, Fischzaun, s. im Art. Fischfang. Th. 13. S. 663. Parc mobile, s. Pferch. — S. auch Park.

Parcans, sind große indische Schiffe, welche man vorn und hinten lenken kann.

Parce, Parze, in der Mythologie der Griechen und Römer, drey Göttinen, welche dem Leben der Menschen vorstanden, dessen Lebensfaden spannen, und **Klotho, Lacheſis** und **Atropos** hießen; wovon die erste den Faden drehete, die zweyte die Spindel hielt, und die letzte ihn abschnitt. Die Römer bekamen diesen Nahmen von den Griechen *), diese aber aus dem Morgenlande, wo im Arabischen pharaka, im Ebräischen und Chaldäischen aber barak, trennen, brechen, abschneiden ist.

Bey den häufigen Vorstellungen der Parcen in Kunstwerken, und den anderweitigen Anspielungen auf diese Mythe, wird folgende etwas weitere Erklärung derselben hier nicht am unrechten Orte stehen.

Die Parcen sind ihrem Ursprunge nach nichts, als die personificirten Begegnisse, die glücklichen wie die unglücklichen, welche dem Menschen von Jugend auf widerfahren, oder Symbole menschlicher Schicksale. (Vergl. Il. ϰ, 252. Odyſſ. ϑ, 479) Nach diesem vollständigen Begriff findet man die Parcen bereits im Homer. Ihre Zahl und Nahmen setzt aber erst Heſiodus fest. Er folgt aber dabey einer doppelten Angabe. Nach einer, der ältesten nähmlich, sind sie bloß die unglücklichen Ereigniſſe, die sie den Menschen zuspinnen, und vorzüglich Beförderinnen des Todes im Kriege. Sie sind daher Töchter der Nacht. Clotho, Lacheſis, Atropos, sind ihre Nahmen. In den Schlachten schlagen sie sich mit den Keren um die Gefallenen. Hinter ihnen drein schleicht die Traurigkeit. Sie machen es nähmlich mit den Keren aus, ob der Gefallene sterben soll, oder ob sie ihm noch längeres Leben zusprechen sollen. Als Kinder der Nacht sind sie scheuslich, führen Krallen und schreckliche Blicke. (Heſ. Sc. Herc. 258. f.) Nach einer andern Stelle aber nennt sie Heſiodus Töchter der Themis und Jupiters. Hier entspinnt sich ein

*) Die Griechen nannten die Parcen gewöhnlich aber auch Μοῖραι.

ein philosophischer Begriff: daß eine gewisse natürliche Ordnung in dem menschlichen Schicksale herrsche. Homer hat auch oft nur eine Mœra, und stellt darunter das unvermeidliche Schicksal zu sterben dar. Bacchylides ap. Stobaeum de rerum Natura, 9. sagt ebenfalls nur von einer Mœra, ohne welche die Sterblichen nicht eigenmächtig Krieg und Aufruhr anfangen können, sondern sie schickt ihn. Hier ist also Mœra die Vorsteherin der Staaten. Pindar. O. VI, 71. macht die Parcen zu Beysitzerinnen der Ilithyia. Sie stehen bey der Geburt des Menschen ihm gleichsam als Wärterinnen zur Seite.

Die Homer. Hymne auf den Merkur 549. stellt die Mœren ganz von diesen verschieden, als drey weissagende Jungfrauen und Lehrerinnen der Weissagung vor. Ihr Haupt ist mit Mehl bestreut. Sie sammlen Honig ein, und verrichten die Geschäfte der Bienen. Hier scheint an den alten Begriff sich ein historischer Mythos von einer Art von Sibyllen, die am Parnaß wohnen, angeknüpft zu haben. Apollo schenkt sie dem Merkur, sich mit ihnen zu vergnügen. Dachte man sich etwa im Alterthume nur die Mœren als Vorhersagerinnen der menschlichen Schicksale; oder waren sie in den Dienst des Apollo verflochten; oder liegt unter diesen Mœren nur das Bild der weissagenden Priesterinnen des Apollo, Pind. Pyth. 4, 106. der Melissä? Man kann hier nichts entscheiden. Jupiter wird als der beständige Vorsteher der Parcen angesehen, und in dieser Beziehung Mœragetes, Paus. V, 15. genannt.

Unter den Erzählungen von ihnen merken wir folgende. Sie bewegten die zornige Ceres, sich wieder des Getreidebaues anzunehmen. (Paus. 8, 42.) Im Gigantenkriege erschlugen sie den Thoon mit eisernen Keulen. (Apollod. I, 6, 2.) Dem Typhon aber setzten sie zu seiner Erfrischung Früchte vor, und verursachten damit, daß ihn Jupiter einhohlen konnte. (Apollod. I, 6.) Bey der Geburt des Meleagers erschienen sie und verkündigten der Althäa, ihr Sohn werde so lange leben, als der am Heerde glimmende Brand sich erhalten werde. So sieht man sie auch auf einem alten Basrelief mit des Meleagers Tode. Eine hat den linken Fuß auf einem Rade, die andere hält ein Steuerruder, die dritte eine Spindel. Catull. de N. Pel. et Thet. 307. stellt sie als drey

Matro-

Matronen mit wollenen Binden oder Kopfbändern und dergleichen mit Purpur besetzten Kleidern vor. Plato X, p. 763. Francf. läßt sie alle drey an einem Rocken spinnen. Alle Alten vereinigen sich darin, ihnen eine ernste, aber keinesweges eine fürchterliche Vorstellung zu geben. Nur Hesiodus mahlt sie scheuslich. In Sparta, (Paus. III, 11.) hatten sie einen Tempel, so auch in Rom in der 11ten Region. Im Haine der Eumeniden zu Sicyon und in Elis hatten sie Altäre. (Paus. II, 11. V, 15.) Man opferte ihnen Räucherwerk, auch trächtige Schafe, Meth und Blumen.

Parcelen, die Theile eines Ganzen.

Parchemin, s. Pergament.

Parchent, s. Barchent, Th. 3, S. 539.

Parcours, Hut- oder Triftgerechtigkeit, s. Weidegerechtigkeit.

Pardalianches, Doronicum Pardalianches Linn., s. im Art. Gemsenwurz, Th. 17, S. 304.

Pardalion, ein Nahme des Leoparden; s. im Art. Panther, Th. 106, S. 371 und den Art. Leopard, Th. 77, S. 153.

Pardalis, Pardus, Felis Pardus Linn.; s. Panther, Th. 106, S. 366. 370.

Pardao, Pardauro, oder Pardo, ist der Nahme gewisser Münzen, die in Ostindien, sonderlich zu Goa, und auf der Küste von Malabar, gangbar sind. Man gibt aber diesen Nahmen verschiedenen daselbst gangbaren Münzen, die theils in Ostindien selbst, theils in Europa geschlagen werden, und daselbst gelten. Man hat nähmlich 1) Pardaos Xerasins, eine Münze von schlechtem Gehalt, die von den Portugiesen zu Goa geprägt wird. Ihr Gepräge stellt auf der einen Seite das Bild des heil. Sebastian's, und auf der andern Seite ein Gebund von 4 Pfeilen vor. Sie gilt ohngefähr 300 Rees; und man gibt 20 silberne Fanons für 1 Pardao. 2) Par-

daos

daos Reales, nennt man die spanischen Piaster, oder, welches einerley ist, Stück von Achten, die unter allen spanischen Münzen die einzigen sind, die in Ostindien gelten. Sie haben daselbst einen gewissen bestimmten Preis, unter welchen sie niemahls fallen, aber oft sehr über denselben steigen, wenn manchmahl die Kaufleute solche stark suchen, um sie nach China zu schikken, wo sie sehr gern genommen werden. 3) Goldene Pardaos, nennt man die venetianischen oder türkischen Zechinen oder Dukaten, die daselbst gemeiniglich 2 doppelte Piaster oder Pardaos Reales gelten.

Die Pardaos Xerasins dienen auch auf der ganzen Küste von Malabar, vornähmlich zu Goa, als Rechenmünzen, und sie vergleichen sich mit 22½ Groschen sächs. Geldes; der Rechnungs-Pardao mit 18 Groschen.

Pardauro, s. Pardao.

Pardel, s. Panther, Th. 106, S. 366.

Pardelfell, s. Pantherfell, oder Pantherhaut, im Art. Panther, Th. 106, S. 372.

Unter dem Nahmen Pardelfelle, sind im Rauchhandel auch gewisse Tiegerfelle im Gange, welche aus Asien kommen, und über Orenburg bezogen werden. Sie sind auf dem Rücken falb, am Bauche und an den Füßen weiß, und durchgängig mit kleinen runden Flecken übersäet.

Parder, 1) ein Nahme des Pantherthiers, s. Panther, Th. 106, S. 366. 2) Des kleinen Panthers, Felis Panthera, Blumenbach (Handb. d. Naturgesch. 8te Aufl. 1807. S. 105.) welchen Büffon die Unze nennt; s. im Art. Panther, a. a. O. S. 371. Hiermit ist Felis Onca Blumenb. nicht zu verwechseln, welches Thier in Amerika lebt und der Jaguar, oder

ameri-

amerikanischer Tieger heißt. 3. Parder ist übrigens auch der Nahme einer Art der Strandläufer, Tringa squatorala L.

Parderkatze, Felis Serval, s. den Art. Serval.

Pardion, mit diesem Nahmen bezeichnet Aristoteles eine Gazellenart; s. Büff. vierfüßige Thiere, deutsch. Ausg. XII. S. 219.

Pardo, Pardos, eine silberne Münzsorte, die zu Mosambique und längs den Küsten von Afrika gangbar ist. Sie gilt 200 Rees.

Pardon, ein aus dem Franz. Pardon, nur im gemeinen Leben für Vergebung und Begnadigung übliches Wort, so wie pardonnieren, aus dem Franz. pardonnes, vergeben, begnadigen. Pardon geben, s. im Art. Kriegsgefangene, Th. 50, S. 415. Vom Pardone überhaupt, und dem den Deserteurs ertheilten Generalpardon, s. im Art. militärische Verbrechen und Strafen, Th. 52, S. 552 fl.

Pardos, s. Pardo.

Pardus, Felis Pardus Linn., s. Panther, Th. 106, S. 366. Der Nahme Pardus, und die darnach gebildeten deutschen Wörter Pardel und Parder, sind eigentlich morgenländischen Ursprungs, indem dieses Thier auch im Persischen Par genannt wird.

Pareau, s. Paro.

Paredri, waren zu Athen sechs vornehme Beamte, welchen sehr wichtige Dinge anvertrauet waren, und die besonders alle Urtheile durchsehen mußten.

Pareira, Cissampelos Pareira Linn., s. unter Griswurzel, Th. 20, S. 29 fl.

Parelium, s. Nebensonne, Th. 102, S. 19.

Parell, so wird in Minorca der Alabaster genannt.

Parelle, Rumex acutus Linn., s. unter Grindwurzel, Th. 20, S. 63. Auch Rumex aquaticus

ticus führt im Französischen diesen Nahmen; s. daselbst, S. 98.

Parellus, Lichen Parellus Linn., Parmelia Parella Achar., s. Verrucaria Perella, im Art. Lichen. Th. 77, S. 674. Dieses ist die sehr nutzbare Lackmusflechte, die im 68sten Theil dieser Encykl. S. 435 und 490 genauer charakterisirt worden.

Parementage, so heißt bey den Schneidern ein Stück vom Oberzeuge, welches man, wenn das Kleid übrigens nicht gefuttert wird, statt Unterfutter annähet, und dazwischen an gewissen Orten eine starke Leinwand bringt, um solche Stellen recht haltbar zu machen.

Parentation, s. Leichenrede Th. 74, S. 84.

Parere, ist ursprünglich ein italienisches Wort, und bedeutet so viel als ein Gutachten. Da fast alle europäische Nationen die rechte Art, die Handelsgeschäfte zu führen, und insonderheit die Wechselbriefe, von den Italienern gelernt haben: so hat man auch fast auf allen Handelsplätzen, wie mehrere italienische Wörter nebst den damit angedeuteten Sachen, so auch dieses Wort beybehalten; und man versteht darunter ein schriftlich abgefaßtes Gutdünken unpartheyischer Kaufleute, Handelsgerichte, oder Assecuranzkammern, über eine streitige Sache, worüber sie in Handelssachen zu Rathe gezogen, und ihre Meinung zu entdecken gebeten worden. Nähmlich, weil die Handels- und Wechselsachen nicht sowohl nach den Regeln des gemeinen Rechts, als vielmehr nach dem Styl und der eingeführten Gewohnheit unter Kaufleuten desjenigen Orts, wo der Streit anhängig ist, zu entscheiden sind: so pflegen Kauf- und Handelsleute gemeiniglich in schweren Fällen eine kurze

Beschaffenheit der Sache (Speciem Facti) aufzusetzen, und über die unter Kaufleuten in einem solchen Falle eingeführte Gewohnheit, das Gutachten anderer Kaufleute einzuholen, welches Gutachten nun entweder schlechthin ein Parere oder auch wohl ein Kaufmanns- oder kaufmännisches Parere genannt wird. Und zwar werden die Pareres nicht allemahl von den Kaufleuten des Platzes, wo die Streitsache anhängig ist, sondern auch von ausländischen Handelsplätzen gesucht und gefordert; ja oft werden in einer Sache von verschiedenen Handelsplätzen zugleich Pareres eingeholt.

Die Sache worüber Pareres begehret und ertheilet werden, sind also allerley zweifelhafte Fälle, es mögen solche streitige Wechselsachen, Seebefrachtungen oder Kauf- und Verkaufsachen seyn, wie sie auch Nahmen haben, wenn sie nur Handelssachen betreffen, und sich nach der unter Kaufleuten eingeführten Handelsgewohnheit entscheiden und beurtheilen lassen.

Die Frage, worüber das Parere verlangt wird, muß die ganze Beschaffenheit der Sache mit allen nöthigen Umständen der Wahrheit gemäß, und also nicht zu viel, und auch nicht zu wenig, dabey so kurz als möglich, erzählen; übrigens aber darf man eben nicht die dabey interessirten Personen ausdrücklich benennen, sondern es ist genug, wenn solche nur mit den Anfangsbuchstaben angezeigt, oder an deren Statt die Buchstaben A B C und so weiter, nach der Zahl der Personen gesetzt oder endlich auch verdeckte Nahmen, als Sempronius, Alexander, Cajus ꝛc. gebraucht werden. Was nun die Abfassung eines Parere's betrifft, so müssen wir die Eigenschaften eines Kaufmanns anzeigen,

welcher

welcher um Ausstellung eines solchen zu ersuchen ist: und solche bestehen darin, daß er sich als einen braven und ehrlichen, als einen klugen und verständigen und als einen in Commerzsachen wohl erfahrnen Mann auf seinem Handelsplatze legitimiret habe. Seine Pflichten dabey sind, daß er vor allen Dingen den Fall, worüber ein Gutdünken begehret wird, und dessen Beschaffenheit (Statum Controversiae) wohl beherzigen, die Zweifelsgründe (Rationes dubitandi) wohl überlegen, hierauf seine Erfahrung zu Rathe ziehen, und ein gutes und nützliches Buch aufschlagen muß, ehe er sein Gutdünken aus der Feder fließen läßt, damit er nichts ungereimtes setze, und sich dadurch mit seiner wenigen Einsicht bloß stelle. Unter die Schriften, welche von Kaufleuten bey Aufsetzung ihrer Parères mit Vortheil gebraucht werden können, gehören insonderheit Savary Parères, ou Avis et Conseils sur les plus importantes matières du Commerce, wo über die schwersten Handelsvorfälle, sonderlich über Bankerotte, Wechselbriefe, ausgegebene Orores, Blankets, Novationen der Handschriften und Wechselbriefe, Gesellschaftshandlung und andere dergleichen Materien mehr, gut abgefaßte Kaufmannsgutachten in Menge zu finden sind; wie denn nicht weniger die bey König's Erläuterung der Leipziger Wechselordnung von p. 424 bis 480, ingleichen in Siegel's Corp. Jur. Camb. II Th. p. 1 bis 204 befindlichen Pareres dabey mit Nutzen nachgesehen werden können. Man sehe auch hierbey May's Versuch in Handelsbriefen (Altona 1765 in 8.) p. 385 nach.

Das Parere selbst pflegt sodann von den Kaufleuten, denen der Fall zu beleuchten, und

ihre Meinung darüber zu geben, zugesendet worden ist, mit der bescheidenen Clausel: „daß sie „allezeit einer bessern Meinung statt geben wol„len, so lange aber diese nicht bewiesen würde, „wäre indessen dieses ihr unmaßgebliches Be„dünken;“ schriftlich ausgestellt zu werden.

Diese Gutachten sind nun nicht ohne Nutzen, und zwar pflegen die Kaufleute ein von ihnen eingeholtes Parere darauf je zuweilen zu Beschleunigung ihrer Streitsache dem Richter zu seinem Unterrichte mitzutheilen. Denn obwohl die Pareres nicht eine entscheidende Kraft (vim decisivam) haben, da der Richter nach den Acten und darin geführten Beweisen geht; so haben sie dennoch, wenn anders die Frage recht formiret und eingegeben worden ist, eine große Kraft, dem Richter, vor dem die Rechtssache schwebet, im Urtheilsprechen Licht zu geben, so, daß vielfältig das Urtheil darnach und mit Beziehung auf ein solches Parere eingerichtet wird, welches alsdann geschieht, wenn dergleichen Pareres mit Zuziehung der Handelsconsulenten ꝛc. abgefasset sind. Wenigstens ist kein Zweifel, daß, so wie den eingeholten Responsis der Rechtsgelehrten die Wirkung der Befreyung von den Proceßkosten zugeschrieben wird, diese Wirkung auch bey den Pareres statt haben müsse, wenn nur die Frage so abgefaßt ist, wie oben von ihr gefordert wurde. Es dient aber ein Parere auch öfters dazu, große und kostspielige Processe zu vermeiden, indem mancher, wenn er aus dem eingeholten Parere sieht, daß er nach so vieler wackern Leute Meinung nicht Recht habe, abgeschreckt wird, einen Proceß anzufangen, den er aller Wahrscheinlichkeit nach verlieren würde, obwohl nicht zu leugnen ist, daß viele Pareres

öfters

öfters ohne genugsame Erfahrung in dieser oder jener Handlung, ingleichen ohne einen vollkommenen Begriff von der Sache, die etwa vorgelegt wird, zu haben, ohne reife Erwägung aller Umstände, endlich ohne zulängliche Kenntniß der in vielen Stücken ganz sonderbaren Handelsrechte, bloß in den Tag hinein geschrieben werden. Wie aber die Kaufmanns-Pareres insgemein von den Vornehmsten der ganzen Kaufmannschaft eines Ortes abgegeben werden: so pflegen auch wohl Kaufleute von einzelen erfahrnen alten Personen ihres Standes in streitigen Fällen und zweifelhaften Sachen ihr Gutachten zu begehren, deren Antworten dann vielmehr Gutdünken. riese genannt werden. In solchen, als einer besondern Gattung von kaufmännischen Briefen, entdeckt der Briefsteller, was er nach seiner Einsicht für recht und billig halte, und in dergleichen Fällen, wenn sie ihm vorkämen, thun oder lassen würde, er führt Beyspiele an, wie es in dergleichen Fällen gehalten worden, die Sache könnte anders laufen, als man es sich einbildete, dieses stände zu befürchten, jenes zu hoffen u. s. w.

Ludovici's Kaufmannslexicon, umgearb. von Schedel. IV Th. Leipzig 1799. 8. Col. 1912 ff.
Bergius's (altes) Polizey- und Cameral-Magazin IV. Th. in 4. S. 229.
Der Kaufmann. Von Bando. S. 306 ff.

Nachfolgende Beyspiele, welche kurz und deutlich abgefaßt sind, werden von der Sache noch einen nähern Begriff geben.

Erster Fall.

Severus, der mit dem Melantor in einem Haferhandel verwickelt gewesen ist, rechnet mit ihm ab, und es findet sich, daß er dem Melan-

tor noch 1450 Gulden schuldig bleibt. Weil er nun kein Mittel weiß, diese sogleich zu bezahlen, so erbietet sich Valer, der von beyden ein guter Freund ist, dem Severus die Summe vorzuschießen. Severus nimmt die 1450 Gulden von Valern an, und bezahlt den Melantor damit, stirbt aber noch an eben dem Tage, und läßt seine Verlassenschaft in einem insolventen Zustande. Valer verfügt sich darauf sogleich zu Melantor und sagt zu ihm: ihr wißt, daß das Geld, welches euch Severus bezahlt hat, von mir ist; und ich habe es vorgeschossen, um euch beyden einen Gefallen zu thun, und euch aus einander zu helfen. Gebt mir dieses Geld gegen die ausgestellte Quitung wieder zurück; denn es wäre nicht billig, wenn ich die 1450 Gulden verlieren sollte, die ich bloß vorgeschossen habe, um euch beyden als meinen Freunden, eine Gefälligkeit zu erzeigen. — Dieses weigert sich Melantor zu thun. Es ist also die Frage, ob es Recht ist, und ob nicht Melantor im Gewissen verbunden ist, Valern die vorgeschossene Summe wieder heraus zu geben?

Auflösung. — Nach dem Urtheile von 17 Kaufleuten gegen 4. Nein. Die Ursache davon ist:

1) Sobald Geld geborgt wird, so ist der, welcher es borgt, durch die Uebertragung des völligen Besitzes Eigenthümer davon.

2) Severus hat den Melantor mit aufgenommenem Gelde befriedigt, und ist dadurch Valers Schuldner geworden.

Also hat Valer kein Recht an den Melantor, sondern behält es auf die Verlassenschaft des Severus. S. Iust. in Instit. L. 3. T. 15. Quibus modis etc.

Zwei

Zweiter Fall.

Mevius zu R... verkauft an Sejus zu A... eine Parthie Thee, und überschickt ihm solchen ihrer genommenen Abrede zufolge auf der Achse; allein der Postwagen wird unterwegs bestohlen, und der Thee mit Gewalt genommen. Als Sejus Nachricht davon bekommt, so schreibt er an den Mevius, ihm für den ersten Thee andern zu schicken. Mevius weigert dieses, es wäre denn, daß man ihm den ersten Thee zuvor bezahlte. Sejus besteht darauf und sagt, daß die Lieferung noch nicht geschehen, und daß ein Verkäufer gehalten sey, seine Güter zu verwahren und sie in Acht zu nehmen, bis sie der Verkäufer in Händen hat. Mevius hingegen sagt: der Verkauf ist geschehen, und die Lieferung auch; und es ist meine Schuld nicht, daß der Thee gestohlen worden ist. Ihr Sejus seyd Käufer, und folglich mein Schuldner; als Käufer seyd ihr auch der Besitzer geworden, also müßt ihr auch für allen Schaden stehn, der dem Gute von ungefähr und ohne meine Schuld begegnet ist. — Hier entsteht nun die Frage, ob Mevius dem Sejus diesen Thee zu vergüten gehalten ist oder nicht?

Auflösung. — Nein. Der Thee war des Sejus Eigenthum geworden, sobald er ihn gekauft hatte: nun ist er ihm mit Gewalt genommen worden, also ist Mevius zur Vergütung nicht verbunden. Der Käufer hätte sein Gut versichern lassen können.

Dritter Fall.

Fabius kauft für Rechnung des Sylla ein Schiff von Luciussen. Nach geschlossenem Kaufe

sagt Fabius zu Luciussen: wenn das Schiff dem Sylla wider Vermuthen nicht anständig wäre, so solle der Kauf null und nichtig seyn. Lucius schweigt hierzu still. — Sylla mißbilligt den Kauf, weil ihm das Schiff nicht ansteht, und ergreift gegen Luciussen Actionem redhibitoriam, wodurch der Verkäufer sein verkauftes Gut wieder zu nehmen verbunden ist, wie Fabius in seinem Nahmen ausgemacht hatte. Lucius aber gibt vor, er wäre den Accord nicht eingegangen: und gesetzt auch, er wäre ihn eingegangen, so sey doch diese Bedingung erst nach geschlossenem Kaufe hinzugekommen, und zwar post Intervallum. Fabius antwortet ihm, daß der, welcher schweigt, auch einwillige; daß er diese Bedingung im Nahmen seines Herrn hinzu gesetzt habe, und daß es ihm, dem Lucius frey gestanden, sie nicht anzunehmen und den Kauf zu brechen: folglich müsse die Bedingung gelten, ob sie schon erst nach Schliessung des Kaufs hinzu gekommen, weil Lucius derselben nicht widersprochen habe. — Es fragt sich also, ist der Kauf zu bestätigen oder muß er aufgehoben werden?

Auflösung. — — Der Verkäufer Lucius ist seines Einwendens ungeachtet verbunden, das an den Fabius verkaufte Schiff von ihm wieder anzunehmen, und ihm das Geld dafür, wenn die Bezahlung bereits geschehen ist, wieder herauszugeben; und wird Sylla oder vielmehr sein Factor Fabius von dem Kaufe den Rechten nach losgesprochen.

Vierter Fall.

Sulpitius kauft von dem Maximus einige Quarteele Thran zu 62 Gulden, zwey Monat nach der Lieferung zu bezahlen. Maximus macht

also auf die Bezahlung vom Sulpitius Rechnung, und kauft wieder andern Thran. Weil er zur gesetzten Zeit vom Sulpitius nicht bezahlt wird, so sieht er sich genöthigt, den von neuem gekauften Thran, um ihn bezahlen zu können, für baares Geld zu verkaufen, wodurch er über 300 Gulden verliert. — Ist nun Sulpitius gehalten, den Schaden zu vergüten, den er dem Maximus dadurch verursacht, daß er ihn nicht zu rechter Zeit bezahlt hat?

Auflösung. — — Nein. Der Schade, den Maximus leidet, ist für seine Rechnung; denn Sulpitius braucht weiter nichts zu bezahlen, als den bedungenen Preis; doch kann er wegen der Interessen, von der Zeit an, da er hätte bezahlen sollen, in Anspruch genommen werden.

Fünfter Fall.

Tullius verbürgt sich für eine Summe von 1200 Gulden für den Sylvius, die dieser von dem Claudius mit der Bedingung aufgenommen hat, solche in zwey Jahren wieder zu bezahlen. Als diese Zeit vorbey ist, überredet Sylvius seinen Freund Claudius, daß er ihm diese 1200 Gulden noch ein Jahr gegen Interessen lassen möge. Claudius geht dieses ein: kurz darauf aber spielt Sylvius bankerott. Claudius nimmt daher den Tullius augenblicklich in Anspruch, um von ihm als Bürgen die Bezahlung zu erhalten. Allein dieser sagt; ich bin nicht schuldig zu bezahlen, weil ich nur zwey Jahre Bürge für die Schuld bin; das dritte geht mich nichts an, und ich habe in die Verlängerung nicht gewilligt. — Es ist also die Frage, ob Tullius als Bürge verbunden bleibt oder nicht?

Auflösung. — — Nein, und Tullius wird von seiner Verbindung dem Rechte und der Billigkeit gemäß losgezählt.

Sechster Fall.

Bav hat Procura von seinem Herrn Fabricius, ihm in allen seinen Geschäften zu dienen und in seinem Nahmen auf alle Art zu handeln. Er kauft also als Factor von dem Prudens verschiedene Waaren, die sich auf ein ansehnliches Capital belaufen, und überschickt dieselben dem Fabricius seinem Herrn; dem Prudens aber stellt er eine Versicherung aus, daß er vor dem 10ten des folgenden Monats den Betrag der Waaren unfehlbar berichtigen wolle. Unterdessen stirbt Fabricius, seine Verlassenschaft reicht nicht zu, folglich kann das Geld unmöglich herauskommen. Prudens hält aber gleichwohl um die Bezahlung dieser Waaren, (die schon wieder verhandelt sind) bey Baven an. — Die Frage ist also, ob Prudens den Schaden nicht tragen muß?

Auflösung. — — Acht Stimmen gegen drey urtheilten Ja. Denn Prudens hätte auf den Fabricius sehn müssen, der wirklicher Käufer war. Bav ging ihm weiter nichts an; denn er war nur Mäkler oder Factor. Der Kauf war gültig. Die Waaren waren wieder verkauft; also muß sich Prudens an der Verlassenschaft des Fabricius zu erholen suchen, und wenn er Schaden leidet, so ist es für seine Rechnung.

Der Kaufmann, oder Beyträge zur Aufnahme der Handlung und Seefahrt. Aus dem Holländ. I Th. Leipzig, 1770. 8. S. 578 fl.

Paret, s. Baret. Th. 3, S. 542.

Paret-

Paretmacher, so werden an einigen Orten die Strumpfwirker genannt.

Paretürierrinde, oder Paletürierrinde. Was davon bekannt ist, sehe man unter Paletürierrinde, Th. 106. S. 169.

Parfait amour, ein Nahme des rothgefärbten Cedraliqueurs; s. im Art. Liqueur, Th. 79, S. 549.

Parforcehorn, s. unter Jagdhorn, Th. 28, S. 398.

Parforcehund, Parforcejagdhund, Laufhund Chiens courans, sind eine besondere Art von Jagdhunden, welche ein aufgesprengtes Stück Wild, wie sehr es auch wechseln und sich drehen mag, so lange verfolgen, und wenn es ihnen gleich aus den Augen gekommen, doch durch den Wind, oder aus der Spur wieder entdekken und auftreiben, bis es endlich vor Müdigkeit nicht weiter kann, und durch einen Fang mit dem Hirschfänger erlegt wird. Dieses sind mehrentheils starke Mittelhunde, von rother, brauner, röthlicher, oder grauer Farbe, mit langen Ohren.

Die französischen und englischen Parforcehunde sind unstreitig die besten, insgemein von weißer Farbe oder dockfleckig, mit sehr langen Ohren, welche bisweilen an 9 Zoll herunter hangen. Die französischen Parforcehunde haben gewöhnlich einen ungemein hellen, starken und vortrefflichen Laut; die englischen aber werden nicht so laut, lassen sich auch selten hören; hingegen sind sie mit weniger Mühe zum ordentlichen Jagen abzurichten, als jene. Man braucht ihnen auch nicht viel vorzublasen, oder viel zuzusprechen, und sie anzuleiten; sie zeigen vielmehr einen natürlichen Gehorsam, haben einen

schar-

scharfen Geruch, und halten die Spur mit größerer Ordnung, als die französischen; sie gehen auch gern ins Wasser, und halten sich wohl bey Leibe mit viel schlechterer Kost, als die französischen, welche schon leckerer sind. Im Laufen dauern sie lange aus, so daß man nicht so vieler Relais oder Vorlagen bedarf; allein den Wiedergang des Hirsches suchen sie nicht so sorgfältig auf, als die französischen, welche darin viel genauer und vorzüglicher sind.

Ein wohlproportionirter Parforcehund soll einen etwas länglichen Kopf, eine breite Stirn, einen spitzigen Hübel, große Augen, sehr lang behangene Ohren, die unten gewendet, und wo möglich drey bis vier Finger breit über die Nase gehn, mittelmäßige Schulter, gebogene Nieren, hohe Hüften, einen hoch erhabenen dicken Wedel, dicke Lenden, gerade Knie, starke Nerven (Flechsen) und kurze dicke Klauen haben. Die Hündinn, von welcher man dergleichen Art nachziehen will, muß von guter Race, auch hoch, lang und breit von Leibe seyn, und alle eben angeführte Zeichen haben; sie muß auch, weil sie oft läufisch, tragend oder säugend ist, nicht zum Jagen ausgeführt, sondern nur zur Zucht, nebst dem schönsten Hunde, allezeit zu Hause gelassen werden.

Zur Erlangung guter Parforcehunde gehören demnach zuvörderst gute Hündinnen, (gemeinhin Petzen genannt) die nicht zu alt und an sich selbst anbrüchig sind, so wie dergleichen gesunde Hunde. So bald man nun gewahr wird, daß unter der Meute eine Hündinn hitzig wird, sondert man sie ab, und läßt nur den dazu bestimmten Hund dabey. Es taugen aber nicht alle Hunde dazu, und es kann ein Hund

mit

mit mancher Hündinn nicht zur vollständigen Begattung kommen. Man muß deßhalb die Hunde beobachten, und wenn man dieses gewahr wird, sie sogleich trennen, und einen andern Hund zur Hündinn bringen. Das Zulassen muß zwey bis dreymahl geschehen, weil von einem Mahle der Hündinn die Hitze nicht benommen wird.

Die beste Zeit zum Belegen der Hunde ist der Januar bis März, und auf dessen Erfolg wirft die Hündinn nach 9 Wochen und 2 Tagen, wenn alles richtig zugeht. Wenn nun die Zeit zum Werfen (Wölfen) kommt, muß fleißig nach der Hündinn gesehen, und sie warm gehalten werden. Nach geschehenem Abwölfen muß man keine Jungen wegwerfen, sondern solche zum Theil durch Schafhirten- oder Bauernhündinnen säugen lassen, und sie also zu erhalten suchen. Sollen diese Ammen nun die fremden Jungen annehmen, so muß man ihre eignen Jungen sowohl, als diese von der Parforcehündinn, etwas mit Branntwein waschen, damit sie einerley Geruch bekommen. Nach geschehener Annehmung nimmt man die eignen Jungen der Amme nach und nach von ihr weg, damit sie die Fremdlinge desto besser nährt; jedoch müssen sie nicht beständig zum Saugen gelassen, auch warm gehalten, und besonders die säugende Hündinn gut gewartet werden.

Wenn die jungen Hunde 4—5 Wochen alt sind, gibt man ihnen süße Kuhmilch und lehret sie an, mit der Hündinn zu fressen. In die Milch gehöret gut ausgebackenes Rockenbrot, auf einem Reibeisen gerieben, welches beydes aber nicht so lange stehen darf, daß es sauer wird, welches den jungen Hunden leicht einen

starken Durchlauf und andere Uebel zuziehet. Nach und nach gewöhnet man sie an die Brühensuppe, mit Brot vermischt, weichgekochtes Rindfleisch, das sie stärkt, aber auch verstopft, wenn damit zu viel gefüttert wird. Sie müssen frey herum laufen können, und hierzu, je älter sie werden, desto mehrern Platz haben; viele kommen auch in ein Fallhaus oder Feldmeisterey, wo sie mit dem Fleische des umgefallenen Viehes erzogen werden, und zu gutem Wachsthum gelangen.

Zur Fütterung der alten Hunde gehören große Fässer zum Schrote und Brote mit Deckeln, worin guter, klein geschrotener Hafer, Gerstenmehl und Brot zu ihrer Speise vermischt, und mit Rindfleischbrühe eingemacht wird. Zu dem Ende werden Rinder für sie geschlachtet, deren Fleisch gekocht, und auch dieses ihnen zu fressen gegeben wird; denn dieses, und besonders die Suppen, wenn sie dergleichen alle Tage bekommen, erhält sie bey guten Kräften.

Wie nun die Parforcehunde, ehe sie zum völligen Jagen gebraucht werden können, abzurichten, in Arbeit und Athem zu setzen sind, kann man nicht im allgemeinen zeigen, weil die vielen, zu dieser Art der Jagd erforderlichen Hunde nicht von einerley Naturell sind, solches nach und nach geschehen muß, und alles vorzüglich auf verständige Jäger ankommt. Jedoch wird es nicht unzweckmäßig seyn, besonders was die Einjagung der jungen Hunde betrifft, hier darüber das folgende anzuführen. Zuvörderst werden die jungen Hunde, sobald sie etwas heranwachsen, eben so wie die alten gefüttert, und auch wie diese gehalten, außer daß sie noch nicht in der Meute ausgeführt werden, und nicht in

solchem Zwange sind, wie die alten Hunde. Die jungen Hunde müssen bis sie anderthalb Jahr alt werden in Freyheit bleiben, alsdann kann man anfangen, sie kuppelmäßig zu machen. Anfangs koppelt man ihrer zwey und zwey zusammen, und läßt sie den Tag über so im Zwinger zusammen gehen; des Nachts aber müssen sie von einander gelöset werden. Nachgehends werden sie mit den Kuppeln am Strick durch die Bursche einige Mahle ausgeführt. Darauf führet man sie früh Morgens vor der Fütterung und auch Nachmittags aus, damit sie es gewohnt werden, gehorsam in einer Meute zu gehen. Wenn sie es dann mit den Kuppeln gewohnt sind, läßt man sie auch ungekuppelt alle Tage ausführen, und auf solche Art erst zweyjährig werden, ehe sie unter die Meute der alten Hunde kommen. Bisweilen werden sie auch wohl eher darunter genommen. Recht gut ist es auch, wenn man etwa ein paar Mahl einen Hirsch allein mit den jungen Hunden jagt. Zu dem Ende nimmt man einige Fuder Zeug, stellet einen Hirsch ein, und zieht mit den jungen Hunden hinein, legt sie auf den Hirsch an, läßt sie solchen im Zeuge wacker herum jagen, und fängt ihn endlich vor ihnen, und macht auch gleich dabey Curée, damit sie den Genuß vom Hirschfleische bekommen, und desto hitziger darauf werden. Thut man dieses nur ein paarmahl, so werden sie bald jagen lernen. Doch sind einige, die nicht sogleich daran wollen, sondern wohl erst im dritten Jahre zum Jagen Neigung zeigen; sie laufen zwar zur Gesellschaft in der Meute mit, thun im Jagen aber nichts.

Hat man aber keine Jagdzeuge, so schießt man einen Hirsch an, und nimmt etliche alte

Hun-

Hunde mit unter die jungen, jagt den Hirsch vollends todt, und läßt sie selbigen verzehren. Eben so macht man es auch mit andern Thieren, welche man parforce jagen will, daß man nähmlich an ein Thier, zu dessen Jagd man die Hunde in der Folge beständig gebrauchen will, die jungen Hunde erst ein paarmahl auf ähnliche Art bringet; sodann werden sie in die alte Meute genommen, und vollends in ordentliche Arbeit und Athem gesetzt. Ich will mich hier zwar vorzüglich nur auf die Parforcejagd eines Hirsches beschränken, weil dieser das edelste Thier ist; jedoch ist die Arbeit mit den Hunden auf andere Thiere eben so beschaffen.

Wenn es demnach bestimmt ist, wenn die Jagdzeit angehen soll, so fängt man 5 — 6 Wochen vorher an, mit den Hunden auszureiten. Der Oberjäger oder der Piqueur, welcher die Woche hat, reitet vor der Meute her, die andern aber neben und hinter den Hunden. Der voraufreitende ruft den Hunden zu: Allez, allez, hay, hay! Die hinten reitenden aber rufen: Tirez, tirez! und auch Co, co! oder auch: Allez, Meute! — Anfangs reiten sie etwa nur eine halbe Stunde aus; hernach aber wird des Tages zweymahl ausgeritten, aber allemahl vor der Fütterung. Man reitet auch wohl hin, wo Wildpret stehet, und zeigt ihnen solches, hält sie aber zwischen den Pferden und unter der Peitsche, daß sie nicht von selbst dahinter her jagen dürfen, wodurch sie lernen müssen, gehorsam zu seyn.

Wenn dieses einige Tage geschehen ist, alsdann fängt man mit ihnen an, im Trabe zu reiten, erst nur eine halbe Stunde, und sodann alle Tage weiter. Wenn damit auch wieder acht

Tage

Tage fortgefahren ist, so reitet man mit ihnen im Galopp, erst zwar auch nicht weit, und sodann immer weiter und weiter, daß man endlich eine deutsche Meile und auch wohl weiter mit ihnen galoppirt, und dieses alle Tage. Darauf müssen sie mehr und mehr in Athem kommen, und die Strapazen gewohnt werden. Denn, wenn sie nicht vorher so nach und nach in Athem gesetzt werden, so können sie keine Jagdzeit ausdauern, und geschähe es auch mit einer Jagd, so würden ihrer viele doch lahm und steif werden, daß sie die andere Jagd nicht viel thun könnten. Wenn sie nun in Athem gebracht worden, alsdann ist bey einigen Equipagen gewöhnlich, daß sie Train jagen, wovon im Art. Trainjagen das weitere vorkommen wird. Das wichtigste bey den Parforcehunden ist aber, daß man sie vollkommen zum Gehorsam bringe, und sie auch zum Horn und Rufe gewöhne; und eben deswegen müssen sie auch in der Arbeit, eben sowohl als sie in Athem gesetzt werden sollen, auch zum Gehorsam gebracht, oder wie man es bey der Jagd zu nennen pflegt, Chasse gemacht werden; sonst ist es ganz unmöglich, oder wenigstens doch sehr selten, mit ihnen eine gute Jagd anzustellen.

Wenn endlich die Hunde von der Jagd zu Hause kommen, und es ist etwa nasses Wetter, so muß man in die Kamine oder Oefen im Stalle Feuer machen, und die Pritschen dabey hinrücken, damit sich die Hunde wieder abtrocknen können. Wäre es aber warmes Wetter, so läßt man sie im Zwinger und im offenen Stalle frey aus- und eingehen, und gibt ihnen gute Suppe und Rindfleisch, damit sie Kräfte behalten. Es muß jetzt gleich darnach gesehen wer-

den, ob sie sich wund gelaufen haben, steif oder lahm sind, oder ob, und was ihnen sonst etwa fehlen möchte, und setzt man ihnen alsdann die Füße ein. Hierzu nimmt man Essig, thut Kienruß und etliche Hände voll Salz hinzu, und setzt ihre Füße darein, wodurch die Hitze ausgezogen wird. Recht gut ist es auch, wenn man ihnen die Füße mit warmen Wein wäscht, welches sie stärkt, und ihnen die Hitze benimmt. Sieht man aber, daß sie sehr steif gehen, oder wohl gar angerennt sind, so muß man sie mit einem guten hierzu bereiteten Spiritus waschen, wie denn allezeit ein guter Vorrath davon da seyn muß, weil auch andere Arzeneyen mit Spiritus angewendet werden. Des andern Tages, wenn die Hunde ihre Frühsuppe gefressen haben, gehet man langsam mit ihnen spatzieren, und sieht sie abermahls genau durch, ob etwa dem einen oder dem andern etwas fehlet. Diesem muß bey Zeiten mit Arzeneyen und andern schicklichen Mitteln zu Hülfe gekommen werden.

Um diese Hunde in gutem Stande zu erhalten, sollen sie auch alle Jahr im Sommer, ehe die Jagd angehet, purgiert und eingeschmiert werden, damit sie nicht die Räude bekommen. Die Hauptsache ist aber, daß man sie ordentlich füttert, sie fleißig reiniget und putzet, und alle Tage ihre Ställe ausräumet und auskehret, damit sie nicht so voller Flöhe liegen, sie auch im Sommer alle Woche ein paarmahl badet, und mit der Striegel und Kartätsche die Flöhe von ihnen abputzet. Sie müssen auch alle Tage reines Stroh haben, insonderheit aber jederzeit reines und frisches Wasser bekommen. Die Geschirre muß man alle Tage ausputzen, und das Wasser ja nicht 2—3 Tage darin stehen lassen.

Endlich muß auch Aufsicht bey ihnen seyn, daß sie sich nicht beissen, oder damit ihnen bald geholfen werden könne, wenn sonst einem etwas ansicht.

Nach Verhältniß der Jagdliebhaberey des einen oder andern Fürsten oder sonst reichbegüterten Herrn, wird nun auch eine stärkere oder schwächere Meute gehalten. Die Einrichtungen dazu sind aber sehr verschieden. Ueberhaupt ist indeß eine Meute von hundert Hunden schon überflüssig stark genug, damit zu jagen, und sie machen schon Lärm genug, woran mancher Jagdliebhaber innigen Gefallen findet. Doch hat man öfters auch viel stärkere Meuten, weil manche Hunde bey der Jagd zu Schaden kommen, und man ihren Abgang gern bald wieder durch andere ersetzt. Eigentlich ist bey so vielen Hunden aber sehr viele Arbeit bey dem Jagen, und im Grunde gesteht jeder Parforcejäger gern, daß es sich mit 50 Hunden noch leichter und besser jagt, weil die wenigen Hunde wegen Ergreifung des Change und bey andern dergleichen Fällen, besser zu zwingen sind, als 100 und mehr. Das einzige bey vielen Hunden ist das stärkere Geläut, welches vielen so angenehm ist.

Zur Parforcejagd gebraucht man aber auch noch Leithunde, um zuvörderst mit diesen den Hirsch aufzusuchen und zu bestätigen. Billig muß daher ein jeder Piqueur und Besuchknecht einen wohlgearbeiteten Leithund haben, wiewohl an manchen Orten Parforcejagden ohne Leithunde dazu zu gebrauchen, gehalten werden. Es geht freylich wohl ohne Leithund, es ist aber viel mühsamer, und öfters ungewisser, die Hirsche zu finden, besonders, wo ihrer nicht viele vorhanden sind; mit den Leithunden kann man

sie aber viel sicherer ausmachen, bestätigen und nach Gefallen anjagen. Wo aber sehr viele Hirsche und zwar in einem engen Raume beysammen sind, da kann man sie sehr bald ohne Leithund finden. Auch bey Sau- und Wolfsparforcejagden sind die Leithunde sehr nöthig.

Im übrigen sehe man den Artikel Parforcejagd und die daselbst nachgewiesenen Stellen.

Parforcejagd, aus dem Franz. par Force, mit Gewalt, Forciren, Laufjagen, Rennjagen, Franz. Chasse à Chiens-courans, ist eine Art der Jagd, wo das Wild, ohne Garne oder Tücher dabey zu gebrauchen, durch Jäger zu Pferde und durch Hunde, die in verschiedene Relais oder Vorlagen vertheilet werden, und das Wild erwarten, so lange auf der Fährte verfolgt wird, bis es stürzet oder ermüdet, sich von selbst niederthut, oder aber von den Hunden zum Stehen gebracht wird, daß es durch einen Fang mit dem Hirschfänger erlegt werden kann; welches letztere aber bey den Hirschen ohne Gefahr nicht abgehet, wenn sie ihr Gehörn vollkommen haben, oder in der Brunst sind, wo man sie nicht mit Vortheil anzugreifen weiß. Wenn der Hirsch erlegt ist, wird es mit dem Parforcehorn kund gemacht, der Hirsch ins Gehörn gelegt, der Hals und die Gurgel eröfnet, und den jungen Hunden so warm ihr Antheil gegeben, darauf der rechte Vorderlauf abgelöset und dem Herrn des Jagens, oder dem, welchem er diese Ehre zugedacht hat, präsentirt, endlich das Stück vollends zerwirket, und weil dergleichen Wildpret nicht zu genießen ist, den Hunden preis gegeben, oder wem es sonst zugehöret, ausgetheilt. Auf den ersten Fall werden die Knochen und Röhren davon abgesondert; andern Falls aber gehört

hört das Herz, Lunge und Leber den Leithundsknechten, als ihr Recht, welche dem Leithunde, um denselben desto begieriger zu machen, nachdem er an des Hirsches Kopf und Gehörn geführet worden, gegeben werden. Der rechte Vorderburg gehöret demjenigen, welcher den Hirsch bestätiget hat, der andere aber dem Jagdjunker. Die innersten Nierenbrätlein nebst dem Gehörne oder Geweihe, dem Herrn der Jagd, der Zimmel kommt dem Oberjägermeister, der Rückbraten und die Keulen den andern hohen Jagdofficieren, und der Hals nebst dem Kopfe den Hundeknechten zu.

Die Parforcejagd ist überhaupt aber nur ein Vergnügen für große Herren, und sehr kostbar, weil viele Hunde, Pferde und Menschen darauf gehalten werden müssen, dabey auch gefährlich, weil Menschen und Thiere bey dem öfteren Stürzen nicht selten zu Schaden kommen. Auch ist dazu nicht in jedem Lande Gelegenheit. In Frankreich, wenigstens bey der vormahligen Verfassung, und England, ist sie sehr gemein; in Deutschland aber erst im letzten Jahrhundert an verschiedenen Höfen recht aufgekommen und Mode geworden.

Die Parforcejäger pflegen zwar von dem Frühjahre an den Sommer hindurch bis in den späten Herbst, auch öfters des Winters, oder wenigstens bis zu Anfange des Novembers, zu jagen, und mit St. Hubertstage zu beschließen; man hält aber, ausgenommen, wenn ein großer Herr zu seinem Vergnügen jagt, diejenige Zeit für die beste zur Parforcejagd, wenn das Wild gesetzt hat, und die Kälber, welche schon etwas erwachsen sind, mit dem Thiere ausweichen, der Hirsch aber sein Gehörn geworfen und wieder

aufgesetzt hat, bis zur Brunstzeit, weil zu dieser Zeit die feisten und guten Hirsche sich einzeln vertheilen, und von den andern absondern, in der Brunstzeit aber schwerlich von dem Haufen zu trennen sind, auch einen widerlichen Geruch haben. Nach der Brunst aber sind sie magerer, und entkommen daher leicht die meisten, wiewohl öfters auch einige gefangen werden, weil sie abgemattet sind. Zu geschweigen, daß außer obiger bequemen Zeit, im Frühjahr und späten Herbst Frost, Schnee und Eis große Hindernisse bey dieser Art zu jagen verursachen; denn die Hunde haben zu solcher Zeit keine Witterung von der Fährte, laufen sich auf dem gefrornen Erdreiche wund und lahm, oder gleiten auf dem Eise aus und verrenken sich. Die Pferde verballen und vertreten sich auf dem harten Boden, auf dem Schnee und Eise aber werden sie nicht nur am Laufen verhindert, sondern auch in Gefahr gesetzt, sammt dem Jäger oder Piqueur in eine vom Winde verwehete Grube zu stürzen, oder auf dem glatten Eise auszugleiten, und nebst jenem den größten Schaden zu nehmen, und was dergleichen wichtige Verhinderungsursachen mehr sind, weshalb es nicht rathsam ist, bey solcher Witterung eine Parforcejagd vorzunehmen.

Vortheilhaft ist eine Parforcejagd aber ganz und gar nicht, denn das Wildpret kann nicht genutzt werden, die Unterhaltung der vielen Hunde Pferde und Jäger kostet sehr viel, und das Vergnügen selbst ist oft mit Gefahr für den Herrn der Jagd selbst verbunden, wenigstens ist das starke Jagen schon dem Körper gewöhnlich sehr nachtheilig. Dem armen Landmann, über dessen Fluren die Jagd geht, wird sein Acker durch Pferde und Hunde vertreten und zu Grunde gerichtet,

auch

auch muß das Wild zum Behuf der Parforcejagd stark geheget werden, weshalb an solchen Orten der Wildfraß für die Felder sehr verderblich ist. Gleichwohl haben viele Fürsten und Könige *) dieses Jagdvergnügen ohne Maß geliebt, und keinen Aufwand und Zeitverlust gescheuet, der dazu erforderlich war, und der reiche oder reich scheinen wollende Adel hat ihnen hierin so viel möglich nachgeahmet, so daß dieses Vergnügen, so grausam und unnütz es an sich ist, doch ein recht vornehmes Vergnügen ist.

Zur Einrichtung einer völligen Jagdequipage oder Parforcejagd müssen die Waldungen so versehen seyn, daß man allenthalben kreuz und quer durchkommen kann, nasse Flecken und Brücher werden mit Brücken und Dämmen versehen, und auf den Strömen werden Floßbrücken, große Kähne und Fähren gehalten, damit man nöthigen Falles gleich über- und fortkommen könne. Ferner sind hierzu erforderlich wohleingerichtete Häuser und Gebäude, zum Aufenthalt des Jagdcommandanten, der Jäger, Pferde, Aufseher, Bursche, und Jungen zu den Meuten, jungen und andern Hunden. An Personen gehören billig zu einer völligen Equipage: ein Commandant, Jagdjunker, Jagdpagen, Oberjäger, Oberpiqueur, Piqueurs, Besuchknechte, Hundeburschе ꝛc.

*) Carl IX, König von Frankreich liebte die Parforcejagd so vorzüglich, daß er sich die Mühe gab, seinem Lieblinge, dem Villeroi, eine Abhandlung davon in höchsteigner Person in die Feder zu dictiren, welche nach seinem Tode 1621 zu Paris gedruckt wurde; und König Ludwig XI von Frankreich hing so sehr daran, daß er noch auf seinem Todbette in seinem Zimmer zu Plessis-les-Tours große Ratzen von Katzen hetzen ließ. Ludwig XIV, welcher auch in der Jagd etwas außerordentliches suchte, hielt 1671 eine Parforcejagd bey Rondenschein, und erlegte wirklich einen großen Hirsch.

Wenn nun parforce gejagt werden soll, so wird Tages zuvor vom Fürsten und durch dessen Commandanten Befehl an den Oberpiqueur gegeben, welcher solchen sogleich den andern Piqueurs und Besuchknechten kund thut. Weil aber schon jeder seine Züge und Vorsuche vorher gemacht hat, und also weiß, wo Hirsche anzutreffen sind: so wird nach gehaltener Ueberlegung einem jeden sein Zug und Vorsuch angeordnet. Alsdann ziehen der Oberjäger, die Piqueurs und Besuchknechte insgesammt des Morgens frühe aus, und jeder sucht seinen ihm bestimmten Ort vor. Wenn sie einen Hirsch finden, wird er sogleich bestätigt, und dann zu dem bestimmten Versammlungsplatze gezogen, woselbst sie denn entweder dem Commandanten oder dem Fürsten selbst Bericht erstatten; worauf dieser den Hirsch, der gejagt werden soll, erwählet. Alsdann begibt sich der Besuchknecht, der ihn auf seinem Vorsuche gehabt, mit seinem Leithunde, hin nach dem Orte, wo der rechte Hirsch, dem es gelten soll, ist, versichert sich nochmahls, ob er noch beständig in seinem Stande, oder greift ferner enger vor, wenn der Ort noch etwas weitläufig ist, und bestätigt den Hirsch, so enge es seyn kann. Während der Zeit, nachdem der Fürst und die hohen Herrschaften auf dem Rendez-vous eingetroffen sind, wird mit einer kalten Küche gefrühstückt, und dergleichen den Jägern bey der Jagd, die, solches bey den starken Strapazen allerdings benöthigt sind, gleichfalls gereicht, auch den noch draußen bey dem Hirsche befindlichen zugeschickt oder verwahrt.

Hierauf müssen die Piqueurs, und diejenigen Besuchknechte, an welchen das Jägen ist, zu Pferde sitzen, und ihre Meute zwischen sich nehmen;

men; so wie schon vorher der Oberjäger oder Oberpiqueur die Relais, sowohl an Pferden als Hunden eingetheilt hat. In der Gegend, wohin man vermuthet, daß der Hirsch seine Flucht oder Wechsel nehmen werde, stellt man eine Relais von fünf oder sechs Koppeln Hunde, nachdem die Meute stark ist. Hierbey hält ein Bursche mit einem Pferde, ingleichen für den Fürsten, Commandanten, und alle Jäger, welche mit reiten, ein frisches Pferd. Nebst dieser ersten Relais wird eine andere auf einen andern vermutheten Wechsel auf gleiche Art gestellt, und nöthigen Falls die dritte, auch vierte mit 3 oder 4 frischen Pferden, und eben so viel Koppel Hunden. Bey jeder Relais muß ein Bursche von den Hunden seyn, und müssen diese nebst den Pferdeknechten wohl Achtung geben, wie nahe ihnen die Jagd komme, oder wenn sie sehen, daß diese weit von ihnen entfernt ist, sich vorziehen, um bedürfenden Falles bey der Hand zu seyn. Nimmt aber die Jagd eine ganz andere Richtung, als die Relais gestellt sind, so werden sie von einem Jäger eingehohlt, und nach dem gehörigen Orte beordert.

Wenn die Jäger nun zu Pferde gestiegen sind, ziehen sie mit der Meute voraus, die hohe Herrschaft folgt ihnen und so geht es hin zu dem Orte, wo der Hirsch bestätiget ist, woselbst auch der Besuchknecht mit seinem Leithunde wartet. Die Meute wird zur Seite behalten, und die Piqueurs und Besuchknechte gehen nach den Brüchen, besehen die Fährten genau, welche Kennzeichen man daran entdecken kann, ob er am rechten oder linken, am Vorder- oder Hinterlaufe etwa ungerade Schalen habe, welches bey sehr vielen der Fall ist, ob die Fährte breit,

lang oder kurz sey, welche Kennzeichen in der Folge wichtig werden, um immer zu wissen, ob man noch eben denselben Hirsch vor sich habe oder nicht.

Ist dieses geschehen, so werden 3 oder 4 von den besten Hunden aus der Meute gehoben; einige haben auch besondere Lancierhunde, die sie nachgehends nicht mit jagen lassen; mit diesen ziehen dann ein paar Piqueurs oder Besuchknechte hin zu den Brüchen; die andern Piqueurs oder Besuchknechte aber bleiben mit der Meute vorn. Fallen die Lancierhunde nun die Fährte an, und nehmen sie auf, so wird ihnen jedesmahl besonders zugerufen. So jagt und lancieret, (sprenget) man den Hirsch aus seinem Stande, läßt die Lancierhunde jagen, bis man über einen Weg oder Allee kommt, und stopfet oder hält die Lancierhunde auf, verbricht auch wohl daselbst den Hirsch während des Lancirens. Einige, welche dazu kommen können, jagen auch wohl vor, um den Hirsch in die Augen zu bekommen, um zu sehen, was er für ein Gehörn hat, ob es hoch oder niedrig ist, wie viele Enden oben in der Krone sind, oder wie es sonst beschaffen ist; auch wird öfters auf Befehl des Obern so lange lancieret, bis sie den Hirsch besehen haben. Sind aber, wie es meistentheils geschieht, mehrere Hirsche bey einander, so müssen 3 oder 4 Jäger, so viel man deren bey der Meute entbehren kann, lancieren, andere hingegen carbinieren während der Zeit, d. i. sie reiten quer vor, brechen die Hirsche vor, und es muß der, welcher am ersten dazu kommen kann, möglichst darunter jagen, damit sie sich absondern, wobey aber wohl Achtung gegeben werden muß, wo der rechte Hirsch, dem es gelten soll, sich hin wendet.

Wenn

Wenn man ihn verlohren hat, wird immer fort lancieret, bis Gewißheit von der rechten Fährte des erwählten Hirsches, und daß man ihn am Leibe und Gehörne gesehen hat, da ist. Sobald dieses geschehen ist, und der Jäger die rechte Fährte erblickt, meldet er es durch lautes Rufen seinen Cameraden. Bekommt er aber den Hirsch in die Augen, so ruft er Tajo, juchet, und verbricht die Fährte. Sodann werden die Lancierhunde fest genommen; während dieser Zeit wird die Meute herbey gehohlt, und auf die rechte Fährte angelegt.

An manchen Orten ist es gebräuchlich, wenn der Hirsch des Morgens bestätiget und gefrühstückt worden, so müssen die Besuchknechte mit alten Leithunden lancieren, von dem einer mit seinen Hunden von den Brüchen auf der Fährte nachhänget, und wenn mehr Hirsche vorhanden sind, so greift auf beyden Seiten auch ein Besuchknecht mit dem Leithunde vor. Lancieret nun der eine, welcher nachgehänget hat, die Hirsche, diese aber brechen auf der Seite aus, so nimmt derjenige, welcher auf der Seite vorgezogen, und dem die Hirsche übergeben gewesen, mit seinem Leithunde die Hirsche gleich auf, und hänget ihnen nach, die Piqueurs und andere halten vor, und suchen die Hirsche von einander abzusondern. Jedoch bleiben die mit den Leithunden so lange an den Hirschen, bis sie abgesondert sind. Zuweilen aber wollen sich die Hirsche mit Lancieren nicht trennen lassen, wo denn die völlige Meute darauf angelegt, und gejagt wird, bis sie doch endlich dieses thun müssen. Steckt aber ein Hirsch allein in einem engen Orte: so wird ohne sonderliches Lancieren die völlige Meute gleich auf die Brüche angelegt.

Wenn

Wenn nun, wie gedacht, der oder die Hirsche laneieret sind, so bringt man die Meuten herbey nach den Brüchen, so viel aber möglich nicht unter Wind, denn es sind oft solche Rebellen dabey, welche, so bald sie die Witterung vom Hirsche in die Nase bekommen, unter den Pferden weg streichen, und die andern auch verführen. Sonst aber müssen die Hunde von den Jägern zwischen den Pferden gehalten werden, bis sie auf die Fährte kommen. Einige ziehen zu Fuße mit der Meute bis zur Fährte, dieses halten die Hunde gut aus; so bald sich aber die Jäger zu Pferde setzen, so geht es auch fort. Nehmen diese als bald die Fährte auf, und jagen also fort, so ruft man ihnen zu, es wird auch geblasen, und so geht es dann frisch fort.

Kommt man mit dem angejagten Hirsche und der Meute gegen die ausgestellten Relais, so werden die Hunde gestopft (arretirt), und von der Relais wieder Hunde mit zur Meute gegeben und gelöset; eben so wechselt man die Pferde, und nimmt frische. Dieses geschieht nöthigen Falles bey allen Relais, jedoch gebraucht man bisweilen nicht viele frische Pferde oder Hunde, zumahl wenn die Hirsche recht feist sind, und nicht lange vor der Meute dauern. Während des Jagens werden die Hunde durch Zurufen angefeuert, und wenn sie nun wieder eine Strecke so fortgejagt haben, stopfet man sie wieder, damit die zurückgebliebenen auch nachkommen *). Will man die Hunde stopfen, so müssen die Piqueurs den Hunden vorjagen, mit der Peitsche klatschen und ihnen zurufen. Die Hunde stopft man aber deshalb, damit sie zusammen kommen und

*) Die vordersten Hunde pflegt man den Kopf, die hintersten den Schwanz zu nennen.

und in einer Meute bleiben. Sind allzu rasche und noch allzu rohe Hunde dabey, die gar zu weit vorsprengen, so hängt man ihnen Riemen von 1½ Zoll Breite und 2 Ellen Länge, oder etwas breite wollene Tuchlappen um den Hals, worauf sie öfters treten müssen, und crabattet sie also.

Wenn nun der Jäger den rechten angejagten Hirsch, der öfters Wiedergänge (Retours) gemacht hat, und übergeschossen ist, wieder zu sehen bekommt, so wird allemahl Tajo! gerufen, wodurch zu verstehen gegeben wird, der rechte Hirsch sey da gesehen worden.

Wenn hierauf die Hunde dem Hirsche so nahe kommen, daß sie ihn öfters wieder lancieren, so ist es bald mit ihm zu Ende. Es wird aber fortgejagt, bis der Fürst zugegen ist, und die Hunde den Hirsch stellen. Diese werden auch wohl, den Umständen gemäß, wieder abgenommen, der Fürstenruf geblasen, und der Fürst zum Fange erwartet. Dieser geschieht mit dem Hirschfänger (Couteau de Chasse), und wenn der Hirsch, wie öfters geschieht, sehr böse ist, sich vor die Hunde stellt, und manchen hiervon spießet, und deshalb der Herr es nicht wagen kann, den Fang anzubringen, so muß einer von den Piqueurs oder Besuchknechten sich hinter ihn hinan machen, und ihm mit dem Hirschfänger hessen, (die Hesse ablösen) worauf der Fürst zum Fange hinan geführt wird. Stellet sich aber der Hirsch im Wasser, so schießt ihn dieser mit der Pürschbüchse vor den Kopf.

Ein Hirsch hält die Jagd gewöhnlich nicht viel über zwey Stunden aus, es müßte ihm denn Ruhe dazwischen gelassen werden, so daß er wieder zu Athem kommen kann, welches geschieht, wenn

wenn er sich öfters verliert; und dann kann die Jagd 6, 8 bis 9 Stunden dauern. Ist er aber sehr feist, so dauert das Jagen kaum eine halbe Stunde.

Ist nun der Hirsch gefangen, so wird der rechte Vorderlauf gleich über den Schalen und Oberrücken in dem Gelenke abgelöset, und dem Fürsten oder einer andern vornehmen Person unter den anwesenden Fremden dargebracht. Sind nun mehr fürstliche oder vornehme Personen bey der Jagd, so werden die andern Läufe auch abgelöset, und diesen präsentirt, welche Ehrenbezeugungen der Jäger mit einem angemessenen Geschenke vergolten werden. Darauf wird Curée gemacht, d. i. der Hirsch wird aufgebrochen und zerwirkt, das Geäsfe aus dem Gehörn ausgelöset und übrigens ordentlich zerwirkt, wo denn, wenn es dem Fürsten gefällig ist, der Zimmel (oder das Zimmer) für die fürstliche Tafel in die Küche abgeliefert wird, und eine Keule oder Braten gehört einem Piqueur um den andern hiervon. Die Flanken oder Eisbeine, Mehrbraten, Kehlbraten, die Zunge und das Herz aber dem Besuchknechte, und das Unschlitt nebst der Haut wird unter diese beyden vertheilet. Wenn nun der Hirsch so zerwirkt, und die Haut wieder darüber geschlagen ist, so nimmt ein Jäger den Kopf, zeigt solchen den einige Schritte davon liegenden Hunden, bis sie recht begierig darnach werden; dann werden sie auf einmahl hinan gelassen, die Haut gleich abgezogen, und das übrige des Hirsches von ihnen in Geschwindigkeit aufgefressen. Die Jäger setzen sich alsdann zu Pferde, nachdem ein jeder einen Zweig als ein Ehrenzeichen auf den Hut gesteckt hat.

Sodann geht der Marsch zurück, die Hunde werden wieder zwischen den Jägern und den Pferden geführt, und dabey Marsch nebst allerley Fanfaren oder Jagdstücken geblasen, und das gewöhnlich so stark als möglich. Man hat aber für alle Jagdauftritte seine besonderen Weisen, damit die Jäger sich einander Zeichen zublasen und verstehen können, was der eine dem andern mittheilen will; auch die Hunde müssen das Horn verstehen lernen, und wissen auch recht gut Bescheid, was es bedeutet, wenn entweder Horvary oder Fanfaro, die völlige Jagd oder Levu, der Hunderuf und dergleichen geblasen wird, wenn sie nur erst einige Zeit mit gejaget haben.

So wie nun Hirsche parforce gejagt werden, kann es auch mit Damhirschen, Rehböcken, wilden Säuen, Bären, Wölfen, Füchsen und Hasen geschehen; jedoch müssen die Hunde besonders darauf abgerichtet seyn. Ich finde es aber überflüssig, mich weiter hierauf einzulassen, da in den besondern Artikeln dieses Werkes, welche von diesen genannten Thieren handeln, davon näherer Unterricht gegeben wird, wie denn z. B. in den Art. Hirsch, Th. 23, S. 681 fl. und Hase, Th. 22, S. 122 fl. schon alle die Winkelzüge beschrieben sind, welche diese Thiere zu machen pflegen, wenn sie parforce gejaget werden, so wie die Vorsichtsregeln, welche die Jäger in diesen und jenen Fällen anzuwenden haben, um dennoch ihren Endzweck zu erreichen. Jagdliebhaber, welche sich von allem diesem noch umständlicher belehren wollen, werden in der neuen Ausgabe von Döbel's Jagd-Practica zur Genüge befriedigt werden.

Im übrigen ist im Art. Jagd, im 28sten Theile dieses Werkes auch schon manches die Parforcejagd betreffendes berührt worden, worauf ich hier gleichfalls verweisen muß.

Ueber Parforcejagd sind auch noch folgende Schriften nachzusehen:

Ehler's Sittlichkeit der Vergnügungen. Th. 2, S. 252 fl.

Parforcejagd zu Bessungen. Schlözer's Staatsanzeigen. Heft 21, S. 183. und 418. Heft 40, S. 253.

Das Reich der Natur und Sitten, Th. 1, S. 173 — 176.

Rößig pragmatische Geschichte ꝛc. 2 Theil, 1 Abth. S. 448. S. 466 fl.

Von Rohr Merkwürdigkeit des Vor- und Unterharzes, Abh. 6, Cap. 11.

De la Conterie normännischer Jäger. Aus dem Franz. Münster 1780. 8.

Forst- und Jagdbibliothek I. S. 127.

Von Moser's Forstarchiv. VII. S. 3.

Leonhardi's Forst- und Jagdhandbuch 1795. S. 278.

Ueber Parforcehunde, s. allgemeine Geschichte der Hunde, S. 207.

Die Parforcejagd der Hasen, von einem Liebhaber. Leipz. 1715.

Probst's Gespräche von der Parforcejagd. Leipzig 1736.

Wie bey der Parforcejagd den Hunden das Jagen auf Füchse abzugewöhnen, s. im Art. Jagdhund, Th. 28, S. 431 fl.

Parforcepferd, ist ein Pferd, welches bey der Parforcejagd gebraucht wird. Für einen Jäger ist hierbey ein gutes Pferd unumgänglich nöthig; denn wenn dieses einem der besten Jäger fehlt, so ist er außer Stande, seine Dienste gehörig zu thun. Es beruhet nicht selten auch sein Leben darauf, denn hat er ein untaugliches Pferd unter sich, und er soll über Graben, Stock und Stein den Hunden gleich galoppieren: so kann

er

er bald unglücklich seyn, und beym Stürzen zum Krüppel werden, wenn er nicht gar den Hals bricht. Mancher Jäger ist aber auch nicht geschickt genug, ein gut abgerichtetes Pferd gehörig zu lenken, weshalb es sehr nöthig ist, daß solche Leute ein Pferd vorher mehrmahls reiten, um mit ihm bekannt zu werden, ehe sie es auf einer großen Jagd zum Reitpferde nehmen.

Zu einem Parforcepferde wählt man gern ein Pferd von mittler Größe, das nicht senkrückig, sondern gleich, und nicht sehr breit über der Brust, aus Hals und Kopf gewachsen, nicht zu kurz und steifhälsig ist, zumahl wenn es zugleich helle Augen hat, dabey lang gestreckt, mit guten Hüften versehen, feurig und nicht mattherzig ist. Dergleichen Pferde müssen aber auch gute Wartung haben, nicht überflüssig Heu bekommen, welches ihnen dicke Bäuche gibt, sondern guten reinen Hafer, welcher vom Staube frey seyn muß.

Wenn die Jagdzeit angehen soll, müssen die Pferde sowohl, als die Hunde in Athem gesetzt werden; man reitet sie anfangs nur auch im Schritte und Trabe aus, nachgehends aber alle Tage eine halbe Stunde auch wohl länger im Galopp. Anfangs reiten sie die Knechte paarweise, sobald aber die Arbeit mit den Hunden angeht, werden sie auch dabey mit in Athem gebracht.

Nach vollbrachter Jagd muß der Roßarzt nachsehen, ob diesem oder jenem Pferde auch etwas fehlt, ihre Schenkel mit Spiritus oder Weinessig fleißig waschen, und die beschädigten wieder herzustellen suchen; dabey müssen sie auch öfters geritten werden, damit ihre Füße nicht steif werden, sondern geschmeidig bleiben.

Das Frühjahrsgras ist ihnen nach der Winterruhe, wenn das Jagen vollbracht ist, sehr heilsam, um ihre völligen Kräfte wieder zu erlangen, wozu aber auch eine regelmäßige Wartung und fleißiges Putzen gehört.

Vor diesem gab man in Deutschland den englischen und französischen Pferden den Vorzug zur Parforcejagd vor den einheimischen, weil sie sehr rasch und folglich zum Jagen sehr brauchbar sind; es können indeß die deutschen und polnischen Pferde hierzu auch sehr wohl abgerichtet werden, zumahl für die Piqueurs und Besuchknechte, mithin darf man sich die Unkosten nicht machen, lauter englische Pferde zur Parforcejagd zu halten. Inzwischen kommt hierbey auch noch auf einen guten Bereiter, Sattelknecht, Jagdsattler, Jagdriemer, Jagdsporer, Jagdwagner, und tüchtigen Jagdschmidt sehr vieles an, welcher letztere nicht nur ein Pferd recht zu beschlagen wissen, sondern auch mit den gewöhnlich vorkommenden Beschädigungen eines Pferdes und andern Krankheiten wohl umzugehen wissen muß, wenn man dieses billig nicht ganz einem erfahrnen Thierarzte überläßt.

Nach Verhältniß, wie nun zu einer völligen Jagdequipage mehrere oder wenigere Pferde nöthig sind, müssen nun auch mehrere oder wenigere Knechte zur Wartung dazu vorhanden seyn. Was die fürstlichen Pferde betrifft, so ist allemahl bey zwey Pferden ein Knecht. Eben dieses findet bey den Pferden des Parforcejagdcommandanten statt. Wenn also z. B. acht Pferde für den Fürsten vorhanden sind, so gehören dazu vier Knechte, und zu 6—7 Pferden des Commandanten 3 Knechte; für den Jagdjunker 5 Pferde und 2 Knechte; für den Jagd-

pagen

pagen eben so viel Pferde und Knechte; für den Oberjäger und jeden Piqueur 5 Pferde und 2 Knechte; für jeden Besuchknecht 5 Pferde und 2 Knechte; für die Bursche 3 Pferde und 1 Knecht. Diese nebst noch 3 übercompletten Pferden und 1 Knecht wären also 28 Knechte. An einigen Höfen findet indeß eine sparsamere Oekonomie statt, so daß bey den Pferden des Fürsten nur 3 Knechte, bey denen des Jagdcommandanten nur 2 Knechte ꝛc. gehalten werden, und es reicht diese Zahl auch wohl hin; allein die Knechte haben dann sehr viele Arbeit, und sie reichen nicht hin, die Pferde gehörig in Athem zu setzen, und sie nach den Relaisplätzen zu bringen, und es müssen deshalb während dieser Zeit noch Gehülfen angenommen werden. Auch werden wohl noch ein oder ein paar Züge gehalten, Fourage und dergleichen anzufahren, wozu sodann noch ein besonderer Wagenmeister und die nöthigen Knechte gehören.

Parforcewerke, im Wasserbaue, sind überhaupt solche Werke, die dem Laufe des Stroms eine andere Richtung geben, mithin ihn von den Ufern abweisen sollen, um dadurch nicht allein den fernern Abbruch zu verhindern, sondern auch einen Anwachs zu wege zu bringen. Hierher gehört mit Recht

1) ein **Klutdamm**, der vorzüglich diesen Nahmen verdient, weil dadurch eine ganze Veränderung im Strome hervorgebracht werden kann. Es ist also rathsam denselben allemahl anzulegen, wofern es die übrigen Umstände erlauben.

2) Durch ein **Kopfende** kann, weil dessen Direktionslinie nur kurz ist, die Abweisung des Stroms auch nicht viel betragen, wie-

wohl man immer dabey auf den Ort und die Lage Rücksicht nehmen muß, indem es bisweilen viel leisten kann.

3) Durch einen starken Winkel kann man auch Staken ein solches Ansehn geben, allein es hat keinen Nutzen, und nicht einmahl so viel als ein Kopfende. S. Strak.

Parfum, Räucherwerk, Wohlgeruch.

Parfümiren, franz. parfumer, wohlriechend machen.

Herr Campe hat einduften und beduften dafür vorgeschlagen; allein in beyden Wörtern liegt der Begriff des Wohlriechenden nicht.

Parfümiren des Leders, s. im Art. Leder, Th. 68, S. 656.

Uebrigens sehe man den Artikel **Parfümirkunst**, wo von der Kunst, wohlriechende Sachen zu bereiten, und verschiedenen Dingen einen Wohlgeruch mitzutheilen, gehandelt wird.

Parfümirer, Geruchkünstler, s. im folgenden Artikel.

Parfümirkunst, oder die Kunst, sich einen lieblichen Geruch zu geben, entsprang in den Morgenländern, wo die Menschen nicht nur stärker schwitzen, sondern auch der Schweiß übelriechender ist, als bey andern Menschen, die unter einem gemäßigteren Himmelsstriche wohnen; daher erforderte es die Noth, durch stärker riechende Dinge jenen üblen Geruch zu vertreiben, und so den gesellschaftlichen Umgang angenehmer zu machen.

Aus einer Stelle der Schrift *) will man schließen, daß schon Esau seine Kleider parfümirt habe. Moses mußte aus wohlriechenden Dingen ein heiliges Salböhl bereiten, womit Aaron und seine Söhne gesalbt wurden **). Man zün-

dete

*) 1 Mose 27, 27.
**) Exod, 30, 23.

dete auch Räucherwerk bey den Leichnamen vornehmer Personen an, wie es bey der Leiche des Königs Assa geschah [1]). Man besprengte die Betten mit wohlriechenden Wassern, man salbte sich mit wohlriechenden Oehlen, sowohl das Haupt, als auch die Füße. Salomo sagt: Laß deinem Haupte Salbe nicht mangeln [2]); ferner sagt er von seiner Geliebten: der Geruch deiner Salben übertrifft alle Würze, deiner Kleider Geruch ist wie der Geruch Libanon [3]). Samuel sagt: der König wird eure Töchter nehmen, daß sie seine Apothekerinnen oder Räuchwerkerinnen seyen.

Ovid sagt vom Bacchus, daß sein Haar von Myrrhen triefe [4]). Nach dem Homer salbte man die Haare, Augen, Wangen und den Körper [5]). Polycaste, Nestor's Tochter, badete und salbte den Telemach mit Oehl [6]). Die Stadt Tyrus handelte vorzüglich mit Räucherwerk.

Auch bey den Römern war das Parfümiren Sitte; Horaz [7]) spricht: gieße wohlriechende Wasser aus großen Krügen. Die Römer hatten sogar Personen, welche Räucherer von Profession waren [8]); sie wohnten am Velabro, welches ein öffentlicher Platz in Rom war [9]). Der Aeltervater des August's hatte eine Räucherbude in Aricia [10]). Der Mauritanische König Juba liebte eine Räuchwerkerinn [11]). Cajus badete sich in wohlriechenden Wassern [12]), und Cäsar

1) 2 Chron. 16, 14.
2) Pred. Salom. 9, 8.
3) Hohel. Sal. 4, 10. 11.
4) Ovid. Met. III. v. 555.
5) Hom. Od. Z. 79.
6) Hom. Od. v. 464.
7) Horat. Od. 7. Lib. II.
8) Horat. Sat. 3. Lib. II.
9) Ibidem.
10) Sueton. in August.
11) Plin. VIII. cap. 5.
12) Sueton. in Cajo.

sagt, daß seine Soldaten tapfer stritten, ohngeachtet sie so viel wohlriechende Salbe an ihrem Leibe hätten *).

Kaiser Constantin beschenkte den Taufstein in der Hauptkirche im Lateran mit einer goldenen Lampe, worin 200 Pfund Balsam brannten, und den übrigen Kirchen in Rom ein jährliches Einkommen von 20000 Livres am Werthe, nähmlich in Gewürzen, welche Egypten und die Morgenländer liefern mußten. Bey der Taufe des Clodoväus bediente man sich wohlriechender Wachskerzen, wie Gregorius von Tours im zweyten Buche seiner Geschichte meldet **).

Jetzt parfümirt man Leder, Handschuhe, Haarpuder, Seife, Pomade, Taback und allerhand Aquavite und Liquere ꝛc. Am besten versteht man diese Kunst in Spanien, Frankreich und Italien.

Die meisten oder vornehmsten wohlriechenden Sachen, (Parfums) bestehen aus Bisam, grauem Ambra, Zibeth, Rosen-, Cedern- und Aloe-Holz, Veilchenwurz, Pomeranzblüthen, Rosen, Jasmin, Jonquille, Tuberosen und andern wohlriechenden Blumen; ferner Storax, Weihrauch, Benzoe, Würznägeln, Muscatenblüthen, Muscatennüssen, Zimmet; ingleichen aus verschiedenen gewürzhaften Kräutern, als Lavendel, Majoran, Salbey, Thymian, Ysop, Melisse und den aus solchen gemachten Wassern, Geistern, Essenzen, Oehlen ꝛc. Aus den Morgenländern, desgleichen aus Spanien und Italien bekommt man die besten Parfums.

Die-

*) Sueton. in Jul. Caesar.

**) Juvenel de Carlencas Geschichte der schönen Wiss und freyen Künste, übersetzt von Joh. Erh. Kappe, 1752. 2, Th. 30. Kap. S. 416, 417.

Diejenigen Waaren, die mit Parfums oder wohlriechenden Dingen angemacht sind, werden parfümirte Sachen oder parfümirte Waaren genannt. In den Morgenländern, (wie vorhin bemerkt wurde) desgleichen in Spanien und Italien sind parfümirte Sachen jederzeit sehr stark im Gebrauche gewesen, und auch noch jetzt sehr gebräuchlich. Bey uns in Deutschland, desgleichen in Frankreich, England, Holland und den nordischen Ländern sind sie es etwas weniger. Es gibt aber der parfümirten Sachen eine solche Menge, daß die Parfümirer in Italien und Frankreich ganze große gedruckte Verzeichnisse darüber ausgeben können.

Es ist aber ein Parfümirer, franz. Parfumeur, ein Kaufmann und Handwerker oder Künstler zugleich, welcher allerley Arten von Parfums oder wohlriechenden Sachen, und mit denselben angemachte Waaren, als Haarpuder, Seifenkugeln, Handpomaden und Teige, Mundküchelchen, wohlriechende Handschuhe und Beutel; Potpourris, Schminke, Taback; Bänder, wohlriechende Essenzen und Oehle ꝛc. macht und verkauft. In Frankreich und Italien machen die Parfümirer eine ordentliche Profession aus. Mit parfümirten Sachen treiben Paris, Grasse, Grenoble und mehrere Städte in Frankreich, Neapel, Mayland, Bologna, Florenz und Genua in Italien, einen starken Handel. Cette, Montpellier und Bordeaux führen eine ungeheure Menge Eau de la Reine d'Hongrie, Eau de Lavande simple, Eau de Lavande Magistrale, Eau incomparable, Eau sans pareille, Eau vulnéraire, Eau des Carmes, Eau de Melisse, Eau de Thym, Eau de Pompadour, Eau de Millefleurs, Eau de Muguet, Eau d'Oeillet, Eau

de Luce, Esprit de Lavande, Eau de trenelle, Eau ambrée, Eau de Muse, Eau und Esprit de Bergamotte. fleurs d'Orange, Jasmin, Citron ꝛc., Eau de Cédras, Eau de bouquet, Eau de Cypre. Eau de propriété, Eau d'Arquebusade, Esprit de Savon, Essence Frangipane, d'Oeillet, de Tubereuse, Jonquille, Jasmin, Heliotrope, Violette ꝛc. Poudre de Cypre., Poudre de la Reine, Poudre à la Maréchal u. s. w. aus. Grasse in Provence liefert sehr viele parfümirte und wohlriechende Toiletten, Schachteln, Büchsen, Dosen und dergl. Galanterien mehr nach Paris, den übrigen französischen Städten und ins Ausland. Die wohlriechenden Wasser werden nach Dutzend Flaschen von einer gewissen Größe, das ungarische Wasser von $\frac{3}{4}$ Flaschen, die Essenzen und Oehle aber im Großen nach Pfund gehandelt. Man macht jetzt diese Artikel alle auch bey uns in Deutschland, zu Berlin, Hamburg, Helmstädt, Quedlinburg, Wien ꝛc. sehr häufig nach.

Was nun die Kunst des Parfümirens selbst betrifft, so muß ich hier verschiedene Vorschriften mittheilen, wie man diese und jene wohlriechende Sachen bereiten könne.

Wohlriechendes Räucherwerk.

Dieses besteht aus Violenwurz, Storax, Benzoe, und einigen andern wohlriechenden Harzen, die man mischt, mit Pomeranzenblüthwasser unter einander knetet, und diesen Teig nachher in ein Rauchpfännchen von Silber oder verzinntem Kupfer thut. Will man damit räuchern, so setzt man das Räucherpfännchen über warme Asche.

Zim-

Zimmer oder Häuser zu durchräuchern.

Man nimmt Angelikenwurzel und dörrt sie im Ofen oder beym Feuer, zerstößt sie alsdenn, und legt sie vier bis fünf Tage lang in Essig. Wenn man sich nachher ihrer bedienen will, so legt man sie auf einem glühenden Backstein; der Wohlgeruch der aufsteigt, vertreibt und verbessert alle verdorbene Luft, und würket immer besser, je mehr das Räuchern wiederholt wird.

Parfümirte Räucherkerzchen.

Hierzu nimmt man eine halbe Unze Benzoe, vier Skrupel Storax, zwey Quentchen trocknen peruvianischen Balsam, vier Skrupel Kaskarillen, ein halb Quentchen Gewürznelken, anderthalb Unzen präparirtes Kohlenpulver, ein Quentchen Salpeter, ein halb Quentchen wesentliches Pomeranzenblüthenöhl, ein halb Quentchen Ambra, und eine hinlängliche Menge Traganthschleim. Alles dieses wird in einem eisernen Mörsel zu einer Masse zerstoßen und zerrieben, und dann kleine spitzige Hütchen daraus gemacht. Zu dem Ende nimmt man ein Stück des Teiges, rollt es zu einer langen Stange von der Dicke eines Federkiels, drücket während des Rollens das eine Ende spitz und das andere mit dem Finger breit; dann schneidet man dies Stück in der Länge eines Zolls ab, und fährt so fort bis die ganze Stange in kleine Hütchen zertheilt ist. Diese werden hernach getrocknet und in Schachteln aufbewahrt. Der darunter gemischte Salpeter befördert die Entzündung. Die Kerzchen werden auf einen Tisch von Marmor, Stein u. s. w. gesetzt, und bey der Spitze angezündet, so

brennen sie mit Funkeln und verbreiten einen angenehmen Geruch.

Zweyte Vorschrift.

Man nimmt eine glasirte Schüssel, und thut ein halb Pfund Benzoe und vier Unzen Storax, beydes pulverisirt und durchgesiebt hinein, gießt das beste Rosenwasser darüber, knetet alles mit einem hölzernen Spatel unter einander und setzt es neun Tage lang an die stärkste Sonnenhitze. Jeden Tag wird die Masse einigemahl umgerührt, vor allem Regen, Thau u. dergl. bewahrt, und das verdünstete Rosenwasser wieder ersetzt. Nach neun Tagen läßt man die Masse ein wenig aufsieden, und gießt so viel Rosenwasser als verdünstet wieder zu, dann nimmt man die Schüssel vom Feuer, thut eine Unze Kohlenpulver, sechs Gran Moschus, eben so viel grauen Ambra, und vier Gran Bisam darunter. Wenn alles gut vermischt ist, so macht man Kerzchen daraus, setzt sie auf Papier, welches mit Jasminöhl bestrichen ist, und läßt sie an der Sonne trocknen.

Dritte Vorschrift.

Vier Unzen Benzoe, zwey Unzen Storax, und anderhalb Drachmen pulverisirtes Aloeholz; das Benzoe und den Storax läßt man vorher eine halbe Stunde lang in einem reinen Tiegel mit Rosenwasser kochen, dann trägt man die Aloe hinein, und thut alles mit zwey Drachmen grauen Ambra, und einer Drachme Bisam in einen warmen Tiegel; wenn der Teich recht durchgearbeitet, und noch warm ist, so macht man die Kerzen daraus.

Vierte Vorschrift.

Man zerstoße eine Unze Benzoe, zwey Quentchen Storax, und sechs und dreißig Gran Laudanum, thue alles in einem Tiegel mit Rosenwasser übers Feuer, und rühre es um, bis sich alles gut vermischt hat. Dann nimmt man die Masse aus dem Rosenwasser heraus, drückt sie mit den Fingern aus, und läßt sie trocknen. Dann wird sie mit etwas Ambra in einem Mörsel zerrieben, und um ihr noch mehr Vollkommenheit zu geben, setzt man auf eine Unze der Masse zwey Drachmen Aloe, und zwey Gran Bisam zu, setzt alles in einem Tiegel über warme Asche, und rührt es um bis es sich gut vermischt hat. Endlich kann man noch zwey Tropfen peruvianischen Balsam dazu gießen, und wenn alles über dem Feuer gut vermischt worden, Kerzen daraus machen.

Fünfte Vorschrift.

Fünf Viertelpfund Benzoe, drey Viertelpfund Storax, zwey Quentchen Zimmt und eben so viel Gewürznelken werden grob zerstoßen, und in einer Kanne Rosenwasser über gelindem Feuer gekocht, bis sich alles gut vereinigt hat. Dann gießt man das Wasser ab, und theilt die Masse in kleine Stückchen, damit sie schneller trocknet. Wenn sie trocken ist, so zerstößt man sie in einem Mörsel, mit anderthalb Unzen Laudanum, und siebt das Pulver durch.

Zugleich pulverisirt man besonders drey Unzen Aloeholz, und zwey Unzen Cypressenblätter, thut es hernach mit obigem in einen Mörsel, und zerstößt es mit einer hölzernen Keule, indem man von Zeit zu Zeit Traganth, der in

Gum-

Gummiwasser aufgelöst worden, dazu gießt. Wenn der Teig anfängt eben zu werden, so thut man zwey Pfund pulverisirte Weidenkohlen dazu, und stampft immer fort, bis der Teig gut zusammen hält.

Nun nimmt man anderthalb Quentchen Moschus und halb so viel Bisam, zerreibt es in einem Mörsel mit Pomeranzenblüthwasser, und gibt ihm mit Traganth die gehörige Konsistenz. Diese Mischung thut man nun unter obigen Teig, und vermengt alles mit einander, indem man etwas Traganth und Pommeranzenblüthwasser zugießt, so daß es nur eine Masse wird, aus der nachher die Kerzchen gemacht werden. Zur Verkürzung der Arbeit kann man den Moschus und den Bisam zugleich mit der Weidenkohle eintragen.

Sechste Vorschrift.

Karthäuser Kerzchen.

Man nimmt ein Pfund Benzoe und ein halb Pfund Storax, zerstößt beydes, und läßt es in einem Maß Pomeranzenblüthenwasser bey gelindem Feuer zwey bis drey Mahl aufwallen. Dann nimmt man das Benzoe und Storax heraus, und wenn sie kalt geworden, zerstößt man sie in einem Mörsel, und siebt sie fein durch. Dann löst man eine Unze Traganthgummi in Pomeranzenblüthenwasser, und zwanzig bis dreißig Tropfen Ambraessenz auf, damit es ein Schleim wird. Nachher zerstößt man in einem Mörsel ein Quentchen grauen Ambra, ein halb Quentchen Bisam, zehn bis zwölf Gran Moschus, und einer Nuß groß Zucker. Ist dies

alles

alles pulverisirt, so gießt man während des Zerreibens ein wenig Pomeranzenblüthenwasser oder Weingeist dazu, und mischt hernach alles unter einander, zu einem Teige, aus welchem die Kerzchen bereitet werden.

Siebente Vorschrift.

Man pulverisirt fünf Unzen Benzoe, vier Unzen Storax, drey Unzen Gummi Olibanum, zwey bis drey Gran Moschus, und eben so viel grauen Ambra, oder auch blos Moschus allein. Alle diese Pulver läßt man in einem Topf über dem Feuer zergehn, rührt um, und macht einen Teig daraus, den man nachher auf einen mit Oehl bestrichenen Stein gießt, wo er sich nicht anhängen kann. Nachher zertheilt man die Masse in kleine Stückchen, denen man eine beliebige Form mit den Händen eindrückt.

Achte Vorschrift.

Ohne Feuer.

Zwey Unzen Benzoe und eine Unze Storax werden jedes besonders zerstoßen, und auch zwey bis drey Gran Moschus pulverisirt. Erlaubt es die Jahreszeit so nimmt man eine Hand voll Rosenblätter, zerstößt sie, weicht sie eine Stunde lang in Rosenwasser ein, und scheidet hernach das Wasser davon. In diesem Wasser wird der Storax, nachher der Benzoe, ferner sieben bis acht Gran pulverisirte Gewürznelken, und zuletzt der Moschus aufgelöst, und mit dem daraus entstehenden Teige Kerzchen gemacht, die man an einem trocknen Orte auf Papier trocknen läßt.

Neunte Vorschrift.

Gemeine Art.

Man löst Gummi Traganth in Rosenwasser auf, und mit dieser Auflösung zerstößt man in einem Mörsel eine Unze Storax, eben so viel Benzoe, eben so viel Aloeholz, zwey Drachmen Gummi Olibanum, und wenn man will, eine halbe Unze Weidenkohlenpulver. Alles wird zu einem Teige geknetet, und Kerzchen daraus gemacht.

Zehnte Vorschrift.

Man nimmt dritthalb Pfund Benzoe, ein Pfund vier Unzen Storax, dritthalb Pfund Weidenkohlen, sechs Quentchen gelbes Santelholz, drey Quentchen Zimmt, und eben so viel Gewürznelken, wovon jedes besonders puloerisirt wird. Dann weicht man sechs Quentchen Moschus, vier und funfzig Gran Bisam, eine halbe Unze Ambraessenz, und zwey Unzen Traganth in einer hinlänglichen Menge Rosen- oder Pomeranzenblüthwasser ein, filtrirt die Mischung durch Leinewand, thut sie in einen Mörsel, und setzt nach und nach das Benzoe, den Storax, Zimmt, Nelken, Santelholz, und zuletzt das Kohlenpulver dazu, und macht einen Teig daraus. Wenn der Teig gemacht ist, so thut man auch den Moschus und Bisam hinein, gießt Pomeranzenblüthwasser darüber, und zerstößt alles während zwey bis drey Stunden, worauf man Kerzchen daraus macht, und sie zwischen zwey Bogen Papier trocknet.

Eilfte Vorschrift.

Man nimmt einen Mörsel und thut Benzoe, Storax, Myrrhengummi, Weihrauch oder Oli-

Olibanum, Moschus und Weidenkohlen, von jedem eine halbe Unze hinein, und zerstößt alles mit gutem Brandtwein oder Weingeist, bis ein Teig daraus wird.

Räucherpulver.

Man pulverisirt drey Unzen Benzoe, drey Drachmen Storax, eine Drachme Olibanum, funfzehn Stück Gewürznelken, ein wenig Zimmt, und eine Unze Citronen- oder Pomeranzenschalen. Dann mischt man etwas pulverisirtes Aloeholz darunter, und gießt auf jeden Löffel voll Pulver vier Löffel voll Rosenwasser.

Zweite Vorschrift.

Zwey Unzen Storax in eben so viel Benzoe werden grob zerstoßen, und vier Unzen Olibanum genau darunter gemischt. Wenn die Mischung gut gemacht ist, setzt man noch drey bis vier Gran Moschus pulverisirt dazu, mischt alles gut unter einander, und bewahrt es in einer Düte von Papier, damit es nicht verriechen kann.

Violenpulver zum Parfümiren der Wäsche u. s. w.

Man nimmt Florentinische Veilchenwurz, ein Pfund, zwey Pfund Rosen, anderthalb Pfund Rosenholz, eine Unze gelbes Santelholz, zwey Unzen Benzoe, etwas Koriander, und eine Muskatennuß, welches alles pulverisirt, und in ein Säckchen gethan wird.

Weißes Parfümirpulver.

Ein Pfund Florentinische Veilchenwurz, zwölf Stück Os Sepiæ, acht Pfund Stärke, und

eine

eine Hand voll zur Weiße kalcinirte Schöpsen- oder Rindsknochen. Alles wird zusammen in einem Mörsel pulverisirt, und durch ein feines Sieb geschlagen.

Potpourri.

Dazu nimmt man ein Pfund frisch gepflückte Pomeranzenblüthen, ein halb Pfund Rosen, eben so viel Lavendelkörner, acht Unzen Muskatblüthen, vier Unzen Majoranblätter, eben so viel Nelkenblätter, drey Unzen Thymian, zwey Unzen Myrthenblätter, eben so viel Steinkleeblätter, eine Unze Rosmarinblätter, eben so viel Gewürznelken, und eine halbe Unze Lorbeerblätter. Alle diese Ingredienzen werden zusammen in einen Topf gethan, dieser mit Pergament vermacht, den Sommer über der Sonne ausgesetzt, und einen Monat lang alle zwey Tage einmahl umgerührt. Am Ende des Sommers erhält man dadurch eine herrliche Mischung zum Parfümiren der Zimmer.

Zweyte Vorschrift.

Man nimmt ein Pfund Pomeranzenblüthen, ein Pfund Rosen, von denen das innere gelbe abgesondert worden, rothe Nelken, von denen man die untere weiße Spitze abpflückt, ein halb Pfund; Majoran und Myrthen, von jedem ein halb Pfund; Muskatnuß, Thymian, Lavendel, Rosmarin, Salbei, Kamillen, Steinklee, Ysop, Basilikum, und Balsamkraut; von jedem zwey Unzen, funfzehn bis zwanzig Lorbeerblätter, zwey bis drey Hände voll Jesmin, eben so viel kleine Pomeranzen, und ein halb Pfund Salz; alles

wird in ein Gefäß gethan, und einen Monat stehen gelassen, während welcher Zeit man es zweymahl des Tages mit einem hölzernen Spatel unter einander rührt. Nach Verlauf eines Monats setzt man zwölf Unzen Florentinische Veilchenwurz pulverisirt zu, ferner eben so viel Benzoe, zwey Unzen Gewürznelken, und eben so viel Zimmt, eine Unze Storax, sechs Quentchen gelbes Santelholz, und eben so viel Cyperwurzel: alles wird wie oben gut unter einander gemischt, so erhält man einen vortreflichen Potpourri, den man durch umrühren erneuern kann.

Wohlriechendes Pomeranzenblüthenpulver.

Man thut fünf und zwanzig Pfund Stärke in einen Kasten, und mischt ein Pfund Pomeranzenblüthen darunter, so daß sie überall gleich vertheilt werden. Jeden Tag müssen sie zweymahl umgerührt werden, damit sie sich nicht erhitzen, und vier und zwanzig Stunden nachher schlägt man den Puder oder das Pulver durch ein Sieb, damit die Pomeranzenblüthen zurück bleiben. Dann streut man wieder eben so viel frische Blüthen in das Pulver, und wiederhohlt dies drey Tage nach einander. Scheint der Geruch noch nicht stark genug, so kann man es zum viertenmahl wiederhohlen. Der Kasten muß aber beständig zugehalten werden, die Blüthen mögen darin seyn oder nicht.

Wohlriechendes Säckchen zum Parfümiren der Kleider.

Man macht ein Säckchen von seidenem Zeuge ungefähr vier Finger breit, und etwas

länger als breit. Die innere Seite davon wird ganz mit Bisam abgerieben, und hernach das Säckchen mit groben Poudre à la Marechalle oder sonst einem andern wohlriechenden Pulver ausgefüllt, unter welches man einige Gewürznelken, und ein wenig Santelholz beydes fein zerstoßen mischt, und dann das Säckchen zunäht.

Wohlriechender Catchou zum kauen.

Man zerreibt in einem Mörsel vier Unzen Catechou (Terra Japonica) mit zehn Gran Moschus, siebt es durch, und das Grobe was nicht durchgeht, wird nochmals zerrieben und gesiebt. Dann erwärmt man den Boden des Mörsels und den untern Theil der Keule, um mit Hülfe dieser Wärme achtzehn Gran Ambra und einer Nuß groß Traganth, das in Pommeranzenblüthwasser aufgelöst worden, zergehen zu lassen. Wenn dies gut geschehen ist, so mischt man nach und nach das Catchoupulver darunter, so daß der Ambra durchaus gleich vertheilt wird, und wenn der Teig fertig ist, werden Täfelchen daraus gemacht. Zu dem Ende nimmt man einer Nuß groß davon in die Hand, rollt immer etwas weniges zwischen den Fingern und spitzt es an beyden Enden zu. Damit der Teig auch nicht an die Finger anklebe, so reibt man ihn mit ein wenig Pomeranzenblüthen-Essenz.

Parfümirte Korallen, Medaillen und andere Figuren, zu bereiten.

Man macht einen Teig mit Poudre à la Marechalle, Traganth und arabischem Gummi, welche in irgend einem wohlriechenden Wasser auf-

aufgelöst worden. Ist der Teig zu dünne, so setzt man mehr Puder dazu, ist er hingegen zu stark, so verdünnt man ihn mit Gummiwasser. Die Formen werden ausgestrichen, damit sich der Teig nicht anhängt, so kann man ihm allerley Formen geben; er hat eine kaffeebraune Farbe.

Zweyte Vorschrift.

Man nimmt irgend ein wohlriechendes Pulver, womit man den Haarpuder parfümirt, und macht einen Teig daraus mit Gummi, das in Pommeranzenblüthwasser aufgelöst worden, worein man ein paar Tropfen Ambra-Essenz gethan. Dieser Teig hat eine weisse Farbe, will man ihm eine rothe geben, so versetzt man ihn mit Zinnober, will man ihn gelb haben, so nimmt man gelben Ocker dazu. Man kann diese Teige stark oder schwach parfümiren, je nachdem man die Dosis des Ambra, des Moschus oder des Bisams, es sey nun in dem Pulver, womit man den Teig macht, oder in dem Wasser, worin man das Gummi auflöset, vermehrt oder vermindert.

Dritte vollständige Vorschrift.

Man nimmt das reinste und beste Traganthgummi, und weicht es einen Tag in irgend einem wohlriechenden Wasser, dessen Geruch man den Figuren mittheilen will, z. B. Rosen, Jasmin, Pomeranzenblüthwasser und dergleichen, ein. Von Zeit zu Zeit rührt man um, und gießt dann die Infusion in einen reinen Tiegel, und dreymahl so viel Wasser dazu, als das Gummi beträget, worauf man es bey gelindem Feuer erwärmt, ohne daß es zum Sieden kommt, damit es nicht

anbrenne. Ferner rührt man die Mischung oft mit einem hölzernen Spatel um, damit das Gummi zergeht und zu einem hellen Brey wird, den man nachher durch ein ziemlich feines Tuch filtrirt, kalt werden läßt, und zum Gebrauche aufbewahrt.

Nun muß man Pulver von verschiedenen Farben bey der Hand haben, z. B. von Buchsbaum, Birnbaumblättern, u. s. w. oder man trocknet eine Quantität Rosenblätter an der Sonne, oder im Ofen, damit man sie nachher zart pulverisiren kann.

Um den Grund des Teigs zu machen, kann man irgend einen Kitt oder Schieferstein zart pulverisiren und durchsieben. Dieses Pulver wird dann mit Wohlgerüchen vermischt, als da sind Florentinische Veilchenwurz, Moschus, Benzoe, Storax, Olibanum, Räucherkerzen u. s. w., welche jedes besonders pulverisirt und durchgesiebt werden.

Will man nun zum Beyspiel parfümirte Korallen machen, und ihnen eine schwärzliche Farbe und einen Moschusgeruch geben, so knetet man eine Quantität pulverisirten Schieferstein, den man mit ein bis zwey Gran Moschus vermischt, mit obigem Gummiwasser zu einem Teige. Dann rollt man denselben zwischen den Fingern so dick als die Korallen ungefähr werden sollen, und sticht sie mit einer Nadel durch, die vorher in Nußöhl getaucht worden.

Diese letztere Arbeit muß aber geschehen, während die Korallen noch ganz frisch sind, und dann trocknet man sie in einem verschlossenen Zimmer auf einer Marmorplatte, die vorher sauber abgewischt worden, auch müssen sie oft umgewendet werden, damit sie ihre Form nicht ver-

lieren. Man kann ihnen jede beliebige Form geben, z. B. ganz rund, oval, eckig u. s. w. Am besten ist es, wenn man eine Form von Kupfer dazu nimmt, die aus zwey in einander passenden Stücken besteht, und eine Oeffnung hat, wo man mit der Nadel durchstechen kann.

Will man z. B. parfümirte Rosenkränze mit dergleichen Korallen machen, so kann man die kupfernen Formen mit Nahmen der Heiligen, Kreuzen, Lilien, Sternen u. s. w. graviren, dann füllt man sie mit Teig an, drückt beyde Stücke genau zusammen, steckt die Nadel durch das Loch, und wenn die Kugel in der Form etwas trocken geworden, so zieht man die Nadel heraus, und nimmt die fertige Koralle aus der Form. Hier folgen nun verschiedene Teige die man dazu bereiten kann.

Der rothe Teig ist von dem schwarzen nur der Farbe nach verschieden, denn statt des pulverisirten Schiefers oder Ebenholzes, nimmt man nur pulverisirten Kitt, Brasilienholz oder sonst eine rothe Substanz, und knetet alles mit Storax und Gummi zusammen.

Der gelbe Teig wird gefärbt mit pulverisirtem Buchs- und Gummiwasser.

Der graue mit pulverisirten Birnbaum- oder Eichenspänen; will man aber eine marmorirte Farbe haben, so mischt man diese Pulver unter einander.

Die weisse Farbe giebt man dem Teige, indem man das Gummiwasser mit florentinischer Veilchenwurz, Sägespänen von weissem Holze und etwas weisser Kreide vermischt.

Zum rosenfarbenen Teige nimmt man Rosenblätter, die nach obiger Art präparirt und pulverisirt worden, und macht mit Gummi, wel-

ches in Rosenwasser aufgelöst worden, einen Teig daraus. Dies ist der ächte wohlriechende Teig, der sehr gut ausfällt und sich lange erhält. Man kann ihn noch höher roth färben, wenn man etwas Citronensaft dazu gießt, wodurch die Rosen beynahe ihre ganze Farbe wieder erhalten.

Ferner ist dabey zu beobachten: 1) daß die Wohlgerüche mit den Pulvern, vermittelst des Gummiwassers gut vermischt werden, damit der Teig hernach beym Trocknen nicht aufspringt und Risse bekommt. Dies ist vorzüglich alsdenn nöthig, wenn man mehrere Pulver unter einander mischt. 2) müssen die Korallen, sobald sie fertig sind, durchstochen werden, auch darf man sie nicht über einander legen, damit sie nicht zusammen hängen. Man kann sie daher in Schachteln legen, und sie zwey bis dreymahl des Tages umwenden, bis sie halb trocken sind. 3) legt man sie nicht an die freye Luft, damit sie keine Risse bekommen, eben so wenig in den Ofen, wo der Teig durch die Hitze in Gährung kommen könnte, wodurch sie ihre Figur verlieren, Risse bekommen, und keinen Firniß mehr vertragen könnten.

Der gemeine Teig zu dergleichen Arbeiten wird bereitet, indem man Tragathgummi in Brunnenwasser auflöst, und denn Kohlen von Rebholz, Weiden und dergleichen, welche in Wasser abgelöscht, pulverisirt, und durchgesiebt worden, darunter mischt. Man kann auch statt dessen etwas Mehl oder Stärke nehmen, je nach der Farbe die man wählt.

Um diesen Korallen nachher den Glanz zu geben, so reibt man sie handvollweise mit einem Stücke neuer Leinwand ab, bis sie glatt werden. Dann läßt man etwas Lavendelöhl und

Kolo-

Kolophonium mit einander zergehen, taucht ein Stück Tuch oder weiches Leder hinein, und läßt es trocknen. Dann nimmt man eine Koralle nach der andern und drückt sie ein wenig derb in das Tuch oder Leder; der Form gemäß, die sie haben, worauf man sie trocknen läßt, oder mit einem Lappen abreibt, der mit gelben Wachs getränkt worden.

Große Kälte und sehr warme Witterung sind beyde für diese Arbeit nicht günstig. In der Hitze trocknen sie zu schnell, bekommen Risse und kleine Blasen; bey heftiger Kälte hingegen trocknen sie nicht gut, und nehmen keinen rechten Glanz an. Die günstigste Witterung ist also im Frühling und Herbst, in letzterer Jahreszeit kann man auch seine Zuflucht zum Ofen nehmen, und sie darauf trocknen, jedoch bey sehr gelinder Wärme.

Wohlgeruch um Zimmer zu parfümiren.

Man nimmt gleiche Theile Pommeranzen und Citronenschaalen und Gewürznelken, gießt Rosenwasser darüber, und setzt es in einer Schüssel über Kohlfeuer.

Parfümirte Kasten oder Schachteln zum Aufbewahren der Kleider, Wäsche, u. dgl.

Man nimmt eine Schachtel von gehöriger Länge und Breite, und verfertigt folgendes Küssen, das man nachher auf den Boden derselben legt.

Man spannt ein Stück starken Taffet auf einen Nähtahmen und belegt es mit parfümirter Baumwolle ganz gleich und dünne, dann bestreut

man die Baumwolle mit dem besten Poudre à la Marechalle, und oben drüber ein wenig gelbes Santelholz pulverisirt. Das Ganze wird nachher mit einem zweyten Stück Taffet bedeckt, dessen Rückseite mit nachstehender Mischung bestrichen wird, und dieser gesteppt und nach der Form der Schachtel zugeschnitten.

Die Komposition, womit der obere Taffet bestrichen wird, ist folgende. Man erwärmt einen kleinen Mörsel, und zerreibt darin mit der warmen Keule zehn Gran Ambra, zu welchen man einige Tropfen Pomeranzenblüthwasser gießt. Dann gießt man noch zwey Löffel voll Eau de mille fleurs dazu, in welchem einer Erbse groß arabisches Gummi aufgelöst worden. Wenn die Mischung fertig ist, so taucht man einen Schwamm hinein und bestreicht den Taffet damit.

Parfümirte Säckchen oder Küssen.

Man nimmt anderthalb Pfund Florentinische Veilchenwurz, sechs Unzen Rosenholz, ein halb Pfund Kalmus, vier Unzen Santelholz, fünf Unzen Benzoe, eine halbe Unze Gewürznelken, mischt alles fein oder grob pulverisirt unter einander, und füllt taffetne Säckchen oder Küssen mit diesem Pulver an, so werden sie lange Zeit ihren Geruch behalten.

Moschus, grauen Ambra und andere Substanzen, mit denen man Wasser oder Pulver parfümiren will, zerreibt man mit Zucker, so dringen sie vermittelst desselben besser in die Wasser und Pulver ein, die man präpariren will.

Vorschrift wie die Essenzen der Blumen auszuziehen.

Hiezu nimmt man einen Kasten der inwendig mit Blech ausgefüttert ist, damit das Holz nicht den Geruch und die Essenz der Blumen an sich ziehe. Dann läßt man Breter oder Einschieber machen, welche mit ihrer Fläche gerade in den Kasten passen. Das Holz dazu muß zwey Finger dick seyn, und der Rand wird rings herum mit Nadelspitzen versehen. Zu jedem Brete hat man ein Stück Kattunleinwand, welches darauf gespannt werden kann; diese Leinwand wird aber vorher durch eine starke Lauge gezogen, mit reinem Wasser ausgewaschen und wieder gut getrocknet. Nachher tränkt man sie mit Baumöhl, drückt sie ein wenig aus, spannt sie über die Breter und befestigt sie an den Nadelspitzen.

Ein solches überzogenes Bret legt man nun in den Kasten, und bestreuet es durchaus mit den Blumen oder Blüthen, deren Essenz man haben will, setzt wieder ein zweytes überzogenes Bret darüber, dann ein drittes und so fort bis der Kasten voll ist. Wenn die Breter zwey Finger dick sind, so werden die Blumen nicht gepreßt, und haben oben und unten Leinwand. Nachdem sie zwölf Stunden so gestanden, streut man frische Blumen dazwischen, und so fährt man einige Taze lang fort. Wenn endlich der Geruch stark genug scheint, so macht man die Tücher von den Bretern los, legt sie vierfach zusammen, rollt sie derb in einander und umwindet sie mit einem Faden, damit sie sich nicht zu sehr ausdehnen, und legt sie unter eine Presse, um das Oehl auszudrücken. Auch die

Presse muß von Blech seyn, damit das Oehl nicht eindringe, unten darunter stellt man reine Schüsseln um die Essenz aufzufangen, die nachher in gut verstopften Gläsern aufbewahrt wird.

In einem solchen Kasten kann man aber nur die Essenz einer Art Blumen auf einmahl bereiten, weil sonst der Geruch der einen, den der andern verderben würde. Auch können die Tücher die zu der einen gebraucht worden, nicht zu der andern dienen, wenn sie nicht vorher wieder durch starke Lauge gezogen, ausgewaschen und getrocknet worden.

Dieser Methode kann man sich bey Blumen bedienen, welche durch die Destillation kein wesentliches Oehl geben, z. B. Tuberosen, Jesmin, und mehrere andere.

Zweyte leichtere Vorschrift.

Man nimmt eine beliebige Sorte Blumen, und streut sie in einen Topf, mit Salz vermengt, so daß immer eine Lage Blumen, und eine Lage Salz hineinkommt. Wenn der Topf voll ist, wird er gut zugedeckt, in einen Keller gesetzt, und vierzig Tage ruhig stehen gelassen. Dann gießt man alles auf ein Stück Leinwand, welche über eine Schüssel gespannt ist, und drückt sie aus, damit die Essenz in die Schüssel tropft. Letztere wird hernach in Bouteillen gesammelt, und diese unverstopft fünf und zwanzig bis dreyßig Tage lang an die Sonne oder an die freie Luft gesetzt, wodurch sie vollends gereinigt wird. Ein Tropfen dieser Essenz parfümirt ein ganzes Maß Flüssigkeit.

Dritte Vorschrift.

Man nimmt dreyßig Pfund Rosen oder sonst eine andere Blume, zerstößt sie mit drey

Pfund

Pfund gemeinen Salzes, thut alles in einen gut vermachten Topf, und setzt diesen ins Kühle. Funfzehn bis achtzehn Tage nachher gießt man die Mischung aus, und befeuchtet sie mit Wasser, bis sie zu einem Brey wird. Diesen Brey thut man in einen Kolben, bedeckt ihn mit seinem Helm, und fängt an zu destilliren; das Wasser welches zuerst übergeht, wird weggethan, und das nachfolgende Oehl gesammelt, dieses Oehl verdickt sich in der Kälte, und wird in der Wärme flüssig, sollte es noch etwas Wasser enthalten, so kann man es mit ein wenig Baumwolle abnehmen. Ein paar Tropfen dieses Oehls geben weit mehr Geruch, als das über dieselbe Blume destillirte Wasser.

Bereitung der abgezogenen Wasser aus allerley Sorten trockner Blumen oder Blätter, als Thymian, Ysop, Majoran, u. s. w.

Man nimmt einen großen steinernen Krug und füllt zwey Drittel davon mit den Spitzen der Blätter an, deren Geruch man zu haben wünscht. Dann kocht man in einer hinlänglichen Menge Wasser eine Quantität derselben Pflanze, und wenn das Wasser zur Hälfte vermindert ist, gießt man es in den Krug, und läßt es drey bis vier Tage darüber stehen. Nachher destillirt man bey offnem Feuer, doch nicht bis zur Trockne, weil sonst die Pflanze verbrennen könnte, sondern bloß zwey Drittel des Wassers. Soll aber dies Wasser einen stärkern Geruch erhalten, so öffnet man nach der ersten Destillation den Kolben, nimmt das im Grunde zurück gebliebene heraus, füllt ihn bis zur Hälfte mit frischen Blättern der Pflanze an, gießt das über-

destillirte Wasser darüber, und fängt wieder an zu destilliren, so erhält man ein sehr stark riechendes Wasser, und wenn die Pflanze ein wesentliches Oehl enthält, so schwimmt es in der Vorlage oben, und wird abgeschieden.

Die Essenz der Blumen ohne Feuer zu bereiten.

Man sammelt die Blumen oder Blüthen, bald nachdem die Sonne allen Thau aufgezogen hat, säubert sie von allem Grünen, und thut sie in eine Bouteille von dünnem weißen Glase, vermacht die Oeffnung mit einem Stück Flor, und setzt eine andere Bouteille mit einem weitern Hals darüber; die Fugen an beyden Hälsen werden mit weißem Wachs lutirt. Hierauf setzt man die leere Bouteille in einen tiefen Topf, den man mit Erde so weit anfüllt, daß nur die Bouteille mit den Blumen herausstehet, und so werden sie an die Sonne gesetzt. Die Gefäße dürfen weder wegen Regenwetter, noch bey Nacht verrückt werden, so lange die Destillation dauert, welches ganz von der Stärke oder Schwäche der Sonne abhängt. Erst wenn die Blumen anfangen gelblich zu werden, nimmt man die Bouteillen aus dem Topf, und findet alsdenn den Liquor im Grunde der leeren Bouteille.

Dieser Liquor hat zwar anfangs noch nicht seinen natürlichen Geruch, erhält ihn aber mit der Zeit, und wird in eine wohlverstopfte Flasche gegossen. Einige Zeit nachher entsteht ein Pflegma darin, wodurch er in ein Oehl verwandelt wird, und dies ist die Essenz. Wenn sich dieses Oehl zu Boden gesetzt hat, so gießt man den drüber stehenden Liquor in ein anderes Gefäß

ab,

ab, und sammelt das Oehl besonders. Der Liquor hat noch immer einen starken Geruch, und obgleich die Essenz nicht verraucht, so muß man sie dennoch in verstopften Gläsern behalten, und vor Staub bewahren.

Bereitung des Rosenwassers.

Man nimmt eine Schüssel mit Wasser, wirft eine beliebige Menge Rosenblätter hinein, und gießt nachher zwey bis drey Tropfen Vitriolgeist dazu; diese sind hinreichend um dem Wasser nicht nur die Farbe, sondern auch den Geruch der Rosen mitzutheilen.

Zweyte Vorschrift.

Man sammelt bey hellem Wetter, bald nach Aufgang der Sonne, frische weiße einfache Rosen, zerstößt sie in einem Mörsel, und läßt sie in einem irdenen Gefäße neun bis zehn Stunden lang weichen; nachher faßt man sie in ein starkes Tuch, und drückt den Saft vermittelst der Presse aus.

Moschusrosenwasser.

Man nimmt Rosenknospen, sondert das Weiße davon ab, und streut sie in einen Kolben, in der Mitte der Rosenblätter legt man etwas Moschus und destillirt wie gewöhnlich.

Zweyte Vorschrift.

Zwölf oder auch mehr Gran Moschus werden in ein gläsernes Gefäß mit weitem Bauch und engem Halse gethan, dasselbe mit Pergament vermacht, und vier bis fünf Tage lang an die Sonne gesetzt. Dann füllt man ein ähnliches

ches Gefäß mit etwas trocknen und zerstoßenen Rosenblättern an, und verschließt es mit feiner Leinwand, setzt alsdann den Hals des Gefäßes, worin die Rosen sind, auf den Hals dessen, worin der Moschus ist, lutirt beyde gut zusammen und setzt sie an die Sonne, so daß das Gefäß mit Rosen oben steht. Auf diese Art wird der Rosensaft auf den Moschus herunter tropfen, und ein wohlriechendes Wasser geben, das man allein oder mit andern vermischt gebrauchen kann.

Dritte Vorschrift.

Zwanzig Gran Moschus, Muskatennuß, Gewürznelken, Galanga, Spiknarden, Paradieskörner, Muskatenblumen und Zimmet von jedem eine Unze werden zusammen zerstoßen, und mit anderthalb Pfund Rosenwasser in einen Kolben gethan, wo man es vier bis fünf Tage maceriren läßt, und nachher destillirt.

Fernere Bereitungen des Rosenwassers.

Man zerstößt die Rosen mit einer Keule, streut Salz darunter, und läßt sie digeriren bis sie anfangen faul zu werden, dann destillirt man sie über den Helm, so erhält man ein vortreffliches Rosenwasser.

Oder: Man sammelt bey trocknem Wetter, nach Aufgang der Sonne ohngefähr zwölf Pfund Rosen; die blassen einfachen und weißen Rosen haben den stärksten Geruch, aber die rothen sind besser. Nachdem sie von allen grünen und weißen Fäden gereinigt worden, zerstößt man sie in einem Mörsel zu Teig, thut sie in eine verzinnte kupferne Blase, und gießt frischen Saft von andern Rosen darüber bis sie

ganz

ganz damit angefeuchtet sind. Dann setzt man den Helm mit der Kühlröhre und eine Vorlage an die Blase, setzt letztere in mäßiges Feuer, und erneuert das Wasser der Kühlröhre, so oft es zu warm wird. Wenn die Hälfte überdestillirt worden, zieht man das Feuer zurück, öffnet die Gefäße, und drückt dasjenige, was noch in der Blase ist, aus. Den ausgedrückten Saft gießt man wieder in die Blase, und destillirt zwey Drittel mit gelindem Feuer davon, so hat man ein sehr gutes Rosenwasser. Auf dieselbe Art kann man das Wasser anderer wohlriechenden Blumen ausziehen.

Oder: Man nimmt drey Theile Rosen, einen Theil Fenchel, und einen Theil Rauten, hackt alles klein, mischt es unter einander und destillirt es in ein Gefäß, in welches man vorher eine handvoll obiger Kräuter gelegt hat.

Rosenessenz.

Hiezu nimmt man sechs bis sieben Pfund blasse oder weiße einfache Rosen, zerquetscht sie in einem Mörsel, thut sie in ein glasurtes steinernes Gefäß, und gießt drey bis viertehalb Pfund frischen Saft von ähnlichen Rosen darüber, welcher Saft aber vorher erwärmet, und mit vier bis fünf Unzen Bierhefen vermischt wird, um eine Gährung zu erregen. Der dritte Theil des Topfes muß aber leer bleiben, und alles wird mit einem Stock gut unter einander gemischt.

Hernach wird das Gefäß gut verlutirt, und drey bis vier Tage in warmen Pferdemist zum digeriren gesetzt. Sobald ein weinartiger Geruch aufsteigt, so ist es ein Zeichen, daß die

Di-

Digestion vollendet ist, und dann destillirt man im Dampfbade, dabey müssen aber die Fugen des Gefäßes gut verschlossen seyn, und das Feuer gelinde regiert werden, damit nur die wesentlichen und geistigen Theile aufsteigen. Wenn ohngefähr der dritte Theil überdestilliret worden, so hört man auf zu feuern, nimmt den Geist, der in der Vorlage übergegangen, heraus, und rektificirt ihn in einer Phiole. So erhält man einen stark riechenden entzündbaren Rosengeist, den man in einem verschlossenen Glase bewahrt. Dann drückt man das, was in der Blase geblieben ist, aus, destillirt den ausgedrückten Saft, und gießt ihn zu dem, was nach der Rektificirung der Rosenessenz in der Phiole zurück geblieben ist, so erhält man noch ein sehr gutes Rosenwasser.

Zweyte Vorschrift.

Man nimmt zehn Pfund blasse oder weiße einfache Rosen nebst ihren Knospen, zerstößt sie in einem Mörsel zu Teig, und thut diesen in weite steinerne Gefäße, streut eines Fingers hoch Salz darauf, und verstopft und lutirt den Topf. So wird er zwey Monathe lang an einen kühlen Ort, zur Digestion gesetzt, und wenn diese geendigt ist, so destillirt man den Geist zuerst im Dampfbade, und rektificirt ihn nachher auf die gewöhnliche Art.

Eau de Lavande.

Außer den im Art. Lavendel, Th. 66, S. 548 fl. gegebenen Vorschriften zur Bereitung des Lavendelwassers und des Lavendelspiritus wird man auch folgende brauchbar finden.

Zur

Zur Bereitung des Lavendelgeistes braucht man nur die Blüthen, oder die Quintessenz der Blüthen. Will man aber die Pflanzen dazu nehmen, so muß man die obersten Wipfel, oder die vollblühendsten Aehren wählen, und solche in der besten Jahrszeit bey warmen Wetter entweder vor, oder unmittelbar nach Sonnenaufgang abschneiden. Hierauf sondere man die Blätter von den Aehren und ihren Kelchen ab, lasse sie einige Tage im Schatten abtrocknen, thue sie alsdann in eine große Bouteille, und zwar so, daß diese über 3 Theile davon angefüllt ist. gieße 1 auch 2 Quentchen Ol. Vitriol. darauf, schüttle alles wohl unter einander, lasse es einige Stunden in dieser Verfassung stehen, gieße hierauf von dem besten Spiritus Vini darüber, binde die Bouteille wohl mit Blase zu, und lasse die Lavendelblumen ohngefähr 14 Tage bey gelinder Wärme maceriren. Nach Verlauf dieser Zeit thue man das ganze Infusum in eine Blase, gieße 1 auch 2 Maaß Wasser hinzu, und destillire es gehörig herüber; die erhaltene Flüssigkeit hebe man in einer Bouteille zum Gebrauche auf *).

Eau de Lavande Composée de Montpellier.

Man nehme Lavendelblüthe 4 Pfund, schneide diese klein, thue sie nebst 6 Maaß Spiritus Vini in eine Bouteille, lasse es 14 Tage in gelinder Wärme digeriren, bringe es alsdann, nebst 2 Maaß Wasser und 1½ Loth Potasche, auf die Abziehblase, ziehe es gehörig ab, und gieße als-

*) S. das Ganze der Branntweinbrennerey ꝛc. von P. F. Breitenbach ꝛc. II Th. Leipz. 1800. 8. S. 58. ff. Die Bereitung oder Verfertigung der wohlriechenden Wasser.

alsdann Folgendes hinzu, nähmlich Moschusessenz ½ Loth, Cederöhl 1 Quentchen, Bergamottenöhl, Lavendelöhl, von jedem ½ Quentchen, Zimmtöhl 8 Tropfen, Rhodiserholzöhl 5 Tropfen, mische es wohl unter einander und filtrire es.

Eau de Lavande Composée de Monf. Gustave.

Man verfertigt dieses Wasser eben so, wie das vorige; allein, wenn der Spiritus oder das Eau de Lavande herüber ist, so tröpfelt man unter 1 Maß desselben Bergamottenöhl 1 Quentchen, Kümmelöhl, Lavendelöhl, Fenchelöhl, Neroliöhl, Moschusessenz, von jedem ½ Quentchen; Thymianöhl 1 Gran, schüttelt alles wohl unter einander, hebt es in einer mit Blase verbundenen Bouteille einige Wochen auf, und filtrirt es sodann.

Eau melilote composée.

Man nehme blühende Spitzen des gelbblühenden Steinklees, sondere sie von den Stielen ab, schneide sie ganz klein, thue frisch abgeschälte Citronenschalen, so viel man will, und es das Verhältniß zu der Menge des Steinklees erheischt, dazu; nehme sodann auf 4 Pfund dieses Gemenges Zimmtblüthe, Würznelkchen, von jedem 2 Loth; Cardamomen 1 Loth, feinen Zimmt ½ Loth, ganze Lorbeeren, Lavendelblumen, von jedem 1 Quentchen; zerstoße alles gröblich, mische einige Hände voll Salz dazu, thue alles nebst 2 Maaß des besten Spiritus Vini in eine gläserne Retorte, lasse es etliche Tage digeriren, destillire es sodann wie gewöhnlich, und hebe die erhaltene Flüssigkeit zum Gebrauche auf.

Eau

Eau de la reine d'Hongrie.

Man nehme eine Parthie der besten Spitzen von eben blühendem Rosmarin, vermische selbige mit frischen Lavendelblumen, thue solche in eine große gläserne Phiole, gieße den allerbesten Spiritus Vini darauf, lasse es etliche Tage in einer Sandkapelle digeriren, bringe es sodann in eine gut verzinnte Blase, werfe etwas Salz dazu, und ziehe den Spiritus davon herüber.

Nelkenwasser *).

Man suche Nelken von dunkelrother Farbe, gutem Geruche, und nehme solche, nachdem sie kurz nach Aufgang der Sonne bey trockener Witterung gesammelt worden, befreie sie von ihren Kelchen, wiege 20 Pfund davon ab, stampfe sie mit 1 Pfund Kochsalz in einem marmornen Mörser zu einem Teige, rühre dieses mit 4 Maaß Wasser an, stelle es in eine Wärme, die einige Grad über die Luftwärme geht, drücke den Teig alsdann stark aus, gieße die Flüssigkeit in eine Blase, verdünne die Trestern mit 3 Maaß laulichten Wassers, erhalte das Gemenge 3 Stunden lang bey temperirter Wärme, lasse es erkalten, drücke es aus; gieße diesen Aufguß zu dem erstern, destillire es im Wasserbade so lange, bis das Herübergehende ganz ohne Geruch ist. Nun nehme man 16 Loth Gewürznelken, stoße diese klar, schütte sie mit dem vorher Erhaltenen in eine Blase, gieße 4 Maaß Spiritus Vini hinzu, und destillire es im Wasserbade gehörig herüber.

*) Andere Arten des Nelkenwassers, welche zum Trinken bestimmt sind, sehe man Th. 102, S. 247, so wie im Art. Liqueur, Th. 79, S. 572.

Pomeranzenblüthenwasser *).

Man nehme 12 Pfund Pomeranzenblüthen, breche die Kelche und Stengel davon, schütte die Blumenblätter und Staubfäden in eine Flasche im Wasserbade, gieße 4 Maaß Wasser hinzu, und destillire es. Die Kelche und Stengel zerstoße man gelinde, schütte sie nebst 4 Maaß Wasser in eine wohlverschlossene Pfanne, erhalte sie einige Stunden lang in einem hohen Grade der Wärme, nehme sie sodann vom Feuer, lasse die Flüssigkeit erkalten, bringe sie alsdann zu obigem in eine Blase, und destillire es mit einander im Wasserbade.

Melissenwasser.

Man nehme 16 Pfund Melisse, wasche sie sauber, stoße sie mit etwas Kochsalz in einem Mörsel, thue die Masse in einen irdenen Topf, gieße etwas Wasser darüber, bedecke den Topf, stelle denselben in eine temperirte Wärme und zwar so lange, bis die Melisse ihren grusichten Geruch und Geschmack verlohren hat; drücke sie sodann unter einer Presse wohl aus, bringe die erhaltene Flüssigkeit in eine Blase, schütte über das Zurückgebliebene etwas lauwarmes Wasser, lasse es 24 Stunden in Digestion stehen, presse es sodann aus, gieße diese Flüssigkeit zu der vorigen, und destillire es so lange, bis man die Hälfte der in die Blase gegossenen Flüssigkeit erhalten hat.

Andere Bereitungen aus der Melisse, welche zum Trinken bestimmt sind, findet man Th. 88, S. 161. 172 fl. beschrieben.

Noch

*) Ein Pomeranzenblüthenwasser zum Trinken sehe man im Art. Aurantium, Th. 3, S. 150.

Noch eine Vorschrift zum Rosenwasser.

Man pflücke 20 Pfund Rosenblätter von einem starken angenehmen Geruche vor Aufgang der Sonne ab, stoße sie in einem marmornen Mörsel zu einem Teige, schütte diesen in ein irdenes Gefäß, gieße 3 Maaß Wasser, in welches man 1 Pfund Kochsalz geworfen, darüber, stelle das Gefäß in eine temperirte Wärme, presse sodann die Masse durch ein sauberes Tuch, gieße über die Trebern nochmahls 2 Maaß lauwarmes Wasser, stelle es ebenfalls 5 Stunden in temperirte Wärme, presse es aus, bringe die hierdurch erhaltene Flüssigkeit nebst der vorigen in eine Blase im Wasserbade, und destillire sie so lange, bis sie ohne Geruch ist. Ist dieses geschehen, so gieße man in $\frac{1}{8}$tel Nößel Spiritus Vini 6 Tropfen Cederöhl und 4 Tropfen Ambraessenz, und mische dann dieses, wenn es sich gehörig aufgelöset hat, unter das erhaltene Rosenwasser.

Eau admirable *).

In 8 Maaß höchstrektifizirten Spiritus Vini gieße man folgende Oehle und Essenzen: Muskatenblumenöhl, Moschusessenz, Ambraessenz, von jedem 1 Loth; Zimmtblüthenöhl, Neroliöhl, Bergamottenöhl, von jedem $\frac{1}{2}$ Loth; Nelkenöhl, Rhodiserholzöhl, Pomeranzenöhl, von jedem 1 Quentchen; Anisöhl, Zimmtöhl, Jasminöhl, von jedem 6 Tropfen; vermische alles gut, filtrire es durch Löschpapier, und hebe es an einem kühlen Orte in gut verwahrten Bouteillen auf.

*) S. Breitenbach a. a. O. S. 591 ff.

Eau royale.

In 6 Maaß höchstrektifizirten Spiritus Vini gieße folgende Oehle und Essenzen, nähmlich: Oleum de Portugall 2 Loth; Oleum serpylli, Oleum aurantior., von jedem 1 Loth; Oleum Caryophyllor., Essentia Moschi, Essentia Ambrae, von jedem 1 Quentchen; Oleum Cinnamomi, 10 Tropfen. Wenn sich alles aufgelöst hat, so wird es filtriret, und in wohlverwahrten Bouteillen an einem kühlen Orte aufbewahrt.

Eau de Millefleurs.

Man nehme trockne Rosenblätter 1 Pfund, Violenblüthe ½ Pfund, Lavendelblüthe, Muskatenblüthe, Zimmtblüthe, Pomeranzenblüthe, von jedem 3 Loth; Thymianblüthe, Violenwurzel, feinen Zimmt, Würznelken, von jedem 2 Loth; englisches Gewürz, Cardamomen, Muskatennüsse, von jedem 1 Loth; Sternanis, Fenchel, Franzosenholz, von jedem 3 Quentchen; Vanille, Pomeranzenschalen, Citronenschalen, Apfelsinenschalen, von jedem 2 Quentchen. Nachdem alle diese Ingredienzien theils klein geschnitten, theils klar gestoßen sind, so werden sie in eine der Menge Species anpassende Flasche, nebst 2 Loth Weinsteinsalz, oder in dessen Ermangelung, eben so viel Loth gereinigte Potasche gethan, 12 Maaß Spiritus Vini darüber gegossen, die Flasche recht wohl verwahrt, ohngefähr 12 bis 14 Tage in temperirte Wärme gesetzt, sodann auf die Abziehblase, nebst 3 Maaß Brunnen-, 1 Maaß Rosen-, 1 Maaß Melissen-, 1 Maaß Pomeranzen-, und 1 Maaß Citronenwasser, einem Stücke schwarzer Brotrinde und einigen Händen

den voll Buchenasche gebracht, und gehörig destillirt.

In den nun erhaltenen Geist gieße folgende Oehle und Essenzen hinein, nähmlich: Zimmtblüthenöhl, Lavendelblüthenöhl, Jasminöhl, von jedem 8 Tropfen; Pomeranzenblüthenöhl, Nelkenblüthenöhl, Violenblüthenöhl, von jedem 6 Tropfen; Muskatenblüthenöhl, Moschusessenz, von jedem 3 Tropfen; Sternanisöhl, bitteres Mandelöhl, Rhodiserholzöhl, Fencheless enz, Kümmeless enz, von jedem 4 Tropfen; süßes Mandelöhl, Neroliöhl, Ambraessenz, Thymianöhl, von jedem 3 Tropfen; Bergamottenöhl, Cederöhl, Pomeranzenöhl, von jedem 2 Tropfen; Citronenöhl, Vanilleöhl, von jedem 1 Tropfen; mische alles wohl unter einander, und wenn sich die Oehle aufgelöset haben, so filtrire es durch Löschpapier, und hebe es in wohl verwahrten Bouteillen an einem kühlen Orte zum Gebrauche auf.

Eau de Pot-Pourri.

Man nehme: Pomeranzenschalen, Citronenschalen, von jedem 8 Loth; Pomeranzenblüthe 2 Loth, Muskatennüsse 2 Loth, feinen Zimmt, Lavendelblüthe, Vanille, von jedem ½ Loth; zerkleinere sämmtliche Ingredienzien, thue sie in eine Flasche, gieße 8 Maß Spiritus Vini darüber, werfe 3 Loth Weinsteinsalz oder in dessen Ermangelung einige Loth gut gereinigte Potasche hinzu, verwahre die Flasche recht wohl, setze sie ohngefähr 12 bis 14 Tage in gelinde Wärme, bringe sodann das Gemenge nebst 4 Maß Brunnen-, 1 Maß Pomeranzen-, und 1 Maß Rosenwasser, einigen Händen voll Kochsalz und einem Stück schwarzer Brotrinde, auf die Abziehblase, und destillire es gehörig.

In den nun erhaltenen Geist gieße man folgende Oehle und Essenzen, nähmlich: Pomeranzenessenz, 1 Loth, Pomeranzenöhl, ½ Loth, Pomeranzenblüthenöhl, ¼ Loth, Citronenöhl, 2 Quentchen; süßes Mandelöhl, Sternanisöhl, Zimmtöhl, Zimmtblüthenöhl, von jedem 1 Quentchen; Aniseßenz, Fenchelessenz, Kaffeöhl, Carminativöhl, von jedem 4 Tropfen. Rosenöhl, Bergamottenöhl, Siebensaamenöhl, Venusöhl, von jedem 1 Tropfen; rühre alles wohl unter einander, filtrire es durch Löschpapier, und hebe es zum beliebigen Gebrauche in wohl verwahrten Bouteillen an einem kühlen Orte auf.

Eau d'Aréthuse.

Man nehme: Florentinische Violenwurzel 2 Pfund, Zimmtblüthe 7 Loth, Violenblüthe 5 Loth, Weinsteinsalz 4 Loth, Cardamomen, bittere Mandeln, Muskatenblüthe, Süßholz, von jedem 3 Loth, Basilikumkraut, Pomeranzenschalen, Muskatennüsse, von jedem 1 Loth, Benzoe, Lavendelblüthe, Nelkenblüthe, Vanille, von jedem 3 Quentchen. Nachdem alle diese Ingredienzien theils klein gestoßen, theils klar geschnitten, so werden sie in eine der Menge der Species anpassende Flasche gethan, 12 Maß Spiritus Vini darüber gegossen, die Flasche recht wohl verwahrt, ohngefähr 14 Tage bis 3 Wochen in gelinde Wärme gesetzt, sodann nebst 6 Maß Wasser, einigen Händen voll Buchenasche, und einem Stück schwarzer Brotrinde auf die Abziehblase gebracht, und vorschriftsmäßig destillirt.

In die erhaltene Flüssigkeit gieße folgende Oehle und Essenzen hinein, nähmlich: ungarische destillirte Melissenessenz, 3 Loth, Moschusessenz, Ambraessenz, von jedem 1 Loth, Agtsteinessenz,

Anis-

Aniseſſenz, Citroneneſſenz; von jedem ½ Loth, Roſenöhl, Venusöhl, Vanilleöhl, Rhodiſerholzöhl, Bergamottenöhl, Zimmtöhl, von jedem 3 Quentchen; Nelkenblüthenöhl, Pomeranzenblüthenöhl, Rosmarinblüthenöhl, Neroliöhl, Jasminöhl, Lavendelblüthenöhl, von jedem 1 Quentchen; Cederöhl, Pomeranzenöhl, Thymianöhl, von jedem 6 Tropfen; Fenchelöhl, Siebenſaamenöhl, Roſenöhl, von jedem 2 Tropfen; vermiſche alles wohl, und wenn ſich die Oehle aufgelöſet haben, ſo filtrire es durch Löſchpapier, und hebe es in Bouteillen zum Gebrauche auf.

Eau favorite.

Folgende Oehle und Eſſenzen gieße in 8 Maß höchſtrektifizirten Spiritus Vini, nähmlich: Bergamottenöhl, Lavendelöhl, Cederöhl, von jedem 2 Loth; Ambraeſſenz, Moſchuseſſenz, Citroneneſſenz, Neroliöhl, von jedem 1 Loth; Thymianöhl, Pomeranzenöhl, Nelkenblüthenöhl, Venusöhl, von jedem 1 Quentchen; Zimmtöhl, Nelkenöhl, Roſenöhl, von jedem 10 Tropfen; miſche alles wohl unter einander, filtrire es durch Löſchpapier, nachdem ſich die Oehle aufgelöſet haben, und hebe es an einem kühlen Orte, in gut verwahrten Bouteillen, auf.

Eau de fleurs de Roſes.

Man nehme: Roſenblätter, 6 Pfund, Roſenholz, 2 Pfund, Violenblüthe, ½ Pfund, Florentiniſche Violenwurzel, 8 Pfund; Zimmtblüthe, Jasminblumen, Pomeranzenblüthe, Lavendelblüthe, von jedem 2 Quentchen; ſtoße die Roſenblätter und Violenblüthe zu einem Brei, die übrigen Ingredienzien zerkleinere gehörig, thue alles in eine der Menge der Species entſprechende

chende große Flasche, werfe 4 Loth Weinsteinsalz, oder in dessen Ermangelung eben so viel Loth gut gereinigte Potasche hinzu, gieße 12 Maß Spiritus Vini darüber, setze die Flasche wohl verwahrt, ohngefähr 4 bis 6 Tage in gelinde Wärme, bringe sodann das Gemenge, nebst 6 Maß Wasser, einigen Händen voll Buchenasche, und einem Stück schwarzer Brotrinde, auf die Abziehblase, und destillire es gehörig.

Zu der nun erhaltenen Flüssigkeit gieße folgende Oehle und Essenzen hinzu, nähmlich: Rosenöhl 2 Loth, Rhodiserholzöhl, Lavendelblüthenöhl, Jasminöhl, Sternanisöhl, Zimmtblüthenöhl, von jedem ½ Loth; Pomeranzenessenz, Citronenessenz, Ambraessenz, Fenchelessenz, von jedem ¼ Loth; Kümmelessenz, Moschusessenz, Venusöhl, Rosmarinessenz, Bergamottenessenz, von jedem 2 Quent.; Zimmtöhl, Nelkenblüthenöhl, Würznelkenöhl, Muskatenblüthenöhl, Muskatenöhl, Kaffeeöhl, von jedem ½ Quentchen; mische alles wohl unter einander, und wenn sich die Oehle aufgelöset haben, so filtrire es durch Löschpapier und hebe dieses sehr angenehm riechende Wasser in wohlverwahrten Bouteillen auf.

Eau de fleur de Jasmin.

Man nehme von den Kelchen wohl gereinigte Jasminblumen 8 Pfund, doppelte Violen 1 Pfund, Gartennelken, Rosen, von jedem ½ Pf., Violenwurzel 4 Loth, Anis, Fenchel, von jedem 1 Loth; Zimmt, Muskatennüsse, Nelkenblüthe, Vanille, von jedem 2 Quentchen; Pomeranzenschalen, Citronenschalen, Apfelsinenschalen, von jedem 1 Quentchen. Nachdem alle diese Ingredienzien theils klar geschnitten, theils klein gestoßen, so werden sie in eine verhältnißmäßig gro-

ße

ße Flasche gethan, 3 Loth Weinsteinsalz hinzu geworfen, 10 Maß Spiritus Vini darüber gegossen, die Flasche recht wohl verwahrt, ohngefähr 5 bis 7 Tage in gelinde Wärme gesetzt, sodann auf die Abziehblase, nebst einigen Lothen Kochsalz, einem Stück schwarzer Brotrinde, und 6 Maß Wasser gebracht, und vorschriftsmäßig destillirt.

In den erhaltenen Geist gieße man folgende Oehle und Essenzen, nähmlich Jasminöhl 3 Loth, Rosenöhl, Muskatenblüthenöhl, Zimmtblüthenöhl, Lavendelblüthenöhl, Nelkenblüthenöhl, Rosmarinöhl, bitteres Mandelöhl, von jedem 1 Quentchen; Vanilleöhl, Kaffeeöhl, Venusöhl, Anisöhl, Pomeranzenöhl, Citronenöhl, von jedem 5 Tropfen; Moschusessenz, Ambraessenz, Bergamottenöhl, von jedem 4 Tropfen; Carminativöhl, Nelkenöhl von jedem 2 Tropfen; mische alles unter einander, und nachdem sich die Oehle aufgelöset haben, so fülle man es auf Bouteillen, verwahre solche gut, und lege sie an einen kühlen Ort bis zum Gebrauche.

Eau de Thérése.

Man nehme florentinische Violenwurzel, Steinklee, Violenblüthe, Schlüsselblumen, Gartennelken, Citronenmelisse, Rosenblätter, Rosmarinblätter, von jedem 4 Loth; Rosmarinblüthe, Maiblumen, Lavendelblüthe, Sternanis, Anis, Fenchel, Dillsaamen, Petersiliensaamen, von jedem 2 Loth; Sellerieſaamen, Kümmel, Rosenholz, Cardamomen, Pomeranzenschalen, Citronenschalen, Apfelsinenschalen, von jedem 2 Loth; feinen Zimmt, Würznelken, von jedem 3 Quentchen; Muskatennüsse, Vanille, von jedem 3 Quentchen; Zimmtblüthe, Muskatenblüthe,

Nel-

Nelkenblüthe von jedem 1 Quentchen. Nachdem alle diese Ingredienzien theils klein geschnitten, theils klar gestoßen worden sind, so werden sie in eine der Menge der Species entsprechende Flasche gethan, 16 Maß Spiritus Vini darüber gegossen, 2 Loth Weinsteinsalz, oder in dessen Ermangelung, eben so viel Loth gereinigte Potasche hinzu geworfen, die Flasche recht wohl verwahrt, ohngefähr 3 bis 4 Tage in temperirte Wärme gesetzt, sodann nebst einigen Händen voll Buchenasche, einem Stücke schwarzer Brotrinde und 2 Maß Brunnen-, 1 Maß Rosen-, 1 Maß Melissen-, 1 Maß Pomeranzenblüthen, 1 Maß Lavendelblüthen-, 1 Maß Rosmarinblüthen-, und 1 Maß Nelkenblüthenwasser auf die Blase gebracht, und nach der mehrmahlen gegebenen Vorschrift destillirt.

Hat man nun diese Arbeit vorschriftmäßig verrichtet, so gieße man folgende Essenzen und Oehle hinzu, nähmlich Moschusessenz, Fenchelessenz, Bergamotteneſſenz, Kräutereſſenz, Aniseſſenz, von jedem 20 Tropfen; Citroneneſſenz, Holzeſſenz, Ambraeſſenz, Rosmarineſſenz, Agtsteineſſenz, Pomeranzenöhl, Zimmtöhl, Lavendelblüthenöhl, Bergamottenöhl, von jedem 10 Tropfen; Nelkenöhl, Kaffeeöhl, Venusöhl, Rhodiserholzöhl, Violenblüthenöhl, Jasminöhl, von jedem 5 Tropfen; Vanilleöhl, Zimmtblüthenöhl, Cederöhl, Rosenöhl von jedem 3 Tropfen; Anisöhl, Thymianöhl, bitteres Mandelöhl, von jedem 2 Tropfen; mische alles wohl unter einander, und wenn sich die Oehle aufgelöset haben, so filtrire es durch Löschpapier, fülle es auf Bouteillen, und stelle solche bis zum künftigen Gebrauche an einen kühlen Ort.

Eau de la Reine de France.

Man nehme Jasminblumen, Thymian mit der Blüthe, Rosmarinblätter, Rosmarinblüthe, Citronenmelisse, türkische Melisse, von jedem 2 Loth; canarische Melisse, Lavendelblüthe, Pomeranzenblüthe, Violenblüthe, Schlüsselblumen, von jedem 1 Loth; florentinische Violenwurzel, Zimmetblüthe, Muskatenblüthe, Nelkenblüthe, von jedem ½ Loth; Basilikumkraut, Steinklee, Rosenblätter, Sternanis, Anis, Fenchel, Citronenschalen, Pomeranzenschalen, von jedem ¼ Loth; Würznelken, feinen Zimmt, Muskatennüsse, ächten Zibeth, Vanille, von jedem 3 Quent. Wenn alle diese Ingredienzien gehörig zerkleinert sind, so thue sie in eine Flasche, gieße 12 Maß Spiritus Vini darüber, werfe einige Loth Weinsteinsalz hinzu, verwahre die Flasche recht wohl, setze sie ungefähr 10 bis 12 Tage in gelinde Wärme, bringe sodann das Ganze nebst einigen Händen voll Buchenasche, einem Stück schwarzer Brotrinde 3 Maß Brunnen-, 1 Maß Rosen-, 1 Maß Rosmarin-, und 1 Maß Pomeranzenblüthenwasser auf die Abziehblase, destillire es nach gegebener Anleitung, und gieße folgende Öhle und Essenzen hinzu, nähmlich peruvianischen Balsamgeist, Pomeranzenessenz, Citronenessenz, Rosmarinessenz, Zimmtessenz, Bergamottenessenz, Rosenessenz, Moschusessenz, Ambraessenz, von jedem 2 Quentchen; Pomeranzenblüthenöhl, Rosmarinblüthenöhl, Zimmtblüthenöhl, Vanilleöhl, von jed. 1 Quentchen; Anisöhl, Fenchelöhl, Cederöhl, von jedem 1 Quentchen; Muskatenöhl, bitteres Mandelöhl, Nelkenöhl, süßes Mandelöhl, Rhodiserholzöhl, Bergamottenöhl, Lavendelöhl, Jasminöhl, Rosen-

senöhl, Pomeranzenöhl, von jedem 4 Tropfen; mische alles unter einander, filtrire und hebe es in wohlverwahrten Bouteillen an einem kühlen Orte zum Gebrauche auf.

Eau de serpulette.

Man nehme Thymian mit der Blüthe, 8 Pfund; Pomeranzenschalen, Citronenschalen, Apfelsinenschalen, von jedem 2 Loth; Lavendelblüthe, Citronenmelisse, Sternanis, Fenchel, von jedem ½ Loth; Pomeranzenblüthe, Zimmtblüthe, feinen Zimmt, Jasminblumen, von jedem 1 Quent.; Vanille, ¼ Quentchen; mache alle diese Ingredienzien klein, thue sie in eine verhältnißmäßig große Flasche, gieße 8 Maß Spiritus Vini darüber, verwahre die Flasche recht wohl, setze sie ungefähr 5 bis 6 Tage in temperirte Wärme, bringe sodann das Ganze, nebst 4 Maß Brunnen-, 1 Maß Melissen-, und 1 Maß Lavendelblüthenwasser, einigen Händen voll Kochsalz, und einem Stück schwarzer Brotrinde, auf die Abziehblase, und destillire es vorschriftsmäßig.

Zu dem erhaltenen Geist gieße folgende Oehle und Essenzen hinzu, nähmlich Thymianöhl 4 Loth; Lavendelöhl, Salbeiöhl, von jedem 2 Loth; Cederöhl, Moschusessenz, Ambraessenz, von jedem 2 Loth; Neroliöhl, Bergamottenöhl, Zimmtblüthenöhl, Zimmtöhl, Nelkenblüthenöhl, von jedem 4 Tropfen; Rosenöhl, Pomeranzenöhl, Citronenöhl, Venusöhl, Kaffeeöhl, von jedem 2 Tropfen; Fenchelöhl, Vanilleöhl, von jedem 1 Tropfen; mische alles wohl unter einander, und wenn sich die Oehle aufgelöset haben, so filtrire es durch Löschpapier, fülle es auf Bou-

teil-

teillen, verwahre solche recht gut, und lege sie an einen kühlen Ort bis zum Gebrauche.

Eau de Cypre.

In 16 Maß höchstrektifizirten Spiritus Vini gieße folgende Oehle und Essenzen, nähmlich Moschusessenz, Ambraessenz, Aniseſſenz, Fenchelessenz, von jedem 2 Loth; Holzessenz, Kräutteressenz, Rosmarinessenz, Bergamottenessenz, Citronenessenz, von jedem 1 Loth; Rosenöhl, Zimmtblüthenöhl, Lavendelblüthenöhl; Venusöhl, von jedem ½ Loth; Pomeranzenöhl, bitteres Mandelöhl, Bergamottenöhl, von jedem 1 Quentchen; Nelkenöhl, Thymianöhl, von jedem ¼ Quent.; Cederöhl, Zimmtöhl, Muskatenöhl, von jedem 4 Tropfen, Kaffeeöhl, 2 Tropfen; mische alles gut unter einander, fülle es, wenn sich die Oehle aufgelöset haben, in Bouteillen, und hebe solche bis zum Gebrauche an einem kühlen Orte auf.

Eau de Souabe.

Man nehme Steinklee, türkische Melisse, Rosenblätter, Violenblüthe, von jedem 3 Pfund; florentinische Violenwurzel, 8 Loth; Cardamomen, Sternanis, Anis, Kümmel, Fenchel, Potasche, von jedem 3 Loth; Zimmtblüthe, Lavendelblüthe, Würznelken, von jedem 3 Quent.; Pomeranzenschalen, Citronenschalen, Apfelsinenschalen, von jedem 2 Quentchen; Muskatennüsse, 1 Quentchen; mische alles wohl unter einander, filtrire es sobald sich die Oehle aufgelöset haben, durch Löschpapier, fülle es auf Bouteillen, und stelle sie an einen kühlen Ort.

Eau d'Ambre.

In 8 Maß rektifizirten Spiritus Vini gieße folgende Oehle und Essenzen, nähmlich Ambraessenz, 2 Loth; Citronenessenz, Aniseſſenz, Fenchelessenz, Holzessenz, von jedem 1 Loth; Bergamottenöhl, Cederöhl, von jedem 15 Tropfen; Zimmtblüthenöhl, Vanilleöhl, Rosmarinöhl, von jedem 3 Tropfen; mische alles unter einander, und wenn sich die Oehle aufgelöset haben, so filtrire es durch Löschpapier, und hebe es in wohlverwahrten Bouteillen auf.

Eau de Musi.

In 6 Maß höchstrektifizirten Spiritus Vini gieße folgende Essenzen und Oehle, nähmlich Moschusessenz, Pomeranzenessenz, Fenchelessenz, von jedem 2 Loth; Cederöhl, Nelkenöhl, Venusöhl, Zimmtöhl, von jedem 3 Quent., mische alles wohl unter einander, filtrire es, und hebe es zum Gebrauche auf.

Eau sanspareille.

Man nehme Pomeranzenblüthe, Lavendelblüthe, Violenblüthe, Rosenblätter, Zimmtblüthe, von jedem 1 Loth; Sternanis, Anis, Franzosenholz, Cardamomen, von jed. ½ Loth; Muskatennüsse, feinen Zimmt, Vanille, von jedem 2 Quentchen. Wenn sämmtliche Ingredienzien gehörig zerkleinert sind, so werden sie in eine Flasche gethan, 10 Maas Spiritus Vini darüber gegossen, 2 Loth Potasche hinzugeworfen, die Flasche recht wohl verwahrt, ungefähr 5 bis 6 Tage in gelinde Wärme gesetzt, zum digeriren sodann auf die Abziehblase gebracht, und mit 4 Maß Wasser, einigen Händen voll Kochsalz

salz und einem Stück schwarzer Brotrinde vorschriftsmäßig destillirt.

Zu dem erhaltenen Geiste gieße folgende Essenzen und Oehle, nähmlich Ambraessenz, Moschusessenz, Citronenessenz, von jedem 2 Loth; Pomeranzenessenz, Rosmarinessenz, Sternanisessenz, von jedem 1 Loth; Fencheless:nz, Kümmeless:nz, Kräutereressenz, von jedem 1 Loth; Rosenöhl, Siebensaamenöhl, bitteres Mandelöhl, Nelkenöhl, Zimmtblüthenöhl, von jedem 12 Tropfen, Citronenöhl, Venusöhl, Vanilleöhl, Bergamottenöhl, Sternanisöhl, von jedem 8 Tropfen; Fenchelöhl, Lavendelöhl, Pomeranzenöhl, Rhodiserholzöhl, von jedem 4 Tropfen; wenn sich die Oehle aufgelöset haben, und mit den Essenzen unter den erhaltenen Geist wohl vermischt worden sind, so filtrire ihn durch Löschpapier, fülle ihn auf Bouteillen, verwahre solche mit guten Pfropfen oder Stöpfeln, und lege sie bis zum Gebrauche an einen kühlen Ort.

Eau de Franchipane.

Man nehme Spiritus Vini, 6 Maß, gieße folgende Oehle und Essenzen hinzu, nähmlich Lavendelöhl, 3 Loth, Moschusessenz, 2½ Loth; Ambraessenz, 2 Loth; Cederöhl, 1 Loth; Bergamottenöhl, ½ Loth, Zimmtblüthenöhl, Vanilleöhl, Rhodiserholzöhl, Nelkenöhl, von jedem 1 Quentchen; mische, sobald sich die Oehle aufgelöset haben, alles wohl unter einander, filtrire es, und hebe es an einem kühlen Orte zum künftigen Gebrauche auf.

Eau de Cologne.

Man nehme Rosenblätter, Steinklee, Lavendelblüthe, Rosmarinblüthe, von jedem 2 Loth;

Violenblüthe, Citronenmelisse, Nelkenwurzel, Rhodiserholz, Franzosenholz, Sassafraß, von jedem 1 Loth; Rosmarin, Cardamomen, Pomeranzenschalen, von jedem ½ Loth; Citronenschalen, Apfelsinenschalen, Würznelken, von jedem ½ Loth; feinen Zimmt, Zimmtblüthe, Pomeranzenblüthe, Sternanis, Fenchel, von jedem 2 Quent.; Muskatennüsse, Vanille, von jedem ½ Quent. Nachdem alle diese Ingredienzien theils klein geschnitten, theils klar gestoßen worden sind, so werden sie in eine der Menge der Species entsprechende große Flasche gethan, 4 Loth Weinsteinsalz oder in dessen Ermangelung, eben so viel Loth gereinigte Potasche hinzugeworfen, 16 Maß guter Spiritus Vini darüber gegossen, die Flasche recht gut verwahrt, ungefähr 14 Tage bis 3 Wochen in temperirte Wärme zum Digeriren gesetzt, sodann nebst 4 Maß Brunnen-, 1 Maß einfaches Rosen-, 1 Maß einfaches Pomeranzen-, 1 Maß einfaches Citronen-, 1 Maß einfaches Melissen-, und 1 Maß gleichfalls einfaches Pomeranzenblüthenwasser, einigen Händen voll Buchenasche, und einem Stücke schwarzer Brotrinde auf die Abziehblase gebracht, und auf vorgeschriebene Art destillirt.

In die nun erhaltene Flüssigkeit gieße man folgende Oehle und Essenzen hinzu, nähmlich: Serpulet, Bergamottenöhl, Fenchelöhl, Zimmtblüthenöhl, Cederöhl, von jedem 1 Loth; Pomeranzenblüthenöhl, Rosmarinblüthenöhl, bitteres Mandelöhl, Kümmelöhl, Lavendelöhl, Anisöhl, von jedem ½ Loth; Citronenöhl, Thymianöhl, Ambraessenz, Moschusessenz, peruvianischen Balsamgeist, von jedem 2 Quent.; Citronenessenz, Neroliöhl, Venusöhl, von jedem 1 Quent.;

Zimmt-

Zimmtöhl, Jasminöhl, Rhodiserholzöhl, von jedem 5 Tropfen.

Wenn sich die Oehle ordentlich aufgelöset haben, so rühre oder schütte alles wohl unter einander, filtrire dieses sehr angenehm riechende Wasser durch Löschpapier, fülle es auf Bouteillen, welche aber mit guten Stöpseln versehen werden müssen, und lege sie an einen kühlen Ort bis zum beliebigen Gebrauche.

Eau des Carmes.

Man nehme blühende türkische Melisse 1 Pfund, Citronenmelisse ½ Pfund, Florentinische Violenwurzel, Weinsteinsalz, Rosmarin, Steinklee, von jedem 6 Loth; Mayblumen, Violenblumen, Lavendelblüthe, Nelkenblüthe, weißen Zimmt, von jedem 3 Loth; Anis, Fenchel, Citronenschalen, Paradieskörner, von jedem ½ Loth; Cardamomen, Muskatennüsse, Vanille, von jedem 1 Quent.; zerkleinere diese Ingredienzien gehörig, thue sie in eine Flasche, gieße 8 Maß Spiritus Vini darüber, setze sie 8 bis 10 Tage wohlverwahrt in gelinde Wärme, bringe sodann das Gemenge, nebst 2 Maß Wasser, einigen Lothen Kochsalz und einem Stücke schwarzer Brotrinde auf die Abziehblase, und destillire es vorschriftsmäßig.

Ist diese Arbeit ordentlich verrichtet, so gieße in den erhaltenen Geist folgende Oehle und Essenzen, nähmlich: Carminativöhl, Venusöhl, Zimmtöhl, von jedem 1 Loth; Nelkenöhl, Moschusessenz, Ambraessenz, von jedem 2 Quent.; Citronenöhl, süßes Mandelöhl, Jasminöhl, Cederöhl, Neroliöhl, Rhodiserholzöhl, Pomeranzenblüthenöhl, von jedem 4 Tropfen; mische alles

wohl unter einander, filtrire es, wenn sich die Oehle aufgelöst haben, und hebe es in Bouteillen an einem kühlen Orte zum künftigen Gebrauche auf.

Eau de Luce *).

Ueber die Bereitungsart dieses vortrefflichen Wassers sagt Herr Weinlig in seinem verbesserten Branntweinbrenner und Liquerfabrikanten, Seite 127, folgendes:

Man verfertiget dazu einen guten flüchtigen Spiritus salis ammoniaci mit lebendigem Kalk. Nähmlich man thut in eine gläserne Retorte

gestoßenen Salmiak	½ Pfund
Potasche	½ —
gestoßenen ungelöschten Kalk	1¼ —

darauf gießt man 3 Pfund Spiritus rectificat. vini, rüttelt es sehr gut unter einander, und legt die Retorte in eine Sandkapelle, stößt einen dergleichen Kolben vor, welcher theils mit nasser Blase, theils mit Papier gut zugeklebt und verbunden ist, denn der Spiritus ist sehr flüchtig. Dieser Spiritus wird ganz langsam tropfenweise herüber gezogen, daß ungefähr ein Theil davon zurück bleibt. Von diesem Spiritus wird z. B. 1 Pfund genommen, und zu demselben werden 2 Quentchen des allerweißesten Olei succini gethan, ingleichen 2 Quentchen weiße venetianische Seife. Die Seife wird vorher in ein wenig Wasser ganz aufgelöst und darunter gemischt. Man rüttelt alles sehr gut unter einander, damit es wie Milch aussieht. Dieses Riechwasser muß die Eigenschaft haben, daß es sich nicht setzt, sondern beständig milchicht bleibt. Die Gläser, worein es gefüllt wird, müssen mit nasser Blase verbunden werden, damit der flüchtige Spiritus nicht verriecht.

Eau de Portugal.

Man gieße unter 6 Maß höchstrektifizirten Spiritus Vini folgende Oehle, nähmlich: Oleum de

*) Man vergleiche Th. 10, S. 1.

de Portugall, 1 Loth; Oleum de Cedro, Essentia Moschi, Essentia Ambrae, von jedem ¼ Loth; Oleum Bergamott., Oleum aurantior., Oleum Neroli, von jedem 1 Quent.; Oleum Lavendulae, Oleum Serpylli, Oleum foeniculi, Oleum Carvi, von jedem 4 Tropf. Wenn sich die Oehle aufgelöset haben, so mische man alles wohl unter einander, filtrire es, fülle es auf Bouteillen, und hebe es an einem kühlen Orte zum Gebrauche auf.

Eau de Bergamotte.

Man nehme: Pomeranzenschalen, Citronenschalen, von jedem 4 Loth; Pomeranzenblüthe, Violenblüthe, Muskatennüsse, Vanille, von jedem 1 Loth; zerkleinere diese Ingredienzien, thue sie in eine Flasche, werfe 2 Loth Weinsteinsalz hinzu, gieße 8 Maß Spiritus Vini darüber, setze die Flasche wohl verwahrt, ungefähr 8 bis 10 Tage in gelinde Wärme zum Digeriren, bringe sodann das Gemenge, nebst einigen Händen voll Kochsalz, einem Stück schwarzer Brotrinde, und 4 Maß Wasser auf die Abziehblase, und verfahre auf bekannte Art.

In den nun erhaltenen Geist gieße folgende Oehle und Essenzen, nähmlich; Bergamottenöhl, Zimmtblüthenöhl, Vanilleöhl, Nelkenblüthenöhl, von jedem ¼ Loth; Moschusessenz, Nerolliessenz, Citronenessenz, von jedem 2 Quent.; Zimmtöhl, Rhodiserholzöhl, Zimmtblüthenöhl, Lavendelöhl, Muskatenblüthenöhl, von jedem 1 Quent.; mische alles, nachdem sich die Oehle aufgelöst haben, wohl unter einander, filtrire es durch Löschpapier, fülle alsdann dieses Wasser auf Bouteillen, und hebe es an einem kühlen Orte auf.

Eau de Basilie.

Man nehme: Basilikumkraut, 3 Pf., Basilikumblüthen, 3 Loth; Pomeranzenblüthe, Zimmtblüthe, Muskatennüsse, Citronenschalen, Vanille, von jedem 1 Quent.; zerkleinere alles gehörig, thue es in eine der Menge der Species entsprechende große Flasche, gieße 10 Maß Spiritus Vini darüber, werfe 2 Loth Weinsteinsalz, oder in dessen Ermangelung, eben so viel wohl gereinigte Potasche dazu, verwahre die Flasche gut, lasse sie ungefähr 8 bis 10 Tage in gelinder Wärme digeriren, bringe sodann das Gemenge, nebst 1 Maß Brunnen-, 1 Maß Melissen-, und 1 Maß Pomeranzenblüthenwasser *), einigen Lothen Kochsalz und einem Stück schwarzer Brotrinde, auf die Abziehblase und destillire es vorschriftsmäßig.

Zu der erhaltenen Flüssigkeit gieße folgende Oehle und Essenzen, nähmlich: Basilikumöhl, 2 Loth; Zimmtblüthenöhl, Moschusessenz, Citronenessenz, Lavendelblüthenöhl, Rhodiserholzöhl, Jasminöhl, von jedem 4 Quent.; Aniseſſenz, Moschusessenz, von jedem 3 Quent.; Neroliöhl, Venusöhl, bitteres Mandelöhl, von jedem 1 Quent.; Cederöhl, Fenchelöhl, Rosenöhl, von jedem 3 Tropfen; mische alles wohl unter einander, und wenn sich die Oehle aufgelöset haben, so filtrire das Wasser durch Löschpapier, fülle es auf Bouteillen, versehe solche mit guten Stöpseln, und lege sie bis zum künftigen Gebrauche an einen etwas kühlen Ort.

Eau de Cédrat.

Man nehme: die Schalen von 24 Stück Cedras, Zimmtblüthe, Muskatenblüthe, von jedem

*) Hierzu nimmt man allezeit einfache Wasser.

dem 4 Quent.; Lavendelblüthe, Nelkenblüthe, Rosmarinblüthe, von jedem 2 Quent.; Pomeranzenblüthe, Vanille, von jedem ½ Quent.

Nachdem alles dieses gehörig zerkleinert, und in eine Flasche gethan worden, so werfe man 3 Loth Weinsteinsalz, oder in dessen Ermangelung eben so viel Loth wohl gereinigte Potasche hinzu, gieße 10 Maß Spiritus Vini darüber, verwahre die Flasche recht wohl, setze sie ungefähr 2 bis 3 Tage in temperirte Wärme, bringe sodann das Gemenge, wozu man einige Loth Kochsalz werfen, und einige Maß Wasser gießen kann, auf die Abziehblase, und destillire es nach gegebener Vorschrift.

In den erhaltenen Geist werden folgende Oehle und Essenzen gegossen, nähmlich: Cederöhl, 1 Loth; Bergamottenöhl, Zimmtöhl, Moschusessenz, Ambraessenz, Vanilleöhl, Lavendelöhl, Citronenessenz, Pomeranzenöhl, Rhodiserholzöhl, Nelkenblüthenöhl, Jasminöhl, Fenchelöhl, von jedem 5 Tropfen. Sobald nun dieses sehr angenehm riechende Wasser wohl unter einander gerührt ist, und die Oehle sich aufgelöst haben, so fülle es auf Bouteillen, und stelle solche an einen kühlen Ort.

Eau de Pouquet.

Man thue in eine gläserne Retorte folgende zerkleinerte Ingredienzien, nähmlich: Zimmtblüthe, Cardamomen, von jedem 3 Loth; Sternanis, Pomeranzenblüthe, feinen Zimmt, von jedem 1 Loth; gieße 6 Maß höchstrektifizirten Spiritus Vini, nebst 2 Loth Jasminöhl, und 1 Loth Oleum serpylli darüber, digerire es ungefähr 24

Stunden lang, dann ziehe den Spiritus ganz langsam ab.

In diesen nun erhaltenen Spiritus Vini tröpfle folgende Essenzen und Oehle, nähmlich: Moschusessenz, 1 Loth; Bergamottenöhl, Zimmtblüthenöhl, von jedem 1 Quent.; Cederöhl, Zimmtöhl, Jasminöhl, Nelkenöhl, von jedem 10 Tropf.; Ambraessenz, Vanilleöhl, von jedem 4 Tropf.; mische, filtrire und bewahre es gehörig auf.

Eau de Bretagne.

Man nehme: Muskatennüsse, Zimmtblüthe, Lavendelblüthe, Pomeranzenblüthe, von jedem 1 Loth; Violenblüthe, florentinische Violenwurzel, türkische Melisse, von jedem ½ Loth; Pomeranzenschalen, Apfelsinenschalen, Citronenschalen, von jedem ¼ Loth; Rosmarin, Würznelken, Sternanis, Vanille, von jedem 1 Quent. Nachdem alle diese Ingredienzien theils klein geschnitten, theils klar gestoßen worden, so werden sie in eine der Menge der Species anpassende große Flasche gethan, 3 Loth Weinsteinsalz, oder in dessen Ermangelung, eben so viel Loth gut gereinigte Potasche hinzugeworfen, 12 Maß Spiritus Vini darüber gegossen, die Flasche recht wohl verwahrt, ungefähr 8 bis 10 Tage in gelinde Wärme zum Digeriren gesetzt, sodann, nebst 4 Maß Brunnen-, 1 Maß Rosen-, und 1 Maß Pomeranzenblüthenwasser, einigen Händen voll Buchenasche, und einem Stück schwarzer Brotrinde, auf die Abziehblase gebracht, und nach den Regeln der Kunst destillirt.

Zu dem nun erhaltenen Geiste gieße folgende Oehle und Essenzen hinzu, nähmlich: Pomeran-

zen-

zeneſſenz, Citroneneſſenz, Moſchuseſſenz, von jedem 2 Loth; Roſeneſſenz, Rosmarineſſenz, Ambraeſſenz, von jedem ½ Loth; Agtſteineſſenz, Bergamottenöhl, von jedem 1 Quentchen; Zimmtöhl, Neroliöhl, von jedem 1 Quentchen; Vanilleöhl, Lavendelöhl, Kaffeeöhl, Aniſöhl, Cederöhl, von jedem 5 Tropfen; miſche alles wohl unter einander, und wenn ſich die Oehle aufgelöſet haben, ſo filtrire dieſes ſtark und ſehr angenehm riechende Waſſer, fülle es auf Bouteillen, und ſtelle ſolche an einen kühlen Ort bis zum Gebrauch.

Eau de Philippe.

Man nehme Peterſilienkraut, Selleriekraut, Citronenmeliſſe, von jedem 1 Pfund; Violenwurzel, Rosmarin, Engelſüß, von jedem 8 Loth; Sternanis, Anis, ordinären Fenchel, von jedem 4 Loth; Cardamomen, feinen Zimmt, Zimmtblüthe, von jedem 1 Loth; Lavendelblüthe, Rosmarinblüthe, Nelkenblüthe, von jedem 1 Loth; Würznelken, Pomeranzenſchalen, Apfelſinenſchalen, Citronenſchalen, von jedem ½ Loth; Pomeranzenblüthe, Vanille, von jedem 1 Quentchen. Nachdem alle dieſe Ingredienzien theils klein geſchnitten, theils klar geſtoßen worden, ſo werden ſie in eine der Menge der Species anpaſſende große Flaſche gethan, 16 Maß Spiritus Vini darüber gegoſſen, 3 Loth Weinſteinſalz, oder in deſſen Ermangelung eben ſo viel Loth wohlgereinigte Potaſche hinzugeworfen, die Flaſche gut verwahrt, ohngefähr 8 bis 12 Tage in gelinde Wärme geſetzt, ſodann, nebſt 6 Maß Brunnen-, 1 Maß Pomeranzen-, 1 Maß Citronen-, und 1 Maß Meliſſenwaſſer, einigen Händen voll Buchenaſche

und einem Stück schwarzer Brotrinde, auf die Abziehblase gebracht, und nach der gegebenen Vorschrift destillirt.

Zu dem erhaltenen Geiste gieße folgende Oehle und Essenzen, nähmlich: Pomeranzenblüthenöhl, Pomeranzenöhl, Citronenöhl, von jedem 2 Quentchen; Lavendelblüthenöhl, 2 Quentchen; Jasminöhl, Citronenessenz, Rosmarinessenz, Anisessenz, Fencheless enz, Kümmeless en:, von jedem 1 Quentchen; Zimmtblüthenöhl, Muskatenblumenöhl, Neroliöhl, Venusöhl, Bergamottenöhl, von jedem 8 Tropfen; Rhodiserholzöhl, Rosenöhl, Vanilleöhl, bitteres Mandelöhl, Nelkenöhl, von jedem 3 Tropfen; mische alles wohl unter einander, und wenn sich die Oehle vollkommen aufgelöset haben, so filtrire es durch Löschpapier, fülle es auf mit guten Stöpseln zu versehende kleine Bouteillen, und lege solche an einen kühlen Ort bis zum beliebigen Gebrauch.

Eau d'Aga.

Man nehme Pomeranzenblüthe, Citronenschalen, von jedem ½ Loth; Apfelsinenschalen, Ananasschalen, Zimmtblüthe, von jedem ½ Loth; Muskatenblüthe, Würznelken, feinen Zimmt, Lavendelblüthe, Vanille, von jedem 2 Quentchen. Wenn diese sämmtlichen Ingredienzien theils klein geschnitten, theils klar gestoßen sind, so werden sie in eine der Menge der Species anpassende Flasche gethan, 2 Loth Weinsteinsalz, oder in dessen Ermangelung eben so viel Loth gut gereinigte Potasche hinzugeworfen, 8 Maß Spiritus Vini darüber gegossen, die Flasche recht wohl verwahrt, ohngefähr 5 bis 6 Tage in temperirte Wärme zum Digeriren gesetzt, sodann

auf

auf die Abziehblase, nebst 1 Maß Lavendelblüthen-, 1 Maß Pomeranzenblüthen-, 1 Maß Rosen-, und 1 Maß Melissenwasser, einigen Händen voll Buchenasche und einem Stück schwarzer Brottrinde gebracht, und nach gegebener Vorschrift abgezogen.

In den nun erhaltenen Geist gieße folgende Oehle, nähmlich: bitteres Mandelöhl, Sternanisöhl, Zimmtöhl, Vanilleöhl, Neroliöl, von jedem 1 Quentchen; Pomeranzenblüthenöhl, Jasminöhl, Lavendelöhl, Rhodiserholzöhl, Ambraessenz, Moschusessenz, von jedem ½ Quentchen; Pomeranzenessenz, Rosmarinessenz, Kümmelessenz, Fenchelessenz, Oleum de Portugall, von jedem 15 Tropfen; Bergamottenöhl, Thymianöhl, Cederöhl, von jedem 3 Tropfen; mische alles unter einander, filtrire es durch Löschpapier, und fülle es auf Bouteillen.

Eau d'Archange.

Man gieße in 8 Maß höchstrektifizirten Spiritus Vini folgende Oehle und Essenzen, nähmlich: Pomeranzenblüthenöhl, Jasminöhl, Lavendelblüthenöhl, Bergamottenöhl, Zimmtblüthenöhl, Citronenessenz, von jedem 4 Quentchen; Moschusessenz, Ambraessenz, Kümmelessenz, Fenchelessenz, Rosenöhl, von jedem 1 Quentchen; Rhodiserholzöhl, Venusöhl, Nelkenöhl, Vanilleöhl, Citronenöhl, Neroliöhl, von jedem 6 Tropfen; mische alles wohl unter einander, und sobald sich die Oehle aufgelöset haben, so filtrire die Mischung, fülle sie auf Bouteillen, und hebe solche an einem kühlen Orte auf.

Ein sehr gutes sogenanntes Schönheitswasser.

Man nehme Tragant 2 Loth, Gummi 1 Loth, werfe diese Ingredienzien in eine gute volle

volle Maßbeuteille, fülle sie sodann mit ungarischem Wasser voll, versehe sie mit einem guten Stöpsel, und schüttle dieses Gemenge innerhalb 3 Tagen öfters um. Nach Verlauf dieser Zeit weiche in 2 Maß Rosen-, 1 Maß Lilien-, und 1 Maß Rosmarinwasser 6 Loth gutes Stärkemehl ein, lasse dieses gleichfalls 3 Tage unter öfterm Umrütteln stehen, schütte sodann das ungarische Wasser dazu, rühre alles wohl unter einander, und wasche sich mit diesem Wasser täglich einige Mahl.

Jungfernmilch.

Man nimmt Benzoe, Storax, von jedem 1 Loth; Kampher ½ Loth, stößt alles gröblich, thut 1½ Loth peruvianischen Balsam darunter, gießt 1 Schoppen guten Weinbranntewein darüber, verwahrt das Glas recht wohl mit nassen Blasen, und setzt es an die Sonne oder sonst in die Wärme, bis es schön roth wird. Sobald es roth genug ist, gießt man es von dem Ansatze rein ab, läßt es durch ein Fließpapier laufen, und verwahrt es hernach auf's beste. Wenn man davon Gebrauch machen will, gießt man etwas Weniges von dieser Tinktur in so viel frisches Wasser, als man zum Waschen nöthig hat, und wäscht sich vor dem Schlafengehen das Gesicht recht wohl damit *).

Ein anderes Schönheitswasser.

Man nehme rektifizirten Spiritus Vini 24 Loth, Benzoe 4 Loth, Storax calamitae 2 Loth. Dieses alles stoße man recht fein, und mische es

*) Siehe: Sammlung geprüfter Erfahrungen aus der Haus- und Landwirthschaft, 2ter Theil. Koburg 1795.

es zusammen, dann seße man es in einer zinnernen Schüssel auf ein gelindes Feuer, verhüte aber, daß es ja nicht koche, sondern daß es nur heiß bleibe, so lange, bis sich die Gummi solviren, was dann oben schwimmt, ist solvirt, und dieses lasse man, nachdem es mit einem Löffel sauber abgenommen ist, durch ein Tuch in ein Glas laufen, in welchem gutes Rosenwasser mit ein wenig Ambra vermischt ist, auf diese Art präcipitirt sich dieser Extrakt in eine schöne, weiße und wohlriechende Milch. Zum Gebrauch wird ein feines Tuch damit genetzt, das Angesicht abgewaschen, und wenn man diese Substanz auf dem Gesichte von selbst abtrocknen läßt, so wird man sich bald von der Aechtheit dieses Wassers überzeugen *).

Ein wohlriechendes Wasser.

Man nehme Benzoe, Storax calamitae, Zimmt, Nelken, von jedem 2 Loth; pulverisire diese Ingredienzien, schlage sie durch ein feines Sieb, thue sie in eine Schüssel, gieße Rosen- oder Orangenwasser darüber und thue Ambra, Moschus, Zibeth, von jedem 1 Drachmen hinzu; vermische alles wohl mit einander, decke die Schüssel zu, und lasse es 3 Tage ruhig stehen. Nach Verlauf dieser Zeit destillire es im balneo Mariae bey einem sehr mäßigen Feuer.

Ein Wasser, sich eine zarte Haut im Gesichte zu machen.

Man nehme Myrrhen, Mastix, Weyhrauch, Storax, Benzoe, arabisch Gummi, von jedem 2 Loth;

*) Siehe: Bewährte Schönheitsregeln für Damen, und wirksame Mittel in besondern Zufällen des Lebens. Wien 1798.

Loth; Nelken, Zimmt, Muskatennüsse von jedem 1 Loth; mache alles zu Pulver, thue es in eine Flasche, gieße 18 Maß guten Branntewein darüber, lasse es einige Tage digeriren, und gieße es nachher über einen gläsernen Helm. Soll es einen noch angenehmern Geruch haben; so werfe man ein Säckchen mit Bisam hinzu *).

Wohlriechende Oehle.

Wie man diese aus verschiedenen Blumen, Früchten und andern Pflanzentheilen bereiten könne, ist im Art. Ohl, Th. 104, S. 405 fl. und 561 schon gezeigt worden, so daß ich mich hier darauf nicht weiter einlassen darf.

Wohlriechende Lichter.

Man pulverisirt eine Unze Kampfer und zwey Unzen Olibanumgummi, mischt etwas Wachs darunter, und macht Kugeln daraus, die man mit Rosenwasser übergießt, und in eine Schüssel legt. Dann zündet man die Kugeln mit einem Wachsstocke an, so werden sie beym Brennen einen angenehmen Geruch verbreiten.

Wohlriechende Lampe.

Vier Unzen flüssige Aloe, eine Unze Benzoe, eine halbe Unze Storax, ein Skrupel Moschus, zwey Skrupel grauen Ambra werden zusammen pulverisirt und in die Lampe gethan.

Die Anweisung, wohlriechende Pomade, Puder, Seife und andere Waschmittel zu verfertigen, spare ich bis zu diesen Artikeln selbst auf

*) Siehe: Oeconomisches Taschenbuch für Hausväter und Hausmütter. Leipzig 1795.

auf, weil ich es hier, ohne zu weit vorzugreifen, doch nicht vollständig beschreiben könnte.

Warnung vor dem übermäßigen Gebrauche der Parfums oder wohlriechenden Sachen.

Zum Schlusse dieses Artikels muß ich noch wohl eine Warnung hinzufügen, im Gebrauche der Wohlgerüche nicht zu sehr auszuschweifen. Der Gemeinsatz, daß aller Mißbrauch schädlich sey, wird wohl wenige abhalten, sich stark zu parfümiren, so lange sie nicht wissen, wo eigentlich die Gränze zwischen dem mäßigen Gebrauche und dem Mißbrauche liegt. An sich ist diese freylich auch sehr relativ, da das Geruch- und Nervensystem bey den Menschen so sehr verschieden ist, und einige mit Entzücken die Düfte dieser oder jenen Pflanze einziehen, wovon andere Krämpfe und Ohnmachten bekommen. Allein, es gibt eine gewisse Gränze, die schon durch das Schickliche bezeichnet wird, und deren Uebertretung oft nicht mit Ungrund die Meinung verbreitet, daß solche Personen, die immer in einer Atmosphäre von starken Wohlgerüchen schweben, etwas sehr übelriechendes an sich haben müssen, das sie durch das Uebermaß anderweitiger Düfte unbemerkbar machen wollen.

Der Mißbrauch oder der zu starke Gebrauch der Wohlgerüche ist an sich aber auch so gleichgültig nicht, wie man es glauben mag. So wie ein zu starkes Licht das Auge blendet und nach und nach die Sehkraft schwächt, so werden auch durch zu starke Wohlgerüche die Geruchsnerven abgestumpft, und dieser Sinn endlich ganz geschwächt. Zu einem Beyspiele mögen die Apotheker dienen, die fast durchgehends

hends den Sinn des Geruchs verlieren, weil sie immer mit stark riechenden Sachen umgehen. Dabey wird der Kopf von starken Wohlgerüchen eingenommen, und man geräth in eine Art der Betäubung, die selbst den Tod nach sich ziehen kann, woran es nicht an Beyspielen fehlt, indem Tuberosen oder Nachtviolen in ein Schlafzimmer gestellt, schon mehrere Menschen getödtet haben. —

Wie geht es aber zu, da man sich im gemeinen Leben übrigens eben kein Gewissen daraus macht, sich mit unter recht stark zu parfümiren, daß noch kein Parfümirer oder Geruchkünstler darauf gefallen ist, von dieser Kunst eine allgemeinere Anwendung zur Vergnügung ganzer Gesellschaften zu machen? Wir haben Concerte, das Ohr zu ergötzen, wir haben Schauspiele aller Art, zur Unterhaltung für das Auge, aber gesellschaftliche Vergnügungen, wo man mit abwechselnden Wohlgerüchen unterhalten würde, hat noch niemand angestellt; obgleich in einer großen Stadt der dazu erforderliche Aufwand gewiß nicht zinsenlos gemacht werden dürfte. Nach der Natur der verschiedenen wohlriechenden Substanzen müßte man sie theils als Räucherungen, theils als Pulver in kleinen Kissen, und die tropfbaren auf Tüchern, die damit besprengt wären, anwenden. — Ob man zur Abwechselung auch Geruchdissonanzen, ich meine Uebelgerüche, mit vorbringen müßte, steht wohl nicht zu bejahen; die erließe man wahrscheinlich dem Geruchkünstler gern. Schon mit manchen hervorstechenden Gerüchen müßte er behutsam umgehen, um einen Theil der Gesellschaft, von wirklichem oder eingebildetem schwachen Nervensysteme nicht zu sehr anzugreifen. Solche Unter-

terhaltungen müßten überhaupt aber nicht viel über eine halbe Stunde dauern, und in Zimmern geschehen, wo es an erfrischender reiner Luft nicht fehlte, welche so oft ins Zimmer gelassen würde, als es nöthig wäre, um die Atmosphäre des Zimmers zur Aufnahme neuer Wohlgerüche wieder in Stand zu setzen.

Parfümirpulver, s. im vorstehenden Art., oben, S. 527.

Parfümirte Waaren, s. daselbst, S. 519.

Pargny, ein rother Champagnerwein der dritten Sorte; s. im Art. Wein.

Pargue, ein Nahme des Sparus Pagrus, von Bloch Sackflosser genannt, welcher an den westlich africanischen Küsten gefangen wird, und sehr groß und wohlschmeckend ist.

Parhelie, Parhelium, s. Nebensonne, Th. 102, S. 19.

Pari, al pari, sind italienische Wörter, welche von den Franzosen durch Pair, au pair, ausgedrückt werden, und heißen gleich, gleichgültig oder gerade aufgehend. Sie werden von den Kaufleuten und Bankören in Wechselsachen gebraucht, theils wenn Geld gegen Geld ohne Agio oder Aufgeld von beyderseits wechselnden, und also Zug um Zug, verwechselt oder umgesetzt wird; theils wenn bey Ers oder Verhandlung eines Wechselbriefes gleich viel, als z. E. 100 für 100 gegeben und empfangen, und also abermahls kein Agio dieserwegen bezahlt wird. Daher sagen Kaufleute und Bankören: der Wechsel ist al pari, wenn sie zu verstehen geben wollen, daß er auf beyden Seiten gleich ist, das ist, daß bey den Verhandlungen mit diesen oder jenen Geldsorten, mit diesen oder jenen Wechselbriefen kein Theil vor dem andern einen Vortheil ziehe,

indem man für eine Summe dieses Geldes eine gleiche Summe anderer Währung, oder für eine Summe Geldes, die man für einen Wechselbrief an einem Orte gibt, an einem andern Orte eine gleiche Summe bekommt, ohne daß es Agio abwirft, oder dergleichen kostet. Woraus nun so viel erhellet, daß das Pari oder al pari dem Agiozahlen, oder dem Gewinn und Verlust entgegengesetzt sey.

In Ansehung des Geldes wechselt man Pari oder al pari, wenn die Münzsorten, die gegen einander umgesetzt werden, am Gehalte einander gleich, oder auf dem Fuße, nach welchem sie geschlagen oder gesetzt sind, genommen werden, oder auch andere Bedingungen, die solche Gleichheit machen, dabey vorkommen. In Ansehung der Wechselbriefe wechselt man Pari oder al pari, wenn manchmahl die Münze des Gebers oder Remittenten ungleich mit der Münze ist, welche der Nehmer oder Trassirer an einem andern Orte wieder dafür zahlen läßt. Allein die dazwischen kommende Zeit, bis die auf Wechsel genommenen Gelder wieder bezahlt werden, ingleichen der Ort, wo solches geschehen soll, je nachdem derselbe nähmlich ein Handelsplatz ist oder nicht; die Umstände in Ansehung der Person des Gebers oder Nehmers, und endlich der Lauf der Handlung, die Zeit und Conjuncturen, machen, daß oftmahls ein Wechsel al pari geschlossen wird, welcher zu anderer Zeit, und bey andern Umständen wohl hätte Agio bezahlen müssen.

Demnach ist das Pari in dem Handel mit Wechselbriefen eigentlich nichts anders, als eine genaue Gleichheit oder Vergleichung der Münzen- und Wechselsorten von einem Orte gegen den andern; dabey aber auch der wesentlichste, und

den meisten unbekannteste Punkt in dem Wechselgeschäfte, und muß das Pari allemahl nach dem Werthe von eines jeden Ortes Münze an Schrot und Korn, und besonders der fremden gegen die einheimischen gesucht werden; daher den Contrahirenden obliegt, vor allen Dingen sich angelegen seyn zu lassen, die ausländischen, sowohl wirklichen und wahren, als erdichteten und fingirten Münzen sich wohl bekannt zu machen, sodann die Reduction und den wahren Vergleich ausländischer gegen einländische Münzsorten gründlich zu erlernen, und sonderlich alle Posttage in großen Handelsstädten, wie es an der Börse gehalten wird, sich zu erkundigen.

Hiernächst ist auch bey allen Wechseln wohl zu merken, daß nicht allezeit der innere Werth eines Geldes gegen das andere den Preis hoch oder niedrig mache, sondern dieses kommt vielmehr von dem Laufe und der Lage der Handlung, auch der wenigern oder größern Anzahl der Remittirer oder Zieher her, und was etwa sonst für Ursachen seyn können. Wenn daher der Empfänger einen Curs übers Pari behandelt, heißt man es mit Avanz für den Trassirer gewechselt; wenn aber der Geber dem Trassirer weniger als Pari gut thut, nennt man dieß, mit Avanz für den Geber und zu jenes Schaden gewechselt.

Endlich bey Berechnung des Pari, wo es auf Ausfindung der Gleichheit zwischen zwey verschiedenen Münzsorten oder Wechselvaluten abgesehen ist, findet es der Kaufmann bald diensam, diese Vergleichung auf das genaueste nach dem wahren innern Gehalte zweyer Münzsorten zu erfahren; bald ist er schon damit zufrieden, wenn er das Verhältniß zweyer Münzen nur

nach dem äußerlichen Werthe berechnen kann, der diesen Münzen, in dem Lande, wo sie geprägt worden, von dem Landesherrn bestimmt ist. Dieses Pari nun ist ihm immer nur ein angenommener Mittelpreis, davon dasjenige, was er den Börsen- oder Marktpreis nennt, stets oder doch die meiste Zeit etwas abweicht. Diese Abweichung pflegt er Agio oder Aufgeld, Abfall, Gewinn oder Vortheil, Verlust oder Nachtheil zu nennen. Den gedachten Marktpreis der Münzen nennt er den Handlungslauf oder den Kurs, Cours, und um diesen von dem Wechsellauf zu unterscheiden, Geldkurs.

Wenn also der Kurs mit jenem festgesetzten Mittelwerthe übereinstimmt, so steht in den Kurszetteln das Wort Pari. Z. B. bey den Speciesdukaten im hamburger Kurszettel, wenn sie allda nicht weniger und auch nicht mehr als 6 Mark Banko gelten. Sonst steht das Procent, um wie viel sie besser oder schlechter gelten, wie viel sie darüber gewinnen, oder darunter verlieren, dabey angezeigt.

Zur Berechnung des Pari haben Kruse, Gerhardt und andere Anleitung gegeben, daher Anfänger oder Unerfahrne diese zu Rath ziehen müssen. Zur leichtern Berechnung oder vielmehr zur geschwinden Uebersicht der Differenzen bey der Parität leisten Krusen's Tabellen und ähnliche Ausrechnungen dem Kaufmann noch immer gute Dienste; nur muß man dabey darauf rechnen können, daß die Münzen eines Landes sich genau nach dem Fuße verhalten, den der Berechner der Tabellen zum Grunde gelegt hat. Dieß ist nun mit unter aber gar nicht der Fall. Sollte auch der Landesherr beständig dem Münzfuße treu bleiben, so verändert sich doch der innere Werth durch das Abnutzen ꝛc.

Pariambis, bey den Alten, eine Art von Flöten, welche zur Begleitung der jambischen Verse gebraucht wurden, und daher den Nahmen haben.

Parias, so heißen die Menschen von der niedrigsten Classe der Indier, mit welchen die höheren keine Gemeinschaft haben dürfen, weil sie sich dadurch verunreinigen.

Pariation, 1) ein schriftliches Zeugniß, daß ein Schuldner seinen Gläubiger vollkommen befriedigt habe. 2) So viel als baare Bezahlung.

Parieren, aus dem Franz. parer. 1) Gehorchen, doch nur im gemeinen Leben. 2) Wetten, gleichfalls nur im gemeinen Leben; s. Wetten. 3) In der Fechtkunst ist **parieren**, oder **ausparieren**, die Stöße des Gegners von sich weg in die Luft leiten. Einen Stoß parieren. Daher die Parierung, sowohl die Handlung des Parierens, als auch das stärkere Stück einer Degenklinge unter der Angel, mit welchem das Parieren vorzüglich geschieht, und welches gewöhnlich vierkantig ist, und bey dem Schmieden aus freyer Hand gebildet wird. Die **Pariersstange**, an einem Degengefäße, eine mit dem Stichblatte parallele kleine Stange, welche gleichsam das untere Ende des Bügels fortsetzt, und mit ihm gemeiniglich massiv gegossen wird.

Das Parieren in der zweyten Bedeutung dieses Wortes geschieht am gewöhnlichsten, indem man durch eine schiefe Wendung mit der Klinge die feindliche, welche ausstößt, unterweges nöthiget, außerhalb des Leibes vergeblich in die Luft zu fahren. Einige parieren auch mit dem linken Handschuh, mit einer Wendung des Körpers, oder mit einer gebrochenen Mensur. Kein einziger Stoß ist zu parieren möglich, der in gehöriger Mensur und in einem vollkommenen

nen Tempo angebracht wird. Es lassen sich aber alle Stöße parieren, welche ohne Tempo und in der Blöße abgehen. Wenn das Parieren zu oft hinter einander angebracht wird, so macht es eine Menge Blößen, welche dem Angreifenden zu statten kommen, indem man den Einfällen des Gegners sich unterwerfen muß. Im Parieren muß man die Finte von dem nächstfolgenden Stoße unterscheiden, und es ist eine Fechterregel, die zwey Wirkungen des Beschützens und des Angreifens in einem Tempo zugleich zu machen. Denn wenn der Gegner ein Tempo im Parieren, und ein zweytes in dem folgenden gewahr wird, so hat er Zeit sich zurückzuziehen. Wenn man urtheilet, daß man nicht Zeit habe, den Stoß des Gegners mit der Klinge zu ergreifen, so wird der Leib zurückgeworfen, und man stößt oder richtet doch die Klingenspitze in einen Stoß, und dadurch wird der Feind gehindert, seine gefaßte Absicht zu erreichen. Fechter, welche mit dem linken Handschuh parieren, können ihren Klingen größere Bewegungen verstatten, und die linke Hand hilft, wenn der Gegner, ohne zu parieren oder zu fintiren, in gerader Linie einen Einfall thut; sie ist aber nicht hinlänglich, wenn der Gegner die Klinge schief, oder winklicht, oder von oben einwirft. Ueberhaupt macht das Handparieren Blößen und nachlässig. Die linke Hand schützt aber dann am besten, wenn man den Stoß des Gegners parirt und zugleich ausstößt, und wenn noch etwa zu besorgen wäre, daß des Gegners Klinge treffen könnte, so kann man diese Blöße mit der Hand ableiten, außerdem aber wird die linke Faust nicht eher gebraucht, als bis man das Tempo gewinnt, das Gefäß des Gegners

zu ergreifen, es aus der Hand zu werfen, und ihn alſo zu entwaffnen. Sobald man ſich von dem Zwange des Parierens losgemacht, wird dem Gegner die Spitze zugekehrt, um ihn in Verwirrung zu ſetzen. Wenn der Fall entſtände, daß der Gegner den Angriff mit Hieben vermengte, und man hätte einen Stoßdegen, ſo wird der Hieb mit der Stärke des Stoßdegens aufgefangen, und in gleichem Tempo die Spitze, ehe die Klinge des Gegners an dieſer herunterſtreift, umgeworfen.

4. Parieren, in der Reitkunſt, iſt, wenn ein Pferd ſo abgerichtet iſt, daß es nach dem Willen des Bereiters ſtille halten, und vorn etwas ſich erheben muß. Das Pferd muß dabey ſich zugleich auf die Hinterfüße ſetzen, den Kopf nicht auf den Zaum legen, oder vor ſich weg ſtrecken, und die vordern Füße nicht von ſich werfen, ſondern geſchickt biegen; wenn es ſich ſolchergeſtalt recht erhoben hat, und die Füße wieder auf die Erde niederſetzt, müſſen Kopf und Hals gleich und ſtät bleiben, wozu man den Laveſſan gut gebrauchen kann.

Pariersſtange, ſ. im vorſtehenden Artikel, und im Art. Degengefäß.

Parierung, ſ. eben daſelbſt, und im Art. Degenklinge.

Parietaria, ſ. Glaskraut, Th. 18, S. 687 fl.

1. Paris, der berühmte Urheber des trojaniſchen Krieges. Er war der Sohn des Priamus und der Hecuba. Seiner Mutter träumte, daß ſie eine Fackel gebähre, welche Troja in Brand ſtecke. Dieß deutete Aeſacus und andere Wahrſager dahin aus, das Kind, welches ſie jetzt trage, werde den Untergang ſeines Vaterlandes verurſachen. Priamus beſchloß alſo daſſelbe nach

der Geburt wegsetzen zu lassen, und trug dieß Geschäft einem seiner Räthe, dieser es aber wieder einem Sclaven Agelaus auf. Der Sclave fand nach fünf Tagen eine Bärinn, welche das Kind säugte, nahm es nun zu sich und erzog es unter dem Nahmen Paris. Paris erlangte mit den Jahren eine sehr große Schönheit und Stärke; und war den Räubern eben so fürchterlich, als seinen Freunden angenehm. Er führte daher unter ihnen den Nahmen Alexander. Eben dieß war denn die Ursache, daß ihn die drey Göttinnen Juno, Minerva und Venus zum Schiedsrichter erwählten, welche unter ihnen die schönste sey, und welcher also unter ihnen der von der Eris unter die Hochzeitgäste des Peleus mit der Aufschrift: der Schönsten, geworfene Apfel gehöre. Nach andern schickte alle drey Jupiter durch den Merkur an ihn. Paris erkannte die Venus für die schönste. Dieß ist das berühmte Urtheil des Paris, worüber Dichter und Künstler sich so vielfältig verbreitet haben. Nach den ersten machten ihm die Göttinnen, jede für sich, die größten Versprechungen. Juno versprach, ihn zum mächtigsten Herrn der Welt zu machen. Durch Minervens Beystand sollte er der geschickteste und künstlichste aller Menschen werden. Venus versprach ihm bloß das schönste Weib. Die alten Künstler und Dichter wußten auch anfangs von keiner Entkleidung der Göttinnen. Bekleidet erscheinen sie auf einem Marmor, wo sie Merkur herbeyführt, und Paris unter seiner Heerde sitzt. Nur die Neuern weichen hiervon ab und lassen die Göttinnen sich entkleidet dem wollüstigen Schäfer darstellen.

Gleichwohl blieb Paris noch geraume Zeit Hirt. Einst aber da Priamus feyerliche Kampfspiele anstellte, und dazu einen Ochsen von der Heerde des Paris hohlen ließ, fand sich unser Hirt gleichfalls in Troja ein. Seine Fertigkeit in diesen Uebungen war aber so groß, daß er alle Söhne des Priamus, selbst den Hector überwand. Dieß reizte den Deiphobus, den Hector, daß er ihn erstechen wollte. Paris aber flüchtete zum Altar des Herceischen Jupiters, und hier erkannte ihn Cassandra als des Priamus Sohn, und sein Vater nahm ihn wieder an.

Bald darauf ward Paris zu der Gesandschaft erwählt, die sein Vater nach Griechenland schickte, um die entführte Hesione zurück zu fordern; und bey dieser Gelegenheit entführte er die Helena.

Von dieser Gesandschaft weiß Homer so wenig, als von seiner Wegsetzung und Wiedererkennung; doch das berühmte Urtheil des Paris zwischen den streitigen Göttinnen kennt er. Zum Beweise, daß schon vor ihm, dem Vater der Dichter, die Geschichte der Eroberung von Troja bearbeitet war; denn offenbar ist doch jenes Urtheil nichts mehr, als die Erfindung irgend eines Dichters, der vornähmlich die Geschichte des Achilles denkwürdig machte.

Beym Homer ist Paris ein schöner, wohlgebildeter Mann, ein Kenner der Musik, prachtliebend und geschmackvoll, daher baut er sich einen, von der übrigen Familie abgesonderten Pallast, und braucht die besten Meister dabey. Dann geht er mit einer Gesellschaft junger Leute von seiner Denkungsart auf Reisen, kommt nach Sparta, wird hier ein Gastfreund des Menelaus, und entwendet dem Menelaus die Hele-

na, mit einer beträchtlichen Summe seines Vermögens.

Während der Rückreise des Paris waren Gesandte von dem Menelaus in Troja angekommen; und man drang in den Paris, seinen Raub wieder heraus zu geben. Allein Paris hatte seinen Bruder und seine Mutter auf der Seite, und setzte mit diesen es durch, daß die Entführte mit allen ihren Schätzen bey ihm blieb. So begann der Krieg, wo Paris das Verderben seines Vaterlandes wurde.

Paris wurde von den alten Künstlern oft abgebildet. Plin. H. N. 34, 8. erzählt uns von ihm, daß ihn Euphranor in einem sehr beliebten Gemählde so mahlte, daß man in ihm zugleich den Schiedsrichter der Göttinnen, den Verführer der Helena und den Meuchelmörder Achills habe erkennen können. Außerdem trifft man mehrere Bildsäulen von ihm an. So enthält (oder enthielt wenigstens sonst) die Sammlung in der Villa Negroni in Rom einen schönen Kopf, der bis an den Rand des Kinnes verhüllt ist, eine Tracht, welche die Phrygier gehabt haben sollen. (Winkelm. Gesch. K. S. 352.) Ein schöner Paris, mit einer phrygischen Mütze und vollem Ausdrucke, befand sich als Statue im Capitol im Zimmer der Miscellaneen. Ein anderer in der Villa Albani zu Rom. Eine dritte Statue des Paris ist aus der Villa Mattei ins Vatican gebracht worden. Er sitzt in der phrygischen Mütze und hält den Apfel in der erhabenen Hand.

2. Paris, die glänzende Hauptstadt des französischen Kaiserreichs, kann hier zwar nicht beschrieben und geschildert werden, da die geographischen Artikel nicht mehr zum Plane dieses Werkes

gehö-

gehören; da dieser Ort aber so viele vorzügliche und weltberühmte Anstalten aller Art besitzt, die hier und da in der Encyklopädie erwähnt und zum Theil ausführlicher beschrieben sind: so will ich hier folgende Nachweisungen hersetzen, in welchen Artikeln von einigen derselben die Rede ist.

Von den Hospitälern in Paris, s. Th. 47, S. 323 fl.

Vom Invalidenhause oder Militairhospital daselbst, s. Th. 30, S. 459 fl.

Von den Kriegslazarethen oder Militärkrankenanstalten daselbst, s. Th. 51, S. 309 fl.

Von der ehemahligen Kriegsschule das., s. Th. 52, S. 129 fl.

Von der Zeichnungsacademie von St. Lucas, und der ehemahligen Königl. Academie der Mahler und Bildhauer, s. Th. 55, S. 218.

Von der in der öffentlichen großen Bibliothek befindlichen Kupferstichsammlung, s. Th. 56, s. 527 fl.

Von den Gassen- und Straßenlaternen daselbst, s. Th. 65, S. 383 fl.

Von dem Museum Napoleon daselbst, dem in seiner Art einzigen Kunstmuseum, s. Th. 98, S. 450. Vom Louvre, dem großen Pallaste, worin diese Kunstsammlung steht, s. Th. 81, S. 165.

Von dem großen Museum der Naturgeschichte daselbst, s. Th. 98, S. 484.

Paris, Pariskraut, s. Einbeere, Th. 10, S. 362.

Parisapfel, s. Coloquinthe, Th. 8, S. 240.

Pariſcher Marmor, s. im Art. Marmor, Th. 84, S. 647. 691.

Pariſer, eine Art Ueberschuh, s. Patin.

Pariserblau, eine Art des Berlinerblaues, welche ohne Alaun bereitet wird, und daher von der Thonerde, die man in dem käuflichen Berlinerblau gewöhnlich, wiewohl in geringem Verhältnisse findet, frey ist *).

Parisienne, in Frankreich eine der kleinsten Arten der Buchdruckerlettern.

Parisis, war ehedem eine wirkliche Münze, die zu Paris zu eben der Zeit geschlagen wurde, als die Tournois zu Tours gepräget wurden. Die Parisis waren um $\frac{1}{5}$ stärker, als die Tournois, so daß also der Livre Parisis 25 Sols, und der Livre Tournois nur 20 Sols hatte. Gleiches Verhältniß hatten auch die Sols und Deniers gegen einander. In neuerer Zeit waren die Parisis bloße Rechnungsmünzen.

Pariskraut, s. Einbeere, Th. 10, S. 362,

Parisvogel, ein Nahme des Fichtenkernbeissers, Loxia Enucleator Linn.

Paritoire, s. Parietaria.

Paritoria, Paritorienurtheil, ein Gelobungsurtheil, welches etwas zu befolgen befiehlt.

Parivoa, Aublet, Dimorpha Schreber, s. Vouapabaum.

Park, der, ein Wort, welches theils aus dem Engl. Park, theils aus dem Franz. Parc entlehnt ist, und verschiedene Bedeutung hat; 1. ein Wald oder Wäldchen, worin eingeschlossenes Wild gehegt wird, ein Thiergarten, eine Wildbahn.

2. Gewöhnlicher aber ein Lustwald oder englischer Garten, oder eine durch Kunst verschönerte Landschaft; von dem englischen Park.

3. Ein

*) Verschiedene andere Waaren, die von Paris den Nahmen haben, findet man in den Hauptartikeln, wohin sie gehören; z. B. Pariser Schminke, unter Schminke, Pariser Schnupftaback, unter Schnupftaback ꝛc.

3. Ein abgesonderter Ort, wohin etwas zur Verwahrung gestellt wird, daher Artilleriepark.

4. Der Ort in einem Seemagazine oder Seearsenale, welcher die sämmtlichen Magazine einschließt, und wo die Schiffe gebaut werden.

5. In einem Schiffe ein mit Bretern verschlagenes Behältniß zwischen zwey Verdecken, zur Aufbewahrung des für die Provision der Officiere bestimmten Viehes. In den beyden letzten Bedeutungen sagt man auch Hock.

Von den Parks, in der zweyten Bedeutung, ist hier noch verschiedenes zu bemerken, obgleich im Art. Garten, Th. 16. S. 193 und S. 195 fl. schon einiges darüber gesagt worden ist.

Die genauere Erklärung dieses Wortes findet man an den eben genannten Orten, auch in welchem Geschmacke, oder mit welchem Geiste Parks angelegt und die einzelnen Verschönerungen angebracht werden müssen, wenn man Neigung, Land und Vermögen genug hat, an die Anlegung eines Parkes denken zu können*). Hier muß ich indeß noch eine Uebersicht aller Theile geben, die man gewöhnlich in großen, gut eingerichteten Parks antrifft, ohne aber damit sagen zu wollen, daß man nicht mehrere oder wenigere Verschönerungen anbringen dürfe, je nachdem die natürliche Lage des Ortes dazu die Veranlassung gibt.

Zu

*) Im Art. Garten (Th. 16, S. 193) ist schon mit Recht bemerkt worden, daß wir in Deutschland nicht das überflüssige Land, auch nicht die großen Summen der brittischen Lords hätten, um im Allgemeinen eine Nachahmung ihrer Parks wünschen zu dürfen. Dieses schließt indeß ihre Anlegung bey fürstlichen Lustschlössern nicht aus, wo dieser Aufwand für das Ganze nicht so nachtheilig seyn wird.

Zu einer zweckmäßigen Einrichtung eines Parkes, als einer durch die Kunst verschönerten Naturgegend, gehören also vorzüglich folgende Stücke.

1) Es muß um einen solchen Park, wo möglich, ein Graben gehn, der ihm theils zur Schutzwehr, theils aber zur Abziehung der Feuchtigkeit dient, auf eben diesem Graben aber können sich kleine Schiffe befinden, und dann kann solcher verschiedene Arten von Fischen enthalten.

2) Es müssen aus verschiedenen Gegenden dieses Grabens, und zwar durch Hauptparthien des Parks, Quergräben gehn, damit man zu Wasser in und durch den Park fahren kann, alle diese Gräben aber müssen nicht in geraden, sondern in krummen, der Natur gemäßen Linien fortlaufen, und keine steile, sondern ganz flache Ufer haben.

3) Es müssen von allen Landstraßen her durch den Park Fuhrwege, und zwar durch die Hauptparthien laufen, aus eben diesen Wegen aber müssen Nebenwege in die Nebenparthien abgehn. Jene, die Hauptwege, müssen mit schönen Bäumen bepflanzt werden, und Alleen ausmachen, diese, die Nebenwege, aber müssen in nicht zu breiten, der Natur nach geschlängelten Spaziergängen bestehn, die in der Mitte etwas erhaben, und mit groben Kies beschüttet sind.

4) Es müssen da, wo die Haupt- und Nebenwege auf einen Graben stoßen, schöne Brükken befindlich seyn, die entweder aus unbeweglichen hölzernen, oder steinernen Brücken, oder aus beweglichen Brücken, die sich bald aufziehen, bald an die Seite drehn, und bald an einem Seile auf dem Wasser hin und her ziehn lassen, das ist, aus fliegenden Brücken bestehn.

5)

5) Es müssen an den zu Auen schicklichen Orten die nöthigen Wiesen seyn, die immer gleich abgeschoren werden müssen, auf denen dann hier und da einzelne Sträuche bald dicht, bald etwas weitläuftig stehen können; durch eben diese Wiesen aber müssen diese und jene Spatziergänge gehn.

6) Es müssen sich in einem solchen Park kleine Hügel befinden, die entweder blos beraset oder mit Büschen bewachsen sind, und zu diesen Hügeln müssen eben wohl kleine Spatziergänge gehen.

7) Müssen hier kleine Wälder seyn, aber an etwas entlegenen Orten, und dazu Spatziergänge führen, und die Wälder selbst müssen mit solchen geschlängelten Spatziergängen durchschnitten seyn.

8) Auch verschiedene Bosquets oder Gebüsche von inländischen wilden Hölzern, oder von Obstbäumen, aber auch zu diesen müssen Spatziergänge führen, und selbst die Bosquets müssen mit Spatziergängen durchschnitten werden, in eben diesen Spatziergängen aber müssen hier und da offene, freye, große berasete Plätze seyn.

9) Hier und da, aber an schicklichen Orten legt man auch Ruinen an. die Tempel, Kapellen, Schlösser und dergleichen vorstellen; zu allen diesen Dingen aber läßt man besondere Spatziergänge gehen.

10) Es müssen diese Parks an rauhen entfernten Orten Grotten, Eremitagen und unterirdische Höhlen mit den dazu führenden Spatziergängen enthalten.

11) Es muß ein solcher Park in rauhen wilden Gegenden natürliche über Felsen fallende Was-

Wasserfälle haben, und dazu müssen eben wohl Spatziergänge führen, die etwas wild aussehn.

12) In der Gegend der Wasserfälle sucht man Felsentrümmern zu kleinen Felsengebirgen aufzuthürmen, wozu eben wohl Spatziergänge gehen, und diese Wege müssen sich um die Felsen herum in ihre Gipfel ziehen.

13) Es müssen zwischen den Felsen Thäler befindlich seyn, durch die sich kleine Wasserbäche schlängeln.

14) Große Teiche mit festen und beweglichen Inseln, wozu eben wohl besondere Spatziergänge führen, diese Teiche aber müssen in etwas wildern Orten liegen.

15) Berge, die man von dem ausgegrabenen Grunde aus den Gräben und Teichen aufhäuft, die oben mit Tempeln versehn sind, und die man mit Kettenbrücken zusammen hängt; zu und auf diese Berge aber müssen besondere Wege führen.

16) An den offenen Plätzen, Alleen und Spatzierwegen Bänke zum Ausruhn, und diese können in rauhen Gegenden mit Moos besteckt, oder aus rauhen Steinen zusammen gesetzt seyn.

17) Aus den Hauptparthien müssen nach diesen und jenen schönen Gegenden in und außer dem Park Aussichten durch Wälder und Gebüsche gehn, damit sich das Auge mehr ergötzen könne.

18) Es muß ein solcher Park Schaukeln und Carousselsenthalten, um sich darauf Bewegung machen zu können.

19) Tempel, Lust- und andere schöne Häuser, worin man abtreten kann, und eben dabey können sich dann Statüen, Pyramiden, Prachtkegel und dergleichen Zierrathen befinden. 20) Mey-

Meyerhöfe und einige andere ländliche Anlagen

Endlich 21) kann ein Park auch Thiergärten für vierfüßige Thiere und Geflügel enthalten: denn sie gehören mit zur Natur; doch müssen solche an etwas entlegenen wilden Orten liegen.

Da sich übrigens die Parks dadurch von den Lustgärten unterscheiden, daß jene nach der Natur, diese aber nach der Kunst gebaut werden, und die erstern natürlich schöne Landschaften vorstellen: so schicken sich auch alle die Gegenstände in einen Park, welche der Natur gemäß sind, nur muß man keine Tändeleyen hinein bringen. Und wahr ist es, daß das Auge wenige Belustigung findet, ja ein Park einer Landschaft nicht ähnlich ist, wenn man gar keine Gebäude in einem solchen Parke bauet, und bloß damit zufrieden ist, wenn er nur Wiesen, Wasser, Brücken, Wege, Wälder und Bosquets, und dann einige Schaukeln und kleine Gebäude enthält: denn immer verschönern die Gebäude eine jede Landschaft. So leicht also, als man zu viel thut, wenn man einen Park mit Gebäuden überhäuft: eben so fehlerhaft ist es, wenn man in solchem wenige, oder gar keine Gebäude duldet. Schön ist demnach ein Park immer, wenn man darin auch manches Werk der Kunst in einem natürlichen Zusammenhange mit der Natur vereinigt, also jedes an seinem Orte, findet.

Man begreift auch von selbst, daß zu einem Park eine sehr große Gegend nöthig, und daß es nicht wohl möglich ist, daß man in einem Parke alle zuvor gedachten Werke der Natur und Kunst beysammen haben könne. Man muß daher damit zufrieden seyn, wenn sich darin die Dinge der Kunst finden, die sich zu der Lage, Natur und Beschaffenheit einer jeden Ge-

gend schicken. Man muß sich auch bey der Anlage des Parks hüten, daß man die Gegenstände nicht zu sehr an einander drängt und häuft: denn wirklich wird dadurch das Auge mehr ermüdet, als belustiget, und es erreget ein solcher Drang ein ekelhaftes Ansehn.

Man ersparet sich sehr große Kosten, wenn man solche Gegenden zu Parks erwählt, welche mit Wiesen, Thälern, Bergen und Wasser versehn sind, da dann schon die Natur das darbietet, was man außer diesem Falle durch die Kunst hervor bringen müßte.

Es ist wohl gethan, wenn man über einen Park nie einen Situationsriß macht, und eben darnach dessen Anlage veranstaltet; denn auf dem Papiere kann man nicht sehen, wohin sich diese und jene Sache am besten schickt, und wie die Wege geleitet werden müssen, wenn was Natürliches, Schönes und Vollkommenes aus der Sache kommen soll. Besser also ist es, wenn man die Anlagen an Ort und Stelle anordnet, und dann erst über jede einzelne Anlage die nöthigen Risse, nach vollendetem Bau aber einen Situationsriß machen läßt. So, wenigstens, ist bey dem Parke um das Wihelmsbad bey Hanau verfahren.

Es wird zu der Anlage eines Parks, außer dem, daß man mit dem Geschmacke in der Natur und Baukunst bekannt ist, vornähmlich auch erfordert, daß man sich eine gute Kenntniß von den Pflanzen erworben habe, um es beurtheilen zu können, wo sich diese und jene Bäume, Stauden und andere Blumen am besten schicken werden.

Als Beyspielele vorzüglich geschmackvoll angelegter Parks will ich hier die Beschreibung von zwey englischen folgen lassen, die in Englaud

selbst

selbst als Muster der glücklich verschönerten Natur gepriesen, und von den Reisenden häufig besucht werden.

Beschreibung des englischen Parks zu Hagley in Worcestershire *).

Hagley ist der Landsitz der Familie Lyttelton in England. Heeley's Beschreibung fängt sich mit den Wohngebäuden an, zu welchen ein etwas gekrümmter mit Linden und Ulmen besetzter Weg führt. Man sieht Größe durch Simplicität unterstützt, und findet, daß wahre Zierlichkeit die Hülfe überflüssiger Zierrathen verachtet. Die Wohnung des Besitzers hat bequeme und proportionirte Zimmer mit schönen Decken und sinnreich angegebenen Friesen, worin eine Menge ausgesuchter Gemählde, durch welche zum Theil Van Dyk und Titian ihren unnachahmlichen Pinsel verewigt haben, befindlich sind.

Alles ist mit Geschmack und Mäßigkeit, wie es schicklich ist, meublirt, welches dem Auge weit mehr gefällt, als die größte Pracht und Verschwendung. Das sehr ansehnliche Wohngebäude steht auf einer sich nach und nach erhebenden Anhöhe, im Mittelpunkte einer schönen geräumigen Aue (Lawn), ausgenommen auf der Nordseite, wo die Küche, Wohnung der Bedienten und der Küchengarten angebracht, aber von von allerlei zierlichen Gebüschen, immer grünenden Sträuchern, Linden- und andern Bäumen dergestalt versteckt sind, daß man aus dem ganzen Parke nirgends einen unangenehmen Anblick hat. —

Auf der Treppe, welcher noch eine Gallerie fehlt, gewährt ein grenzenloser Prospekt, der mit allen möglichen Abwechselungen bereichert ist, ein großes Vergnügen, und wenn man um das Haus bis zum Mittelpunkte der Nordseite geht, wird man aufs neue in Verwunderung gesetzt.

*) Nach Heeley's Briefen über die Schönheiten von Hagley u. s. w. und Young's Reisen durch die nördlichen Provinzen von England frey bearbeitet von C. L. Wundram, Prediger in Eboldshausen im Hannöverischen. S. Neues hannöv. Magaz. 1504. Col. 1521, ff.

Der Park stellt von hier aus eine Landschaft vor, welcher dem Pinsel des Poussin Ehre bringen würde. Ein überraschender Anblick von allem was schön und erhaben ist, thut seine ganze Wirkung. Gerade gegenüber entdeckt man in gehöriger Entfernung am Ende einer Ebene eine hochstehende, wohl proportionirte Säule, welche mit hohen Kiefern und Ulmen umgeben ist. — Diese Bäume gehen den Hügel hinab, und scheinen mit denen zusammen zu hangen, welche eine, hundert Schritte vom Fuße desselben entfernte kleine gothische Kirche einschließen.

Eine andere von hieraus ansteigende Aue ist mit großen, theils einzeln, theils dicht zusammen stehenden Eichen geziert, dazwischen hin und wieder Flecken mit Farrenkraut befindlich sind. Die Eichen gehen mit abwechselnder Ungleichheit zu einer andern Abtheilung von einer dünnen Waldung fort, die immer abnimmt, bis zu einem luftigen Hayne, über dessen Spitze quer vor, die grünen Hügel von Clent hoch, kühn und malerisch hervorragen.

Wenn man nach der Säule zurück sieht, so wird man gewahr, wie sich der Wald linker Hand hinabsenkt, und den Mittelpunkt eines großen halben Mondes ausmacht, da indessen ein anderer kleiner Hayn, der vom Walde abgesondert ist, und gleichsam durch einen Zufall dort entstanden zu seyn scheint, den Eingang zu einem Haufen von Kiefern am Ende des hintern Hügels formirt. — Von hier senkt sich die Aue nach und nach abwärts, macht den schönsten Grund, den man sich nur vorstellen kann, und führt das Auge mit einer schönen Krümmung wieder aufwärts nach dem ansehnlichen Hügel von Witchberry.

Obgleich dieses Stück, welches die Landschaft auf eine so reizende Art füllt, nicht zum Anfange des Parks gehört, so ist es doch so genau damit verbunden, daß man es nicht anders als unzertrennlich davon halten kann. Die einzige Heerstraße trennt diese verschwisterten Schönheiten, sie ist aber so versteckt, daß man es nirgends merkt, und die Verbindung ununterbrochen bleibt.

Gedachter Grund ist in einem lebhaften und prächtigen Geschmacke geziert. Oben auf dem vordersten steilen Hügel zeigt sich eine zierliche Gallerie, die

die nach einer Zeichnung vom Tempel des Theseus genommen ist; sie liegt gegen eine dicke Pflanzung schottischer Kiefern, die sich von dem steilen Abhange herunter zu beyden Seiten des gerade gegenüber liegenden Hügels verbreitet; linker Hand des Gebäudes steht etwas höher, mitten auf einer unregelmäßigen Aue ein Obelisk, und erhebt seine stolze Spitze. — Jenseits desselben am äußersten Ende des Grundes senkt sich ein ehrwürdiger Hayn bejahrter Eichen abwärts, verliert sich hinter dem Gesträuche und den Linden, die den Vorgrund zeigen, und macht dadurch eine der reizendsten Anstalten, welche man sich nur denken kann, vollkommen. Von hier geht man nach der

Kirche.

Sie ist ein kleines altes Gebäude, dessen Thurm ganz mit Epheu bedeckt ist. Sie ist so dicht mit Bäumen umgeben, daß man sie kaum in einer geringen Entfernung sieht. Inwendig ist sie ungemein sauber, und die Fenster um den Altar sind schön gemalt.

Unter den verschiedenen Monumenten dieses Orts verdient das zum Andenken der Lucinde Lyttelton vorzügliche Aufmerksamkeit. Die folgenden schönen Verse auf demselben sind von ihrem geliebten Gemahl, dem letzt verstorbenen Lord.

„Sie war gemacht, aller Herzen einzunehmen, und „aller Augen zu reitzen. Sanftmuth war bey ihr „mit Großmuth, Witz und Klugheit verbunden; „sie besaß so viel feine Lebensart, als man nur „am Hofe wünschen kann, und so viel Güte des „Herzens als die Welt nie gesehn. Man sah in „ihr das edle Feuer einer erhabenen Seele, mit „der größten weiblichen Zärtlichkeit vereinigt. Ihre Sprache war die harmonische Stimme der „Liebe, und ihr Gesang glich den melodischen Tönen der Sänger des Waldes. Ihre Beredsamkeit war lieblicher als ihr Gesang, so sanft als „ihr Herz, und so stark als ihr Geist. Ihre Bildung drückte jede Schönheit ihrer Seele aus „und ihre Seele war Tugend von den Grazien „bekleidet."

In der Nachbarschaft ist ein Grab, das keiner Lobrede im Styl der Monumente bedarf, um seinen Charakter zu verewigen. Man liefert auf einem bloßen Steine nichts weiter als den Nahmen

Georg Lord Lyttelton.

Von diesen melancholischen Wohnungen der Todten führt der Weg auf einem sanft auf- und abwärts fortlaufenden Gange längs einem kiesigen Bache in eine wilde finstere Vertiefung, die ganz das Ansehn hat, als wenn sie durch ein heftiges Erdbeben, oder durch eine Ueberschwemmung in diesen Zustand versetzt worden wäre.

In der Mitte dieses Ortes ist unter einigen Bäumen eine Bank befindlich, und man findet sich, wenn man hier Platz genommen, auf einmahl aus einem lustigen mit reizenden Gegenständen angefüllten Park, in eine unordentliche Einöde versetzt. Rings umher sieht man kleine, steile, abgemessene und abhängige Anhöhen, ohne alles Grün, Bäume von erstaunlicher Höhe, die sich zum Theil in der Tiefe befinden, zum Theil, als wenn sie von den Seiten herunter gerutscht wären, verwirrt durch einander stehn. Hervorragende und über den Erdboden fortreichende Wurzeln, große rauhe, unordentlich liegende Steine, die dahin gerollt oder vom Wasser hingeführt zu seyn scheinen, Wasserfälle in den Felsen und herabtropfende Quellen machen das Schaudernde dieses Aufenthaltes vollkommen.

Eine steile Bank von Felsen, die in finstern Gebüschen und Sträuchern liegt, und von deren einem Winkel ein kleiner wohl gekrümmter Fluß hervorkommt, zieht von hier die Aufmerksamkeit des Wanderers auf sich. Hier findet er, daß die Hand des edlen Besitzers, der die Anlage gemacht, geschäftig gewesen, ob es gleich sehr unmerklich ist, und daß das wilde Ansehen des Orts hauptsächlich von dieser Felsenbank herrührt. Bey genauerer Untersuchung ihrer Anlage wird man die Seiten sehr natürlich finden; wenn man vollends gewahr wird, daß diese Vertiefung oder dieser hohe Weg (die Dämme der oben liegenden Wasserbehältnisse ausgenommen) bis an den Rand des Parks fortgeht, und dort wie eine schmale Rinne anfängt, so schließt man ganz natür-

türlich, daß solche seit undenklichen Jahren von einem reissenden Wasser entstanden, welche bey einer Ueberschwemmung oder von dem geschmolzenen Schne auf den Cleutischen Hügeln hervor geflossen, und indem es unterwegs mehrere Bäche zu sich genommen, wilder und gefährlicher geworden, den Boden fortgerissen, die Ufer erweitert, die Unordnung unter den Bäumen angerichtet, die Wurzeln entblößt und hier wie auch an andern Orten, alles in den verwirrten Zustand versetzt habe. Dieser Platz, wenn ihn gleich nur viele eines flüchtigen Blicks würdigen, hat sehr viele Schönheiten, und an keinem Orte des Parks findet man so viel Beweis von Genie in der Anlage; dies muß jeder eingestehn, wenn er sich nachdem er einige Schritte hinauf geklettert, auf einmahl aus dem Sitze der finstern Melancholie in paradiesischen Lauben von Rosen umflochten befindet.

Zufällige Scenen verursachen allemahl Vergnügen, und dies um so mehr, wenn sie einen auffallenden Contrast mit den vorhergehenden machen. Dieser Contrast ist hier ausserordentlich, und verräth die Absicht der vorhergehenden, rauhen und wilden Einöde. Sie thut eine erwünschte Wirkung. Der Prospekt von der Palladischen Brücke reitzt durch seine Schönheit den Zuschauer zu stiller Bewunderung.

Das Lusthaus,

welches auf diesen Bogen ruht, ist ein leichtes angenehmes Gebäude von guter Erfindnng mit der Ueberschrift:

— Viridantia Tempe
Tempe, quae sylvae cingunt superimpendentes.

Schwerlich ist dem Auge jemahls ein Prospekt von einer so vortheilhaften Seite vorgestellt worden. — Mit welchem Entzücken sieht nicht jeder auf den hellen vor ihm liegenden See! — auf die sich majestätisch ausbreitenden Bäume, welche dessen kühn ansteigende Ufer zieren, und, indem sie ihre Aeste horizontal ausbreiten, sich in die wirbelnden Wellen tauchen! — Was empfindet er nicht, wenn er die Kaskade, von dem mit Gesträuch bewachsenen Felsen in das eingeschlossene Thal schäumend hinabstürzen sieht, wenn er die Augen auf die darüber befindlichen Abwechselungen von Gebüsch und Auen

wirft, und auf den sich am Ende des Prospekts erhebenden grünen Hügel, welcher zuweilen mit weidendem Wilde und auf der Spitze mit einem schönen, seiner Bestimmung gemäßen, runden Tempel besetzt ist — Wenn nun zugleich die verschiedenen Sänger des Waldes mit ihren lieblichen wilden Tönen seine Empfindungen noch lebhafter machen, so steht er voll Entzücken da, erstaunt und bewundert, und muß sich mit Gewalt von diesem elysischen Stande losreissen.

Die Gewalt der Kunst vermag viel und ist verführerisch, besonders bey denen, die keine Augen haben, die weit größeren Reitzungen der Natur einzusehen und zu empfinden. So sehr auch diese vorher beschriebene Scene zu bewundern ist, so ist doch das sehr steife Ansehn der Kaskade zu tadeln, so wie die gradlinigen Absätze, woraus sie zusammen gesetzt ist, welche mit dem wahren Geschmacke nicht bestehen können, ob sie gleich ziemlich durch das Gesträuch versteckt sind. Hätte der Erfinder dieser Anlage seine ihm sonst gewöhnlichen Einsichten hier völlig angewandt, so würde das Ganze vollkommen geworden seyn. Das Uebrige ist alles so, daß es bey der schärfsten Untersuchung die Probe hält.

Allein, wenn gleich die Natur bey der Anlage dieses schönen Prospekts, welcher jeden bezaubert, der ihn erblickt, etwas hart behandelt worden, so hat sie sich doch nicht ganz entfernt, sondern schwebt mit ihrer gewöhnlichen Grazie in der Nachbarschaft umher, als wenn sie einen Ort ungern verließ, wo sie sich sonst so sehr gefiel. Sie ist wieder ihren Willen entflohen; sie hält sich aber in geringer Entfernung von dem Orte auf, wo die Kunst gar zu sichtbar ist, und hat ihren Wohnplatz mit allen ihren Reitzungen in der Grotte darüber aufgeschlagen.

Geht man nun von hier wieder längs dem Wasser hin, und folgt einem sich sanft krümmenden und wohl geführten Wege, so kommt man auf eine freye Aue, die allenthalben mit hohen Bäumen umgeben und hin und wieder truppweise mit Ulmen besetzt ist. Ein zierlicher Tempel, der auf einer Anhöhe, die sich nach und nach herabsenkt, steht, zieht die Aufmerksamkeit eines jeden auf sich, und nöthigt ihm das Bekenntniß ab, daß kein Gebäude mehr Wirkung auf eine Landschaft thun kann, um sie an-

genehm zu machen. Wenn man nach der Länge hingeht, hat man ihn immer vor Augen, bis man an einen Rasenplatz kommt, bey dem jeder einen Augenblick mit Vergnügen verweilen wird, ehe er sich in die Gegend

der Grotte

begiebt. Ein Thorweg führt zu diesem bezaubernden Aufenthalte, worin man unter dem Schatten finsterer Taxus- und anderer immer grünenden Bäume, welche dicht und nachlässig gepflanzt sind, spaziert. Man sieht, daß die Absicht ist, daß alles ein feierliches dunkles Ansehn haben und zu einem Contrast mit einer lebhaften Scene von des Anlegers Erfindung dienen soll; und man wird in dieser Muthmaßung auch nicht betrogen. —

Von einer schmalen, unter einer Eiche von ausserordentlicher Größe angebrachten Bank, fängt sich die Aussicht an zu erweitern, und stellt einen so unaussprechlich reitzenden Anblick dar, daß man glaubt, auf einmahl in eine der glückseligsten arkadischen Gegenden oder in einen Feenaufenthalt versetzt zu seyn.

Bey Fortsetzung des Weges kann man auf jedem Schritte eine Pause machen, und unter den hohen Bäumen und an den Abhängen, die mit allerley Moos, Gesträuchen und wohlriechenden Bäumen, die Duft und Farben unter einander mischen, stehn bleiben, um die vor sich liegende Scene mit allen ihren ländlichen Reitzungen aufmerksam zu betrachten. In einer Nische von Felsenstücken, mit Steinkohlen eingefaßt, findet das begierige Auge des Wanderers den bequemsten Standpunkt, sich an den vielen rings umher anlachenden Gegenständen zu weiden.

Die erste Aufmerksamkeit zieht eine mediceische Venus auf sich. — Sie thut in der That eine artige Wirkung, welches von dem mit so vieler Klugheit gegebenen Stande herrührt. Sie steht in einem auf bäurische Art gewölbten Winkel einsam an einem abgelegenen Orte in einem Dickicht von Bäumen und Sträuchern. Meist gegenüber stehen die angenehmsten Gruppen von Lorbeeren und andern immer grünenden Bäumen, und hangen damit zusammen; sie machen den Fuß eines prächtigen Waldes

aus, der sich hinterwärts in aller Pracht und Schönheit den Hügel hinan zieht. In der blumigen Vertiefung und unter dem Lorbeerhayn sind ländliche Sitze, als wenn sie die Natur hier von Felsen gebildet hätte, mit aller Simplicität angebracht.

Eine bejahrte, in der Nähe befindliche Linde, deren altem Ansehn diese Vertiefung viel von dem materischen Ansehn zu verdanken hat, zieht die Aufmerksamkeit auf sich. Dieser Baum ist vermuthlich vor 100 Jahren sehr hoch und in seinem vollen Wuchse gewesen, und ist von der Axt gefällt, oder, welches wahrscheinlicher ist, durch einen Sturm einige Fuß hoch über der Erde abgebrochen, und der Sturz bis an die Wurzel in drey Theile gespalten worden, aus welchem, wie aus einem alten Apfelbaume, verschiedene Ausläufer, zu ansehnlichen, sich weit ausbreitenden Bäumen gewachsen sind.

Das besondere des Anblicks ist sehr unterhaltend, wozu der glückliche Stand der Linde viel beyträgt, indem sie auf der einen Seite vom Rande eines Abhanges hinunter hängt, und sich auf der andern über den Fußsteig ausbreitet. Mit vielem Geschmack hat man auf dem Stamm und den hervorragenden Wurzeln Moos anzubringen gewußt, welches das ländliche ungekünstelte Ansehn derselben noch vermehrt.

Ein nackender Boden ist allemahl ein unangenehmer Anblick, und sollte nirgends anzutreffen seyn, als wo man eine wilde melancholische Scene anbringen will; da ist er charakterisch, sonst aber nicht zu leiden; weil ein grüner Rasen aber im Schatten und wo die Sonne keinen freyen Zugang hat, nicht frisch fortwachsen kann, so ist nichts dagegen zu sagen wenn Moos an dessen Stelle gesetzt wird; es macht eine sanfte Decke, und hat in den finstersten Abörtern allezeit ein lebhaftes Ansehn.

Aus diesem angenehmen Standpunkte geht man seitwärts von gedachter schönen Linde, wobey eine Bank angebracht ist, einen muntern Weg hinab zu einem steilen Sitze, wo man folgende Zeilen findet:

— — Ego laudo ruris amoeni
Rivos, et musco circumlita saxa nemusque.

Die reizende Venus zeigt sich abermahls gleichsam schüchtern, als wollte sie sich in ihrer ländlichen Höhle verstecken, oder als wenn sie eben aus dem

Was-

Wasser gestiegen wäre. In einer hohlen Vertiefung, die in einer darüber liegenden steilen Anhöhe angebracht, und nur grob mit Glasschlacken und unregelmäßigen Steinen verziert ist, entdeckt man eine Kaskade. Anstatt daß sie vorher das Ohr nur mit ihrem Geräusche vergnügte, stellt sie sich nunmehr dem Auge dar, wie sie mit Gewalt hervorbricht, und schäumend über steile Absätze herabstürzt, bis sie sich unter der Wurzel eines hohen Baumes in eine Oeffnung verliert und nicht mehr gesehen wird. —

Die Betrachtung dieser Kaskade überzeugt den Beobachter, in wie weit der Geschmack sie durch Nebenumstände, wobey der Charakter des Ganzen beobachtet worden, noch wichtiger zu machen gewußt hat. Dies wird theils durch die über der erwähnten Vertiefung fast senkrecht aufgehäuften Steine und Schlacken, theils durch die am Rande stehenden Bäume bewirkt, die ihr Haupt stolz erheben, und zugleich den untern Gang beschatten, da indeß die malerische Linde, die man nun am Abhange stehen sieht, ihre Arme über die ganze Vertiefung der Kaskade verbreitet. Die sanft ansteigenden Abhänge sind mit Rosen, Geisblatt und andern Sträuchern, wie auch jährigen Pflanzen, die in verschiedenen Monaten blühn, und also eine ununterbrochene Flor darstellen, besetzt, und dieser abwechselnde Anblick wird durch eine Aue, die sich in einem Gebüsche von Lorbeeren verliert, unterbrochen. Wer nur einiges Gefühl hat, kann die angenehme Verbindung so vieler Gegenstände unmöglich sehn, ohne dadurch hingerissen zu werden.

In diesen ruhigen Gefilden, wo Friede und Vergnügen zu wohnen scheinen, muß der Boshafte seine finstern und blutigen Absichten bey Seite setzen und jede Leidenschaft, welche an dem menschlichen Herzen nagt, vollkommen ruhig werden.

Es ist zu bewundern, daß man einen so unterhaltenden Theil der Gartenkunst nicht mehr anbringt und ausbreitet, da doch jedes Auge so angenehm davon gerührt wird; so wie zu beklagen ist; daß derselbe Geschmack mit den Blumen, nicht auch in der wilden Scene, die vor dem Gebäude bey der Palladischen Brücke vorher gieng angebracht worden; hätte man dies anstatt der jetzt dort befindlichen Wasserbehältnisse gethan, und die Anlage mit gehöriger

riger Vorsicht gemacht, so wäre die schönste Scene, die das Genie nur erfinden kann, gebildet worden.

Wo die Kunst nöthig ist, um eine romantische Scene hervorzubringen, da kommt die Hauptsache darauf an, seinen Endzweck zu erreichen, ohne daß man die Spuren der Kunst im geringsten merkt. Diese Höhle hat derselben viel zu danken, und ist unleugbar eine bloße Gartenscene, die ganze Anlage hat aber doch ein leichtes, simples, ländliches Ansehen. Die Natur zeigt sich auf allen Seiten in dem Stande eines Busches und der Blumen, und folgt dem Künstler auf allen Seiten nach.

Man verläßt diesen Aufenthalt der Waldörter höchst ungern; die Seele wird beym Anblicke derselben in eine solche heitere, sanfte Fassung gebracht, daß man wünscht, seinen Wohnsitz hier aufzuschlagen, und nie wieder an dem Geräusche und den Thorheiten der Welt Antheil zu nehmen.

Die immer grünenden Stauden und Bäume geben dem Hügel sowohl, als dem finstern Aborte so viel Schönheit, und sind so wichtig, daß man sie nie genug bewundern kann.

Nur mit Gewalt muß man sich von der Scene der Grotte losreißen, und nachdem man an den mit Gesträuche besetzten Seiten hinangeklettert, befindet man sich in einen benachbarten Hayn, in dem kühle Lüfte spielen, versetzt. Bey einer Bank unter einer ausserordentlich großen Eiche siehet man durch eine Oeffnung im Laube eine Gallerie. Um solche aber aus einem noch bessern Standpunkte zu betrachten, geht man über den Damm eines wohlgeformten Wasserstücks, wo sie sich mit aller Würde zeigt.

Das Gebäude liegt vor einer schönen Waldung, die sich hinterwärts dem steilen Hügel hinanzieht, und indem sie auch von beyden Seiten plötzlich herabsinkt, das edelste Amphitheater formirt, und eine schöne Aue einschließt. Auf dieser breitet sich eine ehrwürdige, einsame, am Stamme mit Epheu bewachsene Eiche aus, die sie umgebenden Bänke laden zum Sitzen ein, und man betrachtet hier mit Vergnügen das lebhafte Gemählde um sich her.

Diese gefällige Scene gehört sowohl als die vorige, zu einem Garten, und ob sie gleich in allen Betrachtungen gerade das Gegentheil ist, so wird

doch

doch jeder gestehen, daß die Absicht der Anlage dahin geht, die Seele mit moralischen Ideen anzufüllen. Wenn man sich unter einen Lorbeerbusch unweit der Eiche stellt, so ist man fast gezwungen, sich in einem Aufenthalte einer ländlichen Gottheit, wovon die Alten singen, zu denken. Das gegenüber stehende Lusthaus am Abhange eines Hügels, die hohe Waldung, das Gebäude der Palladischen Brücke, welches auf der einen Seite tief im Thale liegt, und auf der andern Seite die Rotunde, zwischen Gruppen von Bäumen auf einer Anhöhe über einen See mit vielen Krümmungen; alles dieses giebt der Absicht der Anlage einen gewissen Nachdruck, und macht die Illusion immer stärker.

Hagley hat vor allen bekannten Lustrevieren den Vorzug, weil es nicht nur eine Menge von Scenen giebt, sondern auch, weil eine jede von einem verschiedenen Charakter ist, und doch mit den übrigen in einer gewissen Verbindung steht; ja was der Anlage noch mehr Ehre macht, ist, daß man diejenige Partie, in der man sich befindet, allezeit für die schönste hält, bis man eine neue betritt, deren Reizung und unerwarteter Anblick den Endzweck, den die vorige macht, wieder auslöscht.

Ehe man durch das Dickicht zurückkehrt, muß man nach dem Lorbeergebüsche gehen, um einen vollkommnen Prospekt von der Halle bey der Palladischen Brücke und der Gegend umher zu bekommen.

Anstatt der Kaskaden, welche dort das Gesicht belustigen, erblickt man hier die Behältnisse, welche jene mit Wasser versorgen, in der Gestalt eines Armes von einem Flusse, so daß es scheint, das überflüssige Wasser fließe unter der gedachten Brücke ab. Bey einer ganz ruhigen Oberfläche des Sees macht das Spiegeln des Gebäudes in demselben ein Gemählde, das Niemandes Aufmerksamkeit entgehen wird.

Wenn man von dieser kleinen Excursion den Weg wieder erreicht hat, kommt man in eine waldige Gegend, die mit Farnkraut und allerley alten mosigen Bäumen besetzt ist, und findet eine Bank, von der man über ein gut angelegtes unregelmäßiges Wasserstück, die Ansicht nach dem gegenüber liegenden Walde und Aue genießt. Von einer andern, die etwas höher am Rande eines Abhanges an-

angebracht ist, hat man eine Erdzunge oder Halbinsel vor sich, welche durch die Verbindung eines andern Wassers, das in jetzt gedachtes Wasser läuft, entsteht, und mit hohen vortrefflichen Eichen besetzt ist. Eine in der Mitte stehende Urne ladet den Wanderer ein, näher zu kommen, um sie zu betrachten. Man wird sowohl durch das Feierliche, welches rings umher herrscht, als durch den Gegenstand selbst, der sich vortrefflich zu der ruhigen einsamen Gegend schickt, gerührt. Vielleicht ist nie etwas glücklicher nach dem erforderlichen Charakter ausgeführt worden. Die Urne selbst ist dem verstorbenen Dichter der Leasowes gewidmet, und trägt die Inschrift:

„Dem Andenken des Ritters William Shen„stone, in dessen Poesien die natürlichen Schön„heiten und in dessen Sitten die liebenswürdige „Simplicität des Schäfergedichtes mit der sanften „Zärtlichkeit der Elegie verbunden war."

Hier zeigt sich die vorher schon gedachte Vertiefung, welche von den Clentischen Hügeln bis in das finstere Thal hinabgeht, in ihrem natürlichen Zustande, und obgleich der Geschmack sich hier nicht in Kaskaden, Grotten und Wasser zeigt, so macht er doch weit stärkern Eindruck, indem er gleichsam alle Kunst verwirft und die Natur ohne den geringsten Zwang arbeiten läßt. Der Contrast ist vortrefflich und der neue Anblick, welchen man durch muntere belaubte Gänge gegangen, verräth den mit Beurtheilung verknüpften Geschmack des Anlegers. Was kann man sich mehr wünschen, als wenn das Auge die angenehmsten Aussichten hat, wenn das Ohr unaufhörlich mit der lieblichsten Harmonie der Vögel erquickt wird, wenn einem unter dem angenehmsten Schatten nichts fehlt, das die Empfindung der Glückseligkeit unterbrechen könnte? Zuweilen entwischt dem Auge gleichsam ein Blick durch eine Durchsicht auf eine wohl angelegte Aue, vorzüglich von einer, eine alte Eiche umgebenden Bank, wo sich die Rotunde in einer ganz neuen Lage auf einem grünen Hügel mit vortrefflichen Gruppen von Bäumen darstellt; ausserdem ist alles einsam und ohne alle Aussicht.

Auf diese Art wird man abwechselnd unterhalten, indem der Weg längs der Vertiefung fortgeht,

bis

bis er quer durch solche dahin führt, wo man die berühmte, von jedermann bewunderte Aussicht über das umliegende Land hat, und welche der Lieblingsplatz eines der größten englischen Dichters, eines Pope gewesen, den er auch den Wohnsitz der Musen genannt. Kein Wald kann einen Hügel auf eine edlere Art zieren, und sich glücklicher ins Thal hinabstrecken, keine Aue ein schöneres Grün, mehr Abwechselung und Schönheit haben. Unstreitig ist derjenige Theil des Parks, den man Popens Gang nennen kann, der schönste von Hagley.

Wenn man durch diesen muntern unregelmäßigen waldigen Gang, der sich über die Oberfläche fortkrümmt, bald unter einer bejahrten Eiche, bald unter Gruppen von Bäumen hingeht, kommt man an den Ort, wo der Lord seinem Freunde eine schöne Urne mit sinnbildlichen Figuren errichtet hat. Auf dem Postamente lieset man folgende Inschrift:

„Dem Andenken des Alexander Pope, des „zierlichsten und angenehmsten Dichters, der durch „seine Satyre das Laster eben so sehr bestrafte, „als er durch lehrreiche Gedichte die Weisheit „einflößte, gewidmet.“ Im Jahr 1744.

Bey einer benachbarten Bank, wo eine Quelle unter der Wurzel eines alten Baumes hervorbricht, muß man etwas ausruhen, um die Aussicht zu bewundern; sie ist zwar eingeschränkt, aber doch mit so vieler Anmuth ausgeschmückt, daß sie jedem eine angenehme Unterhaltung verschaffen wird. Sie besteht nur aus wenigen Theilen, die aber Eindruck machen, und eine reiche Mischung von Wald und Aue darstellen.

Der Weg wird nunmehr steil, jedoch nicht unangenehm, und wäre er auch etwas beschwerlich, so würde man es nicht achten, weil die Landschaft so ungemein interessant ist.

Indem man den Hügel mit Vergnügen ersteigt, kommt man an eine Bank unter alten krummen Ellern, von der man über den Hayn, der den Park einschließt, wegsieht und den Abhang der grünen Clentischen Hügel, bis zu ihrem mit Kiefern besetzten Gipfel hinan verfolgt, oder mit den Augen bey den zu den Füßen liegenden Ueberbleibseln eines alten Gebäudes stehen bleibt, das ein ehrwürdiges

feyerliches Ansehen hat, und mit seiner gothischen Spitze über die Bäume hervorragt. Man nennt es

die Ruinen.

Beym ersten Anblicke dieses Gegenstandes, der so viel beyträgt, die Scene ehrwürdig zu machen, stutzt man, und kann dem Eindrücke nicht widerstehen; man verfällt in Nachdenken, und die Neugierde wird gereitzt, die Geschichte dieses Gebäudes kennen zu lernen. Ein Liebhaber der Alterthümer wird voll Ungeduld seyn, um zu wissen, in welchen Zeiten und von wem dieses Schloß sey aufgeführt worden, was für Belagerungen es ausgehalten, wie viel Blut dabey vergossen worden; er wird beklagen, daß die alles verzehrende Zeit es so geschwinde vernichtet habe. Mit diesen Eindrücken wird das alte Gebäude gewiß jeden Wanderer hintergehen, so meisterlich ist es ausgeführt; denn ob es gleich erst von dem letztverstorbenen Besitzer angelegt worden, so sieht es, wenn man es auch in der Nähe betrachtet, doch aus, als wenn es vor einigen hundert Jahren ein festes Schloß gewesen wäre. Der Lord hat es aber nicht nur gebauet, um der Landschaft ein interessanteres Ansehen zu geben, sondern auch um des Nutzens willen, indem es zugleich die Wohnung des Aufsehers von dem Parke enthält.

Diese gothischen Ruinen sind sehr weislich am Rande der größten Anhöhe des ganzen Landsitzes angebracht, und man hat von hier eine grenzenlose Aussicht, insonderheit aus einem artigen meublirten Zimmer in dem Thurme, der mit Fleiß noch in gutem Stande erhalten wird. Um den Begriff des Alterthums noch mehr zu bestärken und feyerlicher zu machen, ist an den Mauern und Thürmen so viel Epheu angebracht, daß man es unmöglich ansehen kann, ohne den Gedanken, es sey wirklich so alt als es scheine, zu befestigen.

Die Gegend um diese Ruinen übertrifft alle in dem ganzen Parke ohne Ausnahme. Zu dem edlen Ansehen kommt noch die angenehme Abwechselung, und wenn man oben hinauf kommt, die herrliche Aussicht über eine unbegrenzte schöne Landschaft, die Vergnügen und Erstaunen erweckt. Eine zu Füßen liegende weitläuftige Aue, die gleich an den Ruinen an-

anfängt und in einer ungleichen Oberfläche fortgeht, hin und wieder theils mit Farrenkraut besetzt, theils mit Waldung und Haynen, die sich von den Anhöhen herunter ziehen, umgeben ist, zieht nicht weniger die Aufmerksamkeit auf sich. Alles verräth die ungekünstelte Natur in ihrer Freyheit.

Von den Ruinen führt ein langer Fußsteig zu dem sogenannten gothischen Sitze, dessen Lage alle Erwartung weit übertrifft. Eine Fläche von wenigstens dreyßig Ackern, die eine ungekünstelte Gestalt hat, und mit Pflanzungen von Ulmenbäumen umgeben ist, läuft zu den unten stehenden Waldungen hinab, über welchen man zwischen den Thurm der Ruinen und den Obelisk auf dem Hügel von Witschberry hindurch einen angenehmen Strich Landes sieht, der voller Abwechselung ist. Man bemerkt z. B. den Sitz des Lord Stamford's, die Hügel von Clent und die hohe Spitze des Wrekin. Nicht weniger angenehm ist auf der andern Seite der Prospekt der Stadt Dudley mit dem Schlosse, und eine Kette buschiger Hügel, die sich hinter den fleißig angebaueten Feldern und den Waldungen erheben. Von hier geht man nach den Ruinen zurück durch das Thor des Parks, und gelangt dann zum Fuße der Clentischen Hügel, wenn man anders Lust hat, diese zu besteigen und die reizende Aussicht auf selbigen genießen will, ausserdem geht man nicht weit von den Ruinen den Weg, der unter einem Hayn von hohen Nußbäumen durchführt, und sich hernach unter ästigen Eichen längs einem engen nur in der Tiefe buschigen Thale fortschleicht, bis man an einen mit Muschelwerk gezierten Sitz gelangt, worüber die Worte stehen:

Sedes contemplationis. Omnia Vanitas.

Er ist mitten an einem schönen waldigen Orte angelegt, und schickt sich vollkommen zu der Absicht, von der die Ueberschrift redet. Der Platz ist abgelegen, einsam und heiter; überhaupt kann der ganze Gang von den Ruinen an nicht schöner seyn; kein Thal kann mehr Abwechselung haben. Man wird den Geschmack schwerlich irgendwo mit glücklicherem Erfolge angewandt sehen. Hier lernt man den großen Vorzug der Gartenkunst kennen, wenn sie die von der Natur vorgeschriebenen Gesetze nicht beleidigt. Bey jedem Schritte, den der Wanderer in diesem

Gange thut, er mag nun an einen dunkeln oder wieder an einen hellern Ort kommen, scheint die Gegend schöner zu seyn, bis er selbst zu dem Mittelpunkt aller Vollkommenheit gelangt, nähmlich zu der

Einsiedeley.

Eine Einsiedeley oder Hütte schickt sich eigentlich nicht in einen durch Kunst verschönerten zierlichen Park, es scheint etwas widersinniges zu seyn, und sollte eigentlich hier nicht angetroffen werden. Demungeachtet ist diese Einsiedeley, oder wie man sie sonst nennen will, der umliegenden Gegend angemessen und gut eingerichtet; sie besteht aus alten Stämmen und zusammengefügten Wurzeln, deren Zwischenräume mit Moos ausgefüllt sind. Der Fußboden des Vorhauses ist mit kleinen Kieseln artig gepflastert, und rings umher geht ein Sitz von Stroh.

Vermittelst einer Thür kommt man in ein Zimmer, das ungefähr in eben dem Geschmacke verfertigt ist. Alles hat ein armseliges Ansehen und verräth eine Verachtung des Ueberflusses in der Welt, wie es sich für den Bewohner einer solchen Einsiedeley schickt, der, wie man annimmt, alle Thorheiten und Ueppigkeiten dieses Lebens verachtet, und seine melancholischen Stunden dem Nachdenken und der strengen Einsamkeit widmet.

In dem Vorhause findet man folgende passende Stelle aus dem Pensenso des Milton:

„Möchte ich doch in einem entkräfteten Alter eine ruhige Einsiedeley, ein schlechtes Kleid und eine bemooſete Zelle finden, wo ich sitzen und über jeden Stern des Firmaments, über jedes vom Thaue befeuchtete Gras nachdenken könnte, bis ich eine vieljährige Erfahrung, und dadurch gleichsam einen prophetischen Geist erreichte. Dies Vergnügen gewähre mir, Melancholie, so will ich mit dir meine Tage beschließen.“

Aus der Thür dieser mosigen Zelle hat man zwey perspectivische Durchsichten über das entfernte Land, die eine geht über die gegenüberstehenden Bäume weg, und die andere unter solchen durch.

Weder in diesem Parke noch in einem andern, ist eine Scene anzutreffen, welche in der Brust eines Mannes von Geschmack eine angenehmere Empfin-

pfindung hervorbringt. Natur und Kunst wirken hier so gemeinschaftlich zusammen, daß beynahe eben so viel Beurtheilungskraft dazu gehört, sie von einander zu unterscheiden, als dazu nöthig war, es dahin zu bringen. Jene scheint alles angewandt zu haben, um abwechselnde Ungleichheiten hervor zu bringen, und diese hat Hayne, Haufen von Bäumen und einzelne Bäume meisterlich angeordnet, um jene zu verzieren.

Gedachte beyde perspectivische Aussichten ausgenommen, ist das übrige eingeschlossen, und nur in sich schön. Man sieht etwas von einem tiefen waldigen Thale, Wasser, ein Stück von einer Aue und steile mit Holz bewachsene Hügel, welches zusammen genommen einen ungemein mahlerischen Anblick macht.

Von dieser Einsiedeley führt ein Fußsteig den grünen Abhang hinunter auf den Boden des Thales. Man geht bey einer Art von Zelle, und seitwärts bey einem kleinen Wasserstücke vorbey, welches einen Teich bildet, und als Fischbehälter benutzt wird. Auf einmahl lenkt sich der Weg rechts einen steilen Hügel in Form eines halben Zirkels hinan, und führt abermahls zu einer großen herrlichen Aussicht. Eine Veränderung, die um so angenehmer ist, da man zuvor einsame, finstere Auftritte gehabt hat.

Dieser Hügel ist mit wohlgeordneten Eichen bepflanzt, ohne einiges Unterholz. Wenn man diesen ermüdenden steilen Weg hinaufsteigt, wo man von der Ermüdung ausruhen, und sich zugleich mit den vielen Gegenden, die sich dem Auge darstellen, unterhalten kann, und den Gipfel erreicht hat, so läuft der Weg ziemlich gleich fort, und ob er gleich in einer geraden Linie längs alten Ulmen und Ahornen hingeht, so bemerkt man es doch nicht, weil die Aussicht zwischen den Bäumen das Auge so sehr auf sich zieht, bis man endlich durch einen sanften Abhang zu dem berühmten Sitze gelangt, von dem man den edelsten und herrlichsten Prospect hat.

Man liefet hier folgende passende Zeilen aus dem 5ten Buche von Miltons verlohrnem Paradiese:

„Dieses sind deine Werke, gütiges Wesen! Du hast dieses so wunderbar erschaffen, Allmächtiger! Wie wunderbar mußt du selbst seyn. Unaussprech-

licher, der du über den Himmeln wohnest, für uns unsichtbar, aber doch in deinem geringsten Werke zu erkennen; diese erzählen deine unbeschreibliche Güte und deine göttliche Macht.“

Eine eben so große als schöne Aue senkt sich hinab und wird unten ganz eben. Sie ist mit Bäumen eingefaßt, und auf ihr stehen hin und wieder die schönsten Gruppen davon, die man sich nur denken kann. Aus derselben sieht man das Wohnhaus, ein an sich schon prächtiger Gegenstand, der, wenn man das umliegende dazu nimmt, eine vollkommne schöne Scene ausmacht, hier aber zugleich zu einem edlen Vorgrunde dient, um die entfernte Landschaft, welche die Natur so reichlich mit ihren Reitzungen ausgeschmückt hat, noch mehr zu erheben.

Es ist fast unmöglich, alle Gegenstände dieses prächtigen Anblicks zu beschreiben. Man sieht angenehme Hügel, Bäume, große Thäler, Wiesen, Ebenen, Kornfelder, künstliche Wiesen, röthliche Heide, Wälder, Dörfer, Landhäuser, und der Horizont schließt sich endlich mit den hohen Gebürgen in Wales, die man vorhin bereits von den Ruinen, und den Clentischen Hügeln gesehen hatte.

Mit einem Worte, die Natur zeigt sich von dieser reitzenden Anhöhe in einer Größe, die weit über alle Beschreibung ist. Sie bezaubert nicht nur das Auge, sondern erfüllet auch die Seele mit Ehrfurcht, für die Macht des Wesens, welches dieses alles hervorgebracht hat. Wenn der Wanderer hier einige Zeit verweilet, und dieses unbegränzte Schauspiel betrachtet hat, so ladet ihn die angränzende Holzung durch ihren Schatten ein, und zeigt ihm neue Scenen, die den übrigen Anlagen des Parks nichts nachgeben.

Die erste Scene ist dem Auge um so angenehmer, weil man die plötzliche Abwechselung eines mit unzähligen Gegenständen bereicherten Prospects mit einer muntern Landschaft hat, die mit ländlichen Schönheiten angefüllt ist. —

Man sieht über eine schöne unregelmäßige Aue, die bis in eine mit Buschwerk und hohen Bäumen besetzte Vertiefung hinabgeht. Die Gipfel der Bäume machen gleichsam die Grundlinie einer andern Anhöhe, die sanft ansteigt, und oben auf derselben steht eine zierliche Halle, die zu beyden Seiten und

hin-

hinterwärts dick mit Ulmen und Kiefern besetzt ist. Noch etwas höher steht der Tempel des Theseus in einer finstern Pflanzung von Schottischen Kiefern, die sich nach der Höhe herauf ziehen. — Der majestätische Obelisk auf einem grünen Hügel, und der hinter demselben fort ins Thal hinabgehende Wald von Witschberry und der Prospect der Thürme des Wohnhauses, sind alles Gegenstände, welche das reizende Gemählde ausmachen.

Jeder Liebhaber des Parks, welcher die Elysischen Gänge zu Hagley besucht, wird diese Aussicht für eine der schönsten halten, die jemahls durch Kunst und Geschmack zu Stande gebracht worden. —

Des Wanderers Aufmerksamkeit wird in diesem Theile des Parks bey jedem Schritte rege gemacht. Geht er von obiger Bank nur einige Schritte zu einer andern, so findet er den Anblick von allen ganz verändert. Man siehet kein Gebäude mehr, sondern alles ist hinter dem Walde versteckt; über diesem, und der vorliegenden Aue wird man aber durch eine Oeffnung einen Klumpen Kiefern auf einem grünen Hügel, in einer angenehmen Entfernung gewahr, und am Ende der abwechselnden Landschaft liegt in einer Entfernung von dreyßig Meilen der hohe Wrekin.

Jetzt befindet man sich mitten in Popens Lieblingsgange, wo er unter friedlichen Laubengängen seinen Gedanken nachzuhängen pflegte. Etwas weiter kommt man ganz unvermuthet an eine dorische Halle, welche nach ihm den Namen führt:

Pope'ns Halle;

mit der Inschrift:

Quieti et Musis.

Dieser reizende Sitz befindet sich am Rande eines steilen Abhanges. Die Waldung umschließt vorne und auf den Seiten schöne Auen. Durch die Bäume sieht man das Wasser schimmern, so wie auch die mit Epheu umschlungene hohe Eiche, zu welcher man von der Grotte aus kommt. Weiter hin zeigen sich, beynahe in eben der Richtung über den Hayn weg in dem unten liegenden Thale, die Halle, der Obelisk, der Wald von Witschberry und ein Stück der Kiefernpflanzung. —

Wenn man von hier 1 Meile fortgegangen, so lenkt sich der Weg in ein einsames Gehölze und läuft ungekünstelt unter dem Schatten prächtiger Eichen fort. Manche sind vom Alter beschädigt, und zeigen ihre bemoosten Wurzeln, manche sind noch im frischen Wuchse, und der Wind spielt mit ihren grünbelaubten Zweigen. Selbst die Luft duftet hier Vergnügen aus; und indem man solche sanft einathmet, eröffnet sich eine Aussicht über die weiten Auen und Hayne, welche dem berühmten Prospect von Tinian sehr gleichen sollen.

Sie mögen aber diesem oder einem andern Prospecte gleich sehen, so kann man sich doch keine schönere Landschaft in Ansehung dessen, was man insgemein darin sucht, vorstellen: man sieht keine Pracht in den Tempeln, keinen Hayn mit erzwungenen Zugängen, oder andere lächerliche Einrichtungen, sondern die Natur zeigt sich im selbst gewählten ungekünstelten Gewande, welches allemahl mehr gefällt, als Schmuck und Putz. Ob sich hier gleich kein Gebäude zeigt, die Urne des Pope ausgenommen, welche unter dem selbst gewachsenen Baume und von dem herabhängenden Walde abgesondert steht; so merkt man doch den Mangel eines Tempels, Obelisks, oder dergleichen nicht. Man hat schon Gemählde genug an der Waldung, an der artigen Ungleichheit des Bodens, an der sich unregelmäßig fortstreckenden fruchtbaren Aue, an den lebhaften Hügeln von Client, die sich über einen entfernten Hayn erheben, und auf dem Gipfel mit Fichten besetzt sind. Die Natur ist an manchen Orten so reich an Annehmlichkeit, daß eine gothische Einfalt dazu erfordert würde, wenn man hier Verbesserungen anbringen wollte; der Absicht der Natur nach, soll sich hier nichts zeigen, als die ungekünstelte Simplicität einer Schäferscene.

Während daß die Augen und die ganze Aufmerksamkeit auf diese angenehme Mischung von Auen, Hügeln und Waldungen gerichtet ist, kommt man unvermerkt zu einer nicht weit entfernten Bank, wo man folgende Verse lieset:

Libet jacere modo sub antiqua ilice,
Modo in tenaci gramine,
Labuntur altis interim rivis aquae,
Queruntur in sylvis aves

Fontes-

Fontesque lymphis obstrepunt manantibus,
Somnos quod invitet leves.

Diese Bank umgibt die Hälfte einer ehrwürdigen Eiche, die in einem tiefen einsamen Thal steht, welches zum Theil bis an die zuvor beschriebene Halle fortgeht. — Es ist mit allerley Bäumen, Büchen, Eschen, Eichen u. s. w. durch einander angefüllt, einige sind sehr alt, und ihre nackten Wurzeln ganz in einander gewachsen, andere hoch, schmahl und gerade, und verwickeln ihre frühwachsenden Zweige in einander; zwischendurch schlängeln sich Bäche in selbst gemachten steilen Gängen durch. — Das Geräusch derselben, das entfernte ländliche Geschrei der Krähen, das Girren der Holztauben, welches sich mit den durchdringenden Tönen der kleinen Vögel vermischt, die feierliche Einsamkeit und die Dunkelheit des Platzes machen einen angenehmen Eindruck auf das Gemüth, daß es alle Sorgen vergißt, und sich der Ruhe und dem Vergnügen überläßt.

Wenn man nun aus diesem arkadischen Aufenthalte, der sich unmöglich beschreiben läßt, herausgeht, betritt man einen einsamen schattigen Weg, längs der einen Seite der Vertiefung hin; rechts bemerkt man einen Bach, der von der Höhe herunter rieselt, und sich zwischen den Bäumen fortkrümmt. Unter einer großen Eiche stehen folgende Zeilen aus dem Horaz:

Inter cuncta leges, et percunctabere doctos,
Qua ratione queas traducere leniter aevum.
Quid minuat curas, quid te tibi reddat amicum,
Quid pure tranquillet, honos an dulce lucellum,
An secretum iter, et fallentis semita vitae.

Die Gegend um diesen Platz hat viel ähnliches mit der vorigen Scene. Die Ungleichheit des Bodens ist stark; er ist sehr gut mit Holz besetzt, welches zwar sehr angenehm umhersteht, aber doch das Ansehn einer einsamen, von der Welt entfernten Gegend hat. So wie sich der Fußsteig zwischen einer Menge von hohen prächtigen Bäumen durchkrümmt, so zeigt sich dann und wann

die Rotunde,

bis man sie endlich völlig zu Gesichte bekommt. Ehe man zu ihr gelangt, muß man aber einen Augen-

blick bey einer Bank verweilen, um den wilden, und am wenigsten eingerichteten Theil des Parks zu übersehen, der sich hier gegen den Fuß der Clentischen Hügel sehr erweitert. Man sieht hier auch den gothischen weißen Sitz, unter dem umherstehenden Hayn in einem sehr schicklichen Charakter.

Die Rotunde ist ein zierliches Gebäude in dem besten Geschmack. Von hier erblickt man durch ein tiefes hohles Thal die Halle, die das artigste Gemählde macht, das man sich nur denken kann, und scheint die Rotunde blos errichtet zu seyn, um den Prospekt von der Halle desto vollkommner zu machen; weil sie sich sonst aus keinem andern Gesichtspunkte, von einer vortheilhaften Seite zeigt, wenigstens nicht auf eine solche Art, daß ein so kostbares Gebäude dazu nöthig gewesen wäre. —

Der Boden umher ist in einem angenehmen Geschmack angelegt. Ein von selbst gewachsener Hayn von Eichen deckt von allen Seiten die abhängige Aue, hinten verbirgt sich eine Gruppe von Lorbeerbäumen und macht durch den Contrast, daß sich das Gebäude desto mehr hebt. Der Weg führt durch diesen Hayn wieder nach einer jähen Vertiefung, und alsdann nach einer mit Holzung eingefaßten Aue. Hier stellt eine kleine Bank unter einer ansehnlichen Eiche einen vollkommnen Prospekt nach dem hohen Thurm der Ruinen dar, welche sehr angenehm im Walde liegen. Bey dem folgenden Baume hat man eine Aussicht nach der andern Seite, indem sich etwas von der entfernten Landschaft, der Obelisk und die Hügel von Witchberry zeigen. Nunmehr kommt man zu einem mit Ulmen besetzten Gange, welcher zu den übrigen Schönheiten von Hagley wenig paßt; doch wird man dies vergessen, wenn man die Augen nach der andern Seite des Parks wendet, wo man auf dem ganzen Wege eine schöne Landschaft vor sich hat. Wenn man dem ländlichen Pfarrhause und einem unter Kiefern und Stechpalmen sonderbar angelegten Brunnen vorbey gegangen ist, so kommt man wieder in eine Gegend, die vielen Geschmack und Zierlichkeit zeigt, nähmlich

Thomson's Sitz.

Dieses ist ein sehr artiges Gebäude von achteckiger Form, welches der Lord, der alles that, um sei-

ne

ne Freundschaft für diesen Dichter zu zeigen, zu seinem Andenken mit nachstehender Inschrift aufführen lassen:

„Dem unsterblichen Geiste des Jacob Thomson's, eines erhabenen Dichters und rechtschaffenen Mannes, widmet dieses nach seinem Tode aufgeführte Gebäude an einem einsamen Orte, den er bey seinem Leben sehr liebte,

Georg Lyttelton.

In Ansehung der Abwechselung und der vornehmsten Stücke, die eine schöne Landschaft ausmachen, verschaft vielleicht kein einziger Platz in dem Park dem Auge so viel Vergnügen, als dieser, welcher der Lieblings-Aufenthalt des sinnreichen und im Mahlen so geschickten Thomson's war.

Vom Fuße dieses Tempels zieht sich eine Aue hinauf, die immer weiter wird, und mit dichten Haynen umgeben ist. Gerade gegenüber steht der schönste von allen, die den Abhang des Hügels bedeckt. Auf der halben Höhe, gerade über dem Gipfel der untern Abtheilung von Bäumen erhebt sich Pope's Gebäude, wie eine bezauberte Feen-Wohnung. Nicht weniger reizend ist der Anblick des entfernten Hügels von Clent, mit der Gruppe von Fichten, der unten liegende alte verfallene Thurm und die mahlerische Spitze der Aue, die sich in den Wald hineinzieht. Auf der andern Seite hat man eine Durchsicht nach dem weit von hier liegenden fürchterlichen Berge Malvern, der sich mit seiner ungeheuren Masse bis zu den Wolken empor hebt.

Von hier führt der Weg unter dem Schatten nach der Schnur gesetzter Bäume zur

Säule,

worauf die Statüe Friedrich's, Prinzen von Wales, und Vaters des jetzigen Königs in römischer Kleidung steht.

Diese Säule ist auf der angenehmen Anhöhe errichtet, deren gleich anfangs, wenn man vom Hause weggeht, erwehnt worden, und die sehr viel zur Schönheit der Landschaft beyträgt. — Sie ist mit einem Hayn von Ulmen und Büchen, in der Form eines halben Zirkels, umgeben, der sich auf der Seite des Hügels hinabstreckt; hinter demselben ste-

hen Kiefern, wovon sich immer eine hinter der andern auf eine artige Weise und weit über die Höhe des Monuments erhebt. Die Aussicht von demselben kann nicht schöner und edler seyn: das liebliche Grün der sanft geschweiften Aue, die anmuthigen Hayne auf derselben, das majestätische Wohnhaus, der ununterbrochene große Umkreis, machen zusammen eine der prächtigsten und abwechselndsten Scenen aus, die sich das Auge nur wünschen, und die nur eine lebhafte Einbildungskraft denken kann.

Von diesem Hügel zieht sich der Weg unter einem schattigen Hayn nach der Halle hinab, wo man sich niedersetzen und den blumenreichen Anblick genießen kann. Darauf geht man durch eine kleine Thür und kommt durch einen angenehmen Weg von alten ungemein großen Bäumen, bey der Kirche vorbey, wieder nach dem Wohnhause zurück.

Wenn man diesen berühmten Park entweder bloß als Park, oder als Garten, oder als beydes zugleich betrachtet, so sind seine Schönheiten in so gutem Verhältnisse gegen einander, und so charakterisch, daß sich allenthalben der bekannte große Geist des Urhebers zeigt. Die sind Scenen mit reiferer Ueberlegung angelegt und glücklicher mit einander verbunden. Gibt man auf die Gebäude acht, so sind sie alle, es sey auf den Hügeln oder im Walde, oder in der Einsamkeit, für ihren Platz passend und interessant.

Ein Park bietet einem Manne von Geschmack allemahl ein weites Feld dar. Muntere und sinnreiche Gegenstände werden allerdings erfordert und müssen fleißig angebracht werden, wo es sich nur schicken will. Sie dürfen aber nicht getändelt, kindisch und gehäuft seyn. Die Hügel von Witchberry hatten in ihrem natürlichen Zustande ein widriges, nacktes und wildes Ansehen. Dies und die Nachbarschaft eines so muntern Parks fiel dem Lord auf, und bewogen ihn zu ihrer Verschönerung. So wie die Halle, der Obelisk und die Kieferpflanzung auf ihren Rücken angelegt wurden, so wuchs auch zugleich ihre Schönheit zu einem solchen Grade, daß sie anjetzt von jedem, der sie sieht, bewundert werden. — Mit einem Worte, es muß jeder, der Hagley sieht, gestehen, daß es in Ansehung des Geschmacks

schmacks oder Zierlichkeit und Schönheit einer der vorzüglichsten Orte in ganz England sey.

Beschreibung des berühmten Parks the Leasowes bey dem Dorfe Hales Owen in Worcestershire.

Dieser Park hat seine Entstehung dem verstorbenen Shenstone zu danken. Er ward 1763 auf dem Kirchhofe zu Hales Owen begraben. Auf der Westseite der Kirche lieset man seine Grabschrift unter einer artigen Urne. Shenstone war ein Dichter und ein Mann von außerordentlichem Geschmacke, der sich durch die hiesigen Anlagen durch ganz England bekannt gemacht hat. Die Leasowes werden häufig von allen reisenden Engländern besucht, und so wie Hagley als Muster in dieser Art der Anlagen gepriesen.

Das nachfolgende ist nun ein Auszug aus Heeley's Briefen über die Schönheiten von Hagley, Envil und den Leasowes mit kritischen Anmerkungen und Betrachtungen über den neueren Geschmack in der Gartenkunst, Leipzig 1779, und um nichts von dem Eindrucke zu verwischen, welches die Betrachtung dieser reitzenden Ansichten auf den Verfasser machte, führe ich ihn hier redend ein.

Auf der Straße von Hales Owen nach Birmingham führt ein schattiger Weg nach einem kleinen gewölbten Thor, (the priory gate) welches mir den Klostergang ankündigte, alles verräth hier die Spuren des Genies vom Shenstone. Ich wandte mich nach einer Bank an der Mauer, und verlohr mich ganz in den Reizungen einer Kaskade, die von grossen Felsen herabstürzte, und so natürlich war, daß ich vergebens nachspürte, wo die Kunst Hand angelegt hatte. Ich ging nach einer etliche Schritte davon

von entfernten Bank, wo sich die Kaskade aus einem noch bessern Gesichtspunkte zu zeigen schien, und zwar durch den Anblick eines in der Höhe zwischen den Bäumen hervorstehenden Steinbruchs. Im Rücken dieser Bank lieset man

— lucis habitamus opacis
Riparumque toros, et prata recentia riuis
Incolimus.

Ich wanderte mit unbeschreiblichem Vergnügen durch dies einsame, und zum Nachdenken gemachte Thal. Wenn man den finstern melancholischen Klostergang verläßt, kommt man zu einem halb runden Wasserstücke das sich in ein andres Thal der Pachterey gegen über hineinzieht, und gemeiniglich sehr bewundert wird, so wie die Landschaft, welche sich nach und nach öffnet, wenn man sich dem Teiche nähert. Man sieht die Kirchspitze von Hales, Waldung, Triften einige Häuser, und einen angenehmen Strich Landes, der sich mit den Hügeln von Clent endiget.

Der Weg läuft ganz angenehm um den Rand des Teiches herum, und geht darauf in das reizende Thal, welches viel Aehnliches mit dem Klostergange jedoch ohne Wasser hat; der Erfinder that dieses mit Fleiß, um bey der folgenden Scene desto angenehmer zu überraschen Man geht bey einer kleinen Bank vorbey, wo man weiter keine Aussicht hat, als auf ein Amphitheater von Bäumen an der gegen über liegenden steilen Anhöhe, und kommt darauf zu einer andern, von der man auf einmahl das ganze ländliche Thal übersieht. Bey derselben stehen diese Zeilen:

Huc ades, o Meliboee! caper tibi salvus
et hoedi;
Et si quid cessare potes, requiesce sub umbra.

Daß der Anleger auf den Charakter dieses Theils der Leasewes vorzüglich aufmerksam gewesen, merkt man bey jedem Schritt, und es ist eines der schönsten Stücke der ganzen Anlage. Der mit herabhangenden Anhöhen, die mit Bäumen und dicken Gebüschen besetzet sind, eingeschlossene Raum besteht in einer fortlaufenden Vertiefung, die sich immer mehr zu einem runden Platz erweitert, und indem sie in die Höhe läuft, sich an einem schönen Strich von Waldung endigt, darin man die Statüe eines die Flöte blasenden Fauns durch eine schöne Oeffnung

der

der Bäume gewahr wird, anzudeuten, daß dies Stück den ländlichen Gottheiten gewidmet sey. Auf der andern Seite wird das Gemüth durch das Rieseln eines Baches, und eine in einem einsamen Winkel stehende und seinem Freunde Somerville errichtete Urne zu feyerlichen Betrachtungen geleitet.

Wo ich hinging fand ich etwas Neues und Unerwartetes, kaum verließ ich diese angenehme Scene, so zeigte sich eine nicht minder gefällige bey dem Hause im Walde, welches in einer dicken Pflanzung von Nußbäumen, Weiden und Lerchenbäumen liegt. Eine ungekünstelte kühne Kaskade, die ganz natürlich zu seyn scheint, rauscht von einem wilden Felsenhaufen wenigstens 150 Schritte lang in abgebrochenen Sätzen fort, bis sie ruhiger wird, und unter der Erde und der Bank durch in das untere Thal läuft. Die Bäume und das Gebüsch auf den Seiten sind meisterhaft angeordnet, gleichwohl ist alles mit weniger Kunst gemacht, wovon man sich überzeugen kann, wenn man sich die Mühe nimmt einen kleinen Fußsteig bis oben hinauf zu verfolgen.

Von hier ging ich einem wohl versteckten Küchengarten, den der jetzige Besitzer Hr. Horne angelegt hat, vorbey, durch einen romantischen Grund zu dem die Flöte blasenden Faun. Der Weg läuft wellenförmig am Rande des gedachten Thals fort, hernach durch Holzung, die theils aus Gebüsche theils aus hohen Bäumen besteht. Endlich gelangt man zur Statüe, und dem angenehmen Sitze, welcher dem Herrn Dodsley mit einigen poetischen Zeilen gewidmet ist. Der Prospekt von diesem einsamen Platze besteht blos aus dem Thal, welches einen unregelmäßigen tiefen Grund formirt, der mit Waldung umgeben ist; diese Reizungen sind aber so stark, daß man sich nicht nach mehrern sehnt. Von einer etwas weiter liegenden Bank erweitert sich die Aussicht, man entdeckt Wasser, und am Ende desselben einen abhängigen Hayn.

Der Weg leitet nunmehr quer durch das ländliche Thal unter dem Schatten dicker weißstämmiger Birken zu einem finstern Winkel hinauf, wo sich eine bloße Bank mit folgenden wohlgewählten Zeilen fand:

— me gelidum nemus,
Nympharumque leues cum Satyris chori
Secernant populo.

Von

Von hier ging ich zu einer andern Bank, wo sich unvermuthet ein malerischer Anblick von dem Klostergange durch eine Oeffnung in dem Walde zeigte. Die bisher beschriebne Thal-Scene ist mit Recht wegen ihrer Abwechselungen berühmt; Shenstone hat alle seine Talente angewandt, um ihnen die Einfalt der Natur und eine bescheidene Würde zu geben. Er hat seinen Zweck dabey so glücklich erreicht, daß man sie, so lange sie dauern, für ein Werk der Natur halten wird.

Wir kommen nunmehr zu dem zierlichen Theil der Leasowes nähmlich dem Schäferbusch. Hier sieht man eine fruchtbare weitläufige Landschaft, voller Abwechselungen, worüber man den ermüdenden Weg gern vergißt. Die Kapelle des Hügels von Briesley, nimmt sich in der Entfernung von sechs Meilen besonders gut aus. Zugleich lieset man hier ein zärtliches schönes Schäfergedicht an einer Tafel.

Man führte mich nunmehr einen steilen Hügel hinan; oben fand ich eine regelmäßige Gruppe von schottischen Kiefern, und in der Mitte einen eckigen Sitz nach der Form der Bäume, darauf eine Schale mit der Inschrift: für alle Freunde in der Gegend des Wrekin. Man sieht den freystehenden nackten Berg Wrekin von diesem reizenden Hügel, wo Shenstone oft mit wenigen gewählten Freunden einige Stunden angenehm zubrachte.

Ein sanft aufsteigender Weg brachte mich darauf zu der größten Anhöhe des Guthes, die einen rauhen Boden hat, und wo in einem Hayn von Ellern und Birken ein altes Gebäude, die gothische Halle genannt, steht. Man lieset ein Gedicht in alter englischer Schreibart darin. Das Ansehen der Landschaft ist hier vollkommen schäfermäßig. Von dieser angenehmen Anhöhe senkt der Fußsteig sich allmählig an einer Reihe sich ausbreitender Eichen zu einer andern Bank hinab, wo die Abwechselung der Landschaft bis ins Unendliche geht, und ein bewundernswürdiges Theater darstellt.

Von hier ward ich quer über die Heerstraße geführt, wo sich die Scene auf einmahl in eine freye Aussicht von steilen Abhängen, Holzung und dickem Gebüsche veränderte. Bey einem Sitz unter einer hohen Birke lieset man die bekannten Verse des Horaz: Hoc erat in votis, modus agri non ita magnus

etc. Man sieht hier das Wohnhaus, allerley Gruppen von Bäumen, das Wasser, und die jenseits sich erhebenden Hügel, mit einem Worte, die gefälligsten Scenen. Man setzt den unterhaltenden Gang bis zu einer kleinen Thüre in einem Winkel fort. Durch solche kommt man auf einmahl in, dem Ansehen nach, viel wildere Scenen, daraus Shenstone vortrefliche Anlagen gemacht haben würde, wenn er Herr des Bodens gewesen wäre. Er that aber was er konnte, er suchte zu überraschen und führte deswegen durch einen rauhen vernachläßigten Gang, und eine wilde Vertiefung zu seinem Lieblingsort den Gang der Verliebten.

Man sieht hier nichts Prächtiges, aber man geht in einem schattigen sich weit fortkrümmenden Weg, der zum Nachdenken gemacht ist. Der vornehmste Gegenstand bey der ersten Bank ist ein Wasserstück, dessen Grenzen dem Auge versteckt sind, und dessen Ufer mit Birken, Ellern und Weiden prangen. Bey jedem Schritte findet man auf dem fortgesetzten Wege neue Unterhaltung, bald sieht man eine Thurmspitze, bald eine Windmühle, bald ein Bauerhäuschen durch die angebrachten Durchsichten, bis man zu dem Bestellungssitz anlangt, wo die Verse stehen:

Nerine Galatea! — —
Si qua tui Corydonis habet te cura venito.

In der Folge verwandelt sich der See in einen Bach, der ohne Kunst von verschiednen Absätzen herunter fällt, und längs diesem läuft der Weg nachlässig hin. Im Vorbeygehen sieht man die Urne zum Andenken einer jung verstorbenen Verwandtin Dollmann. Der einsame Weg steigt allmählig aufwärts bis eine Oeffnung das Auge über einen abwechselnden Grund nach einer angebaueten Landschaft leitet, welche sich gegen die waldige Seite der Hügel von Clent erhebet. Diesem reizenden Anblick folgt ein rauher am Rande eines Abgrundes und einer finstern Wildniß; hier lieset man den Vers aus dem Pope: Vergessenheit niedriger Sorgen göttliches Geschenk.

Nun wird der Hügel so steil, daß man den Gang in Parallellinien hat führen müssen; ehe man den Gipfel erreicht, sieht man von einer finstern Bank auf Grange, des verstorbnen Lords Dudley Landsitz. Hier stehen die Verse

— Hi

— His latis otia fundis
Speluncae, viuique lacus, hic frigida Tempe,
Mugitusque boum, mollesque sub arbore somni.

Der schattige Gang führt weiter den Abhang hinan zu einer schattigen Bank, wo man einen Contrast der vorigen, grünen Felder übersieht. Man erreicht darauf ungefähr im Mittelpunkte des Hügels einen artigen gothischen Sitz.

Ich ging darauf nach einem alten grob behauenen Gebäude, dem Tempel des Pan, welcher mit einer Schalmey und siebenröhrigen Pfeife geziert ist, und eine gerade Durchsicht hat, die sich nicht zu den übrigen Schönheiten schickt.

Ein schmaler Weg führt durch eine Thüre auf fremden Boden, wo Shenstone, wenn er ihm gehört hätte, eine herrliche Anlage gemacht haben würde, so begnügte er sich jährlich etwas Gewisses zu geben, um einen Kiesweg auf den Hügel Muckslow zu führen, wo man die prächtigste Aussicht hat und die Worte Diuini gloria ruris lieset. Auf dem Rückwege hat man Gelegenheit die arkadischen Schönheiten, der mit Recht berühmten Leasowes zu bewundern. Man kommt darauf zu einem dem verstorbnen Lord Lyttelton gewidmeten Sitze, unter einer Gruppe von Kiefern und Taxus, von dem sich abermahls eine veränderte Scene zeigt.

Nun erreicht man den durch seine unnachahmlichen Reizungen berühmten Hayn des Virgils, wo sich Shenstones poetische Einbildungskraft allenthalben verräth. Beym Eingange steht unter dem Schatten alter Eichen ein dem Virgil gewidmeter Obelisk. Im Hinabgehen des Fußsteigs kam ich zu einem dem Dichter Thomson gewidmeten Sitze. Hier öffnet sich der Hayn mit so vielen Schönheiten, daß einem die Wahl schwer wird. Der edelste Gegenstand ist aber eine von einem Felsen herabstürzende Kaskade, an deren Bassin eine aus dem Bade steigende Venus steht; gegen über zeigt sich eine groteske Quelle, die aus einer rauhen Nische von Felsen herabträufelt. Man kommt gleich wieder an eine Bank unter einer großen Eiche, wo man die schönen Verse lieset: Möchte ich doch diese ruhigen Wälder immer bewohnen ꝛc.

Auf einmahl lenkte sich der Fußsteig um, und ich kam in das Innere des Hayns; eine kleine Bank

lud

sud mich ein, um eine neue veränderte Scene zu betrachten. Etwas niedriger führt eine Brücke von einem Bogen durch eine finstre Wildniß zu einem aus Wurzeln gemachten Häuschen, darin schöne passende Zeilen stehen.

Aus diesem finstern Aufenthalte kam ich wieder in einen lebhaften Theil des Hayns. Eine Bank lockte mich bey ihr zu verweilen, weil die Gegenstände den bisherigen nichts nachgaben. Die Verse auf die Najaden sind vom Hrn. Dodsley. Ein einsamer Weg führt nach der großen Kaskade, die in einer Grotte natürlich scheinender Felsen angebracht ist. Bey einem rauhen steinernen Sitze steht die wohlgewählte Inschrift:

Intus aquae dulces, vivoque sedilia saxo
Nympharum domus.

Am Rande des Bassins steht die Statüe der Venus, an die viele Verse gerichtet sind, welche zugleich gute Lehren zur Anlage eines Landsitzes enthalten. Von hier kam ich zu einem pyramidenförmigen bräunlichen Felsen, woraus eine eisenhaltige Quelle hervorkommt, welche der Göttinn der Gesundheit geheiligt ist. Endlich gelangt man an eine Bank mit der Inschrift: Claudite jam rivos pueri sat prata biberunt, und von dieser läuft der Weg die schräge Wildbahn hinan, wo das neue Wohnhaus steht, welches Hr. Horne, in einem zur Simplicität des Ganzen sehr schicklichen Charakter und in einer angenehmen Lage aufgeführt hat. Man muß die Leasowes, als ein bloßes Landgut oder Pachtung betrachten, die nichts vom Stile eines Parks oder Gartens haben darf. Die ganze Schönheit dieses wirklich arkadischen Landsitzes, besteht in seiner Simplicität. Sie ist allenthalben so rein beybehalten, und aller Anschein der Kunst so sorgfältig versteckt, daß der Kenner selbst nicht weiß, wo er sie suchen soll, obgleich viele Arbeitskosten und Fleiß dazu gehörten, um so viele Reizungen darzustellen. — Die Leasowes sind in der umliegenden Gegend nicht sowohl unter diesem Nahmen als unter dem von Shenstones walks bekannt.

Von den Parks, deren Anlegung und der Verschönerung einzelner Theile derselben handeln übrigens auch folgende Schriften.

Von Cancrin's vermischte (meist ökonomische) Schriften. Riga, 1786. 4. Die 7te Abhandlung: Von der besten Anlegung der Alleen ꝛc. und der Anlegung eines Parks.

Ueber englische Gartenanlagen auf beschränkten Plätzen. S. im Journal des Luxus und der Moden v. J. 1790. Jun. S. 300.

Grohmann, J. S., Schöne Gartenkunst, Phantasien und Grundsätze, über die ländliche Natur; nach Marnezia, 2te Aufl. mit 1 Kupf. Leipz. 1798. 8.

Magazin für Freunde des guten Geschmacks. Leipzig bey Leo. Fol. mit vielen Kupf. Von diesem Werke enthalten mehrere Hefte vortreffliche Ideen für Gartenfreunde.

Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten, englischen Anlagen und für Besitzer von Landgütern. Leipzig bey Baumgärtner, bis 1806 48 Hefte mit vielen Kupfern. Fol.

Neues großes Ideenmagazin ꝛc. 1—28 Heft. 1807. (Die Fortsetzung des vorigen Werkes) eben daselbst. Der franz. Titel dieses Werkes ist: Recueil d'Idées nouvelles pour la decorations des Jardins et des Parcs etc.

Phantasien von ländlichen Verzierungen und Gartengebäuden. 9 Hefte mit ill. Kupf. Leipz. gr. 4.

Handbuch für Liebhaber englischer Pflanzungen und Gärten ꝛc. neue u. vermehrte Aufl. 2 Theile. Leipz. 1796. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

J. G. Parkins Entwürfe zu Anlagen und Verschönerungen der Landsitze und großen Gärten im englischen Landschaftsstile; mit 6 Planen. Lpz. 1796. 8. (2 Thlr.)

Ueber den guten Geschmack bey ländlichen Kunst- u. Gartenanlagen und bey Verbesserung wirklicher Landschaften; aus dem Engl. Leipz. 1798. gr. 8. (1 Thlr.)

A. Rode Beschreibung des Fürstlichen Anhalt-Dessauischen Landhauses u. englischen Gartens zu Wörlitz; Dessau 1788. gr. 8. (18 Gr. mit Kpf. 2 Thlr.)

Das Seifersdorfer Thal, von G. W. Becker. 4 Hefte. Leipz. 1793.

Beschreibung des Lustschlosses u. Gartens des Prinzen

gen Heinrich's von Preußen zu Reinsberg. Berlin, 1778. 8.
Taschenbuch für Natur- und Gartenfreunde. 1795. S. 124. (Park, oder Gartenlandschaft).
Park von Ermenonville. Journal der Moden. Apr. 1786, S. 152.
Park zu Francouville unweit Paris. Journ. d. M. Sept. 1787. Man sehe auch Hirschfeld's Gartenkalender 1789, S. 123.
Herzoglicher Park bey Weimar. Journal d. M. Apr. 1788. hinten S. XXIX. Febr. 1795, S. 89. und hinten S. XXIII. März, S. XL.
Der Park bey Weimar. Eine Schilderung (von E. A. Schmid.) Weimar, 1792 gr. 4. 1½ Bog. Flora Deutschlands Töchtern geweihet. März, 1794, S. 298.
Beschreibung und Gemählde der herzoglichen Parks bey Weimar und Tiefurt. Erfurt, 1797. 8.
Park der Phantasie, unweit Bayreuth. Berliner Archiv der Zeit Sept. 1795. S. 258.
Der Osteinische Park auf dem Niederwalde. Bekker's Taschenbuch für Gartenfreunde, 1796, S. 117.
Von der Benutzung englischer Gartenanlagen, steht in dem ökonomischen und cameralistischen Taschenbuche für das Jahr 1793 von M. F. G. Leonhardi, S. 100 — 138.
Der königliche neue Garten an dem heiligen See, und die Pfaueninsel bey Potsdam. Mit Kupf. Potsdam 1802. gr. 8.

Parkelirt, so nennt man diejenigen Fußböden, welche mit zwey oder mehreren Holzarten von verschiedener Farbe ausgelegt sind.

Parkerische Maschine, um durch Imprägnation des Wassers mit fixer Luft künstliche Gesundbrunnen zu bereiten, s. im Art. Gesundbrunnen, Th. 17, S. 791 ff.

Parkinsonie, Parkinsonia Linn., ein schöner Baum, welcher auf den caraibischen Inseln und dem benachbarten festen Lande von Amerika wächst, und in die erste Ordnung der 10ten Classe, Decand. Monogyn. des Linné'schen

Pflanzensystems gehört. Die Gattungsmerkmahle sind folgende. Die Blumendecke hat einen bleibenden Grund, und fünftheiligen abfallenden Rand mit gefärbten zurück gebogenen Lappen. Die fünf Blumenkronenblätter haben sämmtlich Nagel, das unterste nierenförmige aber den längsten. Die zehn Staubfäden sind niedergebogen und unten haarig. Der Staubweg des langen niedergebogenen Fruchtknotens ist mit einer stumpfen Narbe versehen. Die sehr lange rosenkranzförmige Hülse (Gliederhülse, Lomentum) enthält in jedem Gliede einen Samen.

Es ist bis jetzt nur eine Art bekannt, welche Linné die dornige **Parkinsonie**, Parkinsonia aculeata genannt hat, und deren Vaterland oben angegeben wurde. Die Blätter dieses Baumes sind gefiedert, und bestehen aus vielen länglichen kleinen Blättchen, und die gelben Blumen sind wohlriechend. Der Baum ist so schnellwüchsig, daß er schon in dem ersten Jahre nach der Aussaat blühet. Jacquin fand zu Martinique Hecken von ihm in Vermischung mit Poincianen, welche einen überaus schönen Anblick gaben.

Linné Hort. Cliffort. 157. T. 13. Jacquin. Amer. 121 T. 80. Stirp. Amer. pict. 153. T. 119.

Parkit, nach dem holländ. Parkiet, so nennt man gewöhnlich die kleinen Papageyen mit kurzem Schwanze; s. im Art. **Papagey**, Th. 106, S. 462. 449.

Parlament, in einigen auswärtigen Ländern, z. B. in England und vormahls in Frankreich, die versammelten Land- und Reichsstände. Aus dem mittlern Lat. Parlamentum, und dieses von parlare, reden, sprechen, Franz. parler, so wie man auch im Deutschen dergleichen Versammlungen

lungen Sprachen zu nennen pflegte, und im gemeinen Leben einiger Gegenden noch jetzt nennt. Franz. Parlament, Engl. Parliament.

1. In Frankreich bekam diesen Nahmen zuerst eine zu Vezelay im Jahr 1246 gehaltene allgemeine Versammlung des Adels und der Geistlichkeit, aus welcher ein Gerichtshof entstand, der sich zu Entscheidung der Processe an den Orten, wo sich der König aufhielt, versammelte. Zu Anfange des 14ten Jahrhunderts, 1302, bildete sich das erste beständige Parlament in Paris, auf Veranstaltung des Königs Philipp des Schönen, und in der Folge entstanden in dem ganzen Umfange von Frankreich noch 11 andere, nähmlich zuerst wurde noch eins in Toulouse errichtet, und aus diesem zog man nachher die Mitglieder zu einem dritten in Bordeaux. So wie in der Folge die großen Lehen nach und nach der Krone einverleibt wurden, setzte man verschiedene Parlamente in selbigen ein. Aber die Pairs sind immer Mitglieder des Parlaments von Paris geblieben. Doch nimmt man überhaupt 14 Parlamente an, weil die Conseils souverains zu Perpignan und Arras mit ihnen ziemlich übereinkamen.

Eine Zeit lang behauptete das Parlament zu Paris den Vorzug vor den übrigen, wirklich aber hatten alle gleichen Rang, und das pariser vielleicht nur zufällig mehr Gewicht, weil es seinen Sitz in der Hauptstadt des Reiches hatte. Auch bürgerliche wurden in die Parlamente aufgenommen, weil man frühzeitig die Bemerkung machte, daß die Adlichen im allgemeinen zu unwissend wären, das richterliche Amt auszuüben; indessen sah man jeden Bürgerlichen, so wie er Parlaments-Rath wurde, als adlich an.

Das Parlament bestand also nun aus den Prinzen vom Geblüte, den geistlichen und weltlichen Landständen, und einigen Räthen von bürgerlicher Abkunft. Zunächst war es der oberste Gerichtshof in Justizsachen, doch bekam es auch Einfluß auf die Staatsgeschäfte, weil es Gewohnheit wurde, alle königliche Edicte und Gesetze in die Protocolle der Parlamente einzutragen und ihnen nicht eher gesetzliche Kraft zuzugestehen. Mehrmahls weigerten sich die Parlamente königliche Edicte zu registriren, und zuweilen hatte dieß den Erfolg, daß sie zurück genommen wurden, öfter aber wurden sie vermittelst eines Lit de Justice dennoch registrirt. Auch hoben die Könige die widerspenstigen Parlamente nicht selten auf, konnten sie aber nie gänzlich abschaffen, weil sie jederzeit, durch die Unzufriedenheit des Volkes genöthigt wurden, sie wieder zurück zu berufen. So bestanden die Parlamente und waren nicht ganz ohne Einfluß und Nutzen, wenn sie schon in den mehresten Fällen nur den Willen der Könige befolgten, auch dann wenn er mit der Wohlfahrt des Landes im Widerspruch stand, bis zur Zeit der Revolution. Im Jahr 1790 wurden sie von der Nationalversammlung aufgehoben.

Das Parlament in Paris war, (um noch etwas von seiner innern Einrichtung zu sagen) in vier verschiedene Kammern getheilt.

Es bestand aus einem Prémier Président, 9 Présidens à mortier, die man so nannte, weil sie eine Mütze trugen, die wie ein umgestürzter Mörser aussah, 8 Présidens des enquêtes et requêtes, und ungefähr 120 Conseillers. Die Présidens des enquêtes et requêtes waren eigentlich nur Räthe, die Commissions hatten

in

in den Kammern zu präsidiren, das heißt, revocable Bestellungen. Sie hatten nie im Pleno den Vorsitz. Von den 120 Räthen waren 22 geistlich, und wurden clercs genannt, die übrigen waren weltlich, lais.

Die Bedienung eines Prémier Président, wurde nicht gekauft, sonst alle andere. Sie sollten zwar als Conseillers examinirt werden, aber dieß Examen war ganz unbedeutend. Außerdem stunden noch 3 Advocats généraux bey diesem Gerichte, welche dem Parlamente den Vortrag aus den Sachen machten, die à l'audience plaidirt worden. Der Advocat du Roy hatte eben dieses Geschäft bey den Untergerichten.

Der Procureur général besorgte das Interesse des Königs als Landesherrn, und der Pupillen.

Der Prémier Président, die vier ältesten Présidens à mortier, die 25 ältesten Conseillers lais, und 12 der ältesten geistlichen Räthe machten die Grand Chambre aus. Hierher gehörten in erster Instanz die Processe, welche die Haupthospitäler, Pairies, und Regalien betrafen, imgleichen die Criminalprocesse der Edelleute und der Geistlichen. In der Apellationsinstanz wurde hier über alle Sachen gesprochen, die bey Untergerichten in erster Instanz à l'audience plaidirt worden.

Es gab 3 Chambres des enquêtes, in deren jeder 2 Räthe mit Commissions als Präsidenten den Vorsitz führten. Ihre Beschäftigung war über alle Appellationen zu entscheiden, die von Urtheln nach schriftlichen Verhandlungen dahin gelangten.

Die Hälfte der weltlichen Räthe de la grand Chambre, drey Räthe von jeder Cham-

bre des Enquêtes, und drey andere von der Chambre de Requêtes du Palais, von der ich gleich reden werde, unter dem Vorsitz der fünf jüngsten Présidens à Mortier, machten die Chambre Criminelle, oder das oberste peinliche Gericht aus, welches man tournelle nannte, weil die Räthe nach der Reihe auf gewisse Monathe hinein kamen (à tour de role).

Les requêtes de l'hotel et du Palais, waren zwey Kammern oder Collegia, von denen die erste mit maitres de requêtes, die andere aber mit Parlamentsräthen besetzt waren. Diejenigen, die vermöge ihrer Bedienungen bey Hofe oder zu Paris ihren Aufenthalt hatten, hatten das ihren Bedienungen anklebende Vorrecht, ihre Processe mit Vorbeigehung der Baillages und Sénéchaussées in einem von diesen beyden Collegiis entscheiden zu lassen. Man nannte dieß Vorrecht: committimus.

Die Apellation von diesen beyden Collegiis ging entweder an die Grand Chambre, oder an die Chambres des enquêtes, je nachdem der Proceß zum mündlichen oder schriftlichen Verfahren eingeleitet war. In der Chambre des requêtes de l'hotel hatte der älteste maître de requêtes den Vorsitz, und die Beysitzer, maîtres de requêtes, wurden als Mitglieder des Parlaments angesehen. Viere von ihnen hatten Sitz und Stimme in der Grand Chambre.

Das zweyte Collegium, des requêtes du Palais, bestand aus 14 Parlamentsräthen, und zwey vorsitzenden Räthen mit dem Titel als Präsidenten. Die Mitglieder dieses Collegii hatten alle Vorrechte der Conseillers des enquêtes.

Das Parlament hatte, wie es vorhin schon erwähnt wurde, außer seiner Existenz als Gerichtshof, noch eine andere als politischer Körper, und man muß beyde nicht mit einander verwechseln.

Das Parlament vertrat nähmlich die Stelle der Stände des Reichs, die nicht mehr versammelt wurden, und stellte den Theil der bürgerlichen Gesellschaft vor, bey dem die Niederlage der Gesetze ist, und der über die Aufrechthaltung der Gesetze wacht.

So wie das Parlament behauptete, waren keine andere Gesetze gültig, als diejenigen, die mit seiner Einwilligung in die öffentlichen Register, oder Protocolle eingetragen wurden (l'enrégistrement libre est la seule chose, qui puisse donner sanction aux loix). Hingegen behauptete der Hof: es sey hinreichend, wenn nur überhaupt die Gesetze aufgezeichnet würden.

Wenn daher das Parlament diese Aufzeichnung (Enrégistrement) weigerte, so wurde ein lit de Justice gehalten *). Der König kam nähmlich mit vieler Feyerlichkeit ins Parlament und ließ durch seine Autorität die Gesetze in die Register eintragen. Das Parlament protestirte zwar: die ganze Handlung sey null und nichtig; aber das Edict wurde darum gewöhnlich nicht weniger in Ausübung gebracht. Zuweilen brachte dieser Widerstand eine Revolution hervor, der Minister wurde gestürzt, und sein Nachfolger suchte die Sache gütlich zu vermitteln. Inzwischen schwächten diese Streitigkeiten immer mehr und mehr die einzige Macht die sich zwischen den

*) S. auch den Art. Lit de justice, Th. IV. S. 677 ff.

Landesherrn und seine Unterthanen ins Mittel legen konnte.

In allen Sachen, die die Staatsverwaltung betrafen, mußten alle Kammern versammelt werden. Sachen von geringerer Wichtigkeit wurden jedoch allein in der Grand Chambre abgethan. Sobald aber ein einziges Mitglied des Parlaments damit nicht zufrieden war, so konnte man ihm die Versammlung des ganzen Collegii nicht versagen.

2. In England ist das Parlament, oder Parliament, eine Versammlung der Reichsstände, welche sich zunächst mit Staatsangelegenheiten, und nur in einzelnen wichtigen Fällen mit Justizsachen beschäftigt, so wie z. B. die berühmten Processe der Herzoginn von Kingston, welche der Bigamie angeklagt war, und Hasting's, den man beschuldigte, als Generalgouverneur in Ostindien Ungerechtigkeiten verübt zu haben, und kürzlich des Lords Melville, dem man eine Verwendung öffentlicher Gelder zu seinem eigenen Nutzen Schuld gab, vor derselben geführt wurden. Ehedem hatte jedes von den 3 Königreichen, welche England in Europa besitzt, sein besonderes Parlament, allein schon im Jahr 1706 wurde das schottische mit dem englischen vereinigt, welches nun den Nahmen **Parlament von Großbrittanien** bekam, und im Jahre 1800 erfolgte auch die Vereinigung des irländischen, und das Ganze wurde nun Reichsparlament genannt, in welchem jedoch Schottland und Irland weniger begünstigt zu seyn scheinen, als das eigentliche England, weil dieses verhältnißmäßig weit mehr Stellen im Parlamente besetzt, als jene.

Das Parlament in England hat nun die Macht Gesetze zu geben und Auflagen zu bestim-

stimmen, und es besteht eigentlich aus drey Theilen, dem Könige, dem Oberhause und dem Unterhause. Es ist daher als das höchste Reichsgericht anzusehen, und seine Obliegenheiten bestehen darin, daß es gute Gesetze gibt, den Beschwerden der Nation abhilft, die nöthigen Gelder zu den Ausgaben oder die Subsidien verwilliget, die Vorrechte des Volks, die Regierungsform, und die Ehre der Krone erhält ꝛc. Jeder dieser Theile hat Eine Stimme; ohne einmüthige Zusammenstimmung aller drey gesetzmäßig versammelten Theile kann nichts beschlossen werden; was aber auf diese Weise beschlossen wird, das ist alsdann ein Gesetz. Kein Parlament darf länger als sieben Jahre dauren, noch dessen Sitzung über drey Jahr aufgeschoben werden. Der König hat das Recht es zusammen zu berufen *), zu prorogiren, zu ajourniren und aufzuheben, oder zu dissolviren. Er kann jemanden durch Standeserhöhung den Sitz im Oberhause ertheilen, auch Gemeinden durch Schenkung des Stadt- und Bürgerrechts den Sitz im Unterhause verleihen. Ehemahls konnte kein Parlamentsglied Schulden halber angeklagt werden: allein seit 1770 haben sich beyde Häuser dieses für die ganze Nation so nachtheiligen Rechts durch eine Parlamentsakte begeben.

Das Parlament wird in das Ober- und Unterhaus eingetheilt. Das Oberhaus oder Haus der Lords (Peers **) besteht 1) aus den geistlichen Lords, nähmlich den 2 Erz- und 24 Bischöfen von England, 2) aus den weltlichen

engli-

*) Es geschieht durch lateinisches Schreiben an die Peers und Sheriffs, damit die letztern die Wahl der Deputirten veranstalten.

**) Peer bedeutet so viel als dem der Sitz im Oberhause (Peerage) zukommt.

englischen, nebst den seit der Union creirten großbritannischen Lords, welche mit Einschluß der Prinzen vom Geblüte sonst etwa gegen 190 Personen betrugen. Zu diesen kommen seit der Union noch 33 die 16 schottischen Lords und seit 1800 4) noch 32 irländische weltliche Lords oder Pairs hinzu. Die ganze Zahl aller Glieder ist gegenwärtig 293. Der König kann so viel Pairs machen als er will, weshalb die Zahl der Mitglieder veränderlich ist; zuweilen geschieht es, um sich der Majorität im Oberhause desto gewisser zu versichern. Ein jeder englischer oder großbrittanischer Baron, der das Haupt seiner Familie, majorenn oder 21 Jahre völlig alt, und der hohen Kirche zugethan ist, hat Kraft seiner Geburt oder Creation das Recht im Parlament zu sitzen, und seine Stimme zu geben. Die Bischöfe haben dieses Recht vermöge ihres Amtes. Die 16 schottischen Lords werden zu jedem Parlamente von allen dazu besonders versammelten schottischen Lords erwählt. Die katholischen Lords haben zwar auch Sitz und Stimme im Oberhause, sie dürfen aber nicht erscheinen, sondern ihre Sitze bleiben leer, bis sie zur englischen Kirche treten, und die beyden Eyde ablegen, welche alle Glieder des Ober- und Unterhauses schwören müssen. Das Oberhaus hängt gemeiniglich auf die Seite des Hofes; und die darin sitzenden Bischöfe sind demselben gewisser Maßen aus Verpflichtung ergeben. Es ist ein seltener Fall, daß ein Bischof redet, und noch seltner, daß er als Patriot und nach seinem Gewissen reden sollte.

Das **Unterhaus** oder **Haus der Gemeinen** besteht aus 513 Deputirten der englischen, und 45 Deputirten der schottischen Shires, Städte,

Städte und Marktflecken, und 100 aus Irland. Nähmlich 1) 80 Knights der 40 englischen Shires. 2) 50 Citizens der 25 englischen Städte (Cities). 3) 339 Burgesses von 172 englischen Landstädten und Marktflecken (boroughs). 4) 4 Burgesses der 2 englischen Universitäten. 5) 16 Barons der 8 privilegirten Seehäfen (Cinque-Ports). 6) 12 Knights der 12 Counties von Wales. 7) 12 Burgesses von 12 Marktflecken in Wales. 8) 30 Knights der 34 schottischen Landschaften. 9) 15 Burgesses der 65 schottischen Marktflecken.

Die Deputirten werden zu jedem neuen Parlamente durch die Einwohner einer jeden respektiven Stadt oder Landschaft erwählt *). Jeder englischer Knight muß 600 Pf. Sterl. und ein andrer Deputirter 300 Pf. Sterl. Landrenten von seinen eignen Gütern zu verzehren haben. Die schottischen Knights werden aus den Lairds und von Lairds, das ist, den unmittelbaren Kronvasallen, die 400 Pf. Sterl. schottische Landrenten besitzen, gewählt, und bekommen sowohl als die schottischen Burgesses von ihren respectiven Grafschaften und Städten gewisse Tafelgelder. Die englischen Deputirten hin-

*) Es geht bey solchen Wahlen oft sehr tumultuarisch her, und Bestechungen thun das Meiste dabey. Das Wahlrecht ist auch gar zu ungleich ausgetheilt. Mancher Deputirter wird von einigen wenigen Personen gewählt, und Städte von 4000 Seelen schicken keine Deputirte: alte armselige Orte, die ganz herunter gekommen sind, als Old Sarum schicken Bevollmächtigte: hingegen hat das reiche Manchester, Leeds, Birmingham, wo die blühendsten Manufacturen sind, dieses Recht nicht. Zum Beweise dieser Ungleichheit mag dienen, daß man ausgerechnet hat, daß 5723 wählende 254 Parlamentsglieder wählen, welches beynahe die Hälfte aller Parlamentsglieder ausmacht.

hingegen müssen sich selbst unterhalten *). Die Wahl der Deputirten geschieht durch solche Freeholders, welche aus ihren Erb- und eigenthümlichen Gütern und Gründen jährlich wenigstens 40 Schillinge (12 Thaler) Einkünfte ziehen.

Alle Mitglieder des Parlaments schwören den Eyd der Treue (of Allegiance); den Kircheneyd (of Supremacy), den Test **), und den Abschwörungseyd gegen den Prätendenten. Die englischen Mitglieder müssen der englischen und die schottischen der presbyterianischen Kirche zugethan seyn ***).

Ein jedes Haus kann sich selbst ajourniren. Kein Mitglied des Ober- und Unterhauses kann, so lange die Sitzung des Parlaments dauert, weder für seine Person, noch in Ansehung seiner Güter, mit Arrest belegt werden. Das Oberhaus ist Richter aller seiner und des Unterhauses Mitglieder, wie auch derer, welche das Unterhaus anklagt. Jeder Lord kann seine Stimme einem andern übertragen. Das Unterhaus hat das vorzügliche Recht, die Geldbewilligungen zu bestimmen, Staatsverbrechen zu untersuchen. Es wählt seinen Sprecher selbst. Wenn gleich eine Gemeinde ihrem Deputirten eine

*) Wegen der großen Ausgaben muß daher auf reiche Personen gesehen werden. Man nimmt meistentheils Söhne der Herzoge und andrer Edelleute dazu, wenn sie über 21 Jahre alt sind. Doch haben manche Mitglieder durch die Portofreyheit, welche ihnen zugestanden ist, und auf andre Art sich ansehnliche Einkünfte zu verschaffen gewußt, und auf diese Art die Kosten ihrer Wahl, die öfters an ½ Million Thaler und darüber sich belaufen, wieder heraus gebracht.

**) Der Test ist ein Eyd, wodurch die Gewalt des Pabsts und andere katholische Lehrsätze abgeschworen werden.

***) Von den Rechten des Parlaments sehe man Jus parliamentarium, or the Power, Jurisdiction, Rights and liberties of the Parliament by Will. Petyt, Lond. 1739. fol. 2 Parts.

eine Instruction ertheilt, so hat er doch das Recht, nach seinem Gutdünken zu votiren. Die Engländer wissen es selbst mehr als zu wohl, daß der König durch Ertheilung der Titel, Aemter, und durch Geld alles vermag, und daß der Hof das Parlament fast jederzeit nach seinen Absichten lenkt. Wenn gleich einige, die man die Opposition nennt, sich widersetzen, so richten sie doch gemeiniglich nichts aus, und handeln oft eben so sehr nach Privatabsichten, als die, worüber sie schreyen. Dieß ist einer der größten Fehler in der englischen Staatsverfassung, aber zugleich auch ein unvermeidlicher.

Jedes Parlamentsglied, und auch der König, kann etwas in Vorschlag bringen. Wird es angenommen, daß der Vorschlag ins Haus gebracht werden darf, so entwirft man ihn schriftlich: und nachher wird solcher Entwurf oder Bill an zwey verschiedenen Tagen abgelesen, und darüber berathschlaget. Alsdann wird die Bill durch eine Commission (Committee) untersucht und ausgearbeitet, hierauf zum dritten Mahl verlesen, und durch die Mehrheit der Stimmen der Schluß gefaßt; wird sie angenommen, so heißt es: sie sey passirt. Es ist gleich viel, ob eine Bill zuerst im Ober- oder Unterhause in Vorschlag gebracht wird, nur die Subsidiensachen müssen zuerst im Unterhause vorgeschlagen werden. Eine passirte Bill wird dem andern Hause zu gleichem Zwecke zugeschickt. Sind beyde Häuser nicht einerley Meinung, so sucht man durch Zusammentretung einiger Mitglieder aus beyden Häusern sich zu vergleichen. Ist nun eine Bill von beyden Häusern angenommen, und der König hat seine Einwilligung dazu gegeben, so wird solches nunmehr ein Parlaments-

lamentsschluß (Act of Parliament). Eine Bittschrift des Parlaments an den König, oder auch eine an das Parlament heißt eine Addresse. Im Oberhause führt der Kanzler, oder wie man ihn gewöhnlich nennt, der Lordkanzler, das Wort, und im Unterhause der Sprecher (Speaker). Der Lordkanzler dirigirt nun zwar das Oberhaus, hat aber so wie die ebenfalls darin sitzenden 12 Oberrichter von England, keine Stimme *). Sie sind nur gegenwärtig, um bey vorkomenden Rechtsfragen ihr Gutachten zu geben. Wenn Bills von großer Wichtigkeit vorgetragen werden, legt das Unterhaus oft seinen Charakter als gesetzgebende Macht bey Seite, und verwandelt sich in eine Committee, die bloß untersucht. Bey solcher Gelegenheit verläßt der Sprecher seinen Vorsitzstuhl, und sieht sich als ein bloßes Mitglied an, und ein andres Mitglied wird zum Vorsitzer der Committee erwählt. Wenn das Debattiren ein Ende hat, und die nöthigen Veränderungen in der Bill gemacht sind, so nimmt das Haus wieder das Ansehen des Parlaments an, der Sprecher besteigt seinen Sitz, und der vorige Vorsitzer trägt dem Hause die Veränderungen vor, die es als Committee gemacht hatte. Wenn nun alles von neuem durchgegangen ist, und die Bill zum dritten Mahl verlesen ist, wird sie in die Höhe gehalten und gefragt, ob sie zum Gesetz werden soll, da denn die Mehrheit der Stimmen entscheidet. Man findet im Unterhause oft große Muster

*) Die beste Kenntniß der englischen Staatsverfassung erlangt man in the Constitution of England; or an account of the English Government. London 1775, 8. Der Verfasser de Lolme ist ein Genfer, und hat es eigentlich Französisch geschrieben. Die Uebersetzung ist aber unter seiner Aufsicht gemacht, und stark vermehrt und verbessert.

Muster der Beredsamkeit: es fehlt aber gemeiniglich sehr an der Aufmerksamkeit. Alle Augenblicke höret man rufen haer him! Höre ihn! welches indeß auch ein Zeichen des Beyfalls ist. Viele sind mit den Gedanken abwesend, manche schlummern, andre essen Nüsse und Obst: wenn es aber zum Votiren kommt, so wissen die, welche vom Minister abhangen, schon, ob sie ja oder nein sagen sollen.

Es ist nicht zu läugnen, daß das Gleichgewicht bey der großbritannischen Verfassung sehr wohl eingerichtet und befestigt ist. Allein es ist doch auch unmöglich, die Grenzen der Gewalt der drey machthabenden Theile so genau zu bestimmen, daß nicht die Gerechtsamen der Krone, des Ober- und Unterhauses zuweilen gegen einander stoßen, und dadurch veranlassen sollten, daß ein Theil zu weit greift; zumahl da jedem Hause des Parlaments die Beurtheilung seiner eignen Rechte zukommt. Ein großer Vortheil ist, daß jeder Theil zwar die gemeine Wohlfahrt befördern, aber keiner allein etwas zum Schaden vornehmen, oder den andern, ohne seinen eignen Untergang zu befürchten, unterdrükken kann. Der König hat also freye Hände, seinem Volke Gutes zu thun, ohne ihm schaden zu können. Ein Unglück ist es inzwischen für England, daß die Nation fast beständig in zwey Partheyen, nähmlich in die Hof- und Gegenparthey, oder Opposition getheilt ist, woher die Nahmen der Tories und Wights, und andere dergleichen entstanden sind. Es wird dadurch viel Gutes gehindert, und viel Schaden angerichtet, und gemeiniglich sind Privatabsichten der Grund aller dieser Uneinigkeiten, und die gemeine Wohlfahrt leidet darunter.

Außer diesen hat die von den Engländern so sehr gepriesene Verfassung noch andere große Fehler, welche die Klugen der Nation mehr als zu gut wissen. Bey allen Vorrechten des Parlaments ist doch der Einfluß der Krone, zumahl im Unterhause, so groß, daß sie sich fast allemahl die Mehrheit der Stimmen verschafft, weil die Dürftigen und Geizigen den Bestechungen schwer widerstehen, und der Hof sich durch Vergebung der Aemter über dieses Anhänger genug zu machen weiß. Manche sind zum Schein Patrioten, und widersetzen sich der Krone so lange, bis sie ein Amt oder Geld erhalten *). Die Nation soll im Parlamente repräsentirt werden, und nicht die Hälfte wird es wegen der bereits angeführten, ungleichen Austheilung des Wahlrechts. Die siebenjährigen Parlamente sind der brittischen Constitution ebenfalls sehr nachtheilig. Auf so lange Zeit können die Repräsentanten keine Instruktionen erhalten, und die anfangs nicht von der Hofparthey waren, können indessen gewonnen werden. Bey einem dreyjährigen Parlamente wären alle Schätze des Hofes nicht zureichend dazu. Mehrere gründliche Anmerkungen über die englische Staatsverfassung findet man in den Beyträgen zur Kenntniß Großbritaniens. S. 83 — 102.

Das Parlament kommt im königlichen Pallaste zusammen, wo jedes Haus ein besonderes eben nicht sehr elegantes noch weniger prächtiges Zimmer hat. Im Zimmer des Oberhauses steht oben ein königlicher Thron. Zu beyden Seiten der Mauer aber, und in der Mitte queer durch den

*) Selbst dem berühmtn Fox hat man dieses nach seinem lezten Eintritte ins Ministerium laut genug schuld gegeben.

den Saal sind mit Tuch überzogene Bänke von gleicher Höhe gestellt, worauf die Lords dem Range nach sitzen. Außerdem sind große viereckige, auch mit rothem Tuch überzogene Wollsäcke vorhanden, worauf der Großkanzler, die zwölf Richter des Reichs, die Personen, welche des Königs Interesse beobachten, (les gens du Rois), die Kanzleyreferenten, der Sekretär (the Clerk) der Krone, und der Sekretär des Parlaments sitzen. Zwischen der niedrigen Scheidewand, welche im untern Theile des Zimmers die Bänke einschließt, und der Hauptthür ist ein Platz, wo sich die vom Unterhause hinstellen, welche des Königs Anrede anhören. Das Zimmer des Unterhauses ist wie ein Amphitheater eingerichtet, und die Gemeinen lassen sich auf den Bänken ohne Rang nieder. Am ersten Tage der Versammlung erscheint der König im Oberhause im königlichen Ornate, und nachdem ein Theil den Deputirten des Unterhauses ins Zimmer des Oberhauses an obgedachten Ort gekommen ist, hält der König seine Rede, oder läßt sie von dem Großkanzler ablesen, welche gedruckt wird, und der König empfängt hernach von jedem Hause eine Danksagungsadresse für seine Anrede.

3. In Sicilien heißt die Versammlung der Reichsstände gleichfalls Parlament. Nachdem seit vielen Jahren keine Versammlung desselben gehalten worden, wurde es im Jahre 1803 zusammen berufen, um zu überlegen, wie den Folgen des französischen Krieges entgegen zu arbeiten sey.

Götting. Taschenbuch. 1788, S. 128.
Berlin. Monatsch. Jul. 1788, S. 49. Dec. S. 544.
Meiner's und Spittler's götting. historisches Magazin. V. B. 4 St. S. 613.

Parlamentarschiff, ein Schiff, welches zu einer Unterredung mit dem Feinde abgesandt, und um es in der Ferne schon zu erkennen, mit einer besondern, sich auszeichnenden Flagge, Parlamentarflagge, versehen wird.

Parloir, s. Sprachzimmer.

Parmän-Reinette, s. im Art. Malus, Th. 83, S. 296. — Parmain d'hiver rayé, ist der gestreifte Wintersüßapfel, welcher in Sickler's Teutsch. Obstgärtner, II. B. IV. St. S. 292 fl. beschrieben ist.

Parmesankäse, s. im Art. Käse, Th. 35, S. 477, und Lombardey, Th. 80, S. 284 fl.

Parnassergras, Parnasserkraut, Parnassie, Parnassia Linn., s. Leberblume, Th. 67, S. 389 fl.

Paro, Pareau, eine besondere Art Schiffe oder großer Fahrzeuge in Indien, sonderlich auf den Küsten von Malabar, die am Vorder- und Hintertheile gleich gebaut sind, so daß das Steuerruder, so wie es nöthig ist, an einem oder dem andern Ende eingehängt werden kann. Es kann bis 600 Mann aufnehmen, hält sich aber immer in der Nähe des Ufers, und ist theils zum Frachtfahren, theils zur Seeräuberey bestimmt.

Parochia, Paroecia, Fr. Paroisse, s. Kirchspiel, Th. 38, S. 434 fl. Parochia ruralis, s. Landpfarre, Th. 61, S. 9. Parochus ruralis, s. Landpfarrer, eben daselbst.

Parochialgeburtsliste, s. Kirchenliste, Th. 38, S. 579 fl.

Parochialkirche, s. im Art. Kirche, Th. 38, S. 129.

Paroecia, s. Parochia.

Paroisse, s. eben dasselbe.

Parole, aus dem Franz. Parole, das Wort, Ehrenwort, als Cavalliersparole; besonders aber im Kriegswesen dasjenige Wort, woran sich die Wa-

Wachen, Posten, Befehl und Wache habenden Officiers erkennen; mit einem deutschen Ausdrucke die Losung. Hiervon sehe man den Art. Kriegsparole, Th. 51, S. 516. und den Art. Kriegs- und Feldlager, daselbst S. 15 fl. S. 39, und S. 142 fl.

Paroli, ein Ausdruck, welcher bey dem Pharaospiele vorkommt. S. das letztere.

Parömien, in den Rechten gebräuchliche Sprichwörter; z. B. Lehensparömien, Lehenssprichwörter. S. Th. 69, S. 697.

Paronychia, Illecebrum Paronychia Linn. s. unter Knorpelblume, Th. 41, S. 719.

Paronychie, bedeutet theils den Wurm am Finger, Panaritium, wovon der Art. Fingerzufälle nachzusehn ist; theils ein Nagelgeschwür; s. Th. 100, S. 640.

Parorchidium, die Leistenhode, ist eine Geschwulst in der Leistengegend, welche entweder von einer daselbst liegen gebliebenen, oder widernatürlich herauf gestiegenen Hode entsteht, wo nähmlich die Hode nicht an ihrer natürlichen Stelle, in dem Hodensacke, ist, sondern sich in dem Bauchringe, oder ganz nahe außer demselben befindet. Es kann solches herrühren von einem zu langsamen Herabsinken der Hoden; oder durch eine Krankheit der Urinwege, vorzüglich der Nieren, durch krampfhafte Zufälle, oder durch eine Krankheit der Hode und des Samenstrangs selbst, durch einen geschwindern ungewöhnlichen Gang, durch einen eine lange Zeit unterdrückten Reiz zum Harnen; oder durch ein äußerliches gewaltsames Einpressen in den Bauchring, welches jedoch nicht sehr glaublich zu seyn scheint.

Man erkennt den Zustand leicht, und zwar an dem leeren Hodensacke, und wenn man die Ho-

den entweder gar nicht, oder nur oben in den Leisten findet. Oft senken sich die Hoden langsam herab, wenn die Zeit der Mannbarkeit herannahet, starke Bewegungen vorgenommen werden, und zu frühzeitiger Trieb zum Beyschlaf sich einfindet. Man muß es aber durch erweichende öhlichte Mittel befördern. — In den übrigen Fällen muß man die Ursache aufsuchen, und wegschaffen, weil man sonst das Uebel nicht heben kann.

Vorzüglich muß man sich hüten, eine dergleichen Geschwulst in der Leistengegend für einen Bruch (Hernia) zu halten, und mit einem Bruchbande zu drücken. Dieser Irrthum ist aber leicht zu vermeiden, wenn man auf den Mangel der Hode im Hodensacke merkt; und nur in diesem Falle könnte man irren, wenn vielleicht eine dritte Hode, die sich zur Herabsenkung neigt, die Geschwulst bildet, oder das Uebel mit einem Bruche vermischt ist. Indessen wird bey einem Drucke der Geschwulst der spezifike Schmerz, welcher bey einem jeden Drucke der Hode sich äußert, die wahre Beschaffenheit des Uebels zu erkennen geben. — Durch den langsamen Ausgang der Hoden aus dem Bauchringe, wird auch manchmahl Gelegenheit zu einem wahren Bruche gegeben.

Zu den Abweichungen der Hoden aus ihrer natürlichen Lage rechnet man auch den Fall, wo die Hode wegen Schwäche des Hängemuskels (Cremaster), wegen Erschlaffung des Samenstrangs oder des Hodensacks selbst zu weit herabsteigt. Dies Uebel ist immer schwer zu heben, jedoch hilft man zuweilen durch den Gebrauch eines Tragebeutels, des kalten Wassers,

und

und anderer zusammen ziehenden und stärkenden Mittel.

Was bey Kindern bey einer Leistenhode zu beobachten ist, findet man im Art. Hode, Th. 24, S. 47. angegeben.

Parotis, Fr. Parotide, die Ohrdrüsengeschwulst, harte Beule der Ohrendrüsen. Hierunter versteht man eine entzündete Geschwulst der Ohrdrüse, und der Drüsen auswendig am Halse und Kopfe, welche sich zuweilen zertheilen läßt, oft aber auch in Eiterung übergeht. Da aber dergleichen eiternde Geschwülste nicht selten in ein übelartiges Geschwür ausarten, und oft eine Speichelfistel, gemeiniglich eine üble Narbe hinterlassen, so muß man bey einer Entzündung dieser Drüsen immer die Zertheilung zu bewerkstelligen suchen, wozu aber die gewöhnlichen innerlichen und äußerlichen zertheilenden Mittel nicht immer hinreichend sind, sondern man muß oft zugleich auf die Ursache der Entzündung Rücksicht nehmen, welche eine eigene Behandlung erfordert. Die Entzündung kann nähmlich durch einen getrockneten bösen Kopf, eine übel behandelte Krätze, einen cariösen Zahn, das schwere Zahnen, den Gebrauch des Queckſilberrs bis zum Speichelflusse, eine Erkältung, das venerische Gift, eine rheumatische oder skrophulöse Schärfe u. s. w. verursacht werden. Dieses sind aber alles Zufälle, in denen man ohne Hülfe eines geschickten Wundarztes nicht seyn kann, weshalb ich hier nichts mehr davon sage.

Paroxysmus, der Anfall von einer Krankheit.

Parpajuolo, Parpaliolle, Parpyrolle, Parpayolle, Parpolliole, eine kleine italienische Silbermünze, die an einigen Orten in dem oberen Theile von Italien geprägt wird. Der mailändische

einfache Parpajuolo gilt 2½ Soldi, oder 7½ Pf. nach Conventionsgelde. Die doppelten nach Verhältniß. In dem ehemahligen Savoyen gelten sie etwa 9 Pf. Die Parpajuolos, welche zu Gex geschlagen wurden, hatten nur 1 Pf. 10 gr. fein.

Parpaliolle, s. den vorstehenden Artikel.

Parquet, 1) ein abgesonderter Platz in Gerichtsstuben, und vor dem Parterre in Theatern, welcher vorzüglicher als jenes ist. 2) Getäfelter Fußboden. 3) Kugelbak; s. Th. 54, S. 652.

Parquet, oder eingelegte hölzerne Fußböden zu mahlen.

Hierzu wählt man gewöhnlich eine Citron- oder Orangefarbe, welche letztere aber schöner ausfällt. Wenn das Parquet abgekehrt und rein ist, so macht man eine orange- oder citronenfarbene Tinktur, mit mehr oder weniger Beergelb, Curcuma und Saflor, welche unter einander gemischt werden. Manche nehmen blos die beyden letzten Substanzen, und noch andere den Saflor allein. Damit die Farbe auf dem Fußboden halte, thut man sie in Wasser, in welchem flandrischer Leim aufgelöset worden; ist aber der Boden schon alt, so setzt man etwas braunen Ocher dazu, um der Farbe mehr Konsistenz zu geben. Mit dieser Farbe gibt man mit einem Besen zwey lauwarme Anstriche, so daß die Adern des Holzes bedeckt werden, und wenn die Anstriche trocken sind, reibt man sie mit Wachs ab.

Es ist hierbey anzumerken, daß der erste Anstrich gewöhnlich doppelt so viel Farbe kostet als der zweyte, weil der erstere den Boden tränkt, der zweyte aber die Farbe giebt. Wenn man

also für beyde nicht genug Farbe hätte, so muß man nach folgendem Verhältniß frische nachbereiten.

Für acht Quadrat-Klafter Parquet, welches mit Orangefarbe angestrichen werden soll, nimmt man ein halb Pfund Beergelb, eben so viel Curcuma und eben so viel Saflor. Manche nehmen, wie bereits gemeldet, nur ein Viertel der beyden letztern Ingredienzien und ein Pfund Beergelb; andere den bloßen Saflor; man mag aber nehmen was man will, so müssen diese Substanzen vermischt oder allein, immer eine Quantität von anderthalb Pfund betragen.

Diese anderthalb Pfund Materie übergießt man mit zwölf Kannen Wasser, und läßt die Flüssigkeit bis auf achte einkochen. Während des Siedens wirft man ein Viertelpfund Alaun oder Weinhefenasche hinein; manche thun sie erst dazu, wenn die Materie vom Feuer weg ist, dies ist gleichgültig, wenn sonst nur der Alaun sich durch das Umrühren gut auflöset, und die Mischung während des Siedens nicht aufsteigt.

Hierauf wird die Flüssigkeit durch Leinewand oder ein seidenes Sieb geseiht, so ist die Tinktur fertig. Man gießt zwey Kannen Wasser zu, in welchem ein Pfund flandrischer Leim aufgelöset worden, und rührt alles wohl um. Wenn das Parquet alt ist, und man eine Orangefarbe gewählt hat, so setzt man noch ein Pfund braunen Ocher zu; hat man aber Citronenfarbe gewählt, so nimmt man statt dessen gelben Ocher. Der Saflor gibt eine Orangefarbe; Curcuma und Beergelb hingegen geben eine zartere feinere Farbe.

Wenn einem die Farbe eines Parquets oder Ziegelbodens mißfällt, und man eine andere darauf tragen, oder sie ganz wegnehmen will,

so reibt man sie, um das Wachs wegzunehmen, mit Sand und Sauerampfer ab, welches besser ist als das Abreiben mit Sand in Wasser; weil das Wasser die Farben, wenn sie bleiben sollen, verdirbt, indem es in das Parquet eindringt und es feucht macht. Durch das Abreiben mit Sauerampfer hingegen wird blos das Wachs weggenommen, und die Farben und das Parquet geschont, so daß man eine andere Tinte darauf tragen kann, wenn die erstere mißfällt, oder nicht recht aufgetragen worden.

Parquetspiel, ein flaches Kästchen, 7 Zoll lang und breit, welches zu einer kleinen angenehmen Unterhaltung in Hervorbringung allerley Formen von getäfelten Böden bestimmt ist. Boden und Deckel sind von weißem Glase. Dieses Kästchen ist mit 144 Quadraten angefüllt, welche auf beyden Seiten mit 2 verschiedenen Farben in der Diagonale angemahlt sind. Mit diesen Stücken kann man nach Belieben eine unzählige Menge von Parquettirungen hervorbringen.

Parquetterie, s. Tafelwerk.

Parra, der Nahme einer Gattung kiebitzartiger Vögel in den fremden Welttheilen, die man im Deutschen Spornflügel nennt.

Parracals, sind baumwollene ostindische Zeuge, die die dänische ostindische Gesellschaft bisher nach Europa brachte. Sie sind $\frac{6}{4}$ bis 1 Elle und $\frac{1}{16}$ kopenhagener Maß breit, und 11 bis $11\frac{1}{2}$ solcher Ellen lang.

Parragon, eine Schriftart bey den Buchdruckern; s. Parangon, oben, S. 469.

Parregiren, eine Rechnung mit einer andern vergleichen.

Parricidium, ein Mord, welcher an Aeltern, Kindern oder anderen nahen Verwandten begangen wird.

wird. S. die Art. Vatermord, Kindermord, Todtschlag.

Parruche, eigentlich Perruche, der Nahme, mit welchem verschiedene Papageyarten von Büffon und andern belegt werden; s. z. B. Perruche Ara, im Art. Papagey, Th. 106, S. 426. Perruche tricolor, daselbst, S. 429. Perruche à tête bleue, eben daselbst ꝛc.

Parsange, s. Parasange, oben, S. 472.

Pärsch, Perca Linn., s. Barsch, Th. 3, S. 562.

Part, der, aus dem Franz. Part, ein nur noch im gemeinen Leben übliches Wort. 1. Ein Theil eines Ganzen, oder mehrerer als ein Ganzes betrachteter Dinge einer Art. Die Waaren in sechs Parte theilen, in sechs Theile. Der Erbpart, das Erbtheil, im gemeinen Leben. Besonders der Antheil. Part an etwas haben, Antheil. In Niedersachsen wird der Antheil, welchen jemand an ein gebauetes und ausgerüstetes Schiff hat, der Part genannt. $\frac{1}{4}$ Part, $\frac{1}{6}$ Part, $\frac{1}{8}$ Part ꝛc. der so vielste Antheil an den sämmtlichen Kosten eines erbaueten Schiffes. Ferner der Antheil, den man an einer Societät, Handelscompagnie, Manufactur, Waare oder Schiffsladung nimmt oder hat. Daher besonders Schiffspart. Ich für meinen Part, im gemeinen Leben, für meinen Theil, was mich betrifft. Jemanden Part von etwas geben, ihn davon benachrichtigen, in den niedrigen Sprecharten. 2. Ein oder mehrere mit andern streitige Personen, besonders in den Rechten. Der eine Part, der andere Part. Der Gegenpart, der Widerpart. In der besseren Sprechart ist dafür Partey, und in der anständigeren Theil, und für Gegenpart, Gegner oder Gegentheil üblich. In beyden Bedeutungen ist es in einigen

gen Gegenden ungewisses Geschlechts, das Part, am häufigsten aber männliches, wie das franz. Part, aus welchem es entlehnet worden.

3. Bey den Webern ist es eine Vorschrift auf einem Zettel, nach welchem die geköperten Zeuge eingerichtet, und die Fußtritte mit den Schäften verbunden werden. Nach demselben richtet man auch die Fußarbeit ein.

Partage, heißt die Theilung, die von einer Sache in verschiedene Parte oder Portionen gemacht wird. Partagieren, Franz. partager, heißt also eine Sache theilen. Daher Partagetractat, ein Theilungsvertrag.

Parteniere, werden diejenigen Grönlandsfahrer genannt, welche entweder gar nicht um Lohn, oder doch um einen geringen Sold, und mit der Bedingung dienen, daß ihnen von dem Quarteel Thran, und von den Fischbarden ein gewisses Geld bezahlt werde, so daß sie, je nachdem sie viel oder wenig Fische gefangen haben, auch viel oder wenig als Lohn erhalten.

Parterre, das, aus dem Franz. Parterre. 1. In den nach dem älteren französischen Geschmacke angelegten Gärten sind Parterre Luststücke, welche in Felder von verschiedenen Figuren getheilt und mit Blumen, geschnittenen Taxusbäumen ꝛc. ausgezieret werden; das Luststück. 2. In einem Schauspielhause oder Opernhause ist das Parterre der untere auf dem Fußboden des Gebäudes befindliche Platz für die Zuschauer; zum Unterschiede von den Logen und der Gallerie. Herr Campe hat dafür Erdplatz vorgeschlagen. 3. Das untere Geschoß eines Hauses, das Erdgeschoß. Diese Bedeutung ist aber nicht im Französischen gegründet, und daher einem Franzosen ganz unverständlich. Par terre wohnen, das

würde

würde er so erklären: auf einem Gartenbeete wohnen. 4. Parterre ist auch ein seidener, beynahe wie Damast gewebter Zeug, der auch wohl Raz de Sicile genannt wird. Er führt den Nahmen, weil er mit bunten Blumen, wie ein Blumenbeet im Garten, geziert ist. Die beste Art solcher Gewebe liefern Frankreich, die schlechtere Holland, insonderheit Haarlem und Amsterdam. Die holländischen sind nicht von lauter feiner Seide, sondern mit Floret eingeschlagen. Der Zeug ist mehrentheils zwey- oder dreyfarbig. Seine Breite $\frac{7}{8}$ Leipz. Elle, die Länge 70—80 Ellen. Er war ehedem mehr Mode als jetzt. Die Stücke sind eben so wie der Damast auf Bretchen aufgerollt.

Partes folio, ein Ausdruck bey den Buchbindern für Querfolio. Auf diese Art werden unter andern die Notenbücher eingebunden. Den Nahmen, Partes folio, hat es wahrscheinlich davon, daß jeder Bogen erst in zwey Theile geschnitten wird, und dieses der Länge nach; und alsdann werden die schmahlen Seiten zusammen gehängt.

Partey, ein aus dem Franz. Partie (ital. Partita) entlehntes Wort.

1. Mehrere Individua von einer Art, obgleich von unbestimmter Menge und Anzahl.

1) Ueberhaupt, von allen Arten von Körpern; wofür doch auch Partie jetzt üblicher ist. Eine Partey Waaren. Die Waaren nicht anders als in Parteyen verkaufen, nicht stückweise sondern mehrere Stücke zusammen. So auch eine Partey Pfeffer, Oehl, Wolle ꝛc. Eine Partey oder Partie Menschen, Räuber, Zuschauer u. s. f. ein Haufe.

2) In engerer Bedeutung ist eine Partey ein Haufe mehrerer Menschen einer Art, doch nur

nur in einigen Fällen. a) In vielen Fällen werden mehrere zu einer Verrichtung gehörige Menschen eine Partey genannt. Die Jagdpartey, die zur Jagd oder Jägerey gehörigen Personen. Am Kaiserl. Hofe zu Wien sind die Rüdenpartey, Reiherpartey, Milanpartey, Krähenpartey, Revierpartey ꝛc. so viel besondere Haufen von Jagdbedienten. Im Kriegswesen ist eine Partey ein kleiner Haufe Truppen von unbestimmter Anzahl; ein Detaschement. Parteyen auf Kundschaft ausschicken. Streifende Parteyen. Daher die Redensart, auf Partey ausgehen, ausziehen um Beute zu machen; auf Partey ausschicken. S. Parteygänger. b) Mehrere gleichgesinnte Personen, im Gegensatze derer, welche entgegengesetzte Gesinnungen hegen, wo es ein gelinder Ausdruck für Secte, Faction, Rotte ꝛc. ist. Eine Republik ist in Parteyen getheilt, wenn es mehrere Haufen widrig gesinnter Personen in derselben gibt. Die Stadt theilte sich in zwey Parteyen in Ansehung der Gesinnungen. Die französische Partey, welche es mit Frankreich hält, mit Frankreich gleich gesinnt ist. Jemandes Partey halten, von dessen Partey seyn, es mit ihm halten, seine Handlungen und Gesinnungen verfechten, seinen Nutzen zu befördern suchen. Sich eine Partey machen, einen Anhang, der der Gesinnung oder Absicht anderer entgegen gesetzt ist. Die Gegenpartey, die entgegen gesetzte Partey. In engerer Bedeutung ist eine Religionspartey, ein Haufe mehrerer Menschen, welche in Grundwahrheiten der Religion von andern abgehen. In dieser Bedeutung sind die Herrenhuther zwar eine Religionsgesellschaft, aber keine Religionspartey.

2. In einigen Fällen werden auch einzelne Individua Parteyen genannt. Zwey Personen, welche einen Vertrag mit einander schließen, heissen die beyden contrahirenden Parteyen, noch besser aber die contrahirenden Theile. Besonders führen streitige Personen vor Gerichte den Nahmen der Parteyen, im Franz. Parties, im mittlern Lat. Partes. Die Parteyen vergleichen. Beyde Parteyen hören. Die Gegenpartey. Die klagende Partey, der Kläger, die beklagte Partey, der Beklagte. Von einer Person, welche man zu heirathen sucht, oder geheirathet hat, ist Partie üblicher.

Im Handlungswesen hat dieses Wort außer den schon angegebenen Bedeutungen noch verschiedene andere, die hier noch besonders angemerkt zu werden verdienen. Es heißt nähmlich 1. auch eine Rechnung, daher die Redensart: Ich will es zu Ihrer Partita (Rechnung) setzen. 2. Eine gewisse Post oder Summe Geldes, die man entweder zu zahlen oder zu empfangen hat; daher die Redensarten: eine Partey abschreiben, das ist, zahlen; und eine außenbleibende Partey, wodurch man eine nicht eingehende Schuld versteht. 3. Ein jedes Handelsgeschäft oder Negoz, daher die Wechselpartey, Wechselpartie und Wechselpartita so viel ist, als überhaupt ein jedes Wechselgeschäft. Eben hieher gehört auch die Redensart: eine Partey schließen, welche so viel sagen will, als ein Handelsgeschäft schließen. Insbesondere aber im Waarenhandel, heißt eine Partey schließen, franz. Arrêter un mémoire oder arrêter une partie, den Preis der in einem gewissen Verzeichniß enthaltenen Waaren reguliren, die Artikel davon absetzen, und die Hauptsumme unten

darun-

darunter seßen, nebst dem Versprechen, daß man sie zu der bestimmten Zeit bezahlen wolle. In Wechselsachen hingegen heißt eine Partey schließen franz. Arrêter une Partie, einen Wechsel er, und verhandeln. 4. Ein jedes in der Kaufleute Handelsbüchern in Debet oder Credit befindliche und niedergeschriebene Negoz, welches auch insbesondere eine Handelspartey oder eine Handelspost genannt wird, daher die Redensart: die Parteyen (das ist, wer soll und haben soll) fein ordentlich in die Handelsbücher eintragen. Von der Eintheilung der Parteyen in einfache und doppelte, und von Formirung der Parteyen, siehe den Artikel Post. 5. Alle Glücksfälle, sie mögen in einer Heirath, einem Amte, Dienst oder einer Condition beste-hen u. s. w.

Parteygänger, im Kriegswesen, Soldaten, welche vornähmlich bestimmt sind, auf Partey auszugehen, d. i. dem Feinde durch Beutemachen zu schaden, wozu jeßt vorzüglich die leichten Truppen und besonders die Freybeuter oder Freypartien gebraucht werden. Auch der Anführer eines solchen Haufens, derselbe sey nun eine Compagnie oder ein Bataillon, führet den Nahmen eines Parteygängers, auch wohl eines Partisans.

Die Parteygänger oder Parteyen werden übrigens in erlaubte und unerlaubte eingetheilt. Die erlaubten sind diejenigen, welche von einem commandirenden Generale, Gouverneure, Commandanten ꝛc. dazu Erlaubniß und einen Paß haben. Die unerlaubten hingegen sind diejenigen, welche, ohne einen Paß zu haben, auf Plünderung ausgehen. Ein mehreres sehe man

in

in Koch's europäischem Land- und Seekriegsrechte.

Partial, theilweise, oder zum Theil, als Partialfinsterniß, wo ein Himmelskörper nicht ganz, sondern nur zum Theil verfinstert wird.

Participant, Fr. Participant, Theilnehmer, Theilhaber. In der Handlung ist es überhaupt jemand, der bey einer Societät, Handelskompagnie, Manufaktur, Waare oder einem Schiffe und dessen Ladung Antheil nimmt oder hat, und gleiches Recht zum Gewinn und Verlust mit den andern genießt, mit welchen er in Gemeinschaft und Participation steht. Bey den großen Handlungskompagnien, dergleichen die ostindische und westindische in Holland sind, heißen diejenigen, die das meiste Geld dazu hergeben, Hauptparticipanten, aus welchen nachgehends die Häupter derselben, die man Direktoren oder Bewindhebber nennt, erwählet werden. Wechselparticipanten oder Wechselkompagnons, Wechselkonsorten, Wechselinteressenten, Wechseltheilhaber, heißen alle diejenigen, welche entweder einen ausgestellten Wechselbrief in Gesellschaft unterschrieben haben, oder sonst dabey interessirt sind, und nach Gelegenheit davon entweder einigen Vortheil zu hoffen oder Schaden zu besorgen haben.

Man sehe übrigens den Art. Compagniehandlung, Th. 8, S. 273.

Participanten heißen auch gewisse päbstliche Beamten, welche man auch Jannizeri nennt. Sie haben an den Ausfertigungen und den dafür erhaltenen Gebühren Theil.

Participantbrief, ein Schreiben, durch welches einem die Gemeinschaft mit der Kirche untersagt wird.

Participationsconto, ist eine Art von Gesellschaftsrechnungen, welche von zwey Kauf- oder Handelsleuten geführt wird, die in einer ungenannten und unbekannten Gesellschaft stehen, die aber doch an beyderseitigem Gewinn oder Verlust participiren. Siehe im Art. Compagniehandlung, Th. 8, S. 287.

Particke, ein Nahme des gemeinen Weiderichs, einer an den Ufern der Gewässer wachsenden Pflanze, Lythrum Salicaria Linn.

Particularacceptation, heißt bey Wechselbriefen diejenige Acceptation, wo der Acceptant nicht die ganze Summe, sondern nur einen Theil derselben des präsentirten Wechselbriefs zu zahlen sich verbindet. In diesem Falle ist der Inhaber oder Präsentant wegen der Particularacceptation zu protestiren, und den Protest zu besorgen oder zu versenden gehalten; er wäre denn von dem Eigenthümer oder Remittenten anders beordert. (Leipz. W. O. Art. 17. Augs. W. O. von 1716. c. 1. §. 17.) Ja was noch mehr ist, so muß auch bey erfolgter Particularzahlung nochmahls protestiret werden, damit es nicht scheine, als sey der Inhaber oder Präsentant dadurch, daß er die Zahlung schlechthin angenommen hat, von seiner ersten Protestation durch die That selbst (ipso facto) und stillschweigend abgewichen.

Particulareonto, wird von einigen Kaufleuten das Capitalconto genannt.

Particulare Averey, ein Seeschade, welcher dem Schiff oder gewissen Gütern und Ladungsstücken allein widerfährt. S. im Art. Haferey, Th. 21, S. 100.

Particulare Binden, sind bey den Wundärzten besondere Binden, die zum Verbande bey besonderen

deren Theilen des Hauptes, als der Nase, der Lippen ꝛc. gebraucht werden.

Particularinstrument, ein Werkzeug, womit man die gerade Aufsteigung und Declination eines Fixsternes oder Planeten, wenn derselbe culminirt, finden kann. Olaus Römer hat es gegen 1706 erfunden.

Bion's Mathematische Werkschule. Dritte Eröffnung, von J. G. Doppelmayr. 1741. S. 172.

Particularkarte, s. im Art. Landkarte, Th. 64, S. 84 u. S. 139.

Particularzahlung, Abschlagszahlung, s. im Art. Particularacceptation, und im Art. Zahlung.

Particulier, ein Mann welcher für sich lebt, ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden.

Partie, ein so wie Partey aus dem Franz. Partie entlehntes Wort, welches in einigen Fällen für das gemeiner gewordene Partey gebraucht wird.

1. Mehrere Individua einer Art, ohne Bestimmung der Menge oder Anzahl. Eine Partie Waaren. Eine Partie Obstbäume, Bücher ꝛc. Die Waaren nicht anders als in ganzen Partien verkaufen. Daher der Partiepreis, bey den Buchhändlern, ein Preis der geringer ist, als der gewöhnliche Ladenpreis, auch noch geringer, als der Buchhändlerpreis, nähmlich als derjenige, welchen Buchhändler für ein einzeln verschriebenes Exemplar an andre Buchhändler bezahlen, von denen sie in den mehrsten Fällen 33⅓ Procent Rabatt bekommen. — Von einem unbestimmten Haufen mehrerer Menschen ist Partey üblicher, außer in einigen Zusammensetzungen. So sagt man für Freypartey, Jagdpartey ꝛc. auch häufig Freypartie, Jagd-

partie. Auch ist Partie zuweilen noch ein Haufe mehrerer sich gemeinschaftlich erlustigender Personen. Daher sagt man Partie machen, mit von der Partie seyn, einer solchen Gesellschaft beytreten, welche Ausdrücke auch wohl in weiterem Verstande von dem Beytritte zu einer jeden gemeinschaftlichen Bemühung gebraucht werden. Besonders bedeutet dieses Wort in manchen Spielen, z. B. im Billiard, im Kegelspiele ꝛc. ein ganzes Spiel. Eine Partie Billiard, Kegel, spielen.

2. Ein Theil, doch nur in einigen Fällen. 1) Bey den Mahlern werden sowohl die einzelnen Theile einer Figur, als auch die einzelnen Theile eines ganzen Gemähldes Partien genannt; bisweilen auch die einzelnen Theile der ganzen Kunst, als die Erfindung, die Anordnung, die Zeichnung, die Farbengebung und die Behandlung. Ein Mahler kann in einigen Theilen ausserordentlich stark seyn, und doch wider andere fehlen. Wenn man sagt, daß ein Gemählde schöne Partien habe, so deutet man dadurch an, daß ihm noch etwas zur Vollkommenheit fehle, daß aber Schönheiten darin sind, welche es schätzbar machen. 2) Bey den Musikern nennt man die einzelen Stimmen, welche als Theile der Partitur wegen der Bequemlichkeit für die Sänger und Instrumentalisten besonders abgeschrieben werden, die Partien. 3) Sehr häufig ist auch die Partie die Heirath in Ansehung der Glücksumstände einer oder beyder heirathenden Personen; wo man ehedem Partey sagte. Eine gute Partie thun oder treffen, reich oder vornehm heirathen. Sie hofft noch eine bessere Partie zu treffen. Wo auch wohl eine der beyden Personen eine Partie genannt wird,

wel-

welches allem Ansehen nach die erste Bedeutung des Wortes in diesem Verstande ist, gleichsam einer von beyden Theilen.

Bey den Leinendamastwebern heißt Partie machen, die eingelesenen Zampel- oder Cymbelschnüre in kleinere Theile eintheilen, damit der Latz bey dem Zuge im Stande seyn möge, die Zampelschnüre zu ziehen, und er nicht reißet.

Dieses Wort Partie ist übrigens erst in neuern Zeiten in einigen Bedeutungen in die deutsche Sprache eingeführt worden, theils um dem Franz. Partie näher zu kommen, theils auch um den unangenehmen Doppellaut ey zu vermeiden. Das h (Parthie) ist in diesem Worte eben so unnöthig als in Partey, da es so wenig die Abstammung als die Aussprache erfordern.

Partike, s. Particke.

Partikel, Lat. particula, ein Stückchen, Theilchen.

Partiren, ist nur im gemeinen Leben üblich. 1. Für theilen, aus dem Lat. für partiri. So wird in dem Salzwerke zu Halle die Sohle partiret, wenn sie in die Kothe vertheilet wird. 2. Betrügliche Kunstgriffe anwenden, durch betrügliche Kunstgriffe erhalten. Sich in einen Ort hinein partiren. Sich in jemandes Freundschaft partiren. Etwas heimlich wegpartiren. Sich wegpartiren, wegschleichen. Etwas verpartiren, heimlich verschleppen. Welche Ausdrücke und Redensarten insgesammt nur in den niedrigen Sprecharten üblich sind, so wie die Abgeleiteten ein Partirer, eine Partirerinn, die Partirerey. S. auch Partite.

Partirer, der, s. im vorstehenden Artikel. Kurspartirer, s. im Art. Kur, Th. 57, S. 639 u. S. 655.

Partiſan, der, ein aus dem Franz. Partiſan und Ital. Partigiano entlehntes aber nur noch zuweilen im gemeinen Leben übliches Wort. 1. Ein Anhänger, welcher es mit jemandes Partey hält. 2. Ein Parteygänger, ſ. dieſes Wort.

Partiſane, die, eine jetzt größtentheils veraltete Art des Gewehrs, welches nur noch an einigen Höfen von den Trabanten zur Zierde geführet wird. Es war eine Art Spieße, welche unter dem eigentlichen Eiſen zum Stechen noch eine Barthe oder kleines zweyſchneidiges Beil hatte; und oft mit der Hellebarde verwechſelt wird, aber doch von derſelben noch unterſchieden geweſen zu ſeyn ſcheinet, welcher Unterſchied von einigen in die mehrere Größe der Partiſane, von andern aber in die zweyſchneidige Beſchaffenheit des unter dem eigentlichen Spieße befindlichen Eiſens geſetzt wird. Der Nahme iſt ausländiſch, ſo wie das Gewehr ſelbſt. Er lautet im Italieniſchen Partigiana und im Franz. Pertuiſane. Aus einem von beyden iſt unſer Partiſane, ſo wie das Niederl. Bardeſan, das Engl. Partizan, und das Schwed. Bardiſan entlehnt. Die erſte Hälfte dieſes Wortes iſt, bey aller übrigen Dunkelheit der Abſtammung deſſelben, doch wohl ohne Zweifel unſer altes Barthe, ein Beil, obgleich auch deſſen Stammwort, das alte und noch jetzt Schwediſche bären, baerja, ſchlagen, ſtreiten, Anſpruch darauf machen kann. Adelung erklärt ſich weitläufiger hierüber. Von dem Gebrauche der Partiſanen kommt im Art. Kriegswaffen, Th. 52, S. 605 eine kurze Notiz vor.

Die kurze Partiſane der Unterofficiere bey den Fußvölkern, wird Kurzgewehr genannt; ſ. Th. 57, S. 96.

Partite, ein nur im gemeinen Leben übliches Wort. 1. Eine Partey, eine Part, nur in einigen oberdeutschen Gegenden; aus dem Ital. Partita. Eine Partite in das Schuldbuch tragen, eine Part. 2. Betrügliches Verfahren, heimliche listige Ränke; Practiken. Partiten machen oder spielen. Durch lauter Partiten reich werden. Daher der Partitenmacher, die Partitenmacherinn, eine Person, welche mit Partiten umgehet. Im Ital. Partita, im mittlern Lat. Partitum.

Partition, im Rechnen, ist ein anderer Ausdruck für Division.

Partitur, ein geschriebenes Tonstück, in dem alle dazu gehörige Stimmen, jede auf ihrem besondern Systeme, mit ihrem Schlüssel bezeichnet, unter einander stehen. Die Partitur wird einem ausgeschriebenen Stücke entgegengesetzt, in welchem jede Stimme, nur zum Gebrauch derer, die sie vorzutragen haben, besonders und allein gesetzt ist. Die Partitur wird so geschrieben, daß von unten auf die Liniensysteme in der Ordnung über einander folgen, in welcher sie in dem allgemeinen Systeme der Töne stehen. Der Deutlichkeit halber müssen die Stimmen so geschrieben seyn, daß nicht nur ganze Takte, sondern auch die Hauptttheile derselben durch alle Stimmen senkrecht auf einander treffen. Wenn das Tonstück so geschrieben ist, so läßt sich darin alles mit einem Blicke übersehen, und ein Kenner kann, ohne es gehört zu haben, von seinem Werthe urtheilen, welches bey einem ausgeschriebenen Stücke sehr mühsam wäre. Bey der Aufführung des Stücks muß der Capellmeister, Concertmeister, oder wer sonst an seiner Stelle der Aufführung vorsteht, die Partitur vor sich ha-

ben, damit er sogleich jeden Fehler, in welcher Stimme er begangen wird, bemerken, und so viel möglich dem weitern Einreißen desselben zuvorkommen könne. Bloße Liebhaber oder ausführende Virtuosen, die Tonstücke zum Aufführen besitzen, müssen sie ausgeschrieben. Tonsetzer aber, die sie zum Studiren brauchen, in Partitur haben.

Parthe, eigentlich Barthe, ein Ehrenzeichen, welches einem Beile gleicht, und nur von den Häuern unter den Bergleuten getragen werden darf.

Partheneon, 1. ehemahls ein Tempel der Minerva zu Athen. 2. Ein beliebtes Belustigungshaus in Paris für beyde Geschlechter; eine verfeinerte Art von Bordell.

Parthenie, Parthenium Linn., eine Pflanzengattung, die einigermaßen dem Wermuth, oder der Kamille gleicht. Es sind jetzt zwey Arten davon bekannt, die in Westindien und Virginien wachsen, übrigens aber nicht merkwürdig sind.

Parthey, s. Partey.

Parthie, s. Partie.

Partkrämer, oder Partirer, vor diesem Sonnenkrämer genannt, sind Leute, welche allerhand Waaren von andern Handwerks- und Kaufleuten erhandeln, und parteyweise in den Buden, nicht aber in Gewölben wieder verkaufen; welcher Unterschied sonderlich in Breslau beobachtet wird, wo die Partkrämer fast rings um den Ring oder Markt kleine Buden haben, und mit den anderwärts sogenannten Nadlern, bey welchen man allerhand Kleinigkeiten zu Kauf bekommen kann, verglichen werden können, wie sie denn auch mit Pulver, Kugeln, Strümpfen und andern Kleinigkeiten handeln.

Partreisen, Partfahrten, sind Seereisen, wo den Matrosen statt anderweitiger Bezahlung ein gewisser Antheil an dem Frachtgelde versprochen wird. Sie sind besonders im südlichen Frankreich gebräuchlich.

Paru, eine Goldmünze in Asien, besonders in Goa, 4 Thlr. 19 Gr. werth.

Parucke, s. Perrucke.

Parung, das Hauptwort von paren, s. unter Paaren, Th. 105, S. 726 fl.

Parus, s. Meise, Th. 88, S. 1.

Parvenu, ein Mensch, welcher ohne Verdienst, durch den Wechsel des Glückes, aus schlechten Umständen schnell in glänzende versetzt wird.

Parze, s. Parce, oben, S. 476.

Parzenkraut, bey einigen ein Nahme des giftigen Wasserschierlings, Cicuta virosa Linn.

Pas, Schritt. Von den verschiedenen Schritten in der Tanzkunst sehe man den Art. Tanz; und was man auf der Reitschule so nennt, den Art. Reitkunst.

Pas d'ane, ein Nahme mit welchem man im Französischen einige Arten der Pflanzengattung Tussilago belegt. S. Huflattich, Th. 25, S. 567.

Pasan, morgenländische Benennung der Antilope Oryx Pall, Aegyptian Antilope Penn., einer Gazellenart, welche im ganzen nördlichen Afrika, in Arabien, Persien, Indien, bis nach Tunkin zu finden ist, und ein wohlschmeckendes Fleisch hat. S. im Art. Gazelle, Th. 16, S. 503.

Pasch, der, ein nur in dem Würfelspiele übliches Wort, wo es einerley Zahl, oder gleich viel Augen auf drey Würfeln bedeutet. Einen Pasch werfen.

1. Pascha, das Osterfest, s. Passa.

2. Pascha, unrichtig Bassa oder Bascha, *) vornehme Beamte bey den Türken, welche Statthalter einer Provinz, und zugleich Befehlshaber der darin befindlichen Truppen sind.

Zur Erlangung dieser Ehrenstellen trägt weder Geburt noch Reichthum etwas bey, sondern sie schaden vielmehr. Der Sultan wählt die Paschas aus den Idschoglans; oder aus den vornehmsten Hofbedienten. Der Gewählte erhält vom Sultan ein Ordens- oder Ehrenkleid und den folgenden Tag das Patent- oder Diplom seines Charakters und seines Gouvernements, und mit demselben zugleich die Roßschweife, Standarten und Sandschiaken.

Die Pascha's sind von dreyerley Rang: 1) Pascha's von 3 Roßschweifen, d. i. die zum Ehrenzeichen sich 3 Roßschweife dürfen vortragen lassen. Sie haben bey der Armee den Rang als General en Chef, und gleichen Rang mit den Viziren: erhalten auch von ihren Untergebenen den Vizirtitel; nur nicht vom Sultan und vom Divan. Die drey vornehmsten von ihnen werden Beghlerbeghs titulirt. 2) Pascha's von 2 Roßschweifen, welche General-Lieutenants-Rang haben; und 3) Pascha's von 1 Roßschweif, die nur General-Majors-Rang haben, und über kleinere Provinzen gesetzt sind. Alle diese Arten der Paschen haben Vizirs-Rang.

Die

*) Man muß dieses Wort von Baschi wohl unterscheiden, denn letzteres bedeutet überhaupt einen Vorsteher, ja die Türken gebrauchen es sogar als ein Ehrenwort. Pascha aber, (das von dem persischen Worte Pai, Fuß, und Scha, Monarch, König, Gebieter zusammen gesetzt ist, und also den Vertreter des Regenten anzeigt) heißen nur die größten und mächtigsten Kriegs- und Civilbefehlshaber über die Armeen, und die Statthalter über große Provinzen.

Die Pascha's werden auch eingetheilt: 1) in die, welche ihre Einkünfte aus ihren Statthalterschaften ziehen, und weit mächtiger und unabhängiger sind, und deren gibt es funfzehn; und 2) in die, welche aus der Reichskasse besoldet werden, deren es 17 gibt. Daß also im ganzen türkischen Reiche 32 Pascha's oder Provinzial-Gouverneurs sind, welche 281 Sandschjaken unter sich haben, und 5972 Mann auf ihre Kosten gerüstet ins Feld stellen und während des Kriegs unterhalten müssen. Die Maßregeln des Truppenkontingents sind, auf jede 5000 Asper festgesetzter Einkünfte einen ausgerüsteten Mann.

Unter allen hat der Pascha von Bosnien die größten bestimmten Einkünfte, nähmlich 1,800,000 Asper: der von Lepanto die geringsten, d. i. 450,000 Asper. Der von Rum-Ili hat die mehresten Sandschjaken, nähmlich 24 unter sich; der von Negropont die wenigsten, d. i. nur 2. Die größte Truppenzahl stellt der Pascha von Kahira, d. i. 500 Mann, und der von Lepanto die wenigsten, nähmlich nur 90 Mann. — Außer dieser Last müssen sie noch in die Reichskasse (Myry) die Einkünfte aus den festgesetzten Abgaben ihrer Landschaften liefern; in die Schatzkammer des Sultans (Chasna) auch kontribuiren; hübsche Mädchen in seinen Harem liefern, und große Geschenke für die Erhaltung ihrer Würde an die ersten Staatsbedienten machen. Dagegen aber haben sie auch, über die oben genannten Einkünfte aus der Reichskasse oder aus ihrer Statthalterschaft, noch große Summen aus den Contributionen ihrer Sandschjaken, aus Confiskationen und dem Verkaufe erledigter Aemter, aus Erpressungen und

Gewaltthätigkeiten ꝛc. zu heben. Eine besondere Quelle zu ihrer Bereicherung sind eine gewisse Art von Justiz- und Oekonomie-Revision, die die Pascha's zu gewissen Zeiten in ihrem Gouvernement herumreisend, halten; und statt dieser edlen Bestimmung, Grausamkeiten und Gelderpressungen vornehmen, und sich von ihren Unterbedienten beschenken lassen.

Die Pascha's haben in ihren Gebieten, (welche nach ihrem Nahmen Paschalik heißen), eine fast unumschränkte Gewalt über Leben und Tod ihrer Provinz-Unterthanen. Sie können für ihre Gouvernements Gesetze geben, Steuern ausschreiben ꝛc. und nur in seltenen Fällen, fragen sie den Sultan, den Divan und Großvizir um Rath, oder legen Rechenschaft ab. Sie haben ihren eigenen Divan, ein eignes Civil- und Militär-, Justiz- und Gerichts-Korps, einen eignen Mufti, Reis-Effendi, Großschatzmeister oder Chasnadar-Baschi, Janitscharen-Aga, und Spahilar Aga, verschiedene Mollah und viele Kadi. Sie haben viele kleinere Stadthalter und Gouvernements-Gehülfen unter sich: nähmlich die Beghs, Sandschjakbegh und die Sandschjaken, denen sie die Aufsicht über große und kleine Distrikte anvertrauen, um daselbst von den Unterthanen die Abgaben beyzutreiben. — Auf ihren Reisen durch türkische Provinzen, müssen die Paschas mit ihren Reitern und Fußvölkern, die sie als eine Garde für sich halten, frey bewirthet und beschenkt werden. An den Orten wo sie Rasttag (Koaak) halten, eröffnen sie ihren Divan oder Gericht; (wenn kein gleicher oder höherer Befehlshaber an dem Orte ist), und die Ortsgerichte müssen sodann schweigen, und was der Pascha thut, für gültig erkennen.

Die

Die Paschas und Beghlerbeghs von Rum-Ili, Anatoli, von Damask und Kahira haben im Kriege den Vorrang vor allen andern: der Rang der übrigen bestimmt sich nach der Zeitlänge ihrer Gouvernementsverwaltung.

Das Regiment eines Pascha dauert eigentlich nur drey Jahre. Die Verlängerung desselben hängt, (wie bey allen türkischen Staatsbedienungen) von der Gunst des Hofes, von Geschenken und Anhängern, und je zuweilen auch von der Zufriedenheit des Volks ab. Ihre Absetzung und Bestrafung bey verübten Verbrechen und Treulosigkeit, ist die Verbannung oder das Stranguliren. Gemeiniglich aber stürzen Ansehen und Reichthümer und die dadurch gereizte Habsucht des Sultans und der Neid des Großvizirs, die Paschas. Will der Sultan aber einen Pascha bloß schröpfen und auf eine feine Art ausplündern, so gibt er ihm eine Prinzessin zur Gemahlin.

Von den häufigen Empörungen der Pascha's gegen den Sultan und den Befehdungen oder Kriegen unter einander liefern uns die Zeitungen bey dem jetzigen zunehmenden Verfalle des türkischen Reichs immer mehrere und häufigere Beyspiele.

Paschalik, das Gebiet oder die Provinz eines Pascha. S. im vorstehenden Artikel.

1. **Paschen**, nur im gemeinen Leben, mit Würfeln spielen. Die ganze Nacht paschen.
2. **Paschen**, im Oberdeutschen, gleichfalls nur im gemeinen Leben, auf eine heimliche verbotene Art handeln, doch nur von der heimlichen Einführung verbotener oder mit Abgaben belegter Waaren, welches auch schwärzen, im Niederf. aber smuggeln, genannt wird. Waaren in die

Stadt

Stadt paschen. Sie aus dem Lande paschen, heimlich mit Hintergehung der obrigkeitlichen Gefälle.

Paschmalik, bedeutet in Konstantinopel nach dem Wortverstande, Schuhgeld, von Paschmak, der Schuh, weil es zur Anschaffung der Schuhe für die Sultana-Walide oder Mutter des regierenden Sultans bestimmt seyn soll; wie man bey uns Nadelgeld, Tafelgeld, Spielgeld sagt. Allein im Sachverstande versteht man darunter: 1) Die zum Unterhalte der Sultana Walide, oder Walide, angewiesenen Orte, Plätze und Stadtviertel, deren Einkünfte sich jährlich über 1000 Beutel belaufen sollen, und worüber der Chasineh-Aga gesetzt ist. 2) Bedeutet es die Einkünfte der Beischläferinnen des Sultans, die durch Schenkung einer Krone vom Sultan zu Sultaninnen mit dem Titel Chasläkji gekrönt worden sind, und Kraft dessen zu jeder Zeit freyen Zutritt bey dem Sultan haben. Diese Einkünfte sollen wenigstens 500 Beutel betragen, und jeder Sultan kann, wenn er will, 5 Chasläkji Sultaninen krönen. In jeder, von den Türken eroberten Stadt, ist eine Straße und zu Konstantinopel die ganze Vorstadt Pera zum Paschmalik gewidmet.

Pasen, eine morgenländische Benennung einer Art Ziegen, Capra Aegagrus Pallas, die sich auf dem Kaukasus aufhält, und die eigentliche Stammart unserer gemeinen Ziege, Capra Hircus L., seyn soll. Wäre dieses der Fall, so müßte man sie nicht als Species, sondern nur als Varietäten trennen. S. im Art. Ziege.

Paseng, soll (nach Gmelin) eine vom Pasan verschiedene Gazellenart seyn.

Pasigraphie, welches wörtlich die Kunst, alles zu schreiben heißt, nennt man die Kunst, durch allgemeine Schriftzeichen sich allen Nationen verständlich zu machen, so verschiedene Sprachen sie auch reden mögen, sobald ihnen nur jene allgemeinen Zeichen bekannt sind.

Schon Leibnitz faßte die Idee, eine allgemeine Sprache zu erfinden, vermochte sie aber, so groß sein Geist auch war, nicht auszuführen. Nach ihm machten einige Andre ebenfalls verunglückte Versuche, und schon früher, 1668, gab der Engländer Wilkins einen Versuch über allgemeine Sprache heraus, welche mit Zeichen geschrieben werden sollte, die jedem in seiner Landessprache verständlich wären. Etwas ähnliches theilte 1772 ein Ungar, Kolmar, mit; man fand aber die Vorschläge beyder, wegen der Menge der angegebenen Zeichen, zu schwer, um sie ausführen zu wollen.

Im Jahre 1796 machte ein in Paris lebender Deutscher bekannt, daß er eine bequeme Pasigraphie erfunden habe *).

Herr Professor Wolke, ehemaliger Mitstifter und Direktor des philantropischen Erziehungsinstituts in Dessau, hat unter andern scharfsinnigen Untersuchungen über die Mittheilung der Gedanken, (wovon seine im Jahr 1789 zu Petersburg entdeckte Fernsprechkunst, oder Telephrasie,

*) S. Pasigraphie, oder Anfangsgründe der neuen Kunstwissenschaft, in einer Sprache alles so zu schreiben und zu drucken, daß es in jeder andern ohne Uebersetzung gelesen und verstanden werden kann. Erfunden und verfasset von J. *** von M. ***, ehemahligem Infanteriemajor in Deutschland. Paris, im Büreau der Pasigraphie, (verlegt von Decker in Basel und Röhs in Schleswig) 1797. I. Th. 84 S. II. Th. 62 S 4. (4 thl.) Dieses Werk wird in der Jen. Allg. Lit Zeit. 1800. N 241 ausführlich recensirt und als ein sehr verunglückter Versuch geschildert.

phrasie, nach der man ganze Wörter und Redensarten einer jeden dazu bearbeiteten Sprache, durch eine große Weite schicken kann, und womit er im März 1795, in Gegenwart des russischen Kayſers Paul I. zu Gatschina Proben ablegte, zum Beweiſe dient), auch über die Natur der Sprache der Menſchen und über das Mittel nachgedacht, wodurch eine Correſpondenz zwiſchen Nationen von verſchiedenen Sprachen möglich würde, ohne daß man dazu eine neue Zeichenſprache zu erfinden oder zu erlernen brauchte. Schon im Jahr 1790 gab er von dieſer letztern Erfindung eine vorläufige Nachricht; (ſ. Buſch's Handbuch der Erfindungen 6r Th. Eiſenach 1795. S. 434.) Einige Jahre nachher verſprach Herr Sicard, der vorzüglich geſchickte Lehrer der Taubſtummen in Paris, eine Allſchreibekunſt, oder Paſigraphie, bekannt zu machen, und das Intelligenzblatt der Allgem. Lit. Zeitung. Jena 1796. zeigte den Titel von Sicard's Schrift an: Paſigraphie ou premiers élémens de l'art d'écrire et d'imprimer en une langue de manière à être lu et entendu dans toutes les autres langues, ſans traduction. Herr J. H. Kramer erinnerte aber dagegen, daß des Herrn Sicard Paſigraphie noch nicht erſchienen ſey, wenigſtens noch nicht im Dezember 1796; (ſ. Allgem. Lit. Zeitung 1797. Nr. 63.) Indeſſen machte dieſe, längſt von einem Deutſchen, nähmlich von Leibnitz, vorgeſchlagene Zeichenſprache, die Sicard unter dem Nahmen Paſigraphie ankündigte und bearbeitete, großes Aufſehn. Dieſes veranlaßte den Herrn Profeſſor Wolke, ſeine ihm eigne Erfindung eines allgemeinen Sprachmittels dem Publikum ganz offen vorzulegen. Er hat dieſes

in einer kleinen Schrift gethan, welche den Titel führt: Erklärung, wie die wechselseitige Gedankenmittheilung aller cultivirten Völker des Erdkreises, oder die Pasiphrasie, möglich und ausübbar sey, ohne Erlernung irgend einer neuen besondern, oder einer allgemeinen Wort-, Schrift- oder Zeichensprache, von C. H. Wolke. Dessau im Januar 1797. (4 Bogen, in 4.) In dieser Schrift erklärt sich Herr Professor Wolke über die Beschaffenheit dieses Mittels folgendermaßen:

Das allgemeine Sprachmittel wird ausübbar werden durch ein auf gewisse Weise alphabetisch geordnetes, mit Regeln der allgemeinen und jeder besondern Sprachlehre versehenes Wörterbuch, welches nicht nur die Wörter und Redensarten in sich faßt, wodurch die Gedanken über Gegenstände der Natur, der Künste, Gewerbe und ihrer Produkte; der Wissenschaften, des Zustandes der Menschen, der Religion, des Staats, des Handels, des Ackerbaues u. s. w. ausgedrückt werden; welches ferner anwendbare Urtheile, Sätze, Formeln, kleine Beschreibungen gewisser Begebenheiten und Umstände u. s. w. zu den Ausdrücken für alle Arten von Briefen, Nachrichten und andern Aufsätzen liefert, sondern welches auch die Anweisung und das Mittel enthält, den grammatikalischen Gebrauch aller der Wörter und Redensarten in jedem einzelnen Falle zu bestimmen. Wenn ein solches Buch in irgend einer der europäischen Sprachen, z. B. in der deutschen, ausgearbeitet ist: so wird dasselbe in jede andere, die pasiphrasirt werden soll, übersetzt (als in die französische, englische, italienische, russische, dänische, lateinische u. s. w.) und mit beharrlichem Eifer, mit eiserner Geduld und genauer Sprachkenntniß, durch Regeln und Exempel dafür gesorgt, daß die Abweichungen der verschiedenen pasiphrasirten Sprachen von einander ihre eignen Redensarten (Idiotismen), das nicht übereinstimmende Regimen ihrer Wörter, die von einander sich unterscheidenden Wendungen in der Construktion u. s. w., weder Verlegenheit, noch Verwirrung anrichten können. Wenn nun sowohl

für die Vollständigkeit, als für die Uebereinstimmung in den verschiedenen Sprachen gesorgt ist: so wird das in alphabetischer Ordnung vorhandene pasiphrasische Buch A abgedruckt, und bey dem Abdrucke desselben jedes Wort, jede Redensart, jedes grammatische Vorbild (z. E. der Comparation, der Deklination mit den Verhältnißfällen, der Wörter in der Einzahl und Mehrheit, der Conjugation der Verben mit ihren verschiedenen Personen, Zeiten, Weisen (modis) Formen u. s. w. durch Ziffern anführbar gemacht. Jede Seite fängt die Wörter mit 1. 2. 3. u. s. w. an. Wenn also eine dieser Ziffern und die Ziffer der Seite angeführt wird: so ist die genaue Bestimmung jedes Worts u. s. w. da. Dadurch wird das Aufsuchen erleichtert und das Anwachsen der Zahlen zu sechs Ziffern vermieden.

Ist A gedruckt: so werden die Wörter einer andern pasiphrasischen Sprache B alphabetisch in ein für sich bestehendes Wörterbuch (das auch B heißt), übergetragen, beziffert, und zugleich mit der Ziffer versehen, die sich bey jedem Worte und jeder Redensart in A befindet. Alsdann erst wird es bey der ersten Auflage des Werks möglich seyn, die Ziffern von B, so auch von C. D. E. F. G H auf dem Rande von A beyzudrucken. Da die Ziffern der Wörter oft in der Zeile stehn werden: so erfordert die Bequemlichkeit, sie noch einmahl auf dem Rande mit einer herabgehenden Reihe erscheinen zu lassen. Also, wenn A ein deutsches, B ein französisches, C ein englisches pasiphrasisches Buch ist, so wird der Rand des B auf folgende Weise besetzt seyn:

Allemand.			*Anglois.*	
page.	mot.	—	page.	mot.
1 — 5.	65.	—	26.	94.
2 — 46.	83.	—	875.	11.
3 — 89.	12.	—	7.	32.
4 — 3.	9.	—	62.	68.

Nehmen wir an, daß in A. B. C. die nöthige Bezifferung geschehen ist: so kann ein Deutscher durch A einen mit B versehenen Franzosen, und einen Engländer, der C besitzt, durch einen Zifferbrief leiten, daß B in der französischen Sprache, C in der englischen, die Wörter so wählt und so fügt, (construirt), wie es nöthig ist, um dieselben Gedanken

zu

zu bekommen, die der Deutsche in ihnen erregen wollte. Auf ähnliche Weise kann der Engländer dem Deutschen und Franzosen, und dieser jenem alles das bekannt machen, was er denkt, oder was er mit der Hülfe des pasiphrasischen Buchs in seiner Mutterspracbe auszudrücken weiß.

Aber ein Werk dieser Art von 15 bis 20 Alphabeten, oder 480 Bogen, davon ein thätiger Mann in einem Jahre kaum 48 vollenden wird, auszuarbeiten und drucken zu lassen, wer wird sich geschickt und stark genug fühlen, es allein zu unternehmen? Ich nicht, fährt Herr Professor Wolke fort, auch wenn ich jung genug wäre, um zu hoffen, daß ich das Ende meiner allein betriebenen Arbeit nach zehn Jahren erleben würde. Also die Hülfe von einigen dazu geneigten sprachkundigen Männern, kann nur das Mittel seyn, das angewendet werden muß. Aber, erinnert man ferner, geschickte Männer sind mit Amtsgeschäften oder gewählten vortheilhaften Arbeiten schon besetzt, und in diesen Zeiten, wo die kritischen Umstände der meisten europäischen Staaten alle Aufmerksamkeit auf sich ziehn und den Eifer tödten, Künste des Friedens zu befördern, wo wird man einen oder einige entdecken, die vermögend und großmüthig genug sind, eine solche Summe zu schenken, von der die Mitarbeiter an diesem Werke die billige Vergütung ihrer Zeit und Mühe erwarten können? Die Antwort darauf kann erst folgen, wenn zwey andere Fragen erwogen und entschieden sind, nähmlich 1) „ob das pasiphrasische Werk von sprachkundigen Männern in und außer Deutschland für ausführbar und der außerordentlichen Mühe werth gehalten wird?" Wenn die Antwort hierauf verneinend ausfiele, sagt Herr Wolke, so würde sie desto wohlthätiger für mich werden, je eher sie öffentlich erschiene, weil die Sorgen und Gedanken für die Ausführung des Werks mich bisher verfolgen und an den Arbeiten hindern, die ich sonst zu meinem Nutzen und Vergnügen vornehmen würde." — — 2) „Angenommen, daß die erste Frage bejaht wird, ob der achtbare Theil eines oder andern Volks einen solchen Nutzen und Vortheil sich von dem Gebrauche des pasiphrasischen Werks verspricht, daß die Existenz desselben ein Gegenstand seines Wunsches heißen kann?"

Zur Entscheidung beyder Fragen wird folgende Anzeige des Nutzens und die Mittheilung einer Probe von der Pasiphrasie in Betrachtung kommen. Das pasiphrasische Werk, wenn es nach meiner Idee ausgeführt ist, wird auf verschiedene Weise Dienste leisten. 1) Es wird beytragen, den Bau, die Verhältnisse, die Eigenheiten, die Uebereinstimmungen und Abweichungen der darin bearbeiteten Sprachen, übersehbar zu machen, und dadurch die allgemeine Sprachlehre vervollkommnen. 2) Es wird anstatt der allgemeinen Sprache, deren Erlernung und Ausübung zu viele Schwierigkeiten hat, um jemahls als allgemein bekannt und gebraucht zu werden, allen cultivirten Völkern der Erde ein in kurzer Zeit erlernbares Mittel schaffen, sich einander ihre Gedanken so mitzutheilen, als wenn eins die Sprache des andern verstände. 3) Es wird allen den Personen zum Dollmetscher dienen, welche auf Reisen, oder bey ihrem Aufenthalte (z. E. wegen eines Staatsgeschäftes) in fremden Ländern, sich gern denen verständlich machen wollen, deren Sprache ihnen unbekannt ist. 4) Es wird die Handlungshäuser, (vielleicht auch manche geheime Staatskabinette) an welche in einer ihnen unbekannten Sprache geschriebene Briefe wichtigen Inhalts kommen, von der Nothwendigkeit erlösen, einen nicht mit ihnen verbundenen Uebersetzer und Beantworter aufzusuchen und zu besolden. 5) Weil die Verfasser des pasiphrasischen Werks alle die Schwierigkeiten wegräumen oder überwindlich machen müssen, welche sich bey dem Erforderniß, aus einer Sprache in die andere genau zu übersetzen, einfinden: so wird es im hohen Grade das Mittel vervollkommnen, ohne Hülfe eines Lehrers jede der pasiphrasirten Sprachen, (wozu auch die lateinische und griechische gehören können) zu lernen, um die darin geschriebenen Bücher zu verstehn. 6) Es wird zeigen, wie mehr Vollkommenheit in den bisherigen Wörterbüchern möglich sey, oder wie man den Schwierigkeiten abhelfen könne, welche darin dem Anfänger in der fremden Sprache jetzt zu oft aufstoßen. 7) Es wird sichtbar machen, wie man zwey Drittel des Papiers, der Arbeit und der Kosten, die man bisher auf Wörterbücher für drey Sprachen verwendet hat, ersparen könne. 8) Es wird die Fernsprechkunst ausüblich machen, so, daß Nachrichten und erforder-

liche

liche Befehle zwischen den Hauptstädten und Küsten gewisser Länder, zwischen den Heerführern und ihren zerstreut liegenden Truppen, zwischen dem Admirale und den Commandeurs der von einander entfernten Schiffe ꝛc. leicht, geschwinde, bestimmt und geheim überschickt werden können. 9) Es wird die Ausübung einer neuen Kunst möglich machen, deren Wirkung vielen nicht anders als wunderbar vorkommen kann, nähmlich die Ausübung der vereinigten Fern- und Allsprechkunst, oder Telephrasie, mittelst deren (die Einrichtung der telephrasischen Maschinen und Personen voraus gesetzt) ein Russe zu Petersburg, einem Deutschen zu Berlin, oder ein Däne zu Copenhagen einem Italiäner zu Neapel verständlich seine Gedanken, ehe ein Tag vergeht, sagen, und eine passende Antwort zurück erhalten kann, wenn gleich jeder von den vieren nur seine Muttersprache versteht. Dieses kann überdem auf eine so geheime Weise geschehen, daß ein fremder Beobachter der Signale, wenn er auch die vier Sprachen der Correspondenten verstände, und ihre 4 pasiphrasischen Bücher hätte, den Sinn der Correspondenz doch nicht zu entdecken im Stande seyn würde. 10) Endlich wird es das wunderbar scheinende Mittel begreiflich machen, wodurch jemand in einer fremden Sprache, nach erworbener geringer Kenntniß, von der Grammatik derselben, Briefe und Aufsätze schreiben kann, deren Worte und Redensarten dem Verfasser wenig oder gar nicht, aber dem Empfänger, der diese Sprache kennt, nebst ihrem Sinne, ganz verständlich sind.

Der übrige Theil der Schrift beschäftigt sich mit Hebung verschiedener von Sprachkennern zu erwartenden Einwürfe, und gibt Beyspiele von der Pasiphrasie, die man selbst lesen muß.

Jeder denkende Deutsche wird dem durchdachten Plane und dem Scharfsinne des Herrn Professors Wolke Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und sein um diesen Gegenstand sich erworbenes Verdienst ehren; ob gleich der Sprachkenner, besonders in Rücksicht der Idiotismen, und

in Bestimmung der Beugungen der Wörter, noch manche Schwierigkeit vorausseyn wird. Auch dürfte die große Kostbarkeit der Wörterbücher, die man haben müßte, dem gemeinen Gebrauche dieser Kunst Schranken setzen. Aber, wenn Hindernisse immer hätten abschrecken sollen: so würde nie etwas Großes geleistet worden seyn; sie müssen vielmehr den Geist zur kühnen Unternehmung spornen, dieß führt zu einem glücklichen Ziele.

Gefälliger erscheint jene Pasigraphie, welche von Sicard herausgegeben, im Jahre 1798 zu Paris erschien. Sie versichert nicht mehr als 12 Zeichen, Gammen genannt, zu bedürfen, wirklich ist dieses aber ein leeres Vorgeben, weil zu der Bezeichnung der Hülfsverben und einer Menge anderer Wörter und Begriffe, welche alle hier anzuführen zu weitläufig wäre, noch mannigfaltig geordnete Linien und Punkte erforderlich sind. Hieraus entstehen nothwendig noch mehrere Zeichen, so daß die ganze Summe derselben auf 160 steigt. Auch diese allgemein verständliche Sprache erfordert ein eignes Wörterbuch, das jedoch, vermöge seiner besondern Einrichtung, sehr compendiös ausfallen könnte; auch bedürfte sowohl derjenige, welcher sie schreibt, als der, welcher sie liesst, nicht mehr als eines einzigen solchen Wörterbuchs in seiner Muttersprache. Die Pasigraphie ordnet nähmlich die Wörter nach einem neuen Systeme. Sie theilt zuerst alle in 3 Hauptregister, und gibt dann jedem derselben Classen, und diesen wieder Unterabtheilungen. Jedes der genannten Register wird mit einer Gamme bezeichnet, so auch jede der Classen und Unterabtheilungen der Reihe nach. Ein Wort besteht folglich aus 3, 4 bis

5 Gammen, von welchen die erste das Hauptregister, die folgenden die Classen und Unterabtheilungen, die letzte das Wort selbst anzeigt. Diese Methode hat indessen auch ihre eigenen Schwierigkeiten, so daß die Pasigraphie auf diesem Wege schwerlich jemahls das werden möchte, als was sie angekündigt worden ist.

Ein anderer Versuch über die Pasigraphie ist der des Herrn Näther's, der mehrere Jahre über eben diesen Gegenstand nachgedacht hat, und sich durch die damit verbundenen Schwierigkeiten nicht abschrecken ließ, darauf zu sinnen, eine Art Charaktere und Zeichen ausfindig zu machen, welche die Sache so deutlich und leicht ausdrücken und vorstellen sollen, daß sie ein jedes Volk und jede Nation in ihrer Sprache lesen und verstehen kann. Seine Erfindung ist gänzlich von der des Sicard verschieden, dessen Methode Hr. N. wegen der mühsamen Vertheilung der zwölf Zeichen oder Gammen, in gewissen Columnen, und wegen der eben so beschwerlichen Aufsuchung und Zusammensetzung der zerstreuten Gammen, so wie die von Vater angegebene Verbesserung durch zwölf Zahlen statt der Sicardischen Gammen, nicht für praktisch anwendbar hält. Herr N. hat bey seiner Erfindung der pasigraphischen Zeichen sich bemüht, die Begriffe zu bezeichnen, die man sich von jeder Sache machen kann, ohne sich an irgend eine lebendige oder todte Sprache zu binden. Jeder hat bey diesen Zeichen einen und ebendenselben Begriff, welchen er in seiner Sprache kann. Die Charakterschrift ist bildlich, leicht und anschaulich, und hat daher vor andern Versuchen dieser Art in Hinsicht der leichtern Verständlichkeit den Vorzug.

Zum Beweise, daß diese neue Art von Pasigraphie praktisch anwendbar sey, hat Herr N. 20 Aufsätze von verschiedenem Inhalte in dieser Charakterschrift seinem Buche beygefügt, welche zugleich als Probe zum Lesen und Schreiben dienen. Die Charaktere sind mahlerisch, und stellen, soviel möglich, die zu bezeichnenden Gegenstände und Begriffe durch Abbildung dar; die Zeichen der Gegenstände sind also, soviel nur hat geschehen können, aus der Natur hergenommen, und folglich Naturcharaktere, und lassen sich daher dem Gedächtnisse auch leichter einprägen. Doch wird zu den Figuren keine große Zeichenkunst erfordert, wenn nur der äußere Umriß kenntlich ist, und mit einer scharfen Feder gezeichnet wird. Schon hieraus sieht man, daß es nach dieser Pasigraphie keine Buchstaben oder Sylbenworte gibt, sondern lauter solche Charaktere und Zeichen, welche ganze Worte bedeuten.

Bey anhaltendem Nachdenken ist es Hrn. N. endlich gelungen, eine sehr leichte Methode zu erfinden, alle nur mögliche Figuren gleich in Verba und andere Bedeutungen zu verwandeln, und durch alle Tempora sowohl active als passive sehr leicht und faßlich zu conjugiren.

Um die verschiedenen Veränderungen der Hauptwörter, ihre vermehrte oder verminderte Bedeutung, ingleichen die davon abgeleiteten Wörter zu bezeichnen, werden höchstens einige und zwanzig Unterscheidungs-Zeichen erfordert. Vermittelst dieser wenigen und einfachen Zeichen kann man declíniren, conjugiren, bejahen, verneinen, vergrößern, verkleinern, Wort-Charaktere von Stammwort-Charakteren ableiten, Zeitwörter und Nebenwörter selbst nach ihrem gehörigen Charakter bilden, und jedem Charakter seine

gehö-

gehörige Bedeutung geben. Wer dieses kann, verstehet zugleich einen ziemlichen Theil der Natursprach-Schreibekunst.

Um nicht sinnliche Begriffe leicht faßlich zu pasigraphiren, werden sinnliche Bilder und Charaktere bey abstrakten Begriffen zum Grunde gelegt, damit sie der Einbildungskraft, dem Gedächtnisse und Verstande leichter und faßlicher werden, und dann wird über den vorgezeichneten sinnlichen Charakter bloß ein Punkt gesetzt. Dieser über der Figur befindliche Abstraktionspunkt zeigt an, daß man die Figur weglassen, und dafür einen höhern Begriff denken muß, welcher unter derselben nur sinnlich vorgebildet worden ist. Z. B. wenn über der Figur eines Menschenkopfs ein Punkt steht: so zeigt es die menschliche Vernunft oder Verstand an. Die Nahmen der Bäume, Früchte, Thiere, Vögel, Fische, Kräuter und Gewürme, werden fast allemahl durch ihr eignes Bildniß pasigraphiret. Bey großen Thieren wird nur der Kopf mit dem Abstraktionspunkt bey dem fehlenden Theile gezeichnet. Bey den Kräutern werden Blatt, Blume, Samenbehälter und Wurzel, als sichere Unterscheidungszeichen einer jeden Pflanze, so deutlich als möglich angegeben. Alle Nomina propria schreibt der Verfasser auf die gewöhnliche Art mit lateinischen Buchstaben, desgleichen die Nahmen der Thiere und Gewächse, welche überall auf gleiche Art ausgesprochen werden, z. B. Caffee. Das Geschlecht wird nur bey lebendigen Geschöpfen, und zwar bey den weiblichen durch ein kleines Oval angedeutet. Die gewöhnlichen Zahlencharaktere werden, weil sie allgemein bekannt sind, beybehalten; die verschiedenen Eintheilungen der Zahlen in Ordinal-, Distributiv-,

Proportional-Zahlen u. s. w. werden durch Unterscheidungszeichen bemerkt. Die Nahmen der Monate werden durchgängig mit Zahlen geschrieben.

Zulezt hat Hr. N. eine beträchtliche Menge von Charakteren zur Bezeichnung der Nebenwörter, Vorwörter, Bindewörter und Zwischenwörter seiner Schrift beygefügt, nebst einer Zugabe von Wortcharakteren zur Uebung und Nachahmung. —

Diese Näthersche Methode ist nun allerdings ausführbar, und auch die beste von den bis jezt bekannt gemachten; allein sie behält gleichwohl noch so viele Schwierigkeiten, und die Sache ist an sich, da es doch immer eine Bilderschrift ist, so überaus unbequem, daß man sie wohl nie zur wirklichen Anwendung bringen wird.

Versuch einer ganz neuen Erfindung von Pasigraphie, oder: die Kunst so zu schreiben und zu drucken, daß es von allen Nationen in der ganzen Welt, in allen Sprachen, eben so leicht gelesen werden kann, als die Zahlencharaktere 1, 2, 3; in Form einer Sprachlehre oder Grammatik, nebst 20 pasigraphischen Uebungen, verfasset von J. Z. Näther. Görlitz, bey dem Verfasser. Zittau und Leipzig, 1805. XI. und 119 S. 8. nebst 3 halbe Bog. mit 11 Kupft. (20 Gr.)

Sonst sehe man noch

Pasigraphie und Antipasigraphie; oder über die neueste Erfindung einer allgemeinen Schriftsprache für alle Völker, und von Wolke'ns, Leipnitz'ens, Wilkins und Kalmar's pasigraphischen Ideen. Ein Versuch von J. S. Vater. Weissenfels bey Severin, 1799. 270 S. 8. mit 1 Kupf.

Die Pasigraphie. Stralsund, 1800. 1½ Bog. 8. *)

Pasi-

*) Die etwanigen weiteren Versuche über diesen Gegenstand werde ich im Art. Schreiben nachhohlen. Dieses glaubte ich hier vorläufig beybringen zu müssen, weil man die Pasigraphie als eine so ungemein wichtige und fast schon vollendete Kunst ankündigte.

Pasiphrasie, die Kunst, allen cultivirten Nationen seine Gedanken mittheilen zu können, ohne ihre Sprachen gelernt zu haben, welche aber noch zu den Problemen gehört. S. im vorstehenden Art.

Paspalum Linn., s. Pfannengras.

Pasquill, das, zunächst eine Schrift, worin man jemanden fälschlich ehrenrührige Handlungen Schuld gibt, besonders wenn man eine solche Schrift ohne seinen Nahmen bekannt macht; die Lästerschrift, Schmähschrift, Schandschrift. Die ungegründete Beschaffenheit der dem andern Schuld gegebenen dessen guten Nahmen aufhebenden Verbrechen, und nächst dem die Verschweigung des Nahmens des Verfassers sind die wesentlichen Unterscheidungsmerkmahle eines Pasquills im eigentlichen Sinne. In einem etwas weiteren Sinne begreift man darunter auch solche ohne oder unter falschem Nahmen öffentlich ausgestellte oder verbreitete schriftliche Aufsätze, Druckschriften, Gemählde, Kupferstiche ꝛc., welche eine, entweder nahmentlich angegebene, oder doch kenntlich gemachte Person, eines Verbrechens, zuweilen auch wohl nur unmoralischer, oder auch bloß lächerlicher Handlungen beschuldigen, oder auch nur ohne zu schmähen beissend die Wahrheit sagen. Daher der Pasquillant, jemand der Pasquille verfertiget und ausbreitet, und in weiterer Bedeutung ein jeder grober Verläumder, eine Person, welche andern auch unwahrer ehrenrühriger Handlungen beschuldigt; der Lästerer. Die Pasquinade, aus dem Italienischen Pasquinata, eine Lästerung, und in engerer Bedeutung, eine witzige Lästerung.

Alle diese Wörter stammen aus dem Italienischen, und dem daselbst in den neuern Zeiten geformten Lateinischen Worte Pasquillus her. Pasquin oder Pasquino ist der heutige Nahme einer verstümmel-

ten

ten und sehr unkenntlichen Bildsäule zu Rom nahe bey dem Platze Navone, an welche man ehedem alle nahmenlose Schmähschriften und beissende witzige Einfälle anzuheften pflegte. Die Bildsäule, von welcher man nicht weiß, was sie vorstellt, hat den Nahmen von einem witzigen Schneider Pasquino, welcher ehedem in ihrer Nachbarschaft wohnte, und in dessen Werkstätte sich die Liebhaber von Neuigkeiten versammelten, und daselbst alles Gute und Böse, was in Rom vorfiel, durchhechelten. Er starb, nachdem ihm sein boshafter Witz tausend Verdruß zugezogen hatte, und hinterließ der gedachten Bildsäule sowohl seinen Nahmen, als auch das Amt, dasjenige bekannt zu machen, was die witzigen Köpfe der Stadt gern bekannt machen wollen, ohne sich selbst zu erkennen zu geben. Gemeiniglich antwortet Pasquin auf die Frage, welche Marforio an ihn thut. Dieses ist eine andere eben so verstümmelte Bildsäule in einem von den Höfen des Kapitols, deren Nahmen so viel als Martis Forum bedeuten soll, wo sie ehedem gestanden hat.

In rechtlicher Hinsicht, wenn es darauf ankommt, die Strafbarkeit eines Pasquills zu untersuchen, macht es an sich keinen Unterschied, ob der Verfasser sich genannt oder seinen Nahmen verschwiegen habe. Eben so wenig verändert es die Natur der strafbaren Handlung, daß der Beleidigte nicht genannt, sondern nur durch individuelle Nebenumstände kenntbar gemacht worden ist.

In der Regel werden Pasquille für grobe Injurien geachtet und als solche geahndet, und der richterliche Verweis oder die sonstige zuerkannte Strafe werden auf Verlangen des Beleidigten und auf Kosten des Beleidigers öffentlich bekannt gemacht.

In dem allgemeinen Preußischen Landrechte sind darüber noch folgende nähere Bestimmungen enthalten. *)

Pas-

*) II Th. XX Tit. §. 618 — 627.

Pasquille, welche zwar nicht öffentlich verbreitet, aber doch durch Schuld des Verfassers im Publico bekannt geworden sind, sind als schwere Injurien anzusehen. Pasquille, welche auf Veranstaltung des Pasquillanten schon öffentlich angeschlagen oder verbreitet worden, sollen als der höchste Grad symbolischer Injurien an dem Verfasser bestraft werden. Die Schmähschrift selbst soll der Gerichtsdiener, in Gegenwart des Verfassers, und dreyer von dem Beleidigten gewählter Zeugen, vor dem versammelten Gerichte zerreissen, und mit Füßen treten. Hat der Verfasser sich nicht genannt: so soll das Pasquill, auf Verlangen des Beleidigten, durch den Henker auf öffentlichem Platze verbrannt werden. Drucker und Verleger solcher Schandschriften werden, wenn selbige ohne Censur gedruckt worden, dem Verfasser gleich bestraft. Eben diese Strafe trifft den schuldigen Drucker oder Verleger, wenn die Schrift zwar die Censur passirt ist; die ausgestrichenen Stellen aber wieder aufgenommen, oder neue Injurien eingerückt worden. Kann der Urheber des Pasquills nicht ausgemittelt werden: so wird die Strafe gegen den Drucker und Verleger doppelt. Der Censor, welcher den Druck einer Schmähschrift wissentlich gestattet hat, soll mit dem Verfasser gleiche Strafe leiden, und seines Censoramts entsetzt werden. Ehrenrührige Zeichnungen, Gemählde und Kupferstiche, welche öffentlich ausgestellt und verbreitet werden, sind als Pasquille anzusehen; und der Besteller wie der Schriftsteller, die Zeichner, Kupferstecher und Mahler aber, nach Beschaffenheit der Umstände, als Mitverbrecher oder Gehülfen zu bestrafen.

Sonst vergleiche man auch noch:

Link's kleine juristische Schriften. I. S. 63.
Wieland's Geist der peinlichen Gesetze. II. S. 213.
Von Soden's Geist der Criminalgesetze. III. Seite 53.
Dess. peinliche Gesetzgebung. II. S. 58.
Goeze's nützliches Allerley. IV. 46. 52.
Die Frage: Was ist ein Pasquill? Beantwortet aus der peinlichen Halsgerichtsordnung. Hamb. 1791. 8.
Hannöv. Magaz. 1790. Col. 1631.

Henning's Genius der Zeit. Nov. 1795, Seite 409.

Pasquillant, s. im vorstehenden Art.

Pasquinade, s. eben daselbst.

1. Paß, ein nur im gemeinen Leben, in einigen Gegenden besonders Niederdeutschlands übliches Wort.

1. Ein Maß, ein Ziel, ein Gewicht und ein abgemessenes Ding zu bezeichnen, doch nur in einigen Fällen. Daß der Zirkel ehedem diesen Nahmen geführt haben müsse, erhellet aus dem Franz. Compas. Jetzt heißt er im Holländ. und Nieders. Passer, von dem Zeitworte passen. Ehedem brauchte man es auch in einigen Gegenden für den Tact in der Musik, denn Apherdian hat die Redensart nach dem Passe tanzen. Der Wasserpaß ist in einigen Salzwerken das Gewicht des Gefäßes mit süßem Wasser bey dem Probieren der Sohle, gegen welches man eben so viele Sohle abwieget. Im gemeinen Leben hat man eine Art hoher Trinkgläser, welche von einem Raume zum andern mit Reifen versehen sind, welche Reifen, so wie der zwischen zwey Reifen eingeschlossene Raum nach Adelung's Behauptung ein Paß genannt werden, wogegen andere, besonders Nicolai *) bemerken, daß diese Gläser von ihrer hohen und engen Gestalt, so daß der innere enge Raum gleichsam einem Passe glich, ihren Nahmen hatten. Indeß scheint Adelung's Meinung wohl die richtigere zu seyn, indem man die Redensarten hat, ein Paßglas mit drey oder vier Pässen, einen Paß austrinken ꝛc. da denn auch wohl das Paßglas selbst ein Paß heißt. Diese Gewohnheit, die Trinkgeschirre in gewisse Theile oder Räume abzutheilen, ist alt.

Frisch

*) S. N. Berl. Monatsschr. Febr. 1807. S. 90—94.

Frisch führt eine Stelle aus Alberici Chronike in Leipniß'ens Accef. an, wo er sagt: Dunstanus episcopus in Anglia, ut potationem compatriotarum refrenaret, clavos aureos vel argenteos vasis infigi jussit, ut, dum quisque metam suam cognosceret, non plus subservіente verecundia vel ipse appeteret vel appetere cogeret. In den alten Statuten von Vercelli bey dem Du Fresne ist Passus und Pazellus eine Art eines unbekannten Maßes oder Gewichtes. Falsa pensa, heißt es daselbst, statera, passus, balancia, marchus. Im Holländischen ist Pass und Passe das Ebenmaß, die Symmetrie.

2. In engerer Bedeutung und ohne Plural, das rechte Maß, die rechte bequeme Zeit, wo es nur im Niederdeutschen und den verwandten nördlichen Sprachen mit einigen Vorwörtern gebraucht wird. Die Schuhe sind mir zu Paß, gerecht, haben das rechte Maß. Von Paß seyn, das rechte Maß haben. Zu Paß kommen, zur rechten Zeit. Das kommt mir recht zu Paß, zu gelegener Zeit, zu Statten. Ingleichen figürlich, der gehörige Zustand der Gesundheit und der Glücksumstände. Wohl zu Paß seyn, sich ganz wohl befinden, sowohl der Gesundheit als den Glücksumständen nach. Nicht wohl zu Paß seyn, sich nicht wohl befinden. Den Gegensatz enthält das Nebenwort unpaß.

Bey verschiedenen Handwerkern bedeutet passig eingegrabene oder getriebene Figuren habend, welches ein Hauptwort, Paß eine gestochene oder gegrabene Figur, voraussetzt. Wahrscheinlich liegt hierin die Abstammung dieses Wortes, indem es ehedem ein eingegrabenes oder geschnit-

schnittenes Mahl bedeutet haben mag, und es könnte in so fern zu dem Griech. πασσειν, stechen gehören.

2. Paß, ein aus dem Lat. Passus, der Schritt, entlehntes Wort.

1. Ein Schritt. 1) Eigentlich, wo es doch nur von einer gewissen Art des Ganges der Pferde üblich ist, welcher in einer zugleich geschehenden niedrigen Bewegung beyder auf einer Seite befindlichen Füße besteht, welche mit den andern wechseln; ein zwar bequemer und schneller, aber eigentlich fehlerhafter Gang, welcher auch der Paßgang, der Antritt, der Dreyschlag und der Zelt genannt wird. Im Ital. heißt er gleichfalls Passo. Einen Paß gehen. S. Paßgänger. Der halbe Paß ist eine Mischung von Trab und Paß. 2) Figürlich, ein Fall, ein Umstand, eine jede vorkommende oder vorliegende Sache; doch nur im gemeinen Leben. Ital. Passo. In diesem Passe mag es gut seyn, in diesem Falle.

2. Ein enger beschwerlicher Weg, besonders aus einem Lande in ein anderes, ehedem auch die Clause. 1) Eigentlich im mittlern Lat. Passus, im Ital. Passo, im Franz. Pas Der Paß aus Frankreich nach Italien. Alle Pässe besetzen. Einen Paß einnehmen. In der Schifferspräche wird auch eine Meerenge zuweilen ein Paß genannt. Daher heißt die Meerenge zwischen Frankreich und England in einigen Gegenden der Paß von Calais, Franz. le Pas de Calais. 2) Figürlich der Durchgang durch einen solchen Ort, und im weiterem Verstande, der Durchgang durch einen jeden Ort. Freyen Paß haben, freyen Durchgang, im gemeinen Leben. Jemanden den Paß abschneiden, verlegen,

legen, verhauen, ihn an dem Durchgange, an seinem Fortgange, an seinem Rückgange hindern. Einem den Paß öffnen. Im Ital. gleichfalls Passo.

3. Ein Freybrief zur ungehinderten Fortsetzung seines Weges; ein Paßport, im Oberdeutschen Paßbrief, Paßzettel, Schwed. Pals. Jemanden einen Paß geben. Einen Paß lösen, bekommen.

Ein Paß in diesem Sinne, oder ein Paßport, Franz. Passeport, ist genauer genommen ein auf Begehren schriftlich verfassetes glaubwürdiges Zeugniß von den Umständen und Absichten einer Person, die verreisen will, oder einer Sache, die versendet werden soll, mit Beyfügung eines Befehls, oder einer Bitte, dieselben zu befördern, wenigstens ihnen keine Hindernisse in den Weg zu legen. Damit ein solcher Paß glaubwürdig sey; muß er von dem Fürsten des Landes, oder der Obrigkeit, denen der Fürst solche Pässe auszufertigen Macht ertheilet hat, ausgefertiget und untersiegelt seyn. Sie müssen ferner die Personen oder Sachen, denen sie ertheilet sind, nach allen ihren Umständen deutlich beschreiben; und den Ort, wo sie abgegangen sind, und wohin sie gehen sollen, deutlich bestimmen. Sie gelten nicht weiter als auf die Zeit, welche ihnen bestimmt ist.

Dergleichen Pässe werden verschiedenen Personen und Sachen vieler Ursachen halber ertheilet: als 1) zu Kriegszeiten den reisenden Personen, ihren Sachen und Waaren, damit sie frey ungehindert und sicher ihren Weg fortsetzen können. 2) Zu Zeiten, wo an gewissen Orten unter den Menschen oder dem Vieh ansteckende Seuchen herrschen, sowohl den ersten als den

leßten, und den Waaren, damit sie aus Furcht, daß durch sie die ansteckende Seuche eingeschleppet werde, nicht aufgehalten werden. 3) Zu Befreyung der Personen, des Fuhrwerks, der Schiffe und Sachen, von Zöllen, Steuern und Accise; dergleichen bisweilen den Kaufleuten, insgemein aber den fremden Gesandten, den Ministern, Räthen und andern Bedienten eines Fürsten ertheilet zu werden pflegen. 4) Den Kaufleuten oder andern Personen, welche Waaren ein- oder ausführen wollen, deren Ein- oder Ausfuhr entweder für beständig, oder nur auf eine Zeitlang, verbothen ist. 5) Den Schiffern und ihren Schiffleuten, ihrem Schiffe und Waaren, wobey dieses zu merken ist, a) daß der Paß eines Schiffers den Nahmen desselben und des Schiffes, dessen Größe und Ladung, den Ort seiner Abreise und Bestimmung angeben muß; b) daß der Paß des Schiffsvolkes Nahmen, Ort, und die Stelle, wo und wie sie gedienet haben, nebst ihrer Aufführung enthalten muß; c) daß die Schiffer ihrem Schiffsvolke denselben ohne Ursache nicht verweigern, und d) auch keine Leute, ohne ihren Paß gesehen zu haben, annehmen dürfen; und e) daß solche ohne Entgeld ausgeliefert werden müssen. (Hanseerecht, Tit. IV. Art. I.)

Schiffe und Fahrzeuge, die mit solchen wichtigen Seepässen versehen sind, welche das Eigenthum Neutraler oder Freunde erweisen, zeigen sie, wenn sie in offener See, oder sonst wo angehalten werden, vor, und man läßt sie dann ungehindert fahren. Hierzu gehören auch die lateinisch ausgefertigten Seepässe, welche der Algierische Seeräuberstaat den mit ihm in Friede lebenden Seefahrern gibt, oder die der europäische

ropäische mit ihm in Freundschaft lebende Staat seinen Unterthanen mitgibt. Wer in England einen Mittelländischen Seepaß schmiedet oder nachmacht, oder einen von den Kommissarien der Admiralität ausgegebenen Paß verfälscht, wird als ein der Felonie Schuldiger bestraft.

In Holland heißen Binnenlandspässe, franz. Passeports du dedans, diejenigen Pässe, welche die Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute und andere Personen, die innerhalb Landes handeln wollen, zu nehmen schuldig sind.

Vorspannpaß, s. in V.

1. Passa ein hebräisches Wort, welches eigentlich Verschonung oder Vorübergang bedeutet, und durch die griechische Uebersetzung des alten Testamentes, wo es πασχα lautet, in die lateinische und deutsche Sprache gekommen ist, zunächst das Osterfest der Juden zu bezeichnen, welches zum Andenken der Verschonung von dem Würgengel bey dem Ausgange aus Aegypten gefeyert wurde. Hernach nannte man auch das christliche Osterfest Pasch, Paschen, Pascha, welcher Nahme noch in den gemeinen Mundarten sowohl Ober- als Niederdeutschlands üblich ist. Niedersächsisch Paasken.

2. Passa, eine unrichtige Schreibart für Pascha; s. 2 Pascha, oben, S. 666.

Passacaille, Passacaille, Ital. Passacaglia, ein Tonstück zum Tanzen, zu ernsthaft angenehmen, und sogenannten halben Charakteren. Der Takt ist $\frac{3}{4}$, und das Stück fängt mit dem dritten Viertel an. Es besteht aus einem Satz von acht Takten, die Bewegung ist sehr mäßig. Das Stück wird nach Art der Chaconne so gemacht, daß über dieselben Grundharmonien die Melodie vielfältig verändert wird; es verträgt Noten

von jeder Geltung. Man findet auch solche, die mit dem Niederschlage anfangen; und in Händels Suiten ist eine von vier Takten in geradem Takte. In Frankreich sind die Passacaillen in den Opern Armide und Isse sehr berühmt.

Passade, in der Reitkunst, der Hufschlag oder Weg, welchen ein Pferd macht, wenn es mehr als einmahl auf einem Erdreiche hin und wieder geht, und alle Mahl an dem Ende im Umkehren eine halbe Rundung macht. Es gibt aber verschiedene Passaden, als Passade d'un tems, wenn das Pferd im Umkehren nur ein Tempo nimmt. Passade de cinq tems, eine halbe Rundung, die am Ende einer geraden Linie gemacht wird, wo das Pferd mit der Hüfte inwendig fünf Tempo galoppirt, und wenn solches geschehen, wieder gerade fortgeht. Passades relevées, wenn die halben Volten mit Kurbetten gemacht werden. Passade fourieuse, dienet zum Duelliren. Wenn das Pferd in gerader Linie zum Ende kommt, macht man eine halbe Volte von drey Tempo, und galoppirt hernach gerade fort, bis zum Mittel der Passade, da läßt man das Pferd in voller Hitze laufen, bis zum Ende, wo man wieder einhält, und mit einer halben Volte umkehrt.

Passage, aus dem Franz. Passage, nach welchem Muster es im gemeinen Leben für die Durchreise, für die Stelle aus einem Buche gebraucht wird.

Passagen, vom Ital. Passaggio, sind Zierrathen der Melodien, wo auf einer Sylbe des Gesanges mehrere Töne hinter einander folgen, oder eine Hauptnote, die eine Sylbe vorstellt, durch sogenannte Diminution, oder Verkleinerung, in

mehrere verwandelt wird. In beyden Fällen aber müssen alle Töne der Passage die Stelle eines einzigen vertreten, folglich leicht und in einem ununterbrochenen Zusammenhange vorgetragen werden. Die Läufe bestehen aus mehreren Passagen über eine Sylbe.

Die Passagen werden entweder von dem Tonsetzer vorgeschrieben, oder die Sänger und Spieler machen sie selbst, wo der Tonsetzer nur eine Note gesetzt hat.

Passageinstrument, ein astronomisches Werkzeug, um damit einen Stern culminiren, das ist, durch den Mittagskreis des Ortes gehen zu sehen. Es heißt auch ein Mittagsfernrohr. S. dieses, Th. 92, S. 50.

Passagethermometer, ein Thermometer von Thompson's Erfindung, welches dazu bestimmt ist, den Durchgang der Wärme durch die Körper zu messen. S. im Art. Wärme.

Passagezoll, s. Fahrzoll, Th. 12. S. 119.

Passagier, 1. ein Reisender, eine reisende Person, ohne Unterschied des Geschlechts, aus dem Franz. Passager. Besonders eine Person, welche mit der Post reiset. Hierüber sehe man das weitere in den Artikeln Post, und Reise. 2. Ein junger Falke oder Habicht, welcher im ersten Jahre seines Alters, zur Zeit, wenn diese Vögel ihren Strich zu haben pflegen, nähmlich im September bis Dezember, gefangen wird, um ihn zu zähmen und abzurichten.

Passaglia, ein Tonstück von lebhaftem Charakter, welches aus lauter geschwinden Noten besteht.

Passamezzo, ein sanfter, langsamer, italienischer Tanz, der nur halb so viele Tritte oder Pas hat, als eine Gaillarde.

Passandeau, ein ehedem übliches französisches Geschütz, welches acht Pfund Eisen schoß und 15 Fuß lang war.

Passariello, eine Charakterrolle in der komischen Oper der Italiener; ein alter Geck aus Neapel, welcher albernes, nicht zusammen hangendes Zeug schwatzt.

Passatine, in Italien, eine Art Rosinen, die zwischen Narin und Terin im Kirchenstaate gewonnen werden.

Passato, in Genua, der Beynahme des alten Blättertabacks.

Passato, wurde vormahls, besonders von Kaufleuten in ihren Briefen gebraucht, und der zunächst verflossene Monath darunter verstanden.

Passatwind, in der Seefahrt und Erdbeschreibung, ein Wind, welcher in manchen Gewässern entweder beständig nach einerley Richtung weht, oder nur zu gewissen Zeiten einerley Richtung hat, dergleichen in den indischen Gewässern und auf dem stillen Meer sehr häufig sind; im Fr. Mousson. Der Nahme rührt nach Adelung's Vermuthung daher, weil man diese Winde abwarten muß, wenn man ein solches Meer passieren, d. i. durchsegeln will.

Passauer, weisser, auch gelber großer, sind Nahmen einiger Arten des Salates oder Laktukes.

Passauer Kunst, die vorgebliche Kunst, sich fest zu machen, daß Schuß und Hieb den Körper nicht verletzen können.

Die Sache an sich ist schon ein uralter Aberglaube; allein den Nahmen Passauer Kunst hat sie von dem Caspar Neithardt, einem Hersbrücker, erhalten, welcher 1611 Nachrichter in Passau war, und durch Anwendung dieser vorgeblichen Kunst Tausend feige Memmen in muthi-

muthige Krieger umschuf. Er machte nähmlich durch Austheilung mit Zaubercharakteren bezeichneter Zettel unter ein verzagtes Heer, das bey Passau stand, und in Böhmen einzufallen bestimmt war, diesem wieder Muth, weil er auf die Einbildungskraft der Leichtgläubigen zu wirken verstand. Hierdurch bekam diese sehr natürliche Zauberey Ansehn.

Noch immer glauben manche abergläubische Leute daran, daß es möglich sey, sich fest zu machen, welches doch keinem vernünftigen Menschen in den Sinn kommen wird, da natürliche Mittel, ausgenommen, wenn man den Körper unpanzert, dieses nicht bewirken können, und man heut zu Tage auf andere als natürliche Mittel eben keine Rechnung macht. Man hat unter andern noch das Beyspiel eines Soldaten, der vor nicht vielen Jahren glaubte und prahlte, er sey fest. Will sehen, sagte ein anderer; ladete seine Flinte und schoß nach ihm, und — todt war er. Als man seine Kleider durchsuchte, fand man einen papiernen Zettel eines Thalers groß darin eingenäht, welcher mit Kreutzen und unbekannten Wörtern beschrieben war *).

*) Mir fällt hierbey eine Geschichte von dem Starkmachen bey, die aber nicht so tragisch ablief, als diese. Ein Bauerknecht, der das Schicksal hatte, von seinen Cameraden oft geschlagen zu werden, gerieth zufällig einst mit einigen Studenten in ein Gespräch, und fragte sie um Rath, ob sie kein Mittel wüßten, sich stark zu machen, um bey den Faustkriegen nicht unter zu liegen. Die Studenten sagten, o ja! er sollte nur über 8 Tage wieder kommen; er müßte aber einen harten Thaler mitbringen, denn so viel kostete es. Der Bauerknecht fand sich ein und erhielt einen versiegelten Zettel, mit der Anweisung, diesen in seine Kleider zu nähen, ihn aber durchaus nie zu öffnen. Mit diesem Zettel bewaffnet griff er nun beherzt seine Gegner an, und wurde bald über alle Meister. Nach Verlauf eines Jahrs etwa konnte er der Begierde nicht lan-

Wie weit sich dieser Aberglaube ins Alterthum verliert, mögen nachfolgende Züge beweisen.

Constantin der Große ließ Nägel, die vom Kreutze Christi seyn sollten, in seine Sturmhaube und Pferdezäume einschmieden, um die Gefahren von sich wegzuwenden. Ehedem ließ man auch ein Jerusalemisches Kreuz auf die Waffen aller derjenigen stechen, welche das Grab Christi besuchen wollten.

Als Thetis sah, daß ihr Sohn, Achilles, sich nicht abhalten lasse, der Belagerung von Troja beyzuwohnen, ließ sie den Vulkan ersuchen, für den Achilles Waffen zu machen, welche aller menschlichen Gewalt widerständen, und Vulkan that es. Zuvor hatte sie seinen Körper aber schon durch Eintauchung in den Fluß Styx unverletzlich gemacht, so, daß sie der Ferse allein diesen Vortheil nicht verschafft hatte, weil sie ihren Sohn bey derselben hielt.

Ovid bemerkt in seinen Verwandlungen (Libr. XII. Fab. 6.) daß bey dem Trojanischen Kriege Cyanus, ein Sohn des Neptuns, von keinem Pfeil hätte verwundet werden können.

— — — Visum mirabile cunctis,
Quod juvenis corpus nullo penetrabile telo,
Invictumque ad vulnera erat, ferrumque terebat.

Die Griechen verwunderten sich darüber. Nestor erzählt ihnen eine ähnliche Geschichte. Cänis wurde von Neptun geschwächt; er verwandelte sie aber in eine Mannsperson, die von ungemeinen Leibeskräften, und dabey unverwundbar war. Dieser erschlug viele Centauren. Endlich weil kein

länger widerstehn, zu erfahren, was der Zettel wohl eigentlich enthielte. Er öffnete ihn, und las: H — t, wehre dich! — Mit einem Mahle war sein Muth gesunken, und er unterlag in Zukunft eben so, wie vorher, jedem Angriffe seiner mit Hülfe des Zettels besiegten Gegner. —

kein anderes Werkzeug wider ihn etwas ausrich-
ten konnte: wurde ihm ſo viel Holz auf den Leib
geworfen, daß er darunter erſticken mußte.

— — — ne ſaucius ullis
Vulneribus fieri, ferroque occumbere poſſet. &c.

Keyßler in Antiquitatibus Selectis Septentr. & Celticis p. 309. führt aus der Isländiſchen Edda einen Nordiſchen Helden, Balder, an, dem durch die Gunſt der Göttin Frygga weder eiſerne noch hölzerne Waffen etwas ſchaden konnten.

Auch ſchrieben, nach eben demſelben, die Nordiſchen Völker einem Beſprengen mit Waſſer die Kraft zu, feſt zu machen. Sie ſagen, wenn man einen jungen Knaben mit Waſſer beſprenge, ſo werde er nicht unter den Waffen ſterben.

Si tenerum puerum aqua adſpergam,
Non in armis occumbet,
Quamvis in aciem veniat,
Non cadet vir ille ferro.

Tacitus de mor. Germ. de Aeſtiis ſagt: Matrem Deum venerantur; inſigne ſuperſtitionis formas aprorum geſtant. Id pro armis omniumque tutela ſecurum Deae cultorem etiam inter hoſtes praeſtat. d. i. „ſie verehren die Mutter der Götter, und führen in ihren Fahnen das Bild eines wilden Schweines, wodurch ſie auch unter den Feinden ſich ſicher glauben.“

Ajax konnte nur an einem einzigen Orte, ſonſt aber an dem ganzen Leibe nicht verwundet werden. Als Herkules ſah, daß Telamon betrübt war, weil er keine Kinder hatte: bat er den Jupiter, daß er demſelben einen Sohn geben möchte, der eben eine ſo harte Haut, und eben ſo viel Muth, als der Nemäiſche Löwe hätte. Sein

Gebet wurde erhört. Nach der Geburt des Ajax besuchte er den Telamon wieder. Er ließ sich das Kind ganz nackend geben, und verhüllte es in die Haut des Nemäischen Löwen; und daher bekam der ganze Leib des Ajax eine solche Beschaffenheit, daß er nicht verwundet werden konnte, als nur an demjenigen Theile, welcher sich unter dem Loche, das in der Haut war, befand, wo Herkules seinen Köcher trug; (Scholiast. Homeri in Iliad. L. XXIII.) welches Ovid so erklärt, daß er nur auf der Brust habe verwundet werden können:

Dixit, & in pectus tum denique vulnera passum,
Qua patuit, ferro letalem condidit ensem.
Metam. L. XIII. v. 391.

Die Kriegsleute des Ziska, so erzählen die alten Chronisen, bekamen nach und nach bey ihren vielen Strapazen, und da sie ohne Gezelte unter freyem Himmel vielfältig sich aufhielten, und Wind und Regen ausgesetzt waren, einen solchen abgehärteten Leib und eine so dicke Haut, daß Säbel und kleine Kugeln wenige Wirkung auf ihren Leib hatten, und man sie daher für fest hielte. Dieses mag auch die Ursache seyn, warum die Alten den Achilles und den Ajax für fest ausgaben, weil sie ihre Körper zu den allerbeschwerlichsten Leibesübungen von Jugend auf gewöhnten. —

Einst glaubten die rebellirenden Russen, der heil. Nikolaus habe sie fest gemacht. Während der Abwesenheit Peter's I. wollte sich die Prinzessin Sophie auf den Russischen Thron schwingen, und schon glaubte sie sich mit Majestäts-Glanze umgeben. Das Volk, welches nur den nahen Purpur anstaunt, wurde leicht zum Wanken gebracht, besonders da auch die Popen die Losung zur Empörung gaben.

Gor-

Gordon, einer der Generale, näherte sich den Rebellen, und that alles, um sie zum Gehorsam zurückzuführen. Seine Bemühungen waren nicht ganz umsonst, nur baten sie sich bis den folgenden Morgen Bedenkzeit aus. Mit dem Anbruch des Tages sah er die Rebellen unter den Waffen, und ihre Kanonen gegen die Czaarische Armee gerichtet. Gordon läuft unter sie, bittet, flehet, drohet; allein statt der Stimme des Widerrufs höret er die tollkühnste Rede, daß sie ihn auf der Stelle niederhauen wollten, wofern er sich nicht plötzlich entfernen würde. Er geht ab; doch umwölkte sich seine Stirn noch nicht, sondern er behält die heitere Mine eines gütigen Vaters. Gordon und General Schein thun ihr Aeusserstes, um die Unglücklichen vom Pfade des Verderbens abzubringen, sie ersinnen eine List, indem sie zehn Kanonen nur mit Pulver laden, und dieselben, ohne Kugeln, auf sie losbrennen liessen, eben da die Rebellen in dem glühendsten Gebete zur glücklichen Ausführung ihres Vorhabens begriffen waren. Diese Blindschüsse hatten, statt sie zu schrecken, aber eine widrige Wirkung. Auf dieselben griffen sie schnell zu den Waffen, und versammelten sich bey ihren Fahnen; inzwischen bemerkten sie, daß nicht ein einziger durch die zehn Kanonenschüsse weder getödtet noch verwundet worden wäre. Muth! Brüder, riefen die Popen, welche sich diesen Zufall zu nutze machten; ihr sehet, daß ihr nicht verwundet werden könnet. Der heilige Nikolaus hilft euch, und weiset die Kugeln von euch weg. Zu rühmlich ist euer Vorhaben, als daß ihr dabey Schaden leiden könntet; und diese Rede begleiteten sie mit einer Menge von Zeichen des Kreuzes.

Muthig, als ob sie schon den Lorbeer in Händen hätten, liefen sie gegen die Czaarische Armee an, und gaben auf sie die erste Ladung. Jetzt läßt Gordon die Kanonen scharf laden und auf sie richten, und auch die ganze Armee Feuer geben, wodurch sie schaarenweise niedergeworfen werden. Wie vom Blitze gerührt fallen sie hin. Allenthalben zeigt sich das Gepräge der Verzweiflung, sie fliehen, und verwünschen ihren treulosen Anführer. Zu spät merken sie, daß sie verwundet werden können. — Das Morden auf dem Schlachtfelde und auf der Richtstatt ließ nicht eher nach, bis 12000 Menschen die Rache der beleidigten Majestät gefühlt hatten.

S. Reflexions d'un militaire sur l'utilité de la Religion pour la conduite des Armées. à Londres. 1759. p. 13.

In Calabrien verkaufen heut zu Tage alte Weiber noch häufig Mittel sich fest zu machen. Unter den Militärpersonen trifft man bisweilen noch einige an, die sich für fest halten, so wie auch Carl XII, König von Schweden diesen Glauben hatte, und im siebenjährigen Kriege noch viele Soldaten sogenannte Passauer Zettel trugen. Ein anderes Beyspiel hat man an dem Johann Hermann Simmen, welcher im 17ten Jahre Dragoner und im 2ten Preußischen Kriege preußischer Husar ward, wo er bis zum Wachtmeister stieg, und sich durch Entschlossenheit, Gegenwart des Geistes und Unerschrockenheit auszeichnete. Er war mit in dem Treffen bey Frankfurt an der Oder und Zorndorf, und bildete sich ein, fest gewesen zu seyn, und glaubte der 91ste Psalm habe ihn fest gemacht, den er immer im Handgemenge betete. Dieser unglückliche Mensch wurde in seinem 52-

sten

sten Jahre schwerer Verbrechen wegen aber hingerichtet *).

Der Gewehr-gerechte Jäger. S. 258.
Funk's natürliche Magie, S. 175.
Nicolai's Reise durch Deutschland ꝛc. II. S. 473.
Keller's Grab des Aberglaubens. V und VI Samml. S. 224—31.
Hennings von Beschützung des Körpers gegen Feuer und Wasser. S. 158.
Goeze Natur, Menschenleben und Vorsehung IV. S. 54.
Dessen Belehrungen ꝛc. S. 290.

Von dem Festmachen und der Beschwörung der Waffen, als einem militärischen Verbrechen, s. Th. 52, S. 364 fl. im Art. Kriegs- oder militärische Verbrechen und Strafen.

Passauer Säbel, s. im Art. Säbel.

Passauer Salat, s. Passauer und im Art. Salat.

Passauer Schmelztiegel, s. im Art. Schmelztiegel.

Passavant, ein Erlaubnißschein, den die Douane oder Mauth in Frankreich über etwas gibt; ein Passierzettel.

Passavolante, ein veraltetes franz. Geschütz, welches 16 Pfund Eisen schoß, und 8 Fuß lang war.

Paßbrief, s. 2. Paß, 3, oben, S. 689.

Passe, die, 1) in der Seefahrt, kleine Kanonen, welche statt der Laveten nur ein Gestell haben, von hinten geladen, und auf den Mastkörben, den hohen Theilen der Kastele, ingleichen auf Prahmen und Chaluppen geführet werden. Man hat ihrer auch auf Galeeren, welche nur 1½ Pf. schießen. 2) In den Mühlen, besonders Niedersachsens, ist es ein Werkzeug, vermittelst dessen die

*) S. dessen Biographie, oder das Leben des Joh. Herm. Simmen's, ein Beytrag zur Physiognomik und Menschenkenntniß, vom Jahre 1782. Gotha 1782. 95 S. 8. nebst dem Porträt des Simmen von Kaurdorf.

die Mühle zum Stillestehen gebracht wird, in welcher Bedeutung es ohne Zweifel von passen, warten, stille stehen, abstammt.

Passe-balla, Passe boulet, s. Kugellehre, Th. 54, S. 666. und im Art. Kanone, Th. 34, S. 372.

Passecaille, s. Passacaille, oben, S. 691.

Passee, das, aus dem Franz. Passée, bey den Perruckenmachern, so viel Haare, als man auf einmahl aus dem Packete ziehet und tressieret.

Passefins, taffentartige Schweitzer Bänder von verschiedenen Breiten, Sorten und Nummern. Die Manufactur zu Penzing ohnweit Wien liefert diesen Artikel in Nr. $1\frac{1}{3}$, $1\frac{1}{4}$, 2, 3, 4, 5 und 6; in Passefins Luis von Nr. 4, 5 und 6; ferner 8, 10 und 12. Diese und jene Stücke von 18 Wiener Ellen ꝛc. Schweitzer Passefins kommen besonders von Basel.

Passefins, Passementen, s. Borten.

Passe-fleur, s. Küchenschelle, Th. 54, S. 483.

Passeger, heißt ein Pferd im Schritte oder Trabe reiten, so daß es zwey Hufschläge macht, wobey die Hüften eben die Hufschläge machen als die Schultern.

Passelbeere, der Alpenjohannisbeerstrauch, Ribes alpinum L., s. im Art. Johannisbeere, Th. 30, S. 595.

Päßeln, ein Zeitwort, welches nur in den gemeinen Sprecharten einiger Gegenden, besonders Oberdeutschlands üblich ist, und kleine unerhebliche Hausarbeit thun bedeutet. Daher wird auch im Bergbaue jemand, der kleine geringe Arbeit verrichtet, ein Päßler genannt.

Passement, Borte, Kante, Schnur. Daher Passementirer, oder Posamentirer, ein Bortenwirker.

Passement, Beitze, Schwefel- oder Treibfarbe der Lohgärber, s. im Art. Leder, Th. 68, S. 73 fl.

Passementier, s. Bortenwirker, im Art. Borte, Th. 6, S. 246.

Passemour, ein veraltetes Geschütz, welches 16 Pf. schoß, und 18 Fuß lang war.

1. Passen, heißt unthätig, unwirksam seyn, ist aber nur in einigen Fällen üblich.

1) in einigen Spielen, besonders in Kartenspielen passet man, wenn man nicht Spieler ist, kein eigentliches Spiel unternimmt, sondern sich mehr leidentlich verhält. Franz. paller. In dieser Bedeutung wird es auch in den anständigen Sprecharten gebraucht.

2) Auf etwas warten, merken, und Acht haben, in welcher ganzen Bedeutung es nur im gemeinen Leben und in den niedrigen Sprecharten gebraucht wird. Ich habe hier schon lange gepasset, gewartet. Paß auf etwas geben, im Nieders. auf etwas merken, Acht geben. Besonders in einigen engeren Bedeutungen, indem es auf jemandes Befehle oder Worte warten, bedeutet. Auf jemanden passen, auf dessen Befehle warten, dessen Worte und Ermahnungen befolgen.

Dieses Wort ist wahrscheinlich von dem Worte Pause entlehnt und in Paß verderbt worden.

2. Passen, ein Zeitwort, welches zu dem Hauptworte 1. Paß gehöret, und in doppelter Gestalt üblich ist.

1) Als ein Activum. a) Messen, besonders mit dem Zirkel messen, der daher im Nieders. der Passer heißt. In diesem Verstande wird es nur im Niedersächsischen gebraucht; indessen hat

hat das Ital. passare und compassare, und das Franz. compasser, eben dieselbe Bedeutung. b) Eine Sache der Größe nach einem andern Dinge gemäß machen; nur im gemeinen Leben. Der Deckel ist auf den Topf gepasset. Das Kleid ist auf meinen Leib gepasset.

2) Als ein Neutrum, im Maße zutreffen, das gehörige Maß haben, angemessen seyn; gleichfalls nur im gemeinen Leben. Die Schuhe passen mir nicht. Das Kleid passet sehr gut. Es muß auf ein Haar passen. Der Deckel hat nicht auf den Topf gepasset. Ingleichen figürlich, sich schicken, fügen, angemessen seyn. Das passet nicht hierher. Diese Stelle passet nicht auf unsern Satz. Im Nieders. bedeutet es überdieß noch gefallen, anständig seyn. Den Dieben passet alles. Das paßt mir nun so, gefällt mir so. Imgleichen sich fügen, sich zutragen. Das kann sich wohl einmahl passen.

Passe parole, im Militärwesen, ist ein Commandowort, welches vorn an der Spitze eines Heeres gegeben wird, und von einem Munde zu dem andern geht, bis es die hinterste Abtheilung eines Heeres erreicht.

Passe par tout, ein Haupt- oder Capitalschlüssel, womit man alle Zimmer eines Hauses aufschließen kann.

Auch versteht man hierunter einen Holzschnitt oder Kupferstich, welcher die Gestalt eines Rahmens hat. Die leere Mitte dient dazu, eine andere gestochene Figur, eine Zeichnung oder Gemählde, oder was man sonst will, darein zu fassen. Man gibt ihnen diesen französischen Nahmen, weil sie sich zu allem schicken, was man auch hinein setzen will.

Passepied. Ein Tonstück zum Tanzen, das zwar in seinem Charakter mit der Menuet übereinkommt, aber eine munterere Bewegung hat. Der Takt ist $\frac{3}{8}$, und die Sechszehntel sind die geschwindesten Noten, die es verträgt. Die Einschnitte sind wie in der Menuet, die im Auftakte anfängt. Das Stück besteht aus zwey oder mehr Theilen von 8, 16 und mehr Takten; aber ihre gerade Anzahl muß wieder in zwey Hälften von gerader Zahl seyn. Die Theile können in verschiedene, dem Hauptton nahe verwandte Töne schließen. Ihr Charakter ist eine reizende, aber edle Munterkeit. Man unterbricht die Melodie oft mit einem Takte von drey Viertelnoten, der aber im Rhythmus für zwey gezählt wird. Bisweilen folgt auf das Hauptstück, das in der großen Tonart gesetzt ist, ein zweytes, das denn die kleine Tonart hat, weswegen es die Franzosen passe pied mineur nennen, auf welches das erste, das alsdann passe-pied majeur heißt, wiederhohlt wird.

Passe pierre, Crithmum maritimum Linn s. Meerfenchel, im Art. Fenchel, Th. 12, S. 554.

Passe pomme etc. s. im Art. Malus, Th. 83, S. 242—43.

Passeport, Paßport, s. 2. Paß 3, oben, S. 689.

1. Passer, 1) im Niedersächs. eine Benennung des Zirkels; s. oben, S. 686. 2) So viel als Paßform.

2. Passer, so nennen die Holländer, welche in Ostindien wohnen, alle diejenigen Orte, wo Markt gehalten wird, und welche die Indier Bazar nennen, von welchem Worte das Holländ. Passer ohne Zweifel entlehnt ist.

Passer, Fringilla domestica L., s. Sperling.

Passer canarius, s. Canarienvogel. Th. 7, S. 576.

Passer laevis, Passer marinus, s. Scholle.

Passerage, Pfefferkraut, 1) Lepidium latifolium Linn., s. breitblätterige Kresse, Th. 48, S. 627. 2) Passerage sauvage, Lepidium Iberis Linn., s. Gichtkresse, im Art. Kresse, eben daselbst, S. 633. 3) Cardamine pratensis Linn., s. Geruchblume, Th. 16, S. 486.

Passereau, Fringilla domestica Linn., s. Sperling.

Passeries, nennt man in Frankreich einen gewissen Handlungstraktat, der ehedem auch sogar in Kriegszeiten zwischen den spanischen und französischen Frontaliers, das ist, zwischen den Unterthanen beyder Staaten, die auf den Grenzen an dem pyrenäischen Gebirge wohnen, beobachtet wurde, als welchen zu allen Zeiten erlaubt war, durch die in dem Traktate ausgedrückten Pässe und Wege mit einander zu handeln. Die privilegirten Wege sind unter andern zu Daula, Salan und Marlelat. Der Ursprung dieses Tractats oder dieser Convention ist nicht bekannt. So viel ist gewiß, daß alle französische Könige von Carln VII an, die Frontaliers in diesem Privilegio bestätigt haben.

Passerille, s. Rosine.

Passerina, eine Pflanzengattung, welche im Deutschen Vogelkopf heißt. Auch wird der Same der hohen Esche, Fraxinus excelsior L. so genannt. S. im Art. Esche, Th. 11, S. 534.

Passerine, s. Rosine.

Passe-rose, 1) ein Nahme der Rosenpappel, Althaea (Alcea Linn.) rosea, s. oben, S. 374. 2) Ein Nahme der Gattung Lychnis, s. Th. 82. S. 95 fl. 3) Eine Art der Ranunkeln; s. im Art. Ranunkel.

Passe satin, Coronilla argentea Linn., s. im Art. Peltschen.

Passe-

Passestrich, bey dem Ballspiele, ein schwarzer Strich, der auf dem Fußbogen gegen die Grille, la Grille, hin gezogen ist, und diesen Nahmen bekommt, weil das Serviren ungültig ist, und wiederhohlt werden muß, wenn der Ball darüber hinaus fällt, wo dann der Marqueur ruft: passe!

Passette, s. Passierhaken.

Passe-velours, eine Sorte der Pflaumen; s. im Art. Pflaume. Auch ein Nahme der Gattung Amaranthus; s. Th. 1, S. 602.

Passe-vin, ist ein kleiner Apparat, der aus zwey gläsernen über einander stehenden hohlen Kugeln besteht, welche durch eine kleine Röhre mit einander verbunden sind. Thut man in die unterste Kugel Pontak, und in die oberste Wasser, so tritt jener in kurzer Zeit in die oberste, dieses in die unterste Kugel.

Passe volant, 1) ein auf der Post nicht eingeschriebener Passagier, ein sogenannter Blinder. 2) Ein Nahme, den ein Capitain bloß auf der Musterrolle führt, aber keinen Mann desselben Nahmens unter der Compagnie hat, daher seinen Sold einsteckt; oder, wenn es zur Untersuchung kommt, nur einstweilen einen Mann dazu dinget, um die Stelle auszufüllen, der aber nicht zur Fahne geschworen hat und keine Dienste thut. In Frankreich wurden solche Passevolanten, wenn die Sache ernsthaft zur Sprache kam, vordem mit einer Brandmarke auf die Backe gezeichnet.

Passewan, sind die Feuerwächter in den Stadtvierteln zu Konstantinopel. Sie müssen in ihrem Bezirk auf das Feuer Achtung geben, und laufen mit großen mit Eisen beschlagenen Stökken herum, schlagen damit auf das Pflaster und

wecken, bey entdecktem Feuer, die Leute auf, indem sie schreien: Yangenwar! (es brennt!) und zugleich das Viertel anzeigen, wo das Feuer ausgekommen ist.

Paßform, bey den Kattundruckern, zusammen gesetzte, oder zusammen gepaßte Formen, deren zuweilen zwanzig und mehr kleine zusammen gesetzt werden, die verschiedene Ranken und mancherley Farben der großen auszufüllen. S. im Art. Formschneider, Th. 14. S. 404.

Paßgang, der Paß eines Pferdes, der Zelt.

Paßgänger, Franz. Cheval de pas, ein Pferd, welches den Paß geht, ein Zelter. S. im Art. Pferd, da wo von den Fehlern der Pferde die Rede ist.

Eine Art schottischer Pferde, die einen noch sanfteren Paß gingen, als die englischen Zelterpferde, nannte man ehedem Hobin.

Paßglas, s. unter 1. Paß, oben, S. 688.

Paßgurte, eine dreyfache, von gutem Hanf gedrehete Schnur, deren sich die Buchbinder bey dem Schnüren der Bücher bedienen.

Passieren, aus dem Franz. paller, kommt nur im gemeinen Leben vor:

1. Als ein Neutrum, mit dem Hülfsworte seyn, für reisen, wandern, gehen. 1) Ueberhaupt, wo es mit verschiedenen Vorwörtern gebraucht wird. Durch einen Ort passieren, durch denselben reisen. In die Stadt passieren, in die Stadt reisen. Ueber einen Fluß passieren, setzen. Vorbey passieren. Wo es denn auch ohne Vorwort mit der vierten Endung gebraucht wird. Einen Ort passieren, durch denselben auf seiner Reise kommen. Daher die Zusammensetzungen durchpassieren, einpassieren, auspassieren. 2) In engerer Bedeutung, seine Reise,

Reise, seinen Weg fortsetzen. Eigentlich, er kann passieren, er kann seinen Weg fortsetzen. Einen Reisenden, einen Wagen, eine Waare nicht passieren lassen, sie auf dem Wege anhalten. Figürlich, das kann passieren, ist erträglich, mittelmäßig. Das laß ich passieren, das laß ich gelten, dawider habe ich nichts einzuwenden. Für etwas passieren, gehalten werden. Er passieret für einen ehrlichen Mann. Geschehen, sich zutragen. Was passieret neues?

Bey den Köchen heißt passieren oder einpassieren, wenn etwas in Butter oder Fett abgeschwitzt, oder mit denselben bestrichen, oder durch dergleichen gezogen wird. Außerdem aber gebraucht man dieses Wort auch von dem zu einer Speise öfters gewöhnlichen Zugehör; daher pflegt man zu sagen, eine Schöpskeule mit einpassiertem Knoblauch; Schinken mit einpassierter Salbey; Kalbfleisch mit einpassierten Morcheln, Gurken ꝛc. Bey den Webern heißt passieren, die Kettenfäden in die Schäfte, Harnisch und das Blatt einziehen und einlesen. Bey den Seidenwirkern geschieht dieses vermittelst eines dünnen messingenen Werkzeuges, Passierhaken oder Nadel genannt.

Scösse passieren heißt bey dem Fechten, wenn man nach dem Streifen mit beyden Füßen, mit geschlossenem Leibe gegen den Leib des Gegners vorrückt, damit man, wenn erst seine Spitze vorbey gegangen ist, und ehe er seine Klinge zurück ziehen kann, unterrücken, dessen Gefäß ergreifen, oder wenn die Klinge verfehlt ist, ihn zu Boden werfen könne.

2. Als ein Activum, passieren machen, d. i. zubringen, doch nur in den niedrigen Sprecharten, besonders von der Zeit und dem menschli-

chen Leben. Die Zeit passieren, mit etwas zubringen. Die Zeit mit Lesen, Spielen passieren. Sein Leben mit Herumreisen passieren.

Passierhaken, Passette, Passiernadel, bey den Seidenwirkern, ein sehr dünnes messingenes Instrument, wie ein schmahles Messer, vorn mit einem Einschnitte oder Haken, womit man bey dem Einpassieren der Kettenfäden in die Schäfte dieselben durchziehet. Das Werkzeug hat einen hölzernen Griff. Eine Person steckt die Passette durch das Auge der Latze, und eine andere hängt in den eigentlichen Haken der Passette den Kettenfaden, welchen die erste Person alsdann durch das Auge des Schaftes durchzieht. Eine andere Passette, die auch die Rietpassette heißt, ist gleichfalls von Messing, vorn aber abgerundet, damit sie bey dem Einpassieren der Kettenfäden in das Rietblatt nicht die Riete oder Rohre des Blattes verletze. Eine Person steckt diese Passette zwischen zwey Rohre des Blattes, die andere legt gleichfalls die Kettenfäden in den Haken der Passette, und die erste zieht also die Fäden zwischen die zwey Riete durch.

Passiernadel, s. den vorstehenden Artikel.

Passierzettel, Freyzettel, ein Paß für Menschen und Waaren, besonders für letztere, ein Zettel, vermöge dessen eine Waare oder ein Fuhrwerk ungehindert passieren, oder den Weg fortsetzen kann. Er wird besonders in Rücksicht der Befreyung der sonst schuldigen Gebühren, als Zoll, Licent, Geleite, Accise ꝛc. ertheilt.

Palliflora, s. **Passionsblume.**

Passig, nur bey einigen Handwerkern üblich, wo es figurirt, d. i. mit erhabenen oder vertieften Figuren oder auch nur Zügen versehen bedeutet,

und

und dem glatt entgegen gesetzt wird. Passig drehen, figurirt, bey den Drechslern. Bey den Zinngießern ist passig, kraus oder gerippt gearbeitet, nach Art des Silbergeschirres. Eine passige Kaffeekanne, eine gerippte. Bey 1. Paß, oben, S. 687. ist schon angemerkt worden, daß sich dieses Wort auf die eingegrabenen oder eingestochenen Figuren zu beziehen scheine, wovon sich auch in andern Sprachen Spuren finden. Im Ital. ist passare und im Franz. passer durchstechen, durchstoßen, durchpressen.

Passio coeliaca, eine Art des Durchlaufs bey Menschen, wo der aus den Speisen verdauete Milchsaft mit fortgeht. S. im Art. Durchlauf, Th. 9, S. 753.

Passio iliaca, s. Darmgicht, Th. 8, S. 744.

Passion, ein aus dem Lat. Passio entlehntes und im gemeinen Leben 1) für körperliche Schmerzen und unangenehme Empfindungen übliches Wort. Besonders gebraucht man es von dem Leiden Christi, von der Zeit, in welcher das Andenken desselben gefeyert wird, und welche auch die Fasten heißt, imgleichen von der Geschichte und dramatischen Vorstellung desselben. 2) Heißt es so viel als Leidenschaft, oder eine starke Liebhaberey für etwas, woher man auch passionieren, für sich erhitzen, in leidenschaftliche Hitze gerathen, und für etwas passioniert seyn, für etwas leidenschaftlich eingenommen seyn, sagt.

Passionarium, s. Martyrologium, im Art. Märterer, Th. 85, S. 75.

Passionieren, s. im Art. Passion.

Passionsblume, Passiflora, der Nahme einer Pflanzengattung, in deren Blüthentheilen man ehedem alle bey dem Leiden Christi gebrauchte Werkzeuge zu erblicken glaubte. Diese Gattung wur-

de von Linné in die 4te Ordnung der 20sten Classe seines Pflanzensystems (Gynandria Pentandria) geordnet; Schreber und Willdenow versetzen sie aber in die 2te Ordnung der 16ten Classe (Monadelphia Pentandria) Alle bis jetzt bekannte Arten wachsen in den verschiedenen Theilen von Amerika, und den anliegenden Inseln. Die Zahl derselben ist durch die Entdeckungen in den letzteren Jahren schon bis auf 46 angewachsen, wozu nun noch diejenigen kommen, welche der Herr Alexander von Humboldt mit seinem Reisegefährten, Herrn Bonpland, auf der fünfjährigen Reise in Amerika entdeckt hat, deren Beschreibung in den nächsten Jahren zu erwarten steht. Da mehrere Arten dieser Gattung durch ihre Früchte ungemein nutzbar werden, andere als Zierblumen in den Lust- und Blumengärten beliebt sind: so muß ich hier die vorzüglichsten derselben etwas näher charakterisiren.

Der Kelch dieser Gattung ist fünftheilig und gefärbt. Die Blumenkrone hat fünf Blumenblätter, welche dem Kelche eingefügt sind.

Die Staubfäden sind in fünf Partien zusammen gewachsen, wogegen die weiblichen Befruchtungstheile aus drey Griffeln bestehn. Die Frucht ist eine gestielte Kürbisfrucht. Die Honiggefäße bilden eine Haarkrone *).

Die Früchte der Passionsblumenarten, welche von den Spaniern Granadilla und von den Fran-

*) Viele haben die Theile der Blume dieser sehr ausgezeichneten Gattung sehr unrichtig beschrieben. Der Theil, welchen die mehrsten sonst den Kelch (calyx) nannten, ist die Blumenhülle (involucrum). Der eigentliche Kelch ist fünftheilig und die Lappen sind gemeinhin unter der Spitze mit einem kleinen weichen Stachel versehn. Die fünf Kronenblätter (petala) sind den Kelchlappen eingefügt. Einigen Arten, z. B. Passiflora tuberosa, minima etc. fehlen die Blumenblätter.

Franzosen Pomme de Lianne genannt werden, sind an Größe und Farbe verschieden; kommen aber darin mit einander überein, daß sie ein mehr oder weniger dünnes, zähes, gallertartiges Fleisch enthalten. Bey manchen Arten sind sie gar nicht eßbar, bey andern nicht sonderlich, bey noch andern aber außerordentliche Leckereyen. Diese werden auf die Art wie weich gekochte Eyer bey uns gegessen: man macht an einem Ende eine Oeffnung und saugt das Fleisch heraus. Meist sind sie säuerlich süß von Geschmack, und so angenehm und erquickend, daß die Kranken besonders sehr viel Behagen daran finden.

Die Gewächse selbst gehören zu den Lianen, die entweder an dem Boden fortkriechen, oder sich um die Bäume in die Höhe schlingen.

* Mit ungetheilten Blättern.

1. Sägeblättrige Passionsblume. Passiflora *serratifolia*, foliis ovatis venosis subserrulatis, petiolis biglandulosis, involucro triphyllo. Willd. Spec. Plant. Tom. III. P. I. p. 606. Jacq. Hort. Vind. tab. 10. Cavan. diss. x. p. 452. t. 279. Granadilla americana folio oblongo leviter serrato, petalis ex viridi rubescentibus. Mart. Cent. 36. t. 36.

Dieses Gewächse, welches man, nebst den meisten übrigen dieser Gattung, auch in Europa in Gewächshäusern zieht, ist ursprünglich in Surinam zu Hause, und hat einen runden, harigen, perennirenden Stengel, welcher sich um die benachbarten Körper herumwindet, und mit gestielten, eyrund-lanzenförmigen, fein sägenartig gezähnten Blättern besetzt ist. Die Blumenblättchen sind in der Mitte purpurroth und an

den Enden gelblich grün, die Staubbeutel sind unten gelb und oben weißlich. Die Früchte sind angenehm, süß und eßbar. Die Blumen haben eine dreyblätterige Hülle.

2. Bleiche Passionsblume. Passiflora *pallida*, foliis ovatis integerrimis triplinerviis venosis, petiolis biglandulosis, floribus apetalis, involucro nullo. Willd. l. c. Passiflora foliis indivisis, ovatis; integerrimis; petiolis biglandulosis. Linn. Syst. veg. p. 684. Sp. pl. 1355. Amoen. acad. 1. p. 218. f. 2. Clematis Indica alia, flore minore pallido. Plum. Amer. 74. t. 89. Clematis Murucuja Pyriformis minor. Moris. Hist. 3. p. 7. S. 1. t. 2. f. 4. Granadilla Androsaemi folio, fructo Jujubino. Tournef. inst. 241.

Diese Art ist in Dominique und Brasilien zu Hause; und hat auch einen Stengel der sich windet. Die Blätter sind eyrund, ungetheilt und ungezähnt, mit drey Rippen und Adern durchzogen. Ihre Kelche sind klein und blaßgelb oder weißlich; und die Früchte roth und birnförmig. Nach Oldendorp's Beschreibung sind die Früchte so groß wie ein Hühnerey, sehr süß, wohlschmeckend und gesund. Der Nektarkranz der Blumen ist sehr kurz.

3 Kupferfarbene Passionsblume. Passiflora *cuprea*, foliis ellipticis integerrimis obtusis trinerviis, petiolis eglandulosis, involucro nullo. Willd. l. c. p. 607. Passiflora foliis indivisis, ovatis, subintegerrimis; petiolis aequalibus. Linn. Syst. veg. pag. 684. Sp. pl. 1355. Amoen. acad. 1. pag. 219. f. 3. Mill. Dict. n. Jacq. Ic. rar. III. t. 606. Coll. III. p. 168. P. foliis ovatis ciliatis, corolla decemfida, corona simplici brevi rigida.

da. Cavan. diss. x. d. 448. Granadilla flore cupreo fructu Olivaeformi. Dill. Elth. 165. t. 138. f. 165. Granadilla Americana, fructu subrotundo, corolla floris erecta, petalis amoene fulvis, foliis integris. Mart. Cent. 37. t. 37. Granadilla foliis Sassaparillae trinerviis, flore purpureo, fructu Olivaeformi, caeruleo. Catesb. Cap. 2. pag. 93. t. 93.

Diese Art wächst auf der Insel Providence und auf den Bahamischen. Sie hat dünne, in die Höhe steigende, dreyeckige Stengel, die an jedem Gelenke Gabeln haben, womit sie sich an alle benachbarte Körper anhängen, und solchergestalt aufrecht erhalten, und zwölf bis vierzehn Schuh hoch werden; diese sind mit dicken, steifen, länglich-eyrunden Blättern besetzt, welche der Länge nach drey am Ende zusammen laufende Rippen haben, hellgrün, ungefähr zwey Zoll lang, und einen Zoll breit sind, und auf dünnen, einen Zoll langen Stielen stehen, und mit einer weichen Spitze versehn sind. Auf jeder Seite der mittelsten Blattrippe befinden sich 4—6 Punkte. Die Blumen stehn in den Winkeln der Blätter, auf dünnen, einen Zoll langen Stielen; öffnen sich des Abends, und haben eine schöne rothgelbe, oder feuer- oder kupferrothe Farbe, und einen sehr kurzen safrangelben Nektarkranz; die Säule, worauf der Fruchtknoten steht, ist sehr lang. Die Früchte sind ungefähr so groß wie ein Sperlingsey, olivenförmig, und von einer purpurrothen oder dunkelblauen Farbe.

4. Lindenblätterige Passionsblume. Passiflora *tiliaefolia,* foliis cordatis integerrimis venosis, petiolis eglandulosis, involucro triphyllo. Willd. l. c. Passiflora foliis indivisis, cor-

cordatis, integerrimis, petiolis aequalibus. Linn. Syst. veg. p. 684 Sp. pl. 1355. Amoen. acad. 1. p. 219. f. 4. P. foliis indivisis cordatis acutis integerrimis, petiolis nudis, stipulis ovato-acutis. Cavan. diss. x. p. 455. t. 285. Granadilla Pomifera, Tiliae folio. Fewill. Peruv. 2. p. 720. t. 12.

Diese Art entdeckte Fewille zu Lima in Peru. Ihr Stamm ist ohngefähr einen halben Zoll dick, und zertheilt sich in verschiedene dünne Ranken, welche mit ihren Gabeln längs den Bäumen hinaufklettern; die Blätter sind fast wie die Lindenblätter gestaltet, dünne und auf beyden Seiten hellgrün, ungefähr fünf Zoll lang und vier Zoll breit, und stehn auf zwey Zoll langen Stielen. Die Blumen sind schön carmoisinroth mit einem weissen Bande oder Ringe. Die Frucht hat die Größe eines mittelmäßigen Apfels, und ist rund, dritthalb Zoll dick, auswendig roth und gelb, inwendig aber weiß, und enthält unter einer ziemlich dicken Schale eine Menge Samen in einer wässerigen oder saftigen Substanz von einem süssen Geschmack. Frezier fand diese Frucht sehr kühlend und erfrischend. Wahrscheinlich ist dieses dieselbe Frucht, welche W. Bayer *) zu den vortrefflichsten Früchten in Peru zählt, und ihr eine herzstärkende Eigenschaft beylegt, vermöge deren sie selbst Kranken vortheilhaft sey.

5. Apfeltragende Passionsblume: Passiflora *maliformis*, foliis oblongo ovatis cordatis triplinerviis venosis integerrimis, petiolis biglandulosis, involucro triphyllo flore majore. Willd. l. c. p. 608. Passiflora foliis indivisis, cordato-oblongis, integerrimis; petiolis

*) Reise nach Peru. S. 94 ff.

tiolis biglandulosis; involucris integerrimis. Linn. Syst. veg. p. 684. Sp. pl. 1355. Amoen. acad. 1. p. 220. f. 5. Mill. Dict. n. 15. Jacq. Hort Schoenb. II. p. 27. t. 180. Passiflora foliis cordato-oblongis integerrimis, floribus solitariis, involucro tripartito integerrimo. Roy. Lugdb. 261. Clematis Indica latifolia, flore clavato, fructu Maliformi. Plum. Amer. 67. t. 82.

Diese Art wächst in Dominique und auf der Schildkröteninsel. Sie hat einen dicken, grünen, dreyeckigen, in die Höhe steigenden Stengel, der an jedem Gelenke dünne Gabeln hat, die sich an die benachbarten Büsche und Hecken hängen, und sich dadurch in der Höhe erhalten, und solchergestalt funfzehn bis zwanzig Schuh hoch werden. An jedem Gelenke steht auf einem kurzen Stiel ein großes, herzförmiges, dünnes, hellgrünes Blatt, welches einen halben Schuh lang, in der Mitte vier Zoll breit, und am Ende scharf zugespitzt ist. Sowohl die Blattstiele und Blumenstiele, als die Gabeln, sind an der Basis mit zwey großen Blattansätzen oder Oehrlein versehn und umfaßt. Die Blumen wachsen einzeln auf sehr langen Stielen, die, wie die Blattstiele, in der Mitte zwey kleine Drüsen haben. Die Blumen sind groß, und haben eine Hülle von drey weichen, sammetartigen Blättern, deren Farbe blaßroth, und mit einigen hellrothen Streifen schattirt ist; die Blumenblättchen sind weiß, und die Strahlen des Nektarkranzes blau. Auf die Blume, welche, wie bey den übrigen Arten dieser Gattung, von kurzer Dauer ist, folgt eine rundliche, oben gleich einem Apfel mit einem eingedrückten Nabel versehene Frucht, welche so groß wie ein großer Apfel, und reif

von

von gelber Farbe ist, und unter einer sehr dikken Schale ein süsses Fleisch mit vielen langen, flachen, rauhen, braunen Samen enthält; man speiset sie in Amerika zum Nachtisch.

6. Viereckige Passionsblume. Passiflora *quadrangularis*, foliis oblongo-ovatis subcordatis integerrimis venosis, petiolis sexglandulosis, stipulis subrotundo-ovatis, involucro triphyllo, caule membranaceo tetragono. Willd. l. c. p. 608. Ait. kew. III. p. 306. Passiflora foliis indivisis, subcordatis, integerrimis; petiolis sexglandulosis; caule membranaceo tetragono. Linn. Syst. veg. p. 684. Sp. pl. 1356. Mill. Dict. n. 20. Jacq. Amer. p. 231. t. 143. Swartz obs. 332. Cavan Diss. x. p. 453. t. 283. Passiflora foliis amplioribus cordatis, petiolis glandulis sex caule quadrangulo alato. Brown. Jam. 327.

Diese schöne Pflanze entdeckte Browne und Jacquin auf den Caribischen Inseln. Sie hat wie die vorher gehenden Arten, viele zertheilte, perennirende Stengel, welche an den benachbarten Körpern hinaufklettern; diese sind unten holzig, und oben am Rande mit vier häutigen Flügeln eingefaßt. Die Blätter sind herzförmig-rundlich, scharf zugespitzt, ungezähnt, glänzend grün, rundlich, und fünf Zoll lang, und stehn auf Stielen, die mit drey Paar Drüsen besetzt sind. Die Blumen sind sehr schön und wohlriechend, und kommen in Ansehung der Farbe und Struktur mit denen von der folgenden Art überein, nur sind sie etwas größer. Die eyrunden, glatten, gelblich grünen Früchte sind größer, als ein Gänseey, und von einem lieblichen Geruche; sie haben eine weiche, schwammige Schale, welche fingersdick, mürbe, weißlich

und

und ohne Geschmack ist, und von Schweinen und andern Thieren gern gefressen wird; ihr Fleisch liegt in einer besondern, ziemlich starken Haut, die sich, wie ein Sack, leicht von der Schale absondern läßt, und ist saftig, ziemlich helle, von einem schwachen Geruch und sehr angenehmen, süssen und säuerlichen Geschmacke, und enthält viele Samen. Man hält diese Früchte in Amerika hoch, und pflegt sie bey Tische aufzustellen; man ißt das aus dem Sacke Heraus genommene Fleisch derselben entweder allein, oder sammt den Samen, insonderheit thut man es in den Wein, und es scheint von einer sehr kühlenden Kraft zu seyn. In Surinam sind sie vorzüglich wohlschmeckend.

Jacquin fand dieses vortreffliche Gewächs auf den Caribischen Inseln nirgends wildwachsend, sondern allenthalben nur in den Gärten; es dient diesen auch zu einer nicht geringen Zierde, indem es in wenigen Monaten sehr große und dichte Lauben bildet, die zu seiner Zeit mit Blumen und Früchten vortrefflich prangen; hat aber in Gegenden, wo es giftige Schlangen gibt, die Unbequemlichkeit, daß dadurch die Gärten von diesen verhaßten und schädlichen Thieren geplagt werden, welche die Passionsblumen (vornähmlich aber diese und die folgende Art,) oder die Nachbarschaft derselben zu ihrem Aufenthalte wählen, um desto bequemer und gewisser ihrer Beute und Nahrung habhaft zu werden, indem sie wohl wissen, daß sich nirgends mehrere Ratten und Haselmäuse, als daselbst, zu befinden pflegen, weil diese den Früchten der Passionsblume ungemein nachgehn.

Die Franzosen nennen dieses Gewächs Granadille. Es läßt sich sehr gut durch Ableger fort-

fortpflanzen; in Wien, wo man es aus dem Samen gezogen hat, blühet es jährlich, bringt aber keine Früchte. In Terra firma fand Jacquin eine Varietät davon mit einer rundlichen Frucht, welche oft größer, als ein Kindskopf, und rings um in der Mitte mit einer fingerbreit tiefen Furche umgeben war.

7. Lorbeerblätterige Passionsblume. Passiflora *laurifolia*, foliis oblongis integerrimis venosis, petiolis biglandulosis, involucro triphyllo apice dentato Willd. l. c. Passiflora foliis indivisis, ovatis, integerrimis; petiolis biglandulosis; involucris dentatis. Linn. Syst. veg. p. 684. Sp. pl. 1356. Amoen. acad. 1. p. 220. f. 6. Mill. Dict. n. 16. Jacq. Obs. bot. 1. p. 35. Hort. II. p. 76. t. 162. Swartz. Obl 333. Cavan. Diss. X. p. 454. t. 284. Passiflora arborea, Laurinis foliis, Americana. Pluk. Alm. 282. t. 211. f. 3. Clematis indica, fructu Citriformi, foliis oblongis Plum. Amer. 64. t. 80. Marquiaas. Merian. Surin 21. t. 21.

Diese Pflanze wächst in Surinam und andern Theilen von Westindien. „Auf der Insel Martinique, sagt Jacquin, wächst diese schöne Passionsblume allenthalben wild, sowohl auf den Bergen, als an den Ufern der Flüsse und auf den überschwemmten Seestranden, immer aber in dichten Wäldern und Gesträuchen, doch solchen, welche von den Sonnenstrahlen nicht zu sehr ausgeschlossen sind; man ziehet sie daher auf dieser Insel fast nirgends in den Gärten. Sie hat holzige, perennirende Stengel, welche in niedrigen Gebüschen ihre mit Gabeln versehenen Zweige nach allen Seiten weit ausbreiten, in Wäldern aber bis auf die Gipfel der höchsten

Bäume

Bäume hinauf steigen. Die jungen Zweige sind weich, rund und glänzendgrün; die Blätter sind länglich-eyrund, stumpf oder spitzig, ungezähnt, hell- und glänzendgrün, flach, und drittehalb Zoll lang, und stehen auf kurzen oben zu beyden Seiten mit einer Drüse besetzten Stielen. Aus den Winkeln der Blätter entspringen sehr lange Gabeln. Die Blumen sind schön, über einen Zoll im Durchmesser, und von einer aus violet, purpurroth und weiß zierlich unter einander gemischten bunten Farbe, und haben einen sehr angenehmen Geruch. Die Früchte haben die Größe und Gestalt eines Hühnereyes, ausgenommen, daß sie sich an beyden Enden gleich zuspitzen, und geben einen besondern, sehr lieblichen gewürzhaften Geruch von sich; sie sind anfänglich grün, bekommen aber, wenn sie reif werden, eine schöne gelbe Farbe, und haben alsdann eine weiche, lederartige, sehr zähe, eine Linie dicke Schale, welche oben abgebissen oder mit einem Messer durchstochen wird, daß man vermittelst einer gelinden Zusammendrückung alles darin enthaltene Fleisch, welches wasserhelle, etwas schleimig, süß, sehr schmackhaft und wohlriechend, und den Europäern und Amerikanern gleich angenehm ist, sammt den flachen herzförmigen Samen heraussaugen kann. Die Kinder pflegen die solchergestalt ausgesogene Schale aufzublasen, und entweder mit einem Stein oder durch ein gewaltiges Treten auf dem Boden mit dem Fuß zu zerstoßen, da sie dann wegen ihrer großen Zähigkeit beym Zerspringen einen starken Knall, gleich einem Pistolenschuß, von sich gibt. Die Franzosen nennen diese Früchte Pommes de Lierre, Epheuäpfel, und die Engländer Honey-Suckles, Honigbrüste. Eine aus dem überschick-

ten Samen in dem Kayserl. Garten zu Wien gezogene Pflanze dauerte viele Jahre, wuchs sehr schön, und bekleidete die ganze Wand eines sehr hohen Gewächshauses, hat aber nicht geblühet. Sie läßt sich leicht durch Ableger fortpflanzen und kann auch auf andere Arten ihrer Gattung gepfropfet werden."

8. Vielblütige Passionsblume. Passiflora *multiflora*, foliis oblongis integerrimis acutis triplinerviis venosis, petiolis biglandulosis, pedunculis aggregatis axillaribus, floribus apetalis, involucro nullo. Willd. l. c. p. 610. Passiflora foliis indivisis, oblongis, integerrimis; floribus confertis. Linn. Syst. veg. p. 684. Sp. pl. 1356. Amoen. acad. 1. p. 221. f. 7. Mill. Dict. n. 19. Passiflora, Laurinis foliis, Polyanthos, Americana. Pluk. Alm. 282. Granadilla flore minore corymbofo. Plum. Spec. 7. Clematis Indica polyanthos odoratissima. Plum. Amer. 875. t. 90. Rai. Suppl. 343.

Diese Art ist in Dominique und Vera Crux zu Hause; und hat auch perennirende Stängel, welche mit ihren Gabeln an den benachbarten Körpern sich anhängen, und zwanzig bis dreyßig Schuh hoch hinauf steigen. Sie unterscheidet sich von den vorhergehenden Arten, welche durchgängig einzele Blumen in den Winkeln der Blätter haben, insonderheit dadurch, daß sie je fünf bis sechs lange, einblumige Blumenstiele aus einem Winkel eines Blatts hervortreibt. Die Blätter sind ungefähr vierthalb Zoll lang und zwey Zoll breit, spitzig, glatt und hellgrün. Die Blumen haben einen sehr angenehmen Geruch, und sind weiß oder gelblich mit einem purpurblauen oder röthlichen Nektarkranze,

und

und dauern selten über zwanzig Stunden. Die reife Frucht ist blaßgelb, und so groß, als ein kleines Hühnerey, und enthält längliche Samen.

** Mit zweylappigen Blättern.

9. Rothe Passionsblume, Passiflora *rubra*, foliis cordatis bilobis acutis mucronatis, subtus pubescentibus, petiolis eglandulosis, fructu obovato. Willd. l. c. p 611. Passiflora foliis bilobis, cordatis, acuminatis, subtus subtomentosis. Linn. Syst. veg. pag. 684. Sp. pl 1356. Amoen. acad. 1. p. 222. f. 9. Swartz Obs. p. 336. Jacq. Jc rar. I. t. 186. Coll. I. p. 136. Cavan. Diss. X. p. 445. t. 268. Passiflora foliis tenuioribus trinerviis bicornibus lunatis, sinu anteriore obtuso. Brown. Jam. 328. Clematis Indica, flore clavato suaverubente, fructu hexagono coccineo, folio bicorni. Plum. Amer. 68. t. 83. Rai. Suppl. 341.

Diese Art wächst in Jamaica, Domingo, Martinique, Cayenne und andern Bahamischen und Caribischen Inseln. Ihre Blätter sind dünne, haben drey Rippen, und zertheilen sich in zwey stumpfe, halbmondförmige Lappen, und stehen auf Stielen, welche keine Drüse haben. Die Blumen sind klein, und röthlich, und haben einen weiß und roth bunten, fein faserigen Nektarkranz; die Früchte sind schön scharlachroth und sechseckig. Wright rühmt den Wohlgeschmack dieser Früchte sehr.

10. Mondförmige Passionsblume. Passiflora *lunata*, foliis cordatis, bilobis obtusis glabris, petiolis eglandulosis, pedunculis axillaribus geminis, filis coronae clavatis. Willd.

l. c. p. 612. P. (lunata) foliis bilobis punctatis basi subcordatis biglandulosis, nectarii radiis exterioribus compresso-clavatis obtusis. Smith. Ic. pict. I. p. 1. t. 1. P. (biflora) foliis bilobis semilunatis obtusis glabris subtus punctatis, caule quadrangulo axillis bifloris. Lamarck encycl. III. p. 34. Cavan. Diss. X. p. 457. t. 288.

Diese Art findet man in Jamaika und Mexico. Die Blätter sind zweylappig, halbmondförmig, stumpf und glatt; die Blattstiele ohne Drüsen; die Blumenstiele kommen je zwey in den Blattwinkeln hervor. Die Fäden der Blumenkrone sind keulenförmig. Die Blume ist klein und weiß. Die Frucht eyförmig und sehr saftreich.

11. Glockenförmige Passionsblume, auch Murucuja. Passiflora *Murucuja*, foliis bilobis obtusis emarginatis, petiolis eglandulosis, corona campanulata truncata integerrima. Willd. l. c. Passiflora foliis bilobis, basi indivisis; nectariis monophyllis. Linn. Syst. veg. p. 684. Sp. pl. 1357. Amoen acad. 1. p. 223. f. 10. Cavan. Diss. X. p. 456. t. 282. Swartz Obs. 336. Passiflora foliis bilobis obtusis, nectariis indivisis. Roy. Lugdb. 261. Clematis Indica, flore puniceo, folio lunato. Plum. Amer. 72. t. 87. Rai. Suppl. 342. Murucuia folio lunato. Tournef. inst. 241.

Diese Art wächst in Domingo; und unterscheidet sich von den übrigen insonderheit dadurch, daß der Nektarkranz ihrer Blumen nicht aus Strahlen oder Fasern, sondern aus einem Stück bestehet. Ihre Blätter sind in zwey stumpfe Lappen zertheilt, zwischen denen sich eine kleine Borste befindet, und sind auf der Unter-

fläche

fläche gedüpfelt; sie stehen auf Stielen, die keine Drüse haben. Die Blumenstiele haben borstige Deckblättchen; und die Blumen sind purpurfarbig oder hochroth.

12. Fledermausartige Passionsblume. Passiflora *Vespertilio*, foliis cuneiformibus bilobis acuminatis divaricatis basi biglandulosis, petiolis eglandulosis, involucro nullo. Willd. l. c. p. 613. Passiflora foliis bilobis, basi rotundatis glandulosisque, lobis acutis divaricatis, subtus punctatis. Linn. Syst. veg. p. 684. Sp. pl. 1357. Amoen. acad. 1. p. 223. f. 11. Mill. Dict. n. 11. Cavan Diss. X. p. 447. t. 271. Granadilla bicornis, flore candido, filamentis intortis. Dill. Elth. 164. t. 137. f. 164. Granadilla folio lunato, flore parvo albo, fructu succulento ovato. Mart. Cent. 52. t. 52.

Diese wächst ebenfalls in den meisten Theilen von Westindien wild; sie hat dünne, gestreifte, holzige, perennirende, bräunlich rothe Stengel, deren Zweige mit Blättern besetzt sind, welche nicht mit der Basis dem Stiel einverleibet und von einer ganz besondern Gestalt sind, so daß sie den ausgebreiteten Flügeln eines Schmetterlings oder einer Fledermaus gleichen. Diese Blätter sind ungefähr dritthalb Zoll lang, und von einer Spitze zur andern gerechnet bey sieben Zoll breit, haben zwischen den beyden Lappen keine Borste, und sind auf der untern Fläche mit hohlen Grübchen besetzt, von denen zwey an der Basis ungleich größer sind, als die andern. Die Blattstiele haben keine Drüse. Die Blumen stehen an den Gelenken auf kurzen Stielen, haben ungefähr drey Zoll im Durchmesser, und sind ganz schneeweiß; die Strahlen

ihres Nektarkranzes sind zart und zusammen gedrehet, und länger als die Blumenblättchen. Die Früchte sind eyrund.

*** Mit dreylappigen Blättern.

13. Rundblättrigte Passionsblume. Passiflora *rotundifolia*, foliis subrotundatis brevissime obtuse trilobis punctatis, subtus tomentosis, petiolis eglandulosis, petalis calyce duplo brevioribus. Willd. l. c. p. 614. Passiflora foliis subtrilobis, obtusis, subrotundis, subtus punctatis. Linn. Syst. veg. p. 685. Sp. pl. 1357. Jacq. Obs. bot. 2. p. 26. t. 46. f. 1. Cavan. Diss. X. p. 455. t. 290. Swartz Obs. 337. Granadilla folio Hederaceo, flore albo fructu globoso villoso. Plum. Spec. 6. Ic. 138. f. 1. Barrel. Obs. praef. 1. Titul. f. 2.

Diese, welche gleich den andern Arten in Südamerika zu Hause ist, steigt ebenfalls mit ihren dünnen, mit Gabeln versehenen Stengeln bis auf die Gipfel der höchsten Bäume hinauf. Jacquin fand sie in den Wäldern von Carthagena sehr häufig. Ihre Blätter stehen auf Stielen, die keine Drüse haben, und sind ganz glatt, und in drey rundliche, sehr kurze Lappen zertheilt, von denen der mittlere oft kaum merklich ist, und deren jeglicher am Ende eine kleine pfriemenförmige Spitze hat. Auf der untern Fläche des Blatts laufen drey Rippen, und zwischen denselben zeigt sich der Länge nach eine Reihe von sechs bis sieben drüsichten Punkten. An den Seiten der Blattstiele stehen zwey pfriemenförmige, scharf zugespitzte, glänzend grüne Blattansätze, welche den Stengel umfassen,

und

und wie ein paar kleine Ochsenhörner aussehen. In den Winkeln der Blätter entspringen die Gabeln, welche lang und dünn sind; und in eben diesen Winkeln auch die einzelnen Blumenstiele, welche so lang sind, als die Blätter, und geruchlose Blumen von mittelmäßiger Größe tragen. Diese haben eine Hülle von drey kleinen, steifen, eyrunden, hohlen, glatten, glänzenden, gelblich grünen Blättchen; die Blumenblättchen sind weiß, und nur halb so lang, als der Kelch; der Nektarkranz bestehet aus vielen gelben Strahlen; auf die Blume folgt eine kleine rundliche, saftlose Beere.

14. Gelbe Passionsblume. Passiflora *lutea*, foliis cordatis trilobis obtusis glabris, petiolis eglandulosis, pedunculis axillaribus geminis, petalis calyce duplo angustioribus. Willd. l. c. p. 615. Passiflora foliis trilobis, cordatis, aequalibus, obtusis, glabris; integerrimis. Linn. Syst. veg. p. 685. Sp. pl. 1358. Amoen. acad. 1. pag. 324. f. 13. Gron. Virg. 140. Cavan. Diss; X. p. 444. t. 267. Jacq. lc. III. t. 607. Coll. II. p. 282. Clematis passionalis triphyllos, flore luteo. Moris. Hist. 1. p. 7. S. 1. t. 2. f. 3.

Diese Art, deren Stengel, wie auch bey der vorhergehenden nicht perennirend ist, findet man in Jamaica und Virginien an steinigen und sandigen Orten. Sie hat eine kriechende, perennirende Wurzel, welche viele schwache Stengel treibt, die ungefähr drey bis vier Schuh hoch werden, und mit dünnen, hellgrünen Blättern besetzt sind, welche am Ende in drey halbeyrunde stumpfe oder spitzige Lappen zertheilt, und an der Basis herzförmig sind. In den Winkeln stehen dünne Gabeln, welche sich an

die benachbarten Körper anhängen; und eben daselbst entspringen auch die dünnen anderthalb Zoll langen Blumenstiele mit kleinen Blumen von einer unrein gelben Farbe, worauf kleine schwarze Früchte folgen. Der Nektarkranz ist so lang, als die Blumenblättlein, diese aber sind kleiner, als der Kelch.

15. Korkstielige Passionsblume Passiflora *suberosa*, foliis trilobis glabris, lobis oblongis, lateralibus breviſſimis, petiolis biglanduloſis, pedunculis subgeminis petiolo longioribus, floribus apetalis, caule basi suberoso. Willd. l. c. p. 617. Passiflora foliis trilobis, subpeltatis; cortice suberoso. Linn. Syst. veg. p. 685. Sp. pl. 1357. Amoen. acad. 1. p. 226. f. 14. Mill. Dict. n. 5. Jacq. Hort. t. 163. Cavan. Diss. X. p. 444. t. 265.

Sie wächst in Domingo und auf andern antillischen Inseln, und hat dünne perennirende Stengel, welche bey zwanzig Schuh hoch werden, und wenn sie älter sind, eine dicke, schwammichte, weiße, korkartige Rinde haben, die voller Ritzen und Spalten ist. Die Blätter sind an jungen Pflanzen schildförmig, an ältern aber nicht; sie stehen auf kurzen, oben mit zwey Drüschen besetzten Stielen, sind sehr glatt und glänzend grün und haben drey Lappen, von denen der mittlere viel länger ist, als die zur Seite, so daß sie fast spondonförmig aussehen. In den Winkeln der Blätter entspringen je zwey kleine, weiße oder gelbliche, geruchlose Blumen ohne Blumenblättlein; worauf eine violetfarbige Beere folget.

16. Sammetartige Passionsblume. Passiflora *holoserica*, foliis trilobis tomentosis, basi utrinque denticulo reflexo. Linn. Syst. veg.

veg. p. 685. Sp. pl. 1359. Amoen. acad. 1. p. 225. f. 15. Mill. Dict. n. 9. Cavan. Diss. X. p. 459. t. 291. Passiflora foliis cordato-trilobis, integerrimis, basi utrinque denticulo reflexo. Linn. Hort. Cliff. 432. Granadilla folio hastato holosericeo, petalis candicantibus, fimbriis ex purpureo et luteo variis. Mart. Cent. 51. t. 51.

Sie wächst ursprünglich in Vera Crux; wird bey zwanzig Schuh hoch; und hat dünne, perennirende Stengel, welche sich in viele dünne Zweige abtheilen, die mit einer weichen Wolle bedeckt sind. Ihre Blätter stehen schief an den Stielen, die oben ein paar Drüschen haben, und sind in drey eyrunde Lappen zerspalten von denen der mittlere viel länger ist als die andern, und auf beyden Flächen mit einem weichen Filz bekleidet, der wie Sammet anzufühlen ist. Die Blumen sind schön anzusehen, denn sie haben weiße Blumenblättlein, und einen gelb und rothbunten Nektarkranz; die Früchte sind klein, und gelb.

17. Stinkende Passionsblume. Passiflora *foetida*, foliis trilobis, cordatis, pilosis; involucris multifido-capillaribus. Linn. Syst. veg. p. 685. Sp. pl. 1359. Amoen. acad. 1. p. 228. f. 17. Philos. bot. 260. Mill. Dict. n. 7. Giseck. ic. fasc. 1. t. 20. Cavan. l. c. p 458. t. 289. Passiflora florum involucris triphyllis multifido-capillaribus. Linn. Hort. Cliff. 431. b) Passiflora vesicaria Hederacea, foliis lanuginosis, odore tetro, filamentis florum ex albo et purpureo variegatis. Pluk. Alm. 382. t. 104. f. 1.

Diese Art ist nur ein Sommergewächs; und kommt auf den Inseln Domingo, Martinique

und Curaçao vor. Sie gibt einen sehr widerlichen Geruch von sich, insonderheit wenn man sie berühret, hat einen dünnen, schwachen, runden, gefurchten und haarigen Stengel, und wird mehr, als mannshoch, die Blattstiele sind mit klebrigen Haaren besetzt, und die Blätter selbst auf beyden Flächen mit vielen weißen Härchen bekleidet, und in drey Lappen zertheilt, von denen der mittlere viel länger ist, als die andern; die Blattansätze haben einen mit Härchen eingefaßten Rand. Die Blumen stehen einzeln in den Winkeln der Blätter auf zwey Zoll langen, haarigen, starken Stielen, öffnen sich allezeit vor Aufgang der Sonne, und verwelken auch bald nach deren Untergange; sie sind entweder ganz weiß, oder haben bisweilen einen weiß und rothbunten Nektarkranz. Ihre Blumenhülle gleicht denen von der Nigella damascena, und bestehet aus drey in viele dünne haarförmige Lappen zerspaltenen Blättern. Die Frucht ist rundlich oder eyrund, gelblich grün, und von der Größe eines kleinen Apfels, sie dienet den Vögeln, Ameisen und Eydexen zu einer angenehmen Speise. Die Engländer nennen sie Love in a Mist.

18. Feingesägte Passionsblume. Passiflora *serrulata*, foliis trilobis tenuissime serrulatis, lobis oblongis intermedio longiore, petiolis biglandulosis. Willd. l. c. p. 620. P. foliis trilobis serrulatis, petiolis in medio biglandulosis. Jacq. Obs. II. p. 26. t. 46. f. 2.

Diese Art wächst in den Wäldern um Carthagena. Sie ist von der folgenden Art sehr verschieden, denn die Blätter sind ganz fein gesägt, dabey kleiner und stumpfer, und die Seiten laufen an den Blattstiel hinan, und nicht

bloß

bloß bis an die Seitenrippen, wie bey der Pass. incarnata. Die ganze Pflanze ist glatt, und klettert vermittelst kleiner Gabeln an den Bäumen in die Höhe. Der Kelch und die Blumenkrone sind röthlich weiß. Die dreyblättrige Blumenhülle, welche bisweilen auch ungetheilt ist, ist grünlich. Die Honigbehältnisse sind weiß, purpurroth und schwarzpurpurroth. Die Blumen haben zwey Zoll im Durchmesser, und haben einen ungemein lieblichen Geruch.

19. Fleischfarbene, oder auch die dreyblättrige Passionsblume. Passiflora *incarnata*, foliis trilobis serratis, lobis oblongis acutis, petiolis biglandulosis, involucro triphyllo, foliolis lanceolatis glanduloso-dentatis, filis coronae corolla longioribus. Willd. l. c. p. 621. Passiflora foliis trilobis, serratis. Linn. Syst. veg. p. 685. Sp. pl. 1360. Amoen. acad. 1. p. 230. f. 19. a b c d e Mill. Dict. n. 1. Jacq. Ic. rar. 1. t. 187. Coll. 1. p. 107. Cavan. l. c. p. 460. t. 293. Passiflora foliis semitrifidis serratis, basi duabus glandulis convexis, lobis ovatis. Linn. Hort. Cliff. 432. Clematis trifolia, flore roseo clavato. C. Bauh. pin. 301. Clematis trifolia s. Flos Passionalis, flore viridi. Moris. Hist. 2. p. 6. S. 1. t. 1. f. 9.

Diese Art wächst ursprünglich in Brasilien, Peru und Virginien; und ist schon seit 1605, wo sie dem Pabste Paul V aus Amerika zum Geschenke nach Rom geschickt wurde, in Europa bekannt gewesen, und ist gegenwärtig nebst der folgenden fast die gemeinste. Sie hat, wie alle übrige Arten, dünne Stengel, die aber allemahl im Herbst über der Wurzel zu Grunde gehen, hänget sich an den benachbarten Körpern

mit

mit Gabeln fest, und wird bey zwölf Schuh hoch. Die Blätter sind dünn und hellgrün, und in drey längliche, seicht sägenartig gezähnte Lappen zertheilt; und stehn auf kurzen, oben mit zwey Drüschen besetzten Stielen. Die Blumen, welche sich des Morgens zu öffnen und schon gegen Abend wieder zu verwelken pflegen, haben einen angenehmen Geruch; sie kommen vom Julius oder August bis in den späten Herbst zum Vorschein, stehen auf langen dünnen Stielen in den Winkeln der Blätter, und haben eine aus fünf länglichen, stumpf zugespitzten blaßgrünen Blättchen bestehende Hülle, weißliche oder fleischfarbige Blumenblättchen, und einen purpurrothen Nektarkranz. Auf sie folgt eine eyrunde blaß pomeranzengelbe Frucht von der Größe eines mittelmäßigen Apfels, welche in einem dunkelgefärbten süßen eßbaren Fleische viele längliche rauhe Samen enthält. Das Fleisch hat eigentlich einen süßsäuerlichen Geschmack und einen lieblichen Geruch. Es hat Aehnlichkeit mit Melonen und Erdbeeren. Linné führt aus dem Monardes an, daß sowohl die Europäer als Indianer diese Frucht sehr gern essen, daß sie den Magen nicht beschwert, wenn man gleich viel davon ißt. Munting rühmt den ungemein lieblichen Geruch derselben. In Europa übertrifft die Säure der Frucht ihre Süßigkeit, doch ist jene weit angenehmer als die Zitronsäure.

Die Vermehrung dieser Art geschieht entweder aus dem Samen, oder durch Ableger, die im Anfange des Junius in beygesetzte Blumentöpfe in Erde eingelegt und im Herbste vom Mutterstocke abgeschnitten werden.

Aus dem Samen erzieht man folgendermaßen junge Pflanzen: Der Same wird im

März

März und auch schon früher in Blumentöpfe, in gute lockere Gartenerde sehr dünne gesäet, und die Blumentöpfe werden entweder in ein Fenster des Zimmers gestellt, oder in ein Mistbeet eingegraben, wo der Same bald aufgeht. Wenn die jungen Pflanzen einige Blätter gewonnen haben, so wird der Blumentopf mit sammt der Erde und den Pflanzen behutsam umgestürzt, damit die lockere Erde aus einander fällt; denn durch das Ausziehen der Pflanzen gehen viele Wurzeln verlohren, und die Pflanze trauert lange, ehe sie an ihrem neuen Standort bekleibet. Die Pflanzen werden nun einzeln in Blumentöpfe eingesetzt und nach und nach ins Freie gebracht, wo sie bis zum folgenden Herbste stehn bleiben; so bald sich aber Fröste einstellen, müssen sie in ein kaltes Glashaus, oder an einen andern frostfreien, aber nicht dunkeln und dumpfigen Ort gebracht werden. Im folgenden Frühjahre, wenn keine Fröste mehr zu befürchten sind, werden die Pflanzen mit sammt der Erde aus den Töpfen gestürzt und ins Freie auf eine warmliegende Rabatte gepflanzt. In solchen Gärten, die eine trockne und warme Lage haben, können nun die Pflanzen auch den Winter über im Lande bleiben, wenn man sie 1 Schuh hoch mit alter Gärberlohe, oder mit Nadelreisig und Laub bedeckt, damit die Wurzeln vom Froste nicht Schaden leiden; die Stängel verdorren dann zwar den Winter über, aber im Frühjahre kommen wieder neue zum Vorschein und bringen auch zur gesetzten Zeit ihre Blumen.

**** Mit vielspaltigen Blättern.

20. Blaue oder gemeine Passionsblume. Passiflora *caerulea*, foliis palmatis quinque-

par-

partitis integerrimis, petiolis glanduloſis, involucro triphyllo integerrimo, filis coronae corolla brevioribus. Willd. l. c. p. 623. Paſſiflora foliis palmatis, integerrimis. Linn. Syſt. veg. p. 685. Sp. pl. 1360. Amoen. acad. 1. p. 231. f. 20. Hort. Upſ. 278. Gouan. Monſp. 476. Mill. Dict. n. 2. Lamarck Encycl. III. p. 39. Cavan. Diſſ. l. c. p. 461. t. 295. Paſſiflora foliis palmatis, quinquepartitis integerrimis, involucris cordatis triphyllis. Linn. Hort. Cliff. 432. Granadilla polyphyllos, fructu ovato. Tournef. inſt. 241. Granadilla pentaphyllos, flore caeruleo magno. Boerh. Lugdb. 2. pag. 81. Duhamel. Arb. 1. p. 272. t. 107.

Dieſes iſt die gemeine Passionsblume, welche am häufigſten von den Liebhabern in Europa auch in Töpfen gezogen wird; ſie ſoll urſprünglich in Braſilien zu Hauſe ſeyn, und dauret deſſen ungeachtet, wenn nur die Kälte nicht gar zu ſtrenge iſt, in England den Winter über mit einiger Bedeckung ohne Schaden in freyer Luft aus. Sie hat perennirende Stengel, welche öfters in einem Sommer zwölf bis funfzehn Schuh in die Höhe treiben, und wegen dieſes ſchnellen Wachsthums oft in wenig Jahren bey vierzig Schuh hoch werden; Miller hat ſolche geſehn, deren Stengel nicht ſonderlich holzig, aber ſo dick als ein Mannsarm, und mit einer purpurrothen Rinde bekleidet war. An den Gelenken der Stengel kommen, wie bey den andern Arten dieſer Gattung, lange Gabeln hervor, womit ſie ſich an die benachbarten Körper anhängen und aufrecht halten. Die Blätter ſind ungefähr vier Zoll lang und in fünf bis ſieben ſchmale, ſtumpfe Lappen handförmig zertheilt, wovon der mittlere der läng-

ſte

ste und ungefähr einen Zoll breit ist; sie sind hellgrün mit schönen rothen Adern, und stehen auf beynah zwey Zoll langen, mit zwey Drüschen besetzten Stielen, die zwey große, mondförmige, den Stiel umfassende Ansätze an der Basis haben. Die Blumen stehn in den Winkeln der Blätter auf fast drey Zoll langen Stielen, und haben eine aus drey herzförmigen hohlen Blättchen bestehende Hülle, einen blaßgrünen Kelch und eine weißliche dem Kelche sehr ähnliche Blumenkrone, aber dunkelrothe Griffel, und einen dunkelroth = himmelblau = und weißbunten Nektarkranz. Sie dauern nicht länger als einen Tag, und haben einen sehr schwachen Geruch. Auf die Blume folgt eine ziemlich große, blaßgelbe Frucht, welche rundlich oder eyrund ist, und in einem süssen, oder sauern, in Europa nicht sehr angenehmen, safrangelben Fleische viele längliche Samen enthält. De Rochefort sagt, sie sey köstlich und erfrischend, und könne selbst den Kranken mit Nutzen gegeben werden. Piso rühmt sie als die vorzüglichste Frucht dieser Gattung, sie lösche den Durst weit mehr, als die andern Arten, und deswegen sey sie auch den Kranken so angenehm. Du Terte merkt an, daß der Saft etwas zu sauer scheine, wenn man ihn zuerst koste, aber nachher werde er so angenehm, daß man nichts trefflicheres erdenken könne.

Ueber die Vermehrung und Erziehung dieser schönen Pflanze findet man in dem allgem. teutschen Gartenmagazin (1804. Nr. XI. S. 484.) folgende Anleitung.

Diese Pflanze wird gemeiniglich in Töpfen gezogen und unterhalten, weil man sie des Winters einsetzen muß. Ich habe sie schon seit ein Paar Jahren auf folgende Art behandelt. Im Frühlinge, wenn

wenn keine Nachtfröste mehr zu befürchten sind, und die Passiflora der freien Luft schon gewohnt ist, setze ich sie mit voller Erde in das freie Land, auf einen für sie schicklichen Platz des Gartens, mit ihrem Stocke, woran sie das vorige Jahr geranket ist, und lasse sie ruhig stehn. Versteht sich aber, daß der Ort, wo sie gesetzt werden soll, vorher ausgegraben und mit recht guter Blumenerde versehn worden, und daß man des Sommers die Ranken gehörig leiten muß. Im Herbste, wenn man auswärtige Gewächse einsetzen muß, lasse ich den Stamm mit voller Erde sammt dem Stocke, woran sie geranket, aufgraben, in ein frostfreies Zimmer bringen, und in ein schickliches Geschirr setzen, welches ich mit gewöhnlicher Gartenerde füllen, und dann ruhig stehen lasse, bis zum folgenden Frühlinge. Wie wohlthätig das freie Land der Passionsblume ist, sollte man kaum glauben; sie macht ausserordentlich starke Triebe, und bringt eine ungeheure Menge sehr großer Blumen. Eine von den meinigen war dieses Jahr über 10 Fuß hoch, durch und durch stark belaubt, pyramidalisch gezogen, und blühte so stark, wie ich noch nie eine gesehn. In Englischen Gärten wird man damit eine schöne Verzierung machen können, wenn sie gut angebracht wird.

21. Siebenblättrige auch fußförmige Passionsblume. Passiflora *pedata*, foliis septenis pedatis serratis, petiolis glandulosis, involucro triphyllo serrato. Willd. l. c. p. 624. Passiflora foliis pedatis, serratis. Linn. Syst. veg. p. 685. Sp. pl. 1360. Amoen. acad. 1. p. 233. f. 22. Clematis Indica polyphylla, flore crispato. Plum. Amer. 66. t. 81.

Diese Art ist in Domingo entdeckt worden. Ihre Blätter sind fußförmig, und bestehn je aus einem einfachen, lanzenförmig-eyrunden, ungefähr vier Zoll langen Blatte in der Mitte, neben welchem zu beyden Seiten ein in drey stufenweise kürzere Lappen zerspaltenes auf einer horizontalen Basis an einem Blattstiel steht. Die Blumen sind groß, und haben auch eine große

Hülle;

Hülle; die Fasern oder Strahlen, woraus der Nektarkranz besteht, sind zierlich gekräuselt, und roth, mit weißen Ringen, und an den Enden violet. Die Früchte werden so groß, als ein gemeiner Apfel, und haben eine gelbe, dicke und zähe Schale, und enthalten viele sehr harte schwarze Samen in einem saftigen säuerlichen Fleische, welches sehr angenehm und erfrischend ist, und in hitzigen Fiebern eine sehr gute Kühlung verschaft. Man macht in Brasilien die Blumen und die Schalen der Früchte ein, eben so wie bey uns die von den Pomeranzen; auch ist bey ihnen ein Syrup davon gebräuchlich, welcher in Stärkung des Magens und Apetits seines gleichen nicht hat. Die unreifen Früchte sind glänzendgrün mit weißlichen Tüpfelchen. Sonst gebrauchen die Indianer diese Gewächse wegen ihrer Schönheit und angenehmen Geruchs auch gern zu Laubhütten.

Ueber die Erziehung der Passionsblumen, bemerkt Miller überhaupt noch folgendes:

Alle diese perennirenden Sorten, welche ursprünglich in den heißen Theilen von Amerika zu Hause sind, erfordern ein Glashaus, wenn man sie hier zu Lande ziehen will; außerdem wird nichts daraus. Denn obgleich einige von diesen Sorten, in einigen der warmen Sommermonaten in der freyen Luft fortkommen, so hat doch ihr Wachsthum einen schlechten Fortgang; auch werden die Pflanzen wenig Blumen bringen, wofern man die Töpfe, in denen sie stehn, nicht in das Lohbeet in dem Glashause eingräbt, und die Aeste derselben an einem Spalier zieht. Die beste Art, sie so vollkommen, als möglich ist, zu ziehn, besteht darin, daß man eine Rabatte von Erde an die Rückseite des Lohbeetes macht, welche durch Dielen davon abgesondert werden kann, damit sich die Erde nicht mit der Lohe vermische. Wenn nun die Pflanzen stark genug sind, müssen sie aus den Töpfen gehoben und in diese Rabatte gesetzt werden. An dieser Rabatte muß ein Geländer bis

oben an dem Glashause hinauf gemacht werden; an diesem Geländer zieht man sodann die Stengel der Pflanzen hinauf; die, wenn sie größer werden, eine Höhe bilden, und die Wand des Glashauses bedekken. Da nun die Blätter dieser Pflanzen beständig grün bleiben, so werden sie, wenn nun noch im Sommer die Blumen dazu kommen, ein ungemein schönes Ansehn haben.

Da die Erde und die Lohe nur durch eine bloße Diele von einander abgesondert sind, so wird die Erde von dem Lohbeete warm erhalten werden, und dieses wird den Wurzeln der Pflanzen sehr zuträglich seyn. Diese Rabatte muß nicht weniger, als zwey Schuh breit und drey tief seyn; denn dieses ist die ordentliche Tiefe für die Grube eines Lohbeetes. Wenn man also die Absicht hat, solche Rabatten anzulegen, so müssen die Gruben nicht weniger, als acht und einen halben, oder neun und einen halben Schuh breit seyn, damit das Lohbeet, mit Ausschluß der Rabatte sechs und einen halben, oder sieben Schuh weit bleibe. Wenn die Rabatte mit starken Schiffsdielen eingefaßt ist, so werden sie einige Jahre dauern, besonders wenn sie über und über mit einer Vermischung von zerlassenem Pech, Ziegelmehl und Oehl angestrichen werden; denn dieses wird sie lange Zeit gesund erhalten. Die Erde muß sorgfältig zwischen den Wurzeln heraus genommen werden, um statt derselben eine frische hinein zu schaffen; und dieses muß wenigstens des Jahres einmahl geschehn. Bey dieser Behandlung sind einige Pflanzen, die ich selbst gezogen habe, zur größten Vollkommenheit gediehen. Wo man aber diese Bequemlichkeit nicht hatte, da nahm ich die Pflanzen aus den Töpfen, und setzte sie in das Lohbeet, wenn solches halb verfault war. In demselben wurzelten sie trefflich wohl ein, und trieben zwey bis drey Jahre, so gut, als es verlangt werden konnte. Wenn sich aber ihre Wurzeln in dem Mistbeet sehr ausbreiteten so sind sie durch die Erneuerung des Lohbeetes beschädigt worden; und wenn solches stark zu gähren anfing, so wurden die Wurzeln gebrüht, und die Pflanzen gingen zu Grunde, so daß also die erstere Methode weit vorgezogen zu werden verdient.

Diese Pflanzen werden aus dem Samen gezogen. Denselben muß man im Frühjahre auf ein

gutes

gutes Mistbeet säen, und wenn die Pflanzen zum Versetzen taugen, muß man sie einzeln in kleine Töpfe setzen, die mit einer guten Küchenerde angefüllt sind. Diese Töpfe gräbt man sodann in ein Bet von Gerberlohe, und hält sie im Schatten, bis sie frische Wurzeln geschlagen haben. Alsdann muß man sie eben so, wie andere zarte Pflanzen, aus eben diesen Ländern behandeln. Wenn sie einmahl so groß geworden sind, daß sie nicht mehr unter den Fenstern des Mistbeetes Platz haben, so müssen die Pflanzen aus den Töpfen genommen, und in das Glashaus, auf die vorhin angeführte Art, gesetzet werden.

Da diese Sorten bey uns, ihren Samen selten zur Zeitigung bringen, so kann man sie durch das Ablegen ihrer Zweige fortpflanzen; wenn dieses im April geschieht, so werden die Zweiglein bis in die Mitte des Augusts Wurzeln bekommen; alsdann kann man sie von den alten Pflanzen absondern, und sie entweder in Töpfe setzen, damit sie erstarken; oder in die Rabatte des Glashauses setzen, woselbst sie bleiben sollen.

Einige von diesen Sorten kann man auch aus den abgeschnittenen Zweiglein ziehn. Dieselben müssen ungefähr um die Mitte, oder zu Ende des Märzmonats in Töpfe gesetzt, die Töpfe aber in ein gemäßigtes Mistbeet gegraben werden. Hier muß man sie im Schatten erhalten, und sie gelinde mit Wasser erfrischen, so oft als solches die Erde erfordert. Ungefähr in zwey Monaten, oder in zehn Wochen werden sie neue Wurzeln bekommen, und alsdann kann man sie eben so behandeln, wie diejenigen Pflanzen, die man aus dem Samen gezogen hat.

Außer dem Linné'schen vollständigen Pflanzensysteme, IV Th. Nürnberg 1779. S. 447 fl., aus welchem ich die Beschreibung mehrerer Arten entlehnt habe, theilen auch noch folgende Schriften verschiedene Nachrichten über die Passionsblumen mit.

Neueste Mannigfaltigkeiten, III. S. 244 fl.
Vorlesungen der Churpfälzischen Gesellschaft I. 154, 155. 169.
Journal für die Gärtnerey. XX, 494.

Journal für die Gartenkunst St. I, S. 134.
Allgemeines Teutsches Gartenmagazin, 1807, Nr. I. S. 17.

Passionskreuz, s. im Art. Kreuz, Th. 49, S. 81.

Passiren, s. passieren, oben, S. 708.

Passirzettel, s. Passierzettel, oben, S. 710.

Passis, Pacis, kranke Seidenwürmer, s. unter Seidenwurm.

Passiv, heißt leidend, und wird in verschiedenen Zusammensetzungen gebraucht, als

Passivhandel, s. im Art. Handel, Th. 21. S. 652 ff.

Passivlehen, s. im Art. Lehen, Th. 69, S. 92.

Passivschulden, Passiva, im Gegensatze der Activa, solche, welche man an andere zu bezahlen hat. S. im Art. Schuld.

Paßkammer, dasjenige Behältniß an den Passen, einer Art des kleinen Schiffgeschützes, in welches die Ladung von hinten gethan wird. Die Paßkammer hat ihr besonderes Zündloch.

Paßkarte, Compaßkarte, eine nur in der niederdeutschen Schiffersprache übliche Benennung einer Landkarte, und besonders einer Seekarte, wahrscheinlich von dem veralteten Paß, ein Zirkel, ein übereinstimmendes Maß, eine abgemessene genau bestimmte Karte zu bezeichnen. S. Seekarte.

Passo, im Königreiche Neapel, ein Ankermaß, wovon zu Caserta und Alise 30 auf den Moggio gehn. Der Passo wird wieder in 30 Passitelli, und diese hier in $7\frac{1}{3}$ Palmi getheilt. Der Moggio zu Capua besteht aus 30 Passi, der Passo aus 30 Passitelli, und einer von den letztern aus $7\frac{1}{2}$ Palmi. Der Moggio zu Aversa hält 30 Passi zu 30 Passitelli von $8\frac{1}{4}$ Palmi. In der Grafschaft Molise wird der Tomolo in 25

Passi

Passi, und der Passo an einigen Orten in 7, an andern in $7\frac{1}{2}$ Palmi abgetheilt. In manchen Gegenden des Königreichs Neapel ist der Passo der zehnte Theil von der Catena, und wird in 6 Palmi getheilt.

Passoline, in Italien, die kleinen Rosinen aus Sicilien, von der Insel Lipari.

Paßpistole, s. unter Pistole.

Paßport, Passeport, s. 2 Paß, 3. oben, S. 689.

Passulae, s. Rosine.

Passulatum, ein Arzeneymittel von der Consistenz einer Latwerge, welches aus dem Safte gekochter und durchgepreßter Rosinen, mit andern Ingredienzen versetzt, besteht.

Passune, s. Posaune.

Paßzettel, s. 2 Paß, 3. oben, S. 689.

Past, vielleicht eigentlich Bast, wird bey den Jägern das rauche Häutchen genannt, welches den Hirschen um die Gehörne wächst, ehe sie vollkommen werden.

Pasta, ein im mittl. Lat. übliches Wort, Ital. Pasta, bey den Apothekern, eine Zusammensetzung aus Pflanzensafte, Gummi, Zucker und andern Sachen, zu einer festen Consistenz abgedampft. z. B. Pasta Althaeae, aus Althäenschleime und den angegebenen Substanzen. Pasta Liquiritiae, eine Zusammensetzung aus Süßholzwurzelaufguß, arabischem Gummi und Zukker, zur festen Consistenz abgedampft. S. auch Paste.

Pastaney, s. Pasteney.

Pastawaare, darunter versteht man allerley Teigwaare, besonders die verschiedenen Arten der Nudeln, wovon im Art. Nudel gehandelt worden ist. S. Th. 102, S. 765 f.

Paste, aus dem mittlern Lat. und Ital. Pasta, Franz. Pate, ein Teig, bedeutet

1) Allerley Säfte von Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Apricosen und andern Früchten, welche mit Zucker vermischt und so weit gesotten sind, daß man kleine Kuchen daraus machen, oder verschiedene Figuren darein drücken kann.

Jasminpaste, s. Th 29, S. 179.

Kirschpaste, s. im Art. Kirsche, Th. 39, S. 127.

Pommeranzenblüthpaste, s. im Art. Aurantium, Th. 3, S. 148.

Apricosenpaste, s. im Art. Armeniaca, Th. 2, S. 445.

Mehrere andere findet man in denjenigen Artikeln angegeben, welche von diesen oder jenen Früchten handeln.

2) Der Abdruck eines antiken geschnittenen Steines, einer Medaille oder Münze, welche aus einer gyps- oder thonartigen oder andern Masse verfertigt wird, die anfänglich weich ist, nachher aber zu einer dauerhaften Festigkeit erhärtet. Hierüber sehe man den Art. Münzpaste, Th 98. S. 53, und im Art. Münze, Th. 97. S. 745 ff.

3) Eine Glasmasse, mit welcher die Edelsteine nachgeahmt werden können, und solche nachgemachte und öfters mit Abdrücken versehene Edelsteine selbst; eine Glaspaste.

Schon bey den Alten war die Kunst, Edelsteine in Glas nachzumachen, eine höchst wichtige Erfindung. Sie stieg so hoch, daß das scharfsichtigste Auge des Kenners dazu erfordert wurde, um die ächten Steine von den nachgemachten zu unterscheiden. Man wußte dem Glase alle mögliche Farben zu geben; und wahrschein-

lich

lich brachte man es eben ſo gut in Fluß wie heut zu Tage. Denn die außerordentliche Menge Paſten, welche uns jetzt die herrlichen Edelſteinwerke, worauf die Originale gegraben waren, aufbehalten, ſind davon offenbare Zeugniſſe.

Dieſe Kunſt war lange Zeit verloren, bis ſie gegen das Ende des 15. Jahrhunderts Francesco Vicecomite, ein Miniaturmahler in Italien, wieder ans Licht brachte. In Italien war ſie von dieſer Zeit an immer im Gange; allein die ſichere und auf Grundſätze gebaute Ausübung derſelben hatte die Welt wieder einem Deutſchen zu danken. Homberg, dieſer berühmte Chemiſt, mußte auf Befehl des Herzogs von Orleans, damaligen Regenten Frankreichs, während der Minderjährigkeit Ludwig's XV, Verſuche darüber anſtellen. Der Punkt, worauf es ankam, war dieſer, eine Erde zur Form ausfündig zu machen, die ſehr fein wäre, damit ſich der Schnitt oder das Gepräge darin gut abdrucken ließe, und die im Feuer nicht verglaſete, oder ſich auch nicht mit dem im Feuer erweichten Glaſe, welches von ihr den Abdruck annehmen ſollte, vermiſchte. Homberg unterſuchte daher mit der größten Sorgfalt allerley Erdarten, und fand endlich in dem Tripel dieſe höchſt nöthige Eigenſchaft. Man findet denſelben in der Levante, in Frankreich und Deutſchland. Der erſtere iſt weißlich, mit etwas Roth oder Gelb vermiſcht, zuweilen auch ganz roth; er iſt übrigens insgemein blätterig und weich. Der Levantiſche, auch unter dem Nahmen des Venetianiſchen bekannt, iſt ſelten blätterig, fällt allezeit ins Gelbe, und iſt zuweilen ziemlich hart. Man muß hierzu denjenigen nehmen, der ſich zart und weich wie Sammet anfühlen

läßt, und nicht mit andern Erdarten oder Sandkörnern vermischt ist. Der Levantische ist besser als der von den meisten übrigen Ländern; indessen kann man sich des einen sowohl als des andern mit Nutzen bedienen, und zwar auf folgende Weise: man stößt den Tripel in einem eisernen Mörser, siebt ihn durch ein Haarsieb, und hebt das Durchgefallene zum Gebrauche auf. Der Venetianische muß sehr fein und sehr wenig auf ein Mahl mit einem Messer oder Glasscherben geschabt, hernach durch ein sehr feines Sieb von Seide durchgelassen, alsdann in einer gläsernen Reibeschale mit einer gläsernen Reibekeule abgerieben werden; denn je feiner er ist, desto feiner und schärfer läßt sichs damit abformen.

Das beste Mittel, den pulverisirten Tripel recht fein zu bekommen, würde freylich das Schlemmen seyn; allein hier geht das nicht an, weil sich in dem Venetianischen Tripel von Natur eine gewisse Fettigkeit befindet, welche verursacht, daß die kleinen Staubtheilchen bey dem Abdrucken besser zusammen halten, und eine Fläche machen, die so glatt ist, als wenn sie polirt wäre. Diese Fettigkeit wird durch das Schlemmen abgesondert, die Körnchen fallen von einander, und der Abdruck bekommt eine körnichte Oberfläche, wodurch die Feinheit der Figuren, die auf dem Glase abgedruckt werden sollen, verdorben wird.

Wenn beyderley Arten des Tripels auf vorgedachte Weise zu Pulver gemacht worden sind, feuchtet man den Französischen mit Wasser an, bis er sich ballet, wenn man etwas davon zwischen die Finger nimmt und zusammen drückt, fast so, als wenn man Krume von frischem Brote zwi-

zwischen den Fingern knetet. Von diesem angefeuchteten Tripel füllt man ein flaches Näpfchen von Schmelztiegelzeuge, oder auch einen metallnen Ring, der ungefähr 7 bis 8 Linien hoch, und im Durchmesser etwas breiter als der Stein ist, den man abformen will. Man drückt diesen Tripel sanft in das Näpfchen ein, und streuet hernach etwas trockenes Pulver von dem Venetianischen Tripel darüber; alsdann legt man den Stein, den man abformen will, drauf, und drückt ihn mit beyden Daumen so stark in den Tripel ein, als man nur kann; ferner drückt man allen um den Rand des Steins herum befindlichen Tripel mit den Fingern, oder mit einem elfenbeinernen Messer glatt, und läßt es einige Augenblicke stehen, bis die in dem Französischen Tripel befindliche Feuchtigkeit in den Venetianischen, der in einem trocknen Pulver unmittelbar unter dem Steine liegt, gedrungen ist, und denselben befeuchtet hat. Wie viel Zeit dazu gehört, muß die Uebung lehren. Man löset alsdann den Stein vermittelst einer in einem hölzernen Heft befestigten Nadel von dem Tripel ab; und wenn man hernach die Form umstürzt, so fällt der Stein heraus, und der Abdruck bleibt zurück. Die Ränder, welche der Stein in der Form zurück gelassen hat, macht man fein eben, und wenn dieß alles geschehen ist, läßt man die Form an einem Orte, wo der Staub nicht auffallen kann, stehen.

Man sieht aus diesem ganzen Verfahren, daß der Französ. Tripel bloß die Form auszufüllen dient, um damit den Venetianischen zu sparen, der gemeiniglich selten und auch theuer ist, und daß sich hingegen in dem letztern der Stein abformt. Man kann also anstatt des

erstern eine andere Kreidenerde dazu nehmen; der Venetianische Tripel aber muß allemahl oben drauf kommen, wenn der Abdruck recht fein werden soll. Wenn die Form recht trocken ist, nimmt man ein Stück Glas, dessen Farbe dem Achat, Jaspis, Amethyst, oder einem andern Edelsteine gleich kommt, schneidet es nach der Größe des Abdrucks zu, und legt es oben auf die Form, jedoch so, daß das Glas die Figur nicht berührt, indem sie sonst verderbt werden würde; hernach bringt man die mit dem Stücke Glas bedeckte Form an einen Ofen, damit sie nach und nach heiß werde, bis man sie nicht mehr mit den Händen angreifen kann; alsdann kann sie in einen kleinen Windofen unter eine Muffel gesetzt werden, die um und um mit starkem Kohlenfeuer umgeben wird. Vor die Oeffnung der Muffel legt man eine glühende Kohle, und gibt Acht, wenn das Glas glühend zu werden anfängt; alsdann ist solches geschickt den Abdruck anzunehmen. Hierauf nimmt man die Form aus dem Ofen, und drückt sogleich, mit der größten Behendigkeit, mit Hülfe eines Eisens, das Glas in oder auf die Form. Sobald dieß geschehen ist, bringt man die Form wieder unter die Muffel, nimmt aber vorher die meisten Kohlen weg, und bedeckt alles über und über mit Asche, damit es nach und nach, ohne Risse zu bekommen, abkühle. Wenn nun alles erkaltet ist, nimmt man das Glas aus der Form heraus, und bricht oder schleift die Ränder sauber weg, damit das Glas nicht etwa nach einiger Zeit, zumahl wenn es etwas spröde ist, Risse bekomme.

Will man gern den Abdruck von einem Steine, der in die Tiefe geschnitten ist, erhaben,

oder umgekehrt haben, so darf man nur vorher einen Abdruck von Siegellack oder Schwefel machen, hernach den überflüssigen Rand wegnehmen, und mit einer Feile oder einem Messer fein glatt und eben machen. Diesen Abdruck von Siegellack oder Schwefel formt man nachmahls eben so ab, als wenn es der Stein selbst wäre. Man muß aber dergleichen Siegelabdrücke auf Holz, oder auf sehr dicke Pappe machen, damit sie sich nicht, während man sie in den Tripel eindrückt, biegen, wovon das Siegellack brechen und die ganze Arbeit und Mühe umsonst seyn würde.

Auf diese Art kann nun jeder Liebhaber in weniger Zeit ein Kabinet in Pasten sammeln, welches sowohl an Größe als an Wichtigkeit des Gegenstandes manches fürstliche Kabinet an Edelsteinen übertrafe. Er ist alsdann Meister, sich so viele Abdrücke von seinen Pasten zu machen, als ihm beliebt, und kann dadurch die Kenntniß der Kunst in dem engern Zirkel seiner Freunde, oder in dem größern des Publikums verbreiten.

Zur weiteren Belehrung über diese Materie füge ich noch folgende literarische Notizen aus Herrn von Blankenburg's Zusätzen zu Sulzer's allg. Theorie der schönen Künste hinzu:

Daß schon die Alten geschnittene Steine in gefärbtes Glas abdruckten, erhellet aus dem Plinius, Lib. XXXVI. c. 26. und aus dem Seneca, Epist. XC. und Mariette (Traité des pierres gravées, I. S. 93.) will sogar, daß sie deren in Glas geschnitten haben. Auch sind von jenen Pasten viele auf uns gekommen. In den neuern Zeiten ist, eben diesem Schriftsteller zu Folge (a. a. O.) ein Mayländischer Mahler, Franc. Vicecomite, gegen Ende des 15ten Jahrhunderts, einer der ersten gewesen, welcher Glaspasten verfertigt hat. Von dem

Mat-

Matthäus (De rerum inventoribus S. 38) wird sie aber einem gewissen Angel. Barroellus zugeschrieben. Allein Alb. Neri und Kunkel brachten sie, durch die Künst, dem Glase die Farben der Edelgesteine zu geben, unstreitig zu einer höhern Vollkommenheit, und von dem erstern schreibt sich auch wohl der Nahme Paste selbst, in dieser Bedeutung, her, als mit welchem er sowohl den Teig, oder die verschiedenen Massen, die er aus Metallen und allerhand Mineralien zusammen schmolz, um dem Glase die Farbe der Edelgesteine zu geben, als auch das gefärbte Glas selbst, in seinem bekannten Werke belegt. Hierauf veranlaßte der Herzog von Orleans den Hrn. Homberg, die geschnittenen Edelsteine in ähnlich gefärbtem Glase, auf das genaueste, sowohl in Ansehung der Vorstellung, als der Farbe, abzudrucken, und Stosch (in den Gemm. antiq) giebt seinen Pasten das Zeugniß, daß sie den alten Pasten in allem, nur nicht in der Härte, gleichkommen. Und in neuern Zeiten hat H. Reifstein in Rom glückliche Versuche gemacht, dergleichen in zwey und mehr Farben zu verfertigen (S. Winkelmann's Anmerk. zu s. Geschichte der Kunst, S. 9 und J. G. Meusel's Miscell. Heft 18. S. 325.)

Doch man hat sich auch nicht bloß begnügt, Glaspasten zu machen; man hat auch in Schwefel, Siegellack, Gyps, künstliche Steine und allerhand Arten von zubereiteter Erde (als in eine Talkerde, von Hrn. Lippert; in eine schwarze Erde, von Hrn Tassie in England) Abdrücke und ganze Sammlungen zum Verkaufe gemacht. Die wichtigsten derselben sind die, von Chrstn. Dohn in neuern Zeiten, zu Rom, in rothen und schwarzen Schwefel gemachten; ein Verzeichniß ist nicht davon bekannt; in einem Briefe von Winkelmann wird aber gesagt, daß die Anzahl der abgedruckten Steine sich nicht über 1200 beläuft. — Catalogue des pâtes de souffre tirées des pierres gravées par les plus fameux Artistes de l'antiquité, tant Gr. que Rom., qui se vendent chez Mr. Götzinger, à Anspac. 8. (besteht aus 600 Stück.)

Auf künstlichen Steinen: Mads. Feloix hat eine dergleichen Sammlung von 1500 Stücken geliefert (S. Bibl. der sch. Wissenschaften, Bd. 6. S. 404.)

In

In weißer Erde, von Hrn. Lippert (Dactyliоth. Lippertianae Chilias I. a Ioa, Frid. Chriſtio, Lipſ. 1755. 4. Chil. II. ebend. 1756. 4. Chil. III. a C G. Heyne, ebend. 1763. Eine Auswahl aus dieſen drey Tauſenden, von zwey Tauſend, mit einem deutſchen Verzeichniß und Erklärungen, Leipz. 1767. 4. Ein Supplement dazu von 1049 Abgüſſen, L. 1776. 4.)

In engliſcher ſchwarzer Erde: A Catalogue of Cameos, Intaglio's, Medals etc. of Joſ. Wedgwood, Lond. 1773. 12. verm. und mit einem franzöſiſchen Titel, ebend. 1788 und 1790. 8. — Account of the preſent Arrangement of Mr. J. Taſſies Collection of paſtes and impreſſions, from anc. and modern Gems . . . by R. E. Raſpe, Lond. 1787. 8. Und unter dem Titel: A deſcript. Catal. of a general Collect. of ancient and modern Gems . . . caſt in coloured paſtes, white enamel and ſulphur by J. Taſſie, arranged and deſcribed by R. E. Raſpe, and illuſtr. with Copperplates, to which is prefixed an introduction on the various uſes of this collection, the origin of the art of engraving on hard ſtones, and the progreſs of paſtes, Lond. 1791. 4. 2 Bde. mit 58 Kpfrn. (Die Zahl derſelben beläuft ſich jetzt auf 15000.) — — Eine andre Dactyliothek von 1200 Stück geſchnittenen Steinen, nebſt einer Menge abgedruckter Medaillen werden bey Keßler in Nürnberg, und Roſt in Leipzig verkauft. (S. N. Bibl. der ſch. Wiſſenſch. Bd. 25. S. 141.) — — Noch eine von 150 Stück iſt bey Roſt in Leipzig zu haben. — — Noch eine andre bey J. F. Löhr in Mainz (S. T. Merk. Auguſt 1786.) — — Eine dergleichen von J. S. Götzinger (S. Catal. des pates de ſouffre, tirées des pierres gravées par les plus fameux artiſtes de l'Antiquité, qui ſe vendent chez Mr. Goetzinger . . . . Anſp. fol.) — —

Anweiſungen, Abdrücke, oder Paſten aller Art zu machen: Manière de copier ſur le verre les pierres gravées, par Guil. Homberg, in den Mem. de l'Acad. Royale des Sciences, An. 1712. — In der Vorrede von des Vettori Traktat, De ſeptem Dormientibus, R. 1741 ſoll ſich eine Anweiſung, wie Glaspaſten zu machen ſind, nebſt einem Verzeichniſſe von Künſtlern darin finden. = Des pierres gravées factices, et de la manière de les faire; Obſervations

sur les diverses manières de tirer des empreintes. . . . in dem Traité des pierres gr. par P. J. Mariette, Par. 1750. fol. Bd. 1. S. 209 u. f. — Hr. Raspe, in den Anmerkungen über Hrn Klotzens Schrift vom Nutzen und Gebrauch der geschnittenen Steine, Cassel 1768 8. hat die Manier, wie er sich Abdrücke gemacht, angezeigt. — Die Kunst . . . Abdrücke, und Abgüsse von Gyps, von Glas und rothem Schwefel zu machen, im Orestrio, von den drey Künsten der Zeichnung, Wien 1774. 8. Th. 2. N. LXXI-LXXIII. S. 438. u. f — Im deutschen Merkur (März 1776) findet sich eine Nachricht von der Kunst Glaspasten zu verfertigen. — — Kurze Anweisung, wie Schaumünzen auf eine leichte Art in Gyps, Schwefel und anderen Materien abzugiessen sind. Hof, bey Grau, 1798. 58 S. 8.

Pastegnes, so heißt bey den Türken eine Art Wassermelonen, welche bey ihnen zur Tortur gebraucht werden. Der Beklagte muß nähmlich eine gewisse Quantität davon essen, wodurch ihm das Vermögen zu uriniren benommen wird. Man läßt ihn in diesem gewaltsamen und schmerzhaften Zustande so lange, bis er alles, was man verlangt, bekennt; allein, er mag nun schuldig oder unschuldig befunden werden, so behält er doch auf seine ganze Lebenszeit die fühlbarsten Beschwerden von dieser Gerichtsoperation.

Pastel d'écarlate, Scharlachwaid, s. im Artikel Kernes, Th. 37, S. 35.

Pastell, der, (sehr häufig auch das, besonders in so fern man sich ein Gemählde darunter denkt) aus dem Franz. Pastel, welches, so wie Paste, von Pasta, der Teig abstammet, bey den Mahlern, ein aus Farbenteige geformter und hernach getrockneter Stift, und die Art damit trocken zu mahlen. **In Pastell mahlen**, mit solchen Stiften. Am üblichsten ist es in den Zusammensetzungen **die Pastellmahlerey**, die Art und

Weise mit solchen Stiften zu mahlen, der Pastellmahler, der Pastellstift, ein solcher Farbenstift u. s. f. Im mittlern Lateine ist Pastellus und Pastillus, eine Pastete.

Die zur Färberey zubereiteten Waidballen werden im Französischen Pastel genannt, daher auch die deutschen Materialhändler sie collective Pastell nennen. Schon bey den älteren Griechen heißen sie παστιλλοι. Im Ital. sind Pastelli spanische Räucherkerzchen.

Von dem Pastell in dieser letzten Bedeutung, als einem Producte der Pflanze Isatis tinctoria Linn., sehe man den Art. Waid.

In so fern man unter Pastell die Farbenstifte zum Mahlen oder die Kunst damit zu mahlen selbst versteht, hat man die Artikel Pastellfarben und Pastellmahlerey nachzusehen, wo ausführlicher davon gehandelt wird.

Pastellfarben, diejenigen Farben, welche zum Mahlen in Pastell geschickt sind und dazu die gehörige Vorbereitung erhalten haben.

Zu Verfertigung der Pastellfarben, welche in die Gestalt kleiner Stifte, die man gemeinhin Crayons zu nennen pflegt, gebracht werden, kann man sich aller Farben bedienen, die sich in ein sehr feines Pulver bringen lassen; nur darf man bey feinen Arbeiten keine wählen, welche der Veränderung unterworfen sind, z. B. den Plattlack, das Berlinerblau, den Lack u. s. w. weil sie nicht nur blasser werden, sondern zuweilen gar ihre Farbe ganz verlieren. Eben so wenig soll man sich des Bleyweißes oder Schieferweißes bedienen, weil sie gern schwarz werden, und man überdieß andere weiße Farben hat, die besser und diesem Fehler nicht unterworfen sind. Wenn indessen der Lack und das Berlinerblau

gut präparirt worden, so kann man sich ihrer zuweilen bedienen, doch muß man sich vorher von ihrer Güte überzeugen.

Außer den Farben die man in ihrem natürlichen Zustande anwendet, muß man noch einige weiße Substanzen haben, um denjenigen welche eine leichte Tinte haben, entweder mehr Körper zu geben, oder sie zu schwächen, z. B. Strohfarbe, Fleischfarbe u. s. w. Man bedient sich hierzu verschiedener Materien, welche gut angewendet, die geheffte Wirkung thun.

Die vornehmsten dieser Materien sind Bleyweiß, Schieferweiß, Pfeifenerde, feiner Pariser Gyps, Spanisch Weiß, Kreide und Stärke, aber das Perlweiß ist das beste unter allen. Wenn man sich also des Weißen bedient, um den Teig zu weichen Crayons zu bereiten, oder wenn man Lack, Karmin, und andere vegetabilische oder thierische Substanzen vor sich hat, so muß man verhüten, daß die weiße Substanz die Farbe nicht verändert, wie es gewöhnlich beym Bleyweiß, Schieferweiß und der Kreide geschieht, sobald man sie anfeuchtet. In solchem Fall muß man blos das Perl-Weiß und den Pariser Gyps wählen, welcher aber frei von allem Kalke seyn muß, weil sonst der Gyps schädlicher würde als die obigen Farben. Am sichersten ist es, wenn man sich dieser Farben gar nicht bedient, sondern gefärbte Erden, und andere mineralische Substanzen an deren Stelle setzt, welche sich nicht verändern, und dieselbe Wirkung hervor bringen. Der Karmin ist jedoch hiervon ausgenommen, weil man ihn zu den Fleischpartien gar nicht entbehren kann.

Man bedient sich zu dem Crayonteige seltener des Schiefer- und Bleyweißes, als der Kreide

de und der Pfeifenerde, und beyde leisten wirklich keinen großen Nutzen, denn sie vermischen sich nicht nur schwer mit andern Farben, sondern machen auch die Crayons so brüchig, daß man große Mühe hat sie zu schneiden, überdies schwärzt das Schieferweiß leicht. Das Bleyweiß ist gut zu den Lichtern zu gebrauchen, weswegen man immer einen Crayon davon bey der Hand haben kann; am besten aber ist, in Fällen, wo man anderes Weiß haben kann, sich desselben gar nicht zu bedienen.

Vormahls bediente man sich häufig der Pfeifenerde, allein sie wird nicht nur beym Trocknen hart, sondern benimmt auch den andern Farben ihre Lebhaftigkeit, welches andere weiße Farben nicht thun, daher manche ihr noch vorzuziehen sind. Zu gewöhnlichen Crayons kann man sich ihrer jedoch bedienen, und sie gerade zu mit den Farben mischen; sie sind damit leichter zu bereiten, als mit einem andern weichern Weiß, dem man Gummiwasser zusetzen muß, um ihm einige Konsistenz zu geben.

Oftmahls bediente man sich auch des pariser Gypses, um den Teig der weichern Crayons damit zu bereiten; in gewisser Rücksicht ist er brauchbar, weil, wenn er ganz rein, d. h. von pulverisirtem Alabaster bereitet worden ist, er die zarten Farben nicht verändert. Allein er hat den Fehler, daß er zu hart wird, und diesem sucht man vorzubeugen, indem man die Crayons in Oliven- oder Leinöhl taucht.

Manche Künstler bedienen sich zum Crayonteige des Spanischweißen, welches aus Kreide und kalcinirtem Alaun verfertigt wird. Es ist von der geschlemmten Kreide darin unterschieden, daß es die Farben, die mit animalischen oder

vegetabilischen Substanzen bereitet worden, nicht verändert; da aber das Perlweiß und der Gypsmarmor sicherer sind, so kann man das erstere entbehren.

Die Kreide taugt noch am besten zu dem Teige der weichen Crayons, denn sie hängt sich fester an, als die übrigen weißen Farben, und erhält, wenn sie gehörig Gummiwasser bekommt, mehr Konsistenz. Es ist die beste Substanz zur Vermischung der Farben die sich nicht verändern; bey den übrigen aber, die sich verändern können, muß man Perlweiß oder Gyps an deren Stelle setzen.

Man bedient sich auch oft der Stärke mit anderm Weiß vermischt, um den Crayons einige Konsistenz zu geben; allein man kann ihrer entbehren, ausgenommen bey dem Bleyweiß.

Die zweyte Klasse der Substanzen, welche zu den Crayons erfordert werden, und von denen ihre Vollkommenheit abhängt, sind die Gummi, mit welchen man den pulverisirten Farben die nöthige Konsistenz gibt, um Crayons daraus machen zu können. Man bedient sich hierzu verschiedener Materien, wovon die meisten diese Eigenschaften bis zu einem gewissen Grade besitzen; die vornehmsten sind die Hefen vom Bier ohne Hopfen, Gummi-Traganth, arabisches Gummi, Leim, Milch, Hafergrütze, Kandiszuker, Oliven- oder Leinöhl.

Die Bierhefen sind im natürlichen Zustande sowohl, als wenn sie über dem Feuer verdickt werden, sehr gut zu den Pastellfarben, die aus Kreide und andern erdigen Materien bestehn; denn sie geben ihnen die nöthige Konsistenz, ohne daß sie zu zerreiblich werden, welches beym arabischen Gummi der Fall ist. Bey dem Vermil-

millon, und einigen andern Farben, sind die Bierhefen allein nicht hinreichend, sondern müssen mit Gummi-Traganth, Leim, oder einer andern klebrigen Materie vermischt werden.

Auch durch das Traganth-Gummi erhalten die Pastellfarben Konsistenz, wenn es vorher in Bierhefen oder sonst einer Flüssigkeit aufgelöset worden. Es ist in dieser Rücksicht dem arabischen Gummi und den übrigen Gummiarten vorzuziehen, die sich in wässerigen Feuchtigkeiten auflösen, weil das Traganth-Gummi das Wasser verdirbt, und sich auch mit dem Teige vermischt, statt daß die andern eine Kruste auf der Masse bilden, und den Crayons eine ungleiche Konsistenz mittheilen.

Das arabische Gummi ist aus eben angeführten Ursachen dem Traganth-Gummi nachzusetzen.

Der Leim thut ohngefähr dieselbe Wirkung, wie der Traganth.

Man bedient sich auch der Milch gerade so, wie der Bierhefen, zur Bereitung der Pastellfarben, wenn man ihnen nur eine leichte Konsistenz geben will, aber auch blos in diesem Falle kann man sie gebrauchen.

Auch der Hafergrütze oder deren filtrirten Absudes kann man sich bedienen, und sie thut mit dem dunkeln Berlinerblau, dem Indigo, und andern Farben, die beym Trocknen hart werden, gute Dienste. Zwar gibt sie ihnen nur eine leichte Konsistenz, verhindert aber doch auch das zu starke Zusammenhängen der Theile, wodurch die Farben brüchig werden.

Endlich bedient man sich auch des Oliven- und Leinöhls zu obigem Zwecke, und gibt den Crayons eine kreide- oder bleyweißähnliche

Konsistenz, indem man sie in diese erwärmten Oehle taucht, wenn sie nähmlich mit Gyps- oder Pfeifenerde bereitet worden, wodurch sie weicher werden, und das Papier besser angreifen.

Hier folgen nun einige allgemeine Vorschriften zur Bereitung der verschiedenen Pastellfarben. Man überläßt es dem Künstler, sich durch die Erfahrung von der Quantität des Gummis oder Leims zu überzeugen, welche zur gehörigen Konsistenz erforderlich ist. Die Zahl und Beschaffenheit der Materien ist zu mannigfaltig und verschieden, als daß man hierüber eine bestimmte und feste Regel angeben könnte.

Weiße Crayons.

Die natürliche Kreide taugt am besten zu den weißen Pastellfarben. Man wählt sie weiß, fein und so dicht als möglich, und schneidet sie in viereckige Stücke von drey Zoll Länge und 3 Linien Dicke, worauf sie mit einem Federmesser zugespitzt werden.

Hat man einen hohen Grad der Weiße nöthig, so kann man einen Crayon aus Bleyweiß verfertigen, so wie es von den Farbenhändlern zubereitet wird. Man pulverisirt es, feuchtet es mit Milch an, und macht einen Teig daraus, woraus die Crayons geformt werden, die man hernach im Schatten trocknen läßt. Haben sie nicht genug Konsistenz erhalten, so zerreibt man sie aufs neue mit Milch und etwas Gummi-Traganth. Dieser Crayons bedient man sich aber nicht, wenn die Kreide schon an sich die gehörige Weiße hat, weil das Bleyweiß durch Zufälle verändert wird, denen man nicht immer vorbeugen kann *).

Rothe

*) Weiße Farben zum Pastellteige aus Eyerschalen, s. im Art. Ey, Th. II, S. 760.

Rothe Crayons.

Zu scharlachrothen Crayons nimmt man Vermillon, Mennige und Bierhefen, welche man bis zur Klebrigkeit hat kochen lassen. Man verdickt sie, wenn man auf ein Maß klebriger Hefe einen Scrupel Traganth-Gummi zusetzt. Mit diesen Hefen wird der Vermillon und die Mennige zerrieben, ein Teig daraus gemacht, und hernach Crayons daraus geformt, die man bey gelinder Wärme trocknen läßt.

Im Fall man die Orangetinte der Mennige nicht braucht, thut man besser den Vermillon zu wählen; denn obgleich die Tinte der Mennige sich bey Pastell besser als bey Oehlfarben hält, so fährt man mit dem Vermillon ungleich besser, weil dieser nur durch das Feuer verändert werden kann.

Man kann blassere Crayons von derselben Farbe verfertigen, wenn man den Vermillon oder die Mennige mit geschlemmter Kreide versetzt, welches in drey verschiedenen Verhältnissen geschehen kann; die erste Proportion ist, mit einem gleichen Gewicht Kreide; die zweyte mit dem doppelten, und die dritte mit einem dreyfachen. Will man andere Tinten haben, so darf man nur die Quantitäten verhältnißmäßig verändern. Die Mischung wird auf obbemeldete Art mit verdickten Bierhefen gemacht. Doch muß die Hefe dicker seyn, wenn die Kreide in geringem Verhältniß vermischt ist, je nach den drey angegebenen Proportionen, weil sie durchs Trocknen eine starke Konsistenz erhält.

Der rothe Ocher gibt einen schmutzigen Crayon, der aber doch seinen Nutzen hat, wenn man ihn mit Bierhefen, die durchs Kochen ver-

dickt worden, und mit Traganth-Gummi, wie oben bey dem Vermillon gezeigt wurde, versetzt.

Man kann auch Crayons mit scharlachrothem Ocher und Kreide, eben so wie mit Vermillon verfertigen, indem man die Tinten immer mildert.

Der indische Saflor gibt, auf dieselbe Art behandelt, verschiedene Tinten von Roth.

Der rothe Ocher bedarf gar keiner Vorbereitung, man darf ihn nur rein, und von guter Farbe wählen, so erhält man gute Crayons, wenn man ihn wie die Kreide behandelt.

Den rothen Lack kann man zu den karmoisinrothen Pastelfarben gebrauchen, wenn man ihn mit Bierhefen anreibt, und im Fall er zu viel Gummi hat, setzt man Absud von Hafergrütze dazu. Der Lack muß aber gut gewählt werden, weil wenn er nicht gehörig vorbereitet ist, er in den Pastelfarben sich eher verändert, als in den Oehlfarben. Man kann auch vermittelst des Perlweiß und des pariser Gypses, die Tinte des Lacks und der vorher gemeldeten Farben mildern. Perlweiß dient hierzu am besten, doch muß man ihm mehr Gummi geben, als der Kreide. Je nachdem man eine größere Quantität Lack braucht, läßt man die Bierhefen mehr oder weniger verdicken; bey den übrigen Crayons setzt man nur Traganth-Gummi zu, um ihnen mehrere Konsistenz zu geben *).

Wenn der Karmin nicht so kostbar wäre, so müßte man auch Crayons von diesem haben, und um ihn zu schonen, könnte man ihn, wie nachher gezeigt werden soll, mit einem kleinen Röllchen Handschuhleder anwenden.

Man

*) S. auch im Art. Lack, Th. 58, S. 398.

Man muß ferner einen kleinen Crayon haben, der aus scharlachrothem Ocher, und etwa einem Drittel Karmin besteht, die man mit Milch, etwas Hafergrütz-Absud, und Gummi-Traganth abreibt. Man findet Karmin, welcher Gummi genug für sich hat, in diesem Fall läßt man den Traganth weg.

Auch muß man kleine Crayons von Karmin und Perlweiß, mehr oder weniger dunkel haben, wobey man die Hefen je nach der Quantität des Weißen mehr oder weniger verdickt. Auch richtet man sich nach der mehr oder mindern gummiartigen Beschaffenheit des Karmins.

Von dem Plattlack können schöne Crayons gemacht werden, allein er hat gewisse Unannehmlichkeiten, die den Gebrauch desselben verbieten. Da er Konsistenz genug hat, so macht man Crayons davon, wie mit der Kreide, nur mit dem Unterschiede, daß man ihn mit Bierhefen abreibt; am besten ist es aber ihn gar nicht zu gebrauchen, weil er an der Luft seine Farbe verliert.

Blaue Crayons.

Die dunkelblauen Crayons werden mit Berlinerblau gemacht, welches mit Hafergrütz-Absud zerrieben wird, und wozu man Bierhefen thut, um ihnen mehr Konsistenz zu geben.

Der feine Indigo dient gleichfalls dazu, wenn er mit Bierhefen oder Gescht angerieben wird, der durch das Kochen verdickt worden.

Zu den blaßblauen Farben nimmt man mehr oder weniger leichtes Berlinerblau und Biergescht, den man durchs Kochen verdickt; man setzt auch im Verhältniß seiner Leichtigkeit Traganth zu, weil es gummihaltiger ist, je nachdem es eine dunklere Farbe hat.

Die grüne Erde gibt auch schöne blaue Crayons, der Biergescht muß aber sehr dick dazu genommen werden.

Die gepulverte Smalte oder das Emailglas liefert gleichfalls einen blauen Crayon, wenn sie wie die grüne Erde behandelt wird.

Auch macht man blaue Crayons mit grüner Erde, oder pulverisirter Smalte und Kreide, wenn man sie zusammen mit Biergescht abreibt.

Da das Ultramarin zu theuer ist, um Crayons daraus zu machen, so verfährt man mit demselben wie mit dem Karmin.

Gelbe Crayons.

Man macht dergleichen aus Auripigment, aber wegen seiner schädlichen Eigenschaften und seines schlimmen Geruchs, zieht man ihm die folgenden vor. Man kann jedoch Crayons davon erhalten, wenn man es mit verdicktem Biergescht und Traganth abreibt, und es nachher an der Luft trocknen läßt.

Der mineralische Turbith liefert, wenn er fein zart zerrieben ist, Crayons von einer lebhaften gelben Farbe; man verfährt dabey wie mit dem Vermillon.

Das deutsche und englische Beergelb (Stil de Grain), liefert auch schöne gelbe Crayons, aber diese Farben sind der Veränderung mehr unterworfen, als die beyden ersten. Wenn sie eine gute Konsistenz haben, so kann man sie wie Kreide schneiden, außerdem muß man sie mit Bierhefen abreiben.

Der gelbe Ocher läßt sich wie Kreide zu Crayons schneiden, wenn er vorher zerrieben, ausgewaschen, und mit Biergescht eingerührt wor-

worden ist. Man verändert die Tinten desselben vermittelst der Kreide.

Grüne Crayons.

Grünspan-Krystalle geben, wenn sie gut bereitet worden, sehr schöne grüne Crayons. Man zerreibt sie sehr fein mit Weingeist, oder Terpentinöhl, und macht mit verdicktem Biergescht und Traganth einen Teig daraus, jedoch so, daß so wenig als möglich Flüssigkeit dazu kömmt. Nachher läßt man sie an der Luft trocknen.

Berlinerblau, und mineralischer Turbith in verschiedener Dosis zusammen gemischt, liefern verschiedene grüne Crayons; die man mit Biergescht abreibt.

Auch macht man sie von einem sehr lebhaften Grün mit Berlinerblau, Beergelb und Biergescht.

Grüne Erde und mineralischer Turbith geben blaßgrüne Crayons, wenn man dem Biergescht noch Traganth zusetzt.

Die pulverisirte blaue Smalte mit mineralischem Turbith, oder Beergelb vermischt, geben blaßgrüne Crayns; bedient man sich aber des Beergelbs dazu, so muß man den Biergescht recht dick werden lassen.

Aehnliche Crayons können mit obbemeldeten Farben und Kreide verfertigt werden, wenn man alles dabey beobachtet, was bey den andern Farben gelehrt worden ist.

Orange Crayons.

Diese werden bereitet, wenn man Auripigment oder mineralischen Turbith, mit Mennig oder

Vermillon vermischt, und mit Biergescht und Traganth wohl unter einander reibt.

Man verfertigt auch orange Crayons mit englischem oder deutschem Beergelb und Mennig, doch darf der Biergescht hierzu nicht so dick seyn, wie bey der vorigen Bereitung.

Die Tinten dieser Farben werden mit Kreide bereitet. Auch macht man Crayons von bloßer Pomeranzenfarbe mit spanischem Rothbraun und Kreide, welches man mit mittelmäßig dickem Biergescht zu einem Teige macht.

Dieß spanische Braunroth mit Terpentinöhl zart zerrieben, und mit einem Absud von Hafergrütze vermischt, gibt sehr lebhafte pomeranzenfarbige Crayons; deren Bereitung aber weit beschwerlicher ist, als die der andern.

Purpur-Crayons.

Mit Berlinerblau und Karmin werden schöne purpurfarbene Crayons verfertigt, wenn man mit dem Absud von Hafergrütze einen Teig daraus macht. Da aber beyde Farben theuer sind, so macht man die Crayons klein, und braucht sie nur an Stellen welche eine hohe Lebhaftigkeit erhalten sollen.

Mit Berlinerblau und Lack werden ähnliche Crayons verfertigt, die aber an Güte den erstern nachstehen.

Will man ein weniger lebhaftes Purpur, so kann man Indigo nehmen, aber die Tinte wird dunkler. Zur Verfertigung dieser Crayons nimmt man leicht verdickten Biergescht statt des Hafergrützabsudes.

Zur gemeinen Purpurfarbe nimmt man Vermillon und Indigo, die Crayons fallen blas-

ser

ser aus, und man setzt bey der Mischung derselben, dem Biergesicht noch Traganth zu.

Braune Crayons.

Um braune Crayons zu erhalten, die weder ins Oliven- noch ins Orangenfarbige fallen, vermischt man braunen Ocher mit Rußschwarz, und macht mit mittelmäßig verdicktem Biergesicht einen Teig daraus.

Man kann andere braune Crayons von verschiedener Tinte machen, wenn man braunen spanischen Ocher, Umbraerde, gemeinen rothen Ocher und Rußschwarz mit einander vermischt, und zur Verstärkung etwas Beinschwarz zusetzt.

Brauner Ocher und Umbra geben wenn sie mit Biergesicht und Traganth abgerieben worden, gleichfalls einen braunen Crayon.

Will man helleres Braun haben, so nimmt man Walkererde entweder allein, oder mit mehr oder weniger Kreide vermischt, und macht mit Biergesicht einen Teig davon.

Andere dergleichen Crayons verfertigt man, indem man den obigen Mischungen Kreide zusetzt.

Schwarze und graue Crayons.

Die schwarzen Crayons werden mit Kohlen von verbrannten Weiden verfertigt.

Desgleichen auch mit Beinschwarz mit etwas dunklerm Berlinerblau oder Indigo vermischt, welches mit verdicktem Biergesicht und Handschuhleim zu einem Teige gemacht wird.

Graue Crayons macht man mit Bein- oder Rußschwarz und Kreide, welches mit Biergesicht einen Teig gibt.

Gebrauch des Karmins, des Ultramarins und anderer theurer Farben bey der Pastelmahlerey.

Weil Karmin, Ultramarin, und einige andere Farben zu theuer sind, um ganze Crayons daraus zu machen, so bedient man sich bey deren Gebrauch eines kleinen Röllchens von Leder, welches folgendermaßen bereitet wird.

Man nimmt ein Stückchen Leder, rollt es kegelförmig zusammen, so daß das Ende eine stumpfe Spitze macht, und im Fall es zu spitz ausfällt, stumpft man es mit einem Federmesser leicht ab, und bindet es mit einem Faden zusammen, damit es sich nicht wieder aufrollt.

Diese Spitze taucht man sauber in Karmin, und trägt ihn auf die Stellen, wo er hinkommen soll, woraus dieselbe Wirkung entsteht, als wenn man mit Crayon gezeichnet hätte. Man bedient sich auch dieses Röllchens um die Tinten zu verreiben, wo man mit dem Finger nicht hinkommen kann.

Alle Pastellgemählde werden übrigens, sobald sie fertig sind, mit einem Glase und Rahmen versehen, damit die Luft nicht darauf wirken kann.

Pastellcrayons, welche so fest als Röthel sind.

Man zerreibt weiße Tabackspfeifenerde mit Wasser auf dem Reibstein, bis zur Dicke eines Teiges. Dann nimmt man beliebige Farben, reibt jede für sich trocken und so fein als möglich, stäubt sie durch Taffet oder feine Leinwand, und vermischt sie mehr oder weniger mit obigem Teige, je nachdem man ihnen die Farbe geben will; dann setzt man noch etwas Honig und Gummiwasser nach Belieben zu. Von je-

der

der Farbe macht man Crayons von heller und dunkler Tinte, um die Lichter und Schatten damit angeben zu können. Wenn dieß geschehen ist, nimmt man jeden Teig, und rollt ihn zwischen zwey sauberen Bretchen zu einer Stange eines Fingers dick, läßt sie alsdann zwey Tage lang auf Papier im Schatten trocknen, und setzt sie nachher dem Feuer oder der Sonne aus, so sind sie zum Gebrauche bereit.

Crayons zum Wachspastell zu bereiten.

Man muß die Farben zu feinem Pulver zerreiben, und geschmolzenes Wachs mit etwas Honig vermischt, zusetzen, und alles über gelindem Feuer zusammen reiben. Wenn die Mischung beynah erkaltet ist, thut man sie auf Löschpapier, welches alle überflüssige Feuchtigkeit anzieht, gibt hernach den Crayons die Form, und legt sie in kaltes Wasser, damit sie mehr Konsistenz erhalten.

Mit diesen Crayons mahlt man weder auf Papier noch auf Pergament, sondern auf Leinwand. Diese wird vorher einmahl mit Oehl bestrichen, und auf der ganzen Oberfläche mit dem feinsten pulverisirten und durchgesiebten Glase bestreut.

Zweyte Vorschrift. Man löset Weinstein in warmen Wasser bis zur Sättigung auf, filtrirt die Auflösung durch Löschpapier, bringt sie über gelindes Feuer, und läßt weißes Wachs darin zergehen, woraus eine breyartige Wachsseife entsteht, die leicht im Wasser auflöslich ist.

Will man Pastell-Crayons verfertigen, so löst man etwas von dieser Seife in Wasser auf, und feuchtet damit die Farben an, welche pulverisirt, und in einen Teig gebracht sind, dem man

hernach die Form der Crayons gibt. Läßt man sie in diesem Zustande, so sind es weiche Crayons, welche, wie oben gesagt, durch die Wärme fixirt werden können. Verlangt man sie aber fest wie Röthel, so bringt man sie unter einer Muffel ins Feuer. Die Zeichnungen welche damit gemacht werden, sind der Veränderung nicht unterworfen.

Herr Stupan, von Geburt ein Basler, welcher sich lange in Lausanne aufhielt, wurde sonst für den besten Zubereiter der Pastellfarben gehalten, und man glaubte, daß er noch besondere Geheimnisse in dieser Kunst besäße, die man nicht entdecken könnte *).

Ein gewisser Künstler hat eine neue Art Pastellfarben erfunden, welche sich nicht wie die gewöhnlichen mit Wasser wieder abwaschen lassen; auch kann man damit auf Sachen, die mit Oehl angestrichen sind, mahlen. Das Kästchen von 36 Stiften kostet einen Dukaten. Wer dergleichen zu kaufen wünscht, wendet sich mit baarer Zahlung in frankirten Briefen an Herrn Christian Michel, Pfeifenkopffabrikanten in der Ruhl. Der Nahme des Erfinders ist auf einem gedruckten Zettel beygelegt **). Wahrscheinlich sind dieses eine Art von Wachscrayons.

Uebrigens sehe man den Art. Pastellmahlerey.

Pastellkraut, ein Nahme der Isatis tinctoria L., s. Waid.

Pastelllack, eine rothe Lackfarbe für die Pastellmahler, s. unter Lack, Th. 58. S. 398 ff.

Pastellmahlerey, Mahlerey in Pastell, oder eigentlich die Mahlerey mit Pastellfarben, (peintre

*) Pastellfarbenpreise in Lausanne. S. Andreä Briefe aus der Schweitz. S. 259. Anmerk.

**) S. Journal für Fabrik ꝛc. 1797. Nov. S. 397.

tre au pastel) ist eine Art gewischter Zeichnung, welche die natürlichen Farben der Gegenstände mit trockenen Stiften von verschiedenen Farben, welche man Pastelle (pastello, pastell) nennt, vorstellet.

Die Geräthschaft eines Pastellmahlers ist sehr geringe. Er bedarf keiner Palette, noch einer Menge von Pinseln, sondern die Spitze des Fingers, oder ein spitz gerolltes weiches Papierchen, oder ein wenig Baumwolle in einem Federkiel eingedrehet und beschnitten, noch besser aber ein wenig Leder oder Kork. Dieses sind die Werkzeuge, um die Farben, die Halbschatten und die tiefsten Schatten damit zu vertreiben und zu verwischen.

Der Grund, worauf man mit Pastellfarben mahlet, ist von verschiedener Art. Ueberhaupt aber wird eine rauhe und etwas scharfe Fläche dazu erfordert, damit die Pastellstifte desto leichter darauf fahren lassen. Einige bedienen sich zu dem Ende des Pergaments, welches auf einen Rahmen recht straff angezogen wird. Die Eigenschaften, welche das Pergament hierzu haben muß, sind diese, daß es zwar rauh, aber dabey doch fein und weich anzufühlen sey. Der Rahmen, worauf das Pergament gespannt werden soll, muß allemahl zu der Größe des Pergaments proportioniret seyn.

Um das Pergament auf den Rahmen zu spannen, wird dasselbe so geschnitten, daß es auf allen Seiten etwa eines Daumens breit über den Rahmen gehe. Man befeuchtet alsdann die linke Seite des Pergaments, worauf man nicht mahlen will, mit einem nassen Schwamme, lieber zu viel als zu wenig. Hierauf legt man das Pergament auf den Rahmen, und hef-

tet

tet es mit ganz kleinen Nägeln an. Man schlägt aber zuerst an allen vier Ecken des Rahmens einen Nagel ein, damit es im rechten Winkel bleibe. Ist dieses geschehen, und hat man eine Seite völlig fest genagelt, so ziehet man von einer Seite zur andern das Pergament straff an, und heftet es ebenfalls nicht gar zu weitläuftig mit kleinen Nägeln. Da das Pergament selten von gleicher Dicke ist, so dehnet es sich bisweilen ungleich und bekommt Falten, wenn man auch alle mögliche Ordnung und Behutsamkeit beobachtet hat. Um diesen abzuhelfen, darf man nur etliche Nägel, die den Falten am nächsten sind, heraus nehmen, das Pergament von neuem anziehen und wieder heften. Einige, welchen diese Arbeit etwas zu mühsam und umständlich zu seyn scheint, bestreichen das Pergament über und über mit Leim, und lassen es auf ein dickes Bret anleimen. Allein jedermann kann leicht einsehen, was für verdrießlichen Zufällen eine solche Pergamenttafel nothwendig unterworfen seyn muß.

Eine Pergamenttafel hat den Vorzug vor allen übrigen Gründen. Weil aber das Pergament etwas kostbar ist, so ist man darauf gefallen, solche Gründe zu verfertigen, welche demselben gleich kommen. Der beste unter diesen ist, wenn man Leinewand auf einen Rahmen straff anzweckt, alsdann etwas stark Papier aufklebt. Ist dieses trocken, so überzieht man das Papier mit einem starken Leim, welcher kalt und einer Gallerte ähnlich ist, oder auch mit Buchbinderkleister, und stäubt mit einem Haarsiebe recht feines Bimsteinpulver, oder auch sehr feine Schmalte auf den noch nicht getrockneten Leim. Wenn der Bimstein oder Schmalte angetrocknet

ist,

ist, so stäubt man das Ueberflüssige mit einem Pinsel ab. Man kann auf eben diese Art auch bloßes Papier auf einen Rahmen leimen, ohne erst Leinewand zum Grunde zu legen, ob dieses gleich nicht so dauerhaft als das vorige ist. Andere bedienen sich einer mit Braunroth gegründeten Leinewand, so wie diejenige, welche man in der Oehlmahlerey braucht, und richten sie nach der vorigen Art mit Bimstein zu. Diejenige Gründung aber ist die fehlerhafteste, wenn man auf weißes oder besonders blaues Papier, das nicht gar zu vielen Leim hat, mit trocknen Farben mahlen will. Denn da die Oberfläche des Papiers nicht rauh genug ist, die Farbe anzunehmen, so wird das Blaue als der erste Grund, aus allen Farben hervorblicken.

Die Farben, welche zur Pastellmahlerey gebraucht werden, sind lauter Erdfarben, wie man es aus dem Art. Pastellfarben ersehen wird. Gute Pastellstifte müssen besonders die Eigenschaft haben, daß sie auf dem Pergamente oder Grunde ganz willig ihre Farben von sich lassen, ohne daß man nöthig hat, stark aufzudrücken, oder hin und her zu reiben. Solche Pastellstifte bestehen nicht nur aus ursprünglichen Farben, sondern sie bekommen auch allerley Vermischungen z. E. alle Grade einer Fleischfarbe. Eine Pastellschachtel enthält solche Griffel von Berlinerblau, Zinnober, Lack, Umbra, Braunroth Hellgelb, allerley Grade des Braunen, Schwarzen, Erdgrünen, und von jeglicher wieder vielerley Vermischungen. Man hat also sowohl auf helle als auch besonders auf dunkle Farben zu sehen.

Damit während der Arbeit nichts von dem Gemählde ausgelöscht werde, so bedienet man

sich zu großen Portraiten einer Staffeley von gewöhnlicher Größe, wie man sie bey den Oehlmahlern antrifft. Zu kleinen Stücken thut ein Pult, worauf musikalische Stücke pflegen gelegt zu werden, gute Dienste. In die linke Hand nimmt man ein Stäbchen, worauf die rechte Hand ruhet.

Um die Zeichnung auf die Tafel zu bringen, so hat man zu merken, daß alle Theile des Gemähldes mit derjenigen Farbe sehr gelinde entworfen und ausgezeichnet werden, welche ihr natürlich ist, z. E. zum Umriß des Gesichts nimmt man Fleischfarbe, zu den Augen schwarz u. s. w. Um das Weiße zu entwerfen, nimmt man eine lichte Aschfarbe. Man vergesse auch nicht die Grenzen der Schatten mit Punkten anzuzeigen, wie weit sie sich nähmlich gegen das Licht erstrecken, und was für eine Figur oder Gestalt und Farbe sie an sich haben. Fehlerhafte Striche kann man leicht mit Semmelkrume hinwegreiben, und die Sache nach dem Original gehörig verbessern. Durch eben dieses Mittel lassen sich auch die Entwurfsstriche schwächer machen, wenn sie zu stark gerathen seyn sollten. Man lasse sich übrigens Entwurf und Umriß sehr angelegen seyn, damit man der verdrüßlichen Arbeit entgehet, erst hernach ganze gemahlte Theile herauszureiben und zu ändern.

Die Pastellmahlerey hat eine gewisse Lebhaftigkeit und ein sanftes Wesen, welches der Natur weit näher kommt, als in den andern Mahlereyen. Das Wollichte, welches das Pastell macht, ist geschickter als andere Arten Mahlerey, die Zeuge, das Markichte und Glattrauhe der Fleischfarben auszudrücken. Die Farbe erscheint viel natürlicher; allein um hierin einen recht

recht guten Erfolg zu haben, muß man sehr geschickt seyn. Eine gute Kenntniß des Colorits macht hier die Hauptsache aus. Uebrigens ist hierbey die größte Bequemlichkeit, man kann die Farben weglegen, und anfangen wenn man will, ohne viele Umstände damit zu machen, indem hier kein Schmutz, keine Geräthschaften, außer dem Griffel und Fingerballen, statt finden. Die Fehler des Pastellgriffels kann man mit Semmelkrume gar leicht auslöschen, und die Schatten lassen sich alle Augenblicke zerstören, ummahlen oder wieder erwecken.

Allein so groß auch die Vortheile dieser Art Mahlerey sind, so ist sie dennoch nicht ganz ohne Fehler. Ihre größte Unvollkommenheit ist diese, daß die Farben nur einen feinen Staub ausmachen, der sehr wenig an den Grund haftet, den folglich der Wind, der Athem und die leichteste Erschütterung wegführen kann. Der geringste Fehler ist noch dieser, daß die Stückchen Farbe sehr oft entzwey brechen.

Um diese Art Mahlerey dauerhafter zu machen, hat man auf Mittel gesonnen, theils diesen Staub auf dem Pergament, oder auf den andern Gründen, worauf man mahlt, zu fixiren; theils auch das Pastellgemählde, sobald es ausgearbeitet ist, mit einem reinen Glase, das keine Blasen noch Farbe hat, zu bedecken, welches leztere den Farben auch eine Art von Firniß gibt, und dieselben lieblicher macht. Insgemein thut man solche zwischen zwey Glasscheiben, wie unter eine Presse, um sie vor dem Staube, und sowohl vor dem allzu starken Austrocknen, als auch vor der Feuchtigkeit zu bewahren.

Was die Befestigung der Pastellfarben betrifft, so machte man lange ein Geheimniß dar-

aus. De la Tour und besonders Lauriot in Frankreich sollen die Fixirung der Pastellgemählde erfunden haben. Einige geben an, man solle das Pastellgemälde über den Dampf eines siedenden Wassers nach und nach halten, und zuletzt das Gemählde mit den lebhaftesten Erhöhungen vollends endigen. Eine andere Vorschrift ist folgende: man wähle zum Grunde des Gemähldes ein feines Papier, tränke es mit Leinöhl, und überstreiche es zuletzt mit einer Farbe, welche mit Oehlfirniß angemacht ist. Ehe aber die Grundfarbe trocknet, bestäube man sie mit Bimsstein. Hat man hierauf sein Pastellgemählde verfertiget, so bestreiche man die linke Seite desselben mit Terpentinöhl, so wird dieses durch den öhlfarbenen Grund durchdringen, und zugleich die trockne Pastellfarbe anziehen. Die Blicke werden zuletzt mit Oehlfarbe gemacht.

Auch nachfolgende Vorschriften zum Fixiren der Pastellgemählde sind von diesen und jenen empfohlen worden:

Die Kunst, Pastellgemählde zu fixiren, besteht in einem nicht kostbaren Liquor, in welchen das Pastellgemählde nur einen Augenblick eingetaucht wird. Dieser Liquor wird bereitet, indem man schönen pulverisirten Alaun in zwey Gläser Wasser auflösen läßt; wenn soviel als möglich aufgelöst worden, so gießt man das Alaunwasser von dem unaufgelöst gebliebenen Alaun ab. Dieß ist um so nöthiger zu beobachten, da, wenn man den unaufgelösten Alaun in dem Liquor ließe, derselbe beym Trocknen das Gemählde matt machen, und an den Stellen, wo sich der Liquor angehäuft, weiße Flecken verursachen würde.

In dieses Alaunwasser thut man ohngefähr für anderthalb Groschen klaren reinen Fischleim, läßt ihn vier und zwanzig bis dreyßig Stunden darin weichen, und erhitzt das Wasser bis zum Sieden, damit der Leim vollkommen zergehe. Dann filtrirt man den Liquor durch Leinwand, um den wenigen Bodensatz abzusondern, und gießt den filtrirten Saft

in

in eine Glasflasche, worein man vorher drey Maß ungefärbten Brandtwein, mit einem guten Glas Weingeist vermischt, gegossen hat.

Dies ist die Bereitung des Liquors zur Fixirung der Pastellfarben. Man kann eine größere oder geringere Quantität davon bereiten, wenn man die Verhältnisse der Ingredienzien, nach der Größe der zu fixirenden Gemählde vermehrt. Derselbe Liquor, der zur Fixirung eines Gemähldes gedient hat, kann auch zur Fixirung eines andern dienen, so lange noch eine hinreichende Menge davon übrig ist. Wenn er aber etwas zu alt geworden, so schwächt er die Lebhaftigkeit der Farben.

Das Verfahren des Fixirens selbst ist folgendes.

Man nimmt ein metallnes Becken, z. B. von Bley, welches lang und breit genug ist, das Gemählde zu fassen; auch kann man statt dessen starke Wachsleinwand nehmen, und den Rand rings herum in die Höhe schlagen. Die Wachsleinwand hält nicht nur den Liquor, sondern ist auch deswegen bequemer, weil man sie verlängern oder verkürzen kann.

Der Liquor wird hierauf im Sandbade erwärmt, und wohl Acht gegeben, daß der Fischleim sich auflöset, denn vorher sitzt er, besonders wenn es kalt ist, auf dem Boden des Gefäßes. Hierauf setzt man in jede Ecke des Beckens ein Stück Blei, welches nur etwas über eine Linie mit dem Liquor bedeckt werden darf, dann nimmt man das Gemählde horizontal, und taucht es leicht hinein.

Die Bleystücke, die man in die Ecken gesetzt, verhindern, daß das Gemählde nicht zu tief eintaucht. Das Eintauchen und Zurückziehn muß das Werk eines Augenblicks seyn; das Gemählde wird wieder in horizontaler Lage zurück gezogen, und in derselben Lage an einen Ort gebracht, wo es blos auf beyden Rändern ruhen kann, z. B. auf der Lehne zweyer Stühle, wo man es trocknen läßt.

Wenn das Gemählde trocken ist, so sieht man erst die Wirkung des Liquors, und erkennt, daß jeder Strich seine erste Lebhaftigkeit behalten hat. Mit dem bloßen Auge ist man gar nicht im Stande eine fixirte Stelle Pastell von einer unfixirten zu unterscheiden; dies erkennt man blos durch Berühren mit dem Finger, denn der nicht fixirte Pastell verwischt sich unter demselben, der fixirte aber bleibt, und geht nicht ab.

Das Gemählde verliert hierdurch nicht nur gar nichts, sondern die Tinten schmelzen mehr zusammen, werden nicht geschwächt, und das Wasser thut ihnen keinen Schaden. Ein auf solche Art fixirtes Pastell Gemählde kann sogar einen Firniß vertragen, der ihm statt des Glases dient, und wovon das Verfahren hier folgt.

Wenn die fixirte Pastellmahlerei trocken ist, so trägt man mit einem zarten Pinsel ein oder zwey Anstriche von zergangenem Fischleim darauf, der so stark seyn muß, daß er eine Art Gallerte darstellt. Wenn er erkaltet ist, so versetzt man ihn mit einem Drittel Weingeist, oder ungefärbten Brandtwein. Sind diese zwey Anstriche trocken, so überzieht man das Gemählde mit dem Firniß für die ausgeschnittenen Figuren, der hier dieselbe Wirkung thut, wie auf Mahlerei mit Wasserfarbe.

Diese fixirten Pastell-Gemählde haben noch den Vortheil, daß sie können nachgeholfen werden, weil die Crayons so gut angreifen, wie vorher; man kann sogar einige starke Pinselstriche mit Wasserfarbe darauf geben. Diese Methode, die Pastellfarben zu fixiren, dient auch zum Fixiren der Zeichnungen mit Crayons.

Eine andere Methode.

Man pulverisirt arabisches Gummi ganz fein und zart, siebt es durch ein feines Sieb, und bestäubt damit das Gemählde so zart, daß es wie ein darüber gezogener Flor aussieht. Dann nimmt man eine Destillirblase mit ihrem Helm, füllt sie mit Wasser und läßt es kochen. Die Dämpfe welche durch den Schnabel des Helms heraus gehen, werden auf das Gemählde geleitet, doch mit der Vorsicht, daß man die Spitze des Schnabels mit einem Schwamm versieht, damit nicht die in Wasser verdickten Dämpfe auf das Gemählde herunter fallen. Der Wasserdunst löset das Gummi auf, und dieses fixirt die Farben, und macht eine Art Firniß.

Oder. Man löset Kandiszucker in Branntwein oder Weingeist auf, und erhitzt die Auflösung bis zur Evaporation. Das Gemählde wird mit der Rückseite über diese Dämpfe gehalten, welche durch das Papier dringen, und die Farben fixiren ohne ihnen zu schaden. Man nimmt z. B. ein Quentchen Kandiszucker auf eine Unze Branntwein; ist aber das Papier zu stark, so bedient man sich besser des Weingeistes.

Fixi-

Fixirung der Pastellfarben nach der Methode von San Severo.

Man zerschneidet drey Unzen schönen Fischleim in dünne Scheiben, und läßt sie vier und zwanzig Stunden in zehn Unzen destillirtem Weinessig weichen. Dann gießt man acht und vierzig Unzen heißes reines Wasser dazu, und rührt mit einem hölzernen Spatel um, bis der Leim ganz aufgelöset ist. Die Mischung wird in ein gläsernes Gefäß gethan, und dieses zwey Finger tief in eine Schüssel mit Sand gesetzt; diese Schüssel aber bringt man auf einen Ofen mit Kohlenfeuer. Die Hitze muß so regiert werden, daß die Mischung nie kocht, und daß man den Finger darin leiden kann. Man rührt mit dem Spatel so lange um, bis die Auflösung vollkommen vorgegangen, läßt hernach die Materie erkalten, filtrirt sie durch Papier, und erneuert das Filtrum, wenn die Flüssigkeit nicht gut mehr durchdringt.

Sollte zu wenig Wasser dabey seyn, und der Leim zu klebrig werden, so setzt man noch etwas heißes Wasser zu, rührt um, und filtrirt nachher die Flüssigkeit; die Erfahrung allein kann die nöthige Quantität des Wassers lehren. Wenn der Liquor filtrirt ist, so gießt man ihn in eine große Bouteille, und zwar wechselsweise ein Glas desselben, und wieder ein Glas rektificirten Weingeist, so daß ohngefähr gleiche Theile von beyden zusammen kommen. Die verstopfte Flasche wird eine Viertelstunde herumgeschüttelt, damit sich alles recht vermische, so ist der Liquor zum fixiren fertig.

Das Gemählde wird horizontal mit der Farben-Seite nach unten zu gelegt, und gut angespannt; dann taucht man einen weichen Miniaturpinsel in obige Mischung, und bestreicht die Hinterseite des Papiers damit, bis der Liquor auf der andern Seite durchdringt, und die Farben feucht und glänzend, wie gefirnißt erscheinen.

Der erste Auftrag dringt wegen der Trockenheit des Papiers und der absorbirenden Farben schnell durch; der zweyte wird leichter gegeben, aber beyde gleichförmig damit keine Flecken entstehn. Hierauf wird das Papier auf einen ebenen Tisch gelegt, die Mahlerei nach oben zu, und so läßt man sie im Schatten trocknen. Im Sommer geschieht dies binnen zwey Stunden; manche Farben werden jedoch nicht gleich durch diese erste Arbeit fixirt, und in diesem

Fall muß man einen neuen Auftrag wie die vorigen geben.

Nachher überfährt man die Farben mit dem Finger, jede nach ihrer Richtung, um den feinen Staub wegzunehmen, der sich etwa von dem Grunde abgelöset hat.

Diese Methode zu fixiren ist sehr einfach, sicher und leicht; die Veränderung, welche die Farben dadurch erleiden, unmerklich, und die Festigkeit so groß, daß man das Gemählde abwischen kann, ohne den Farben zu schaden. Der Leim gibt dem Papier Stärke, so daß man es an die Wand heften, und auf Leinwand leimen kann, und zwar leichter als das gewöhnliche Papier. Durch den Weinessig werden die Motten abgehalten, welche die Pastellfarben sonst verderben.

Man kann auch das Papier vorher auf Leinwand leimen, bevor es gemahlt wird, aber die Leinwand muß klar seyn, und das Leimen mit Stärke geschehen. Die Farben werden übrigens wie oben fixirt, nur nimmt man einen stärkern Pinsel, und drückt stärker auf, damit der Liquor auf der andern Seite durchdringen kann. Das Trocknen erfordert mehr Zeit, aber die Wirkung ist dieselbe.

Bey der Anwendung der Pastellmahlerey auf die verschiedenen Gegenstände der Natur, hat man sich nach folgenden Regeln zu richten.

1. Man bediene sich dieser Art Mahlerey fast nur in Bildnissen, selten zu historischen Stücken; bey den Landschaften und Blumen fast gar nicht *).
2. Man wähle nicht allzu große noch allzu kleine Pargamenttafeln. Wer die Gesichter nicht völlig in Lebensgröße machen will, wird wohl thun, wenn er selbige auch niemahls kleiner als drey Zoll lang macht.
3. Die weiße Farbe des Pergaments ist die geschickteste, den ersten Grund zu allen Farben abzugeben. In Ermangelung also der

*) Die ersten Landschaften in Pastell sind von Alex. Theile, der 1685 in Erfurt geboren war, und sich in Dresden aufhielt, verfertigt worden.

der Pergamenttafel muß man den Grund allezeit lieber von Bimsstein machen.

4. Um das Zerbrechen der Farben zu verhüten, fasse man die Pastellgriffel so kurz als möglich an.

5. Bey dem Untermahlen muß das Weiße des Pergaments durch die Striche der Pastellstifte so bedeckt werden, daß diese Striche nicht einzeln zu erkennen sind, sondern alle zusammen einem ganzen Anstriche gleichen.

6. Die Farben dürfen nicht schwach noch dünne auf dem Pergamente sitzen, aber auch nicht auf einmahl zu dicke aufgetragen werden, weil man sehr oft eine Farbe auf die andre setzt. Hierin liegt die Ursache, warum einige Pastellgemählde lebhaft und kräftig aussehn, andere hingegen matt und abgestorben sind. Bey der Anlage einer Farbe nehme man sich in Acht, nicht zu sehr darauf zu drücken, indem diese erste Fläche der Farben etwas dünne auf dem Pergamente liegen muß, damit es die andern nachfolgenden Farben willig annehmen kann.

7. In der Pastellmahlerey lassen sich nicht zwey Sachen die in ihrer Farbe völlig von einander unterschieden sind, auf einander mahlen; sondern es muß eine jede derselben das bloße und reine Pergament zu dem ersten Grunde haben. Man muß also besorgt seyn, jede Farbe gleich an ihren rechten Ort zu bringen. Ist es aber aus Versehn geschehen, so muß man sie lieber mit Semmelkrume heraus reiben, oder auch mit einem Federmesser ganz sachte abschaben. Z. B. wenn man einen Ort, der gelb seyn sollte, mit Roth gemahlt hätte, so würde sich

dieser Fehler sehr schwer in der Pastellmahlerey mit der gelben Farbe ändern lassen.

8. Die Vermischung der Tinten und Halbschatten geschieht durch ein leichtes und gelindes Reiben. Es geschieht mit dem äußersten Ende des kleinen Fingers, der aber nicht naß, sondern trocken seyn muß. Man muß aber nicht ohne Unterschied alles in einander, sondern nur die Grenzen, wo zwey Farben zusammen treffen, in einander verreiben. Weil der Finger von der Farbe, die man verreibt, etwas annimmt, so muß man ihn zuvor abwischen, wenn man andere Farben damit verreiben will.

9. Alle Sachen, die aus vielen kleinen an einander hangenden Theilen bestehn, und deutlich seyn müssen, z. E. Augen, dürfen nicht mit dem Finger verrieben werden, sondern man spitzet die Pastellstifte mit einem Federmesser, und bemüht sich mit den Farbenstückchen selbst, oder auch mit den kleinen papiernen Verreibern die Vereinigung der Farben hervor zu bringen. Und wenn man ja an einigen Orten den Finger gebrauchen will, so ist es besser, mit solchem die Arbeit mehr zu beturfen und leicht zu berühren, als sie wirklich zu verreiben.

10. In der Pastellmahlerey ist nichts so schwer als das Licht durchdringend und glänzend, und den Schatten kräftig, glühend, dünne und angenehm zu machen.

Es ist übrigens nicht bekannt wer der erste Urheber dieser Art zu mahlen ist. Der berühmte La Tour hat darin den größten Ruhm erlangt, und von dem bekannten Liautard, sonst auch le peintre Turc genannt, hat man sehr schöne Portraite. La Tour und noch ein anderer

derer Mahler Lauriot, haben diese Art dadurch verbessert, daß sie das Geheimniß erfanden, die Pastellfarben auf dem Gemählde so haltbar zu machen, daß sie sich nicht auswischen. Auch der Engländer Russel gehört zu den berühmtesten Mahlern in diesem Fache.

Bey der Churfürstlichen Gallerie in Dresden ist ein besonderes Cabinet von lauter Pastellgemählden, wovon der größte Theil von der berühmten Rosalba sind. In dieser Sammlung befindet sich auch das Portrait des berühmten Ant. Raph. Mengs in seiner Jugend von ihm selbst gemahlt, und hebt sich sehr merklich über alle dort befindliche Stücke heraus. Man glaubt einen Kopf vom großen Raphael zu sehen, indem man es ins Auge bekommt.

Praktische Anweisung zur Pastellmahlerey, von G. Chrstn. Günther, Nürnb. 1762. 4. 1792. 4. — Auch handelt davon ein, bey dem Traité de la Peint. en Miniature (Haye 1708. 12. S. 149 u. f.) abgedruckter Traité in 20 §§. wobey zu gleicher Zeit eine Anweisung zur Verfertigung von Pastellen befindlich ist. — Das 12te Kap. in des de Piles Elemens de peinture pratique (S. 281. 8. Amst. 1766. 12.) — Elements of Painting with Crayons, by J. Russel, Lond. 1772. 4. — Traité de la Peint. en Pastel, du secret d'en composer les crayons et des moyens de les fixer, avec l'indication d'un grand nombre de substances, propres à la peint. de l'huile P. Mr. P. R. de C. . . . Par. 1789. 12. — In dem Journ. Etranger. Fevr. 1757. findet sich ein Aufsatz: Sur l'Art de peindre en pastel à la Cire. Hr Lauriot besaß ein Mittel, das Pastell feste zu machen, worüber sich in der Bibl. der schönen Wissensch. Bd. 11. S. 354. und in J. G. Meusels Miscell. Heft 9. S. 178 Nachrichten finden. — Ein anderes Mittel, das Pastell feste zu machen ist in der neuen Bibl. der schönen Wissenschaften, Bd. 10. S. 181. angezeigt. Traité de la Peinture au Pastel. S. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften ꝛc. XXXIX, S. 311. Demachy Laborant im Großen. II. 287. d'Apligny Abhandlung von den Farben, S. 33. Loriot's Kunst,

die

die Pastellfarben zu fixiren. S. Weber's Magaz. Th. II. S. 127. Allerley kleinere Notizen findet man noch in dem Götting. Taschenb. a. d. J. 1781. S. 98. Goth. gemeinnütz. Wochenbl. IIr Jahrg. S. 83. Meusel's Miscell. artist. Inhalts 9r Heft. S. 178. Neue Bibl. der schönen Wissensch. und freyen Künste. X. S. 181. XIV. S. 186. XV. S. 119. Prager Gewerbszeitung 1787. S. 61.

Pastellstift, oder so genannter Crayon, s. im Art. Pastellmahlerey, oben, S. 767.

Pastellteig, die teigartige Farbenmasse, woraus die Pastellstifte bereitet werden.

Pastemenröhrlein, oder Apostemenröhrlein, s. Löwenzahn, Th. 81, S. 192.

Pastenade,
Pastenaille blanche, } s. Pastinake.

Pastenaque, s. eben dasselbe. Auch ist es ein Nahme des Stachelrochen, Raja Pastinaca.

Pasteney, s. Pastinak.

Pastenkraut, ein Nahme der Acker-Scabiose, Scabiosa arvensis L.

Pasteque, ein Nahme der Wassermelone, Cucurbita Citrullus Linn., s. im Art. Melone, Th. 88, S. 305.

Pasternak, s. Pastinake.

Ende des hundert und siebenten Theils.

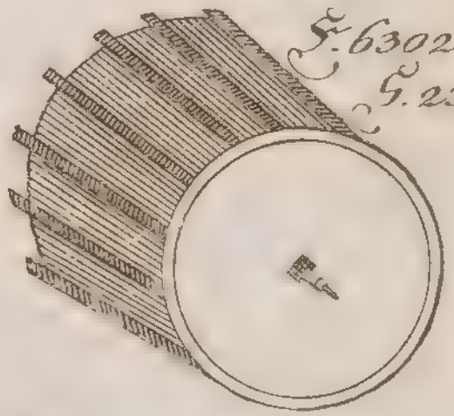
Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier angekleistert, damit sie bequem heraus geschlagen werden können.

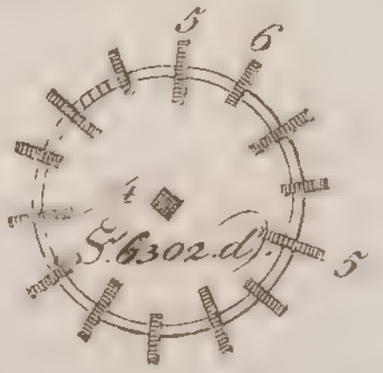
F. 6302. c).

F. 6302. f).

F. 6302. a).
G. 231.

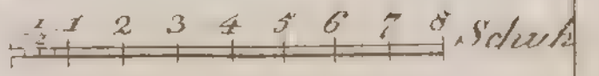


F. 6302. b).



F. 6302. d).

F. 6302. e).



Oec. Enc. CVII Th.

Fig. 6303. G. 239.

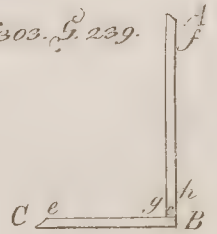


Fig. 6304. G. 240.

Fig. 6305. G. 241.

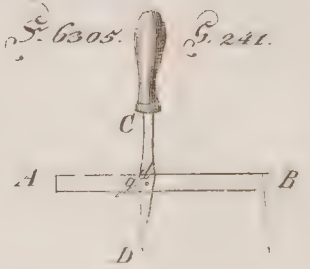


Fig. 6306. G. 249.

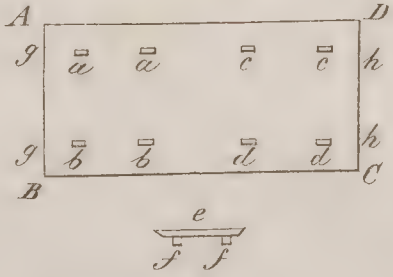


Fig. 6308. G. 276.

Fig. 6307. G. 272.

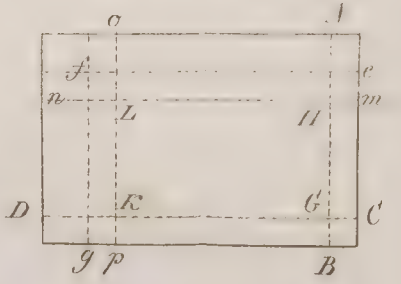


Fig. 6309. G. 312.

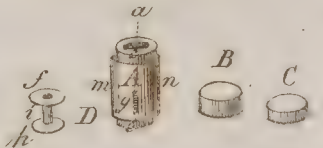


Fig. 6311. G. 314.

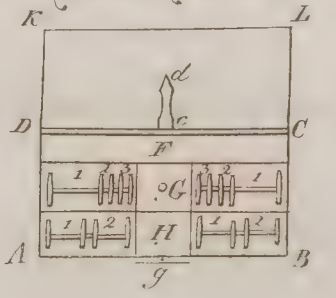
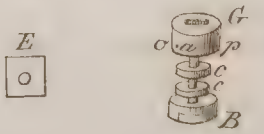
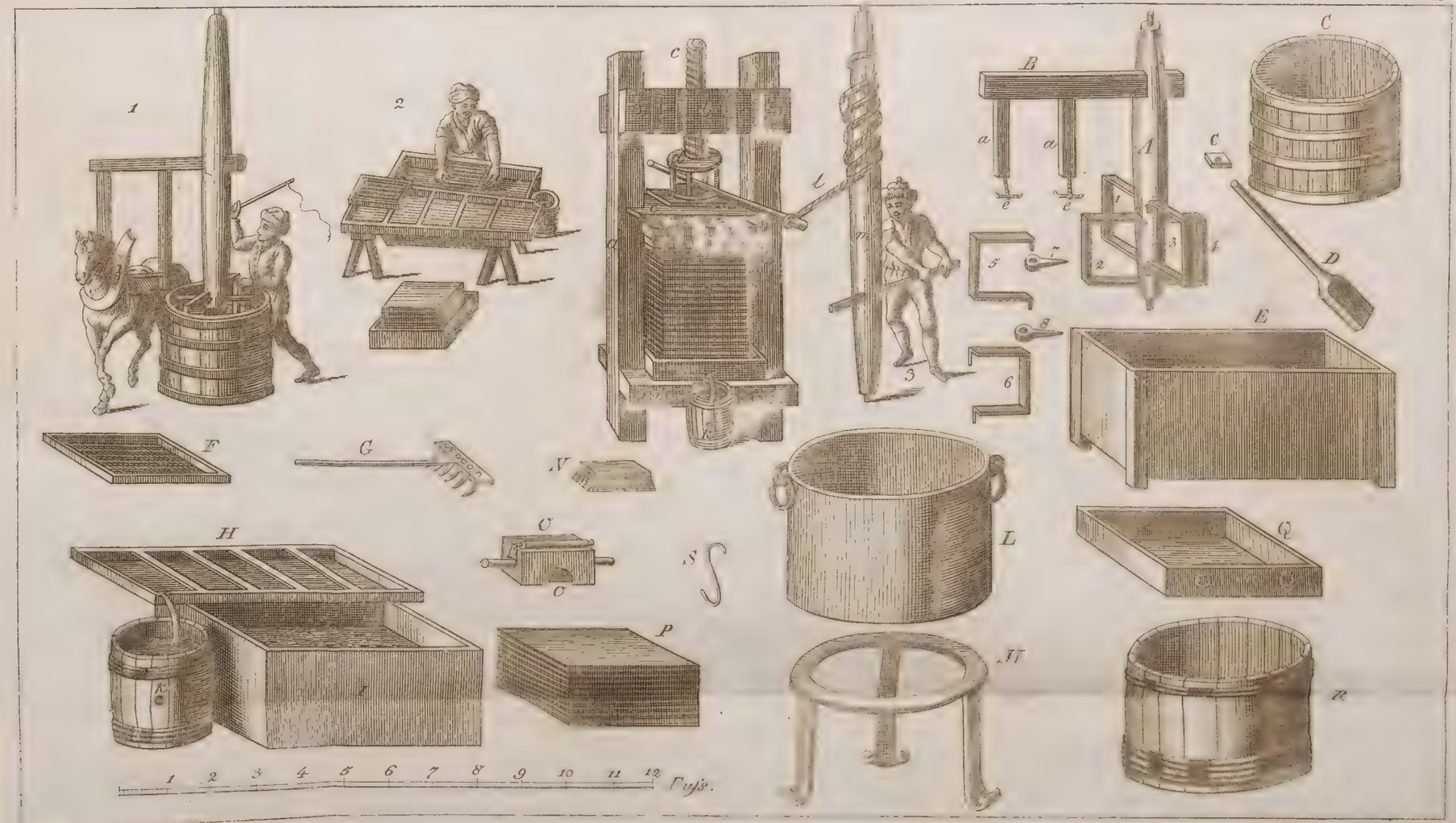


Fig. 6310. G. 313.



Oec. Enc. CVII Th.



Oec. Enc. CVI. Th.

Fig. 6312. Pag. 422.

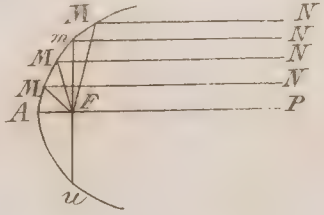


Fig. 6314. Pag. 449.

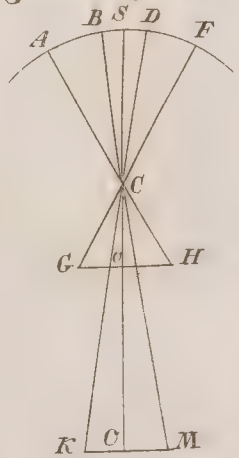


Fig. 6315. Pag. 450.

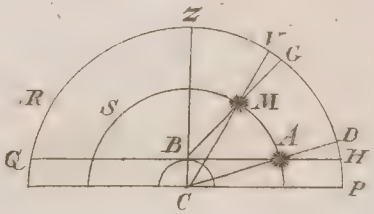


Fig. 6316. Pag. 452.

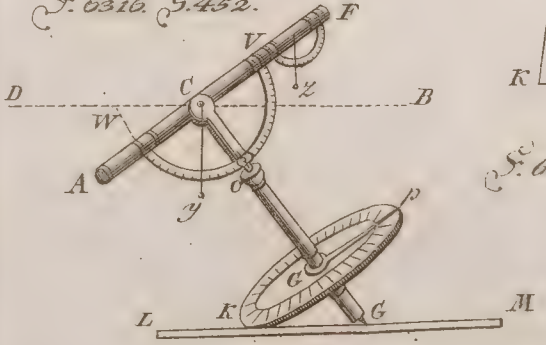


Fig. 6317.

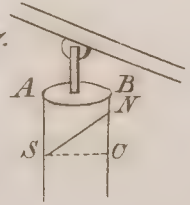
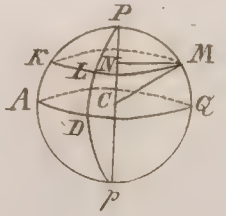
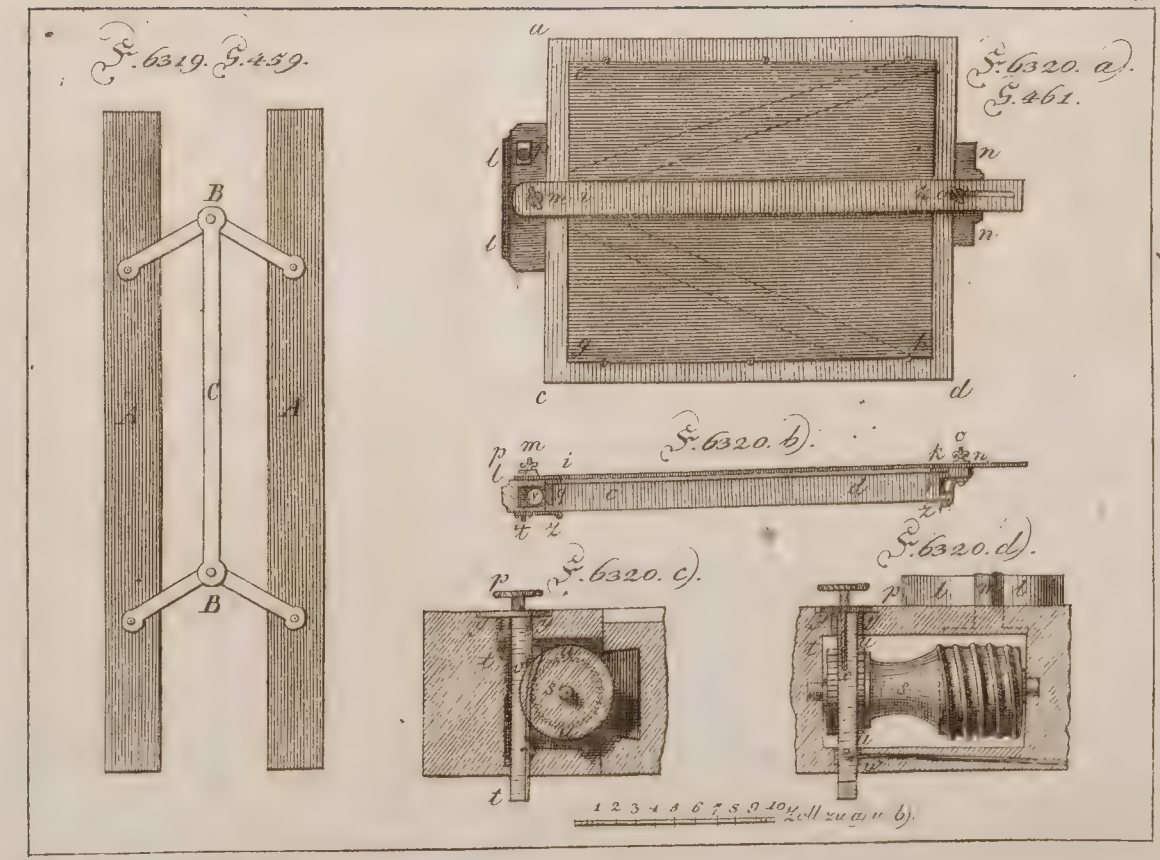


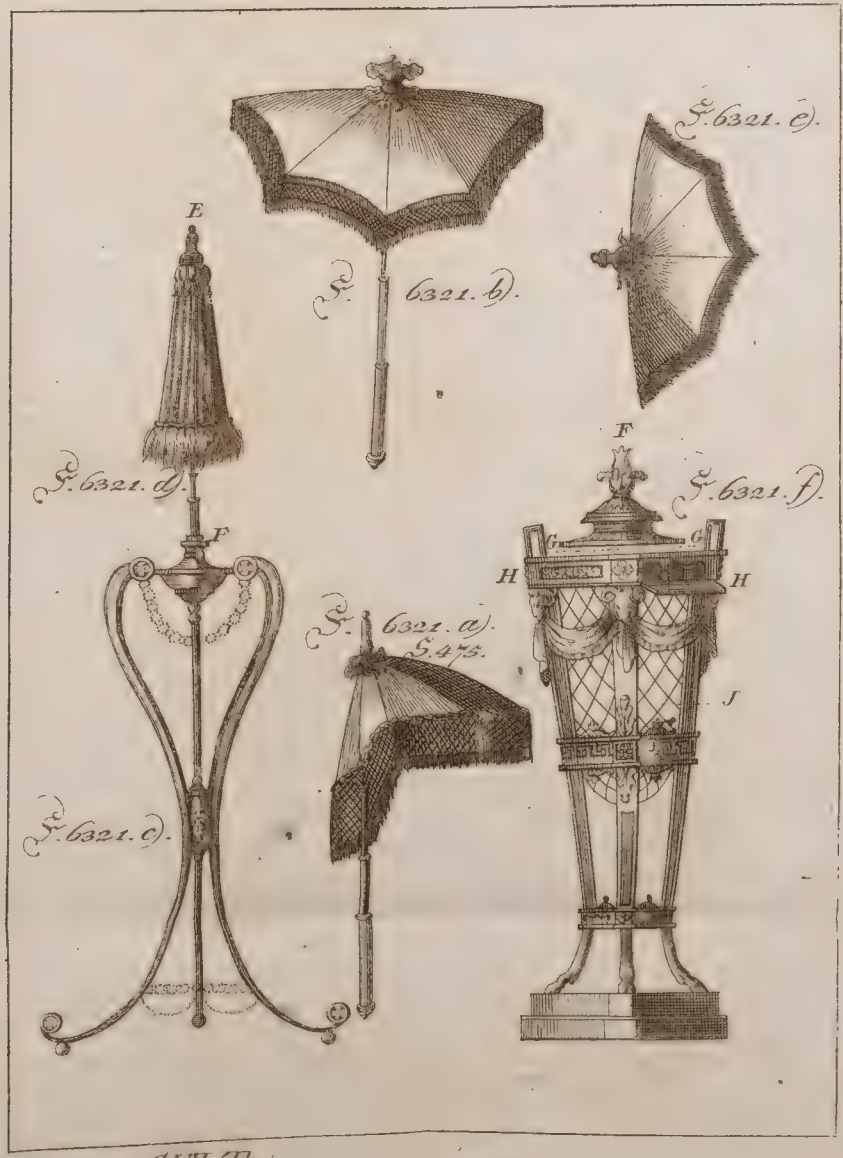
Fig. 6318. Pag. 455.



Oec. Enc. CVII Th.



Oec. Enc. CVII Th.



Cec. Enc. CVII Th.